

Charlotte von Lengefeld

im Jahr 1784.

Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Erster Band.

Mit sechs Abbildungen in Steindruck und Holzschnitt.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorrede.

Das umfangreiche Material, welches das Vertrauen der Mitherausgeberin Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller, dem Unterzeichneten zur Verfügung stellte, um dasselbe zu einem quellenmäßigen Lebensbilde ihrer verewigten Mutter zu gestalten, theilt sich in zwei Massen: in Charlottens eigene Aufsätze und Briefe und in die von ihren Freunden an sie gerichteten. Bei der Redaktion des ersten Theils, dessen Beschluß die beiden ganz erhaltenen größern Briefwechsel mit Freunden bilden, hat den Unterzeichneten der Gedanke geleitet, daß, was sich auf Schiller und Goethe bezieht, insbesondere Schillers eigene Briefe, vollständig mitgetheilt zu werden verdiene, im Uebrigen alles Charakteristische und Interessante, auch weniger Günstiges, aufzunehmen sei. Ob er dabei durchweg die richtige Wahl getroffen habe, steht nicht bei ihm zu entscheiden: es schien ihm aber eine so frische jugendliche Natur, eine so zärtliche Gattin, eine so treue Wittwe und Mutter, eine so anhängliche Freundin, eine so fein empfindende Frau, wie sich Charlotte von Schiller in ihrem Nachlasse zeigt,

wohl werth zu sein, daß sie der Nation, die ihren großen Gatten in ihr Herz geschlossen hat, vollständig bekannt werde.

Der zweite Band wird die verschiedenen Freundeskreise, in denen Charlottens Leben sich von ihrer Jugend an bewegte, näher kennen lehren.

Würzburg, im November 1859.

Ludwig Urlichs.

Inhalt des ersten Bandes.

Vermischte Aufzeichnungen.

I.

Gedichte.

An **

1785.

O wie oft erwacht in meinem Herzen
 Liebevoll dein Bild;
Statt der Freude fühl' ich bittre Schmerzen
 Und mit Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
 Da ich einst dich fand;
Dachte dein beim sanften Abendschimmer,
 Oft an meines blauen Flusses Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
 Die wohlthät'ge Zeit;
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
 Aber, glaube, nicht Vergessenheit.

Den 24. März 1786.

Sprich o Seele, ach, was soll das Heben
Dieses Herzens? all das Streben?
Warum möchtest denn so gerne,
Gern dich heben in die Ferne
Jener Zukunft, die ein gut Geschick
Weise barg? Doch nur zu deinem Glück
Ist es wohl? Denn gut und weise
Ist ja Alles, was Gott gab. Die Reise
Dieses Lebens treten wir
Unter seiner Führung an. Doch suchen wir
Immer andre Wege, denken,
Daß es so, wie wir es möchten lenken,
So geschehe; doch wir irren.
Wie der Schmetterling umschwirren
Wir der Freude Blume; aber sie verschwindet
Gleich der Blüthe, die den Strauch umwindet —
Ach, bald zeigt ein ödes, dürres Land
Uns, daß Alles — Alles — Unbestand.

Zum 3. Februar 1787.[1]

Noch lag ich tief im Schlummer
Und kannte nicht die Welt,
Sah glänzen nicht die Sterne,
Sah noch nicht jene Ferne
So schön vom Mond erhellt.

[1] Geburtstag ihrer Schwester Karoline.

Ich hörte nicht die Winde,
Die unsern Hain durchwehn,
Sah nicht durch Blumenwiesen
Die Saale lieblich fließen,
Sah nicht die Sterne schön.

Da rief ein guter Engel
Dich in des Lebens Tag
Und sprach: dir sei die Freude
Auf immer hold, sie leite
Durch's Leben dich gemach.

Noch liegt in Nacht gehüllet
Ein Wesen, das wie du
Soll sehn den Tag der Erden;
Laß es dir theuer werden,
Du gibst ihm Trost und Ruh.

Es sah den Tag der Erde,
Noch schwebte düstre Nacht
Um seinen Blick, die Leiden
Kannt' es noch nicht, die Freuden,
Und nicht der Freundschaft Macht.

Doch fester immer fester
Verknüpfte sich ihr Band,
Und auf des Lebens Wegen
Gibt sie uns ihren Segen:
Wir wallen Hand in Hand.

Ossians Abschiedsklage.[1]

Auf der grauen Wolke Nebelsitze,
Ueber Hochlands Felsen rauher Spitze
Weilt zum letztenmal mein hoher Geist.
Fingal ist verschwunden, seinen Helden
Kann ich von der Enkel Thaten melden
Würdig, daß sie noch der Sänger preist!

Nicht den Speer mehr in der luft'gen Rechten,
Wenn die Söhne kleiner Menschen fechten,
Schauet Fingals Geist auf sie herab.
Wenn des Nordes Fittige sich schwingen,
Wenn die Nebelgeister fliegend ringen,
Schweben sie nicht um der Vorzeit Grab.

In des Mondes ungewissem Lichte,
An dem Stamm der dicht bemoosten Fichte
Lehnet nicht des Sängers Harfe mehr;
Mit dem Traumbild jener heil'gen Tage
Schwieg auch seine ernste Trauerklage,
Und es horchet Niemand um ihn her.

Fremde Geister sind herauf gestiegen
Aus der finstern Mutter Erde Schoos,
Allen Wahn der Dichtung zu besiegen,
Und der Sänger ist nun heimathlos.
Wo er wandelt, stehen aufgethürmet
Kalte Zweifel ohne Maß und Ziel;
Nicht der Glaube an das Heil'ge schirmet:
Alles ist des frechen Witzes Spiel.

[1] Wahrscheinlich im Jahr 1788 bis 1789 gedichtet, als L. den Ossian fleißig las und theilweise übersetzte.

Von der Erde losgebunden dringet
Ossian in seiner Wolken Land,
Wo des Sängers Harfe wieder klinget,
Da er seine Helden wieder fand.
Lebet hier in eurer Willenklarheit,
Deutet euch des Lebens dunkeln Traum,
Forschet grübelnd nach der strengen Wahrheit,
Aber lasset dort der Dichtung Raum!

Klage.

24. Februar 1805.[1]

Was rauscht und wogt um mich des Lebens Quelle?
Mit ihren Tiefen will sie mich umschlingen!
Doch schnell und schneller folgt die neue Welle,
Wohin soll alle tiefe Sehnsucht dringen?
Das unermeßliche Gefühl der Liebe,
Das in des Herzens zarten Falten lebte?
Was ist mir jetzt dies ewige Getriebe,
Das Phantasie einst lieblich mir umschwebte?
In tausendfacher Noth und bangem Gram
Wird mir zu arm des Lebens wahre Scene!
Ach da der Zauber mich gefangen nahm,
Da sah ich nur das unerreichte Schöne!
Da drängte mächtig an des Herzens Gluthen
In regen Bildern sich das Große an!
Da sah ich nicht des Unglücks rasche Fluthen,
Als ich das Leben freudig lieb gewann!

[1] Während Schillers vorletzter Krankheit (s. Körner 4, S. 388).

Die Liebe senkt gelähmt den matten Flügel,
Vom Hauch des rauhen Nordens angeweht;
In Nacht gehüllt sind mir die Sonnenhügel,
Auf denen lächelnd sonst die Hoffnung steht!
Nun führen mich nicht freudige Gesichte
In eine schöne bessre Welt hinein!
Nur halb beleuchtet steht im Dämmerlichte
Des Lebens letzter, matter, trüber Schein!
Der Feuerfunke, der die Welt beseelet,
Der neu gestaltet um uns Wald und Flur,
Was ist er uns, wenn süße Hoffnung fehlet?
Zu frohem Sinn nur redet die Natur;
Umsonst zeigt sie die wechselnden Gestalten,
Der Blumen bunten schön geschmückten Chor,
Sie mag sich reizend unserm Blick entfalten,
Der süßen Stimme lauscht nicht mehr das Ohr!

Meiner Vielgeliebten.

Zum 18. Julius 1808. [1]

Wenn in dem Herzen, das der Unschuld Frieden
Sich auserkor, ein sanfter Ton erklingt,
So denk, es sei die Stimme, die geschieden
Von dir, doch heiß mit Sehnsucht zu dir bringt.

Der Tag, wo alle Blumen schöner blühen,
Von selbst sich Kränze winden aus den Zweigen,
Dem auch Natur mit freundlichem Bemühen
Die Zierde lieh, um dir sich schön zu zeigen:

[1] Geburtstag der Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar.

Der muß auch einem Herzen Worte geben,
Dem nicht der Freude Stimme mehr ertönt;
Doch fühlt es noch in einem schönen Leben
Mit dem Geschick sich freundlich ausgesöhnt.

Für dich nur mög' es schöne Träume weben,
Das Schicksal, das sich selten liebend zeigt!
Könnt' es dir alle Freuden reichlich geben,
Die, ach zu schnell, ein trüber Hauch verbleicht!

Doch wie dein liebend Herz zu mir sich wendet
Und mir durch dich die Welt noch schön erscheint,
Wie mir durch dich das Glück noch Gutes sendet,
So sei dir alles Gute stets vereint.

An Goethe 1808.[1]

Sonett.

Nach Lesung von Goethe's Sonetten.

Auch mir ergriffen von des Zaubers Tönen
Fühl' ich das Herz. Mein Lied es möchte zeigen,
Nur dir allein, wie ich dem hohen Schönen
Zu huldigen vor dir mich möchte neigen.

Doch dich, von Allen hochgeliebt, zu krönen,
Bedürft' es mehr als stumme todte Zeichen;
Es mag der Wille sich nach Bildern sehnen,
Doch keins vermag dich würdig zu erreichen.

[1] Abgedruckt im Album des deutschen Vereins, S. 288.

Der Geist, der schaffend Alles kann vollenden,
Dem tausend Welten sich im Busen regen,
Der könnt' allein von sich ein Bild uns geben.

Sollt' auch Apollo keine Stimme senden,
Die's ihm verkünde, was uns mag bewegen —
Er wird in allem Schönen ewig leben.

Die wechselnden Gefährten.

Sonett.

Den 22. Februar 1809 zum Gedächtniß des 22. Februar 1790.[1]

Als das Geschick einst zu dem süßen Lohne
Die Lieb und Treu begleitend mir gegeben,
Da dünkt mir's nach dem Himmel auf zu schweben,
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Doch ach! nun such' ich jene hellen Sterne!
Die Noth der Zeiten führt herbei die Schmerzen,
Und Glück und Wahrheit rücken in die Ferne,
Nichts stillt die Wehmuth der zerrissnen Herzen!

Die Sorge naht mit grauem Nebelschleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Von dem Geschick kein freudig Bild enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier,
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

[1] Von Karoline von Wolzogen verbessert in Schillers Leben S. 221 aufgenommen.

An meinen guten Genius.

Prinzessin Karoline.

Eh' mich der dunkeln Nächte Schatten rufen,
Vernimm noch aus des Herzens innerm Grunde,
Wie auf des trüben Daseins letzten Stufen
Es dir gelang zu heilen meine Wunde.

Durch deiner schönen Liebe treues Streben
Erspähte neu belebt ich schön're Welten.
Ich leb' in deinem Glück ein neues Leben,
Wenn auch für mich nicht eigne Freuden gelten.

Kann ich auch nicht das schöne Herz beschirmen,
Muß ich es einst sein Schicksal dulden sehen,
So kann ich sicher deinem Geist vertrauen.

Es werden doch in allen Lebensstürmen
Dir Wahrheit, Schönheit treu zur Seite stehen,
Und diese Hoffnung will ich glaubend schauen.

Chöre.

1810.

Erster Chor.

Wer stand am See Tiberias
Im weißen Kleid?

Zweiter Chor.

Der, dem die Augen waren naß
Um unser Leid.

Erster Chor.

Um unser Leid.

Zweiter Chor.

Um ew'ges Leid.

Erster Chor.

Wer tilgt das ew'ge Leid?

Zweiter Chor.

Der stand am See Tiberias
Im weißen Lammeskleid.

Beide Chöre.

Mensch, wenn dein Auge dir wird naß
Um unser ew'ges Leid,
Winkt dir vom See Tiberias
Der Held im weißen Kleid.

An Henriette von Knebel.

1811.

Der Zauber, den die süße Stimme tönte,
Die mir das wunde Herz mit Kraft geheilet,
Die Anmuth, die das Leben mir verschönte,
Begleite Sie, wo sie auch immer weilet.

Sie ist mir fern, doch nur den trüben Blicken.
Wohl faßt der Geist sie mit den lichten Schwingen;
Der Liebe kann das Schicksal nichts entrücken,
Denn muthig kann sie in die Ferne dringen.

Gib mir, o Sehnsucht, freundliche Gebilde,
Das Herz zu malen, dem der Ton entquillet,
Die Freundin grüßend mit des Himmels Milde,
Die ihr das eigne Wesen schön erfüllet.

Trost.

1812.

In der Pinie Rauschen und aus der Myrthe Geflüster
Tönet im lieblichen Ton ewiger Zeiten Gespräch.
Jene verschütteten Tempel, die Säulen, dem hohen Kronion,
Pallas und Juno geweiht, wecken des Staunenden Sinn.
Aber der Ketten Gerassel, die Klage des dienenden Sklaven,
Der die Gedanken des Lichts, hohe Gebilde vollbracht,
Hat die Zeit nicht bewahrt; das Große ist nur geblieben
Längst schon der Seufzer verhallt, der das Unsterbliche schuf.

Gebet.

Am 10. Januar 1813.

Herr, wenn alle Lebensschrecken
Uns bedrohn, wenn Schmerz sich naht,
Gib uns Trost, dich zu entdecken:
Du vereinest Kraft mit That.

Du kannst alle Sorgen stillen,
Du erheben unsern Muth,
Reinigen des Herzens Willen,
Wenn ihm mangelt höh're Gluth.

Herr, du sprichst: es muß vergehen
Jedes Wesens Traumgesicht;
Wenn wir deinen Wink verstehen,
Leitet uns des Geistes Licht.

Glaubend harren wir voll Hoffen
Deiner Hülfe: sie erscheint,
Wenn auch Unheil uns betroffen,
Ehe selbst der Mensch es meint.

Wanderlust.[1]

Hinaus ins grüne Waldeszelt,
Dort wo die Freiheit lacht.
Nichts ist, was uns gefangen hält
In enger Schranken Macht.

Wir ziehen froh durchs stille Thal,
Die Wiese und den Wald;
Sie sind für uns der schönste Saal,
Wo unser Lied erschallt.

Wir brauchen nicht des Lebens Schein,
Der manches Herz verführt,
Und suchen nicht das Glück allein,
Das frühe sich verliert.

Stark, wie der Eiche alter Zweig,
Ist unser deutscher Muth;
Wir sind in unsern Herzen reich
Und preisen dieses Gut.

[1] Vielleicht 1813 in Ruhla gedichtet. S. Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, S. 139.

An die Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin,

geborne Prinzessin von Sachsen-Weimar.

Den 18. Julius 1813.

Es kann mein Mund dir keine Kunde geben,
Die dich begrüßte zu des Tages Feier,
Der dich, Geliebte, mit des Lichtes Schwingen
Getragen zu dem niedern Erdeleben.
Du bist uns Gabe höherer Gewalten,
Die freundlich auf der Erde sichtbar schalten.

Zwar mischet in des frohen Jubels Töne
Sich mancher Klagelaut des wunden Herzens;
Entnommen ist Sie uns! [1] des Geistes Schöne,
Die sie geschmückt, sie ist nun frei des Schmerzens.
Du hast mit Milde ihr die Welt gesegnet,
Bist edel selbst dem edeln Geist begegnet.

Ach in die Klagen unsrer Liebe drängen
Sich viel Gestalten, die wir nicht erkoren;
Sie wollen fremd der Liebe Kreis verengen,
Gefühl beherrschen, das sie nicht geboren,
Und immer trüber steigt aus finstern Schlünden
Das Lebensbild, das wir voll Wehmuth finden!

Doch unser Herz gehöret andern Welten,
Und mein Gefühl schließt sich an diese an.
Dir soll des Liedes schwache Stimme melden,
Daß ich dir treu und einzig zugethan.
Vom Himmel möcht' ich Worte mir entlehnen,
Die nicht dem trüben, dumpfen Weltgeist fröhnen.

[1] Henriette v. Knebel, die Erzieherin und Freundin der Prinzessin, welche ihr 1811 nach Mecklenburg gefolgt und dort vor Kurzem gestorben war.

Und Erd' und Himmel möchte ich vereinen,
Um dir den treuen, ew'gen Gruß zu bringen.
Sie segnet dich, dort wo wir nicht mehr weinen,
Und ich, wo wir noch mit den Schmerzen ringen.
Die Liebe doch vermag's sich zu erheben,
Und schrankenlos der Geist dich zu umschweben.

Drum sei von uns gesegnet, wo du weilest,
Wo dich des Tages heitres Licht umfließt.
So wie du Erd- und Himmelsblicke theilest,
Die Freundschaft dich mit starkem Arm umschließt:
So gebe dir die Erde viele Wonnen
Als Frucht des Guten, das dein Herz gewonnen.

Dir reiche in dem Engelskind [1] der Frieden
Des edlen Herzens seine Palme zu.
Die Gaben, die ein hoher Sinn beschieden,
Sie gaben deinem sanften Herzen Ruh.
Und wenn du glücklich bist, so ist mein Leben
Nicht jedem Schmerz des Schicksals preis gegeben.

Zum 18. Oktober 1814.

Auf den Höhen glänzt die Flamme,
Und von Berg zu Berge zeige
Sich der Freiheit heil'ger Glanz.
Spät noch sei der Enkel Stamme
Dieses Zeichen hoch geheiligt,
Denn es gab uns schöne Hoffnung,

[1] Prinz Albrecht, geboren am 11. Februar 1812.

Wie aus tiefer Thäler Nacht
Mühsam sich der Wandrer suchet
Eine Höhe zu erspähen.
Nieder stürzet, hohe Eichen,
Gebet eure Zweige uns!
Ach so viele Krieger fielen,
Um den Tag uns zu erkämpfen.
Fallen muß die heil'ge Kraft,
Ihrer dankbar zu gedenken.
Denn auch sie erstehn nicht mehr!
Aber in den Herzen lebet,
Was die Völker, geb' es Gott!
Friedlich an einander knüpfet;
Und der Liebe Flamme schlinge
Sich um Herzen, die es fühlen,
Daß es Glück ist, frei zu sein.

Marschlied.

1815.

Auf Brüder, auf! der Morgen graut,
Es tönt der Trommel Schlag;
Es schallet weit der Hörner Laut;
Verlaßt der Zelte Dach.

In freier, frischer Morgenluft
Hinaus ins weite Feld:
Dort ist's, wo uns die Ehre ruft,
Wo Muth uns aufrecht hält.

Was wäre ohne Kraftgefühl
Der Krieger schweres Loos?
Was führet uns zum schönen Ziel?
Was macht uns frei und groß?

Denn wem nach dem errungnen Sieg
Das Herz nicht höher strebt,
Wen nicht in einem blut'gen Krieg
Sein eigner Sinn erhebt,

Der kehre heim mit leisem Tritt,
Der folge nicht dem Klang
Der Trommel, und nicht ficht' er mit
In stolzer Waffen Drang.

Trinklied für Deutsche.

1815.

Wohl sollt ihr füllen des Bechers Rund,
Am goldenen Weine euch laben.
Ihr habt es gelobet mit redlichem Mund,
Die höchsten, die besten der Gaben

Dem Volk zu erringen, was lang es vermißt,
Die Freiheit, die Wahrheit, den Glauben;
Was Stolz und Uebermuth, feindliche List
Versuchte dem Deutschen zu rauben.

Mit frohem Sinne erblickt er auf's Neu'
In Hoffnung die besseren Zeiten.
Er halte nur fest sich an Ehre und Treu,
So stehn sie ihm wirklich zur Seiten;

Auf, muthig im Kampfe für Gott und Recht!
Was die Völker am heiligsten halten,
Was erhebet der Menschen gesunken Geschlecht,
Was nur Hohes die Geister verwalten,

Im Herzen lebet es ewig und klar,
Das Gute soll nicht unterliegen.
Es bleibet das Rechte uns ewig wahr,
Und Gott hilft die Feinde besiegen.

18. Juli 1815.

Sonett.

Wie in des Abends Strahlen die Natur
Von Neuem scheint ins Gluthenmeer zu sinken,
So war es sonst. Ich sah mir tröstend winken
Die Liebe, Hoffnung; Frieden fühlt' ich nur!

Selbst in des Lebens eng verworrnen Bahnen
Hatt' ich das beßre Dasein mir erhalten.
Ich sah die Lieb' und ihren Frieden walten,
Und Hohes wagte meine Brust zu ahnen.

Die Liebe hat des Todes Hand geschieden,
Die Hoffnung senkt erlahmt die goldnen Schwingen,
Der Friede ist dem Herzen fern entflohn!

Von ferner Welt winkt Ruhe nur der Müden,
Der Blick vermag durch Dunkel nicht zu dringen,
Und Gegenwart spricht froher Hoffnung Hohn!

Klage um Schiller.

1815.

Noch eh' des Todes Flügel mich umschwingen,
Eh' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll bebend noch dies Trauerlied erklingen,
Wenn schon die höh're Ahnung mich erfüllt:
Was hier der Seele einzig süßes Streben,
Das ist der Weg zum hohen, bessern Leben.

Nur durch den Himmel noch mit dir verbunden,
Such' ich auf Erden trauernd deine Spur!
Was ich in dir, du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des ewig=großen Guten
Trug dich das Schicksal in des Lebens Fluthen.

Du wagtest in des Unermeßnen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte dein Geist auf rascher Bahn.
Du wolltest nur das Ewige gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für Eine Welt nicht war das große Wesen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand.
Er sollte uns des Lebens Räthsel lösen,
Er zeigen uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Bessere erstreiten.

Doch eh' das Herz sich diesem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschauen!
Es sieht nur ewig trauernd, neu gestaltet,
Der Täuschung Bild aufs Neu' sich stets erbauen
Und wendet trauernd von den Lustgesängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn Alle sich berauscht zur Freude drängen,
Doch immer herrschend tritt der Gram hervor.

Gebet.

1818.

Nicht den Frieden einer falschen Welt,
Den noch Niemand hat in ihr gefunden,
Sagtest du den Deinen zu, o Mittler! Held!
Der die Leiden siegreich überwunden.

Laß auch mich nicht sinken in das Grab,
Ohne über Welt und Zeit zu siegen!
Was uns je der Erde Freude gab,
Kann es unserm bessern Sein genügen?

Zu dir blicken laß uns voll Vertraun
Aus des Lebens bangendem Gewühle;
Gib uns Glauben, Liebe; laß uns schaun,
Was dem Dulder winket an dem Ziele.

Dann vernehmen wir getrost das Wort:
Harret, duldet, schauet nur nach oben,
Unsre besten Freunde sind schon dort,
Wo nicht mehr des Leidens Stürme toben.

Den 17. September 1819.[1]

Dort wo die Berge blau im Duft sich zeigen,
Wo kühn die Zacken sich zum Himmel heben,
Dort in des Lichtes Glanz und heiterm Reigen,
Dort soll der Töne Klang sich neu beleben.

Es waltet dort im hohen Luftgebiete
Der Erde Schmerz, des Thales Kummer nicht,
Es winkt mir zu des Himmels süßer Friede,
Es glänzt mir neu der Hoffnung goldnes Licht.

Dort ist mein Blick weit in die Regionen
Des hohen Seins entrückt, dort naht mit Glanz
Der Jugend schöner Nachblick, aus den Zonen
Der Phantasie dort windet sich ihr Kranz.

Entflohnes Glück winkt freundlich nach dem Herzen,
Erinnerung wacht auf in schöner Lust.
Die Freuden, wie die lang beweinten Schmerzen,
Sie heben sanft die tief bewegte Brust.

[1] In Altshausen bei ihrem Sohne Karl, wo sie die Alpen aus dem Fenster sah. S. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, S. 463. — Zwei längere Gedichte, von denen das erstere, „die Kapelle im Walde," von Goethe Briefwechsel Nr. 422 besprochen wird, erschienen in den Horen 1797, siehe bei Hoffmeister, Nachlese 3, S. 379 ff.

II.

Der verunglückte fünfte März.[1]

Ein Schwank.

1802.

Personen.

Herr Firlefanz.[2]
Gesellschaft von Herren und Damen.
Firlefanzens Mutter.
Träger.

(Die Scene ist in einem Zimmer neben einem großen verschlossenen Saal im Stadthause.)

Träger bringen eine Trage mit Theatergarderobe und setzen sie keuchend nieder.

Erster Träger.

Der Plunder ist schwer!

Zweiter Träger.

Doch nicht so sehr,

[1] Hr. v. Kotzebue hatte im Jahr 1802 aus Aerger, von dem Goethe'schen Cirkel ausgeschlossen zu sein, unter Beihülfe seiner Freundinnen aus der höhern Gesellschaft ein Fest auf dem neuen Stadthause projektiert, worin Schiller durch Scenen aus seinen Tragödien und eine Darstellung der Glocke verherrlicht werden sollte. Eine pappene Glocke sollte von Kotzebue zerschlagen werden, die darin verborgene Büste des Dichters zum Vorschein kommen und das Ganze mit einer Krönung Schillers endigen. Der Plan, dem Schiller sich durch vorgeschützte Krankheit zu entziehen Lust hatte, scheiterte an der Weigerung Meyers, die Büste von der Bibliothek, und des Bürgermeisters Schulze, den Schlüssel zum Saale herzugeben. Eine ausführliche Darstellung des Vorganges liefert Falk, Goethe aus näherem Umgange dargestellt, S. 173 ff., nebst einem satirischen Gedicht einer Dame. Vgl. Goethe XXVII. S. 105 ff. Düntzer, Freundesbilder, S. 386. Palleske 2, S. 417.

[2] Kotzebue.

Ist leichte Waar.
Die Trompete, das Flügelpaar,
Das pappene Haus
Ist der ganze Schmaus.
Bruder, glaub' mir,
Gäb' nicht einen Kreuzer dafür.

Firlefanz (geht wohlgefällig auf und ab).

Es haben die Wände,
Seitdem sie stehen,
Noch nicht so viel geschickte Hände
Und Köpfe in Bewegung gesehen.
Denn zur großen Gesellschaft ist der Saal gebaut;
Die ist niemals erfreulich, das sprechen laut
Die alle, die je hier zusammen kamen.
Aber jetzt soll's losgehn, ihr Herren und Damen,
Um Kurzweil und Freud in dies Haus zu bringen,
Auch der Stadt dazu, der's daran fehlt, vor allen Dingen.
Um aber dies Alles auf festem Grund
Gedeihen zu sehen zu jeglicher Stund,
Wollen wir wählen dies Bürgerhaus.

Eine Dame (nähert sich der Theatergarderobe).

Ach Himmel, da fallen Flügel heraus!
Wozu dies alles? ein Sternenkranz?

Firlefanz.

Sie scheinen nicht unterrichtet ganz,
Mein schönes Fräulein, sollen Alles wissen.

Dame.

Ach, wäre ich doch auch der Kunst beflissen
Und dürft' an Ihrer Lehr' mich laben.
Wollt' keinen andern Himmel auf Erden haben,
Als Ihre Worte zu repetieren.

Firlefanz.

So hör' ich's gern, mein schönes Kind,

Aber nicht Allen die Kräfte gewachsen sind.
Doch guter Will' und guter Muth
Das Genie auch ersetzen thut.
Vor allen Dingen gut memoriert,
Daß man des Dichters Wort nicht verliert,
Eine feine Stellung, gute Action;
Das lernt sich aber alles schon.

(Eine Dame mit der andern zur Thür herein. Als Jungfrau von Orleans und Königin von Spanien gekleidet.)

Jungfrau.[1]

Platz mir gemacht! die Jungfrau naht
Mit Helm und Schwert!

Königin.[2]

Auch Platz für mich, die Königin!

Jungfrau.

Ei seht mir doch den hohen Sinn;
Wollen auch hier bei uns regieren?

Königin.

Wollen auch hier das Schwert wohl führen?

Jungfrau.

Ei ganz dazu bin ich gemacht.
Wer wollt' auch weiter mit mir sich messen?
Ich habe vor Jahren das Recht besessen.
Das sagt mein Blick, mein ganzes Wesen:
Ich bin zur Jungfrau wie auserlesen.

Königin.

Doch nicht so ganz, denn verstand ich recht,
So steht diese große Gestalt doch schlecht.
Der Dichter selbst, der sagt es an,
Wenn man diese Stelle verstehen kann:
„Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?"

(höhnisch lächelnd.)

Ich bin viel besser dazu geschaffen.

[1] Gräfin Henriette v. Egloffstein.
[2] Fräulein Amalie v. Imhoff.

Firlefanz.

O ganz vollkommen sind beide Schönen,
Und keine braucht die andre zu höhnen.
Doch können alle nicht eines treiben:
Die eine muß herrschen als Königin,
Die andere in niederer Demuth bleiben
Und nur mit des Geistes Gewalt und Sinn
Das Reich sich gründen und bereiten,
Nicht mit Stärke des Arms; doch warum streiten?
O sehen Sie lieber gefälligst an,
Welch Wunder meine Erfindung gethan,
Das Hohe mit dem Niederen zu paaren.
Schauet die Glocke von schlechter Pappe,
Das Bildniß von schwerer Masse [1] an.
Die Glocke soll es bedecken, und dann,
Wenn es rechte Zeit ist, zerspringt sie mit Krachen.
Der Genius nur muß geschickt es machen
Und schnell den Kranz zum Kopfe bringen
Und den Dichter krönen zur guten Stund.
Leichtes und Schweres doch paart sich im Grund
Stets in der Welt; die Phantasie
Lassen wir hüpfen bald dort, bald hie
In unserm Gebiet und kümmern uns schlecht,
Wenn's nur gefällt, um das was recht.
Wenn es Effekt macht, die Menge entzückt,
So ist es uns schön und macht uns beglückt.
So hab' ich es stets gesucht zu halten,
Drum bin ich geehrt von Jungen und Alten.

Firlefanz Mutter.

Ach wie das Alles ergötzlich klingt,
Wie das Herz mir schier vor Freuden springt!

[1] Schillers kleinere Büste von Dannecker.

Wie der sie packen kann!
Er darf nur winken, und wenn sie ihn sehn,
Möchten Alle fast vor Lust vergehn.

Firlefanz
(öffnet einen Pack, theilt Flügel aus, eine Tuba und Kränze).

Aber in aller Welt, wie wird der sich freuen,
Sieht er, wie wir seinen Ruhm erneuen.
Ach ihr Freunde, ich kann's kaum erwarten:
Der wird euch gepriesen nach Hause geschickt!
Wie macht unsre Artigkeit ihn beglückt.
Uns ist's doch ein Leichtes, denn bei dem allen
Thun wir uns doch selbst den größten Gefallen.
Wir hören uns gern, lassen gern uns sehn,
Und das Publikum ruft dann: o wie schön!
Wie glücklich Herr Firlefanz uns doch macht!
Dies Alles hab' ich mir wohl bedacht.

(Bedienter bringt einer Dame ein Billet — sie wird blaß).

Dame.

O Himmel, wer hätte dies gedacht!

Firlefanz.

Theure Freundin, was ist's? ich bitte, nur sacht.

Dame.

Der verbittet sich all unsre Ehre,[1]
O, daß er doch wo anders wäre!
Hab' in meinem Leben Niemand gesehen,
Der so schnöd gegen Ehre, das muß ich gestehen.
Das mag er nicht wieder probieren, ich wette,
Es krönt ihn keiner der Menschen mehr.

Firlefanz.

Thut nichts, wird sich geschwind ein Andrer finden,
Dem wir auch eine Nase aufbinden.

[1] Schiller hatte in Goethe's Hause geäußert: „ich werde mich wohl krank schreiben."

Will sogleich an einen Andern denken,
Den wir mit unserer Ehr' beschenken.
Laßt euch, ihr Freunde, dies nicht irren,
Unser Plan soll sich nicht verwirren.
Ich steh für Alles, will Niemand sich zeigen,
So ehr' ich mich selbst.

Alle.

Das ist am besten!

Firlefanz.

Aber, ihr Freunde, seh ich klar,
Die Büste fehlet auch fürwahr,
Die schicklich die Glocke sollte umhüllen.
Auch hierin thut man uns nicht den Willen.
Doch thät dies im Grunde nichts zur Sache:
Mit einem leichten Pinselstrich mache
Ich das auf der Leinewand wieder gut.
Mein Genie sich in Allem zeigen thut.

Mutter.

Glaub's wohl! Glaub's wohl! du lieber Gott!

Ein Kind (kommt weinend).

Wo soll ich nun hin mit meinen Flügeln?
Was soll nun der Kranz?
Wozu nun mein Tanz?

Firlefanz.

Quälst du kleines Gezücht mich auch?
Nicht allein die lieblichen Schönen
Machen Gesichter bunt und kraus.
Kommst du auch noch? fort, fort nach Haus.

(Kind geht mit Geschrei ab.)

Doch verzeiht mir den Groll;
Da man die Krönung nicht sehen soll,
So bleibt's doch beim alten Plan.

Aber wo mag der Bürgermeister bleiben
Und die Zimmerer mit ihren Gesellen?

Bürgermeister. Ein Rathsherr.

Firlefanz.

Willkommen! ihr kommt nun eben recht,
Hochedle Herren! bin euer Knecht.
Gebt schnell mir den Schlüssel, ich öffne die Thür.

(Damen und Herren drängen sich an die Wand, um die Nächsten an der Thüre zu sein).

Bürgermeister (gravitätisch).

Mit nichten, sage doch wofür.
Den Schlüssel behalt' ich in meinen Händen;
Dies fordert mein Amt, und sage du mir,
Wie wolltest du es anders wenden?
Ich gebe den Schlüssel dir nicht, sage ich,
Herr Firlefanz! Sage, verstehst du mich?

Firlefanz (pocht wüthend an die Thüre).

Den Schlüssel her!

Rathsherr.

Glaubt ihr, daß euretwegen allein
Dies alles erbauet sei? nein, nein!
Ich spreche im Namen der Bürger alle.
Du hast erregt ihnen bittre Galle,
Daß du willst, ohne sie zu fragen,
Bei uns deine Possen zu Markte tragen.
Quälte deßwegen spät und früh
Der Bürger sich ab mit saurer Müh',
Sparte Geld in den Seckel, entzog sich selber
Die fetten Schweine, verkaufte die Kälber
Und tröstete sich in seinem Sinn,
Daß es gält' nun einen großen Gewinn;
Daß der Stadt zur Freude und großen Pracht
Der Saal erstehe aus des Dunkels Nacht?

Und sollt' ich auch manche Nacht mich abhärmen,
Dachte jeder, so will dereinst ich auch schwärmen
In diesem Gemach. Aus den hohen Wänden
Des Waldes holte mit starken Händen
Der Zimmerer die Eichen, sie krachten laut
Unter des Eisens Schlägen. Die Steine behaut
Der Maurer mit Fleiß und geübter Hand,
Und Jeglicher seine Kraft anwandt',
Daß einst noch möchte in späten Tagen
Der Nachruhm von diesem Gebäud' etwas sagen.
Und du willst führen den bunten Schwarm
In diese Mauern, das leichte Gerüst, das Gaukelspiel
Deines eigenen Hirns? O, geh' nach Haus!

Firlefanz.

Schwachköpfige Bürger, wird nichts daraus;
Den Schlüssel her!

Bürgermeister.

Nein, nein, nein.
Es kann nicht sein!

(Hält den Schlüssel in die Höhe.)

Firlefanz und die Gesellschaft geht schweigend mit verbissenem Grimme ab.

(Der Vorhang fällt).

III.

Erinnerungen aus den Kinderjahren.

Ein einziger Tag meines früheren Lebens ist die Geschichte aller. Dieser Gewohnheit an das Einförmige danke ich in späteren Jahren viel Genuß. Ich lernte dadurch auf mir selbst zu ruhen, fremder Hülfe zu meiner Unterhaltung nicht zu bedürfen.

Mein Vater, einer der interessantesten Menschen seiner Zeit, war in seinem vierzigsten Jahre von einem Schlage gelähmt. Er hörte in der Zeit auf zu leben für die Welt, da Andere erst anfangen zu leben, weil die Reife des Geistes da erst den Dingen ihren wahren Werth gibt, und die Leidenschaften sich besänftigen. Er lebte nur seiner Familie und seiner Wissenschaft, die er mit Wärme liebte.

Der Ort, wo wir lebten, war klein, der gesellschaftliche Ton so weit hinter andern Orten in der Nähe zurück, daß es einem späterhin dünkte, man sey fünfzig Jahre noch zurück in Allem, was gesellschaftliche Bildung betraf.

Ein Besuch, wo man sich zeitig zusammen begab und so vier bis fünf Stunden schwatzte von den Begebenheiten des Tages, von der Ernte, von der Wirthschaft, von Familiengeschichten — dies waren die Unterhaltungen außer unserem Hause. Ich verlangte zuweilen nach solchen Besuchen, weil ich den Ort gern veränderte und sah, wie es bei andern Menschen zuging. Alles Unbekannte war mir wunderbar, und ich glaubte immer neue Entdeckungen zu machen.

Meine Mutter hatte den größten Theil ihres Lebens auf dem Lande verlebt. Sie hatte in früher Jugend aus Neigung und Ehrfurcht sich mit einem Manne, der beinahe ihr Vater hätte sein können, verbunden; sie liebte ihn mit Wärme und lebte ganz für ihn. Alles geschah für ihn, und um ihn lebten wir alle am liebsten. Er war heiter, gesprächig, hatte viel Witz, Lebhaftigkeit des Geistes und etwas Genialisches in seinem ganzen Wesen und Treiben. Meine Mutter nahm immer Antheil an seinen Beschäftigungen und entsagte gern den Vergnügungen ihres Alters, um sein Leben zu theilen. Ihre Haushaltung nahm ihr viel Zeit; sie war oft mit uns, aber doch die meiste Zeit mit meinem Vater. Meine Schwester und ich lebten mit einer Verwandtin,[1] die älter als Karoline war. Auch eine Französin hatten wir, aber nicht lange.

Die Lage unserer Wohnung war höchst romantisch; an einer kleinen Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, lag unser Haus. Die vordere Seite hatte einen großen Hof, der mit einem kleinen Garten begrenzt war. Vor uns lag ein fürstliches Lustschloß und rechts eine alte Kirche, deren schöner Thurm mir manche Phantasien erweckte, und das Geläute der Glocken, das ich zu allen Stunden hörte, stimmte mich oft ernst und melancholisch. Ich stand stundenlang an meinem Kammerfenster, sah in die dunkeln Fenster des Thurms hinein, hörte den Glocken zu und sah die Wolken am Himmel sich bewegen. Mein Horizont war frei. In der Ferne sahen wir schöne Berge und ein altes Schloß auf dem Berge liegen, das oft das Ziel meiner Wünsche war. Ich stellte es mir auch gar zu hübsch vor, über die Heide, so hieß die Reihe Berge vor meinen Augen, zu wandern und da neue Dörfer, eine neue Welt zu sehen. Auch eine Hängbirke, die in einem der Gärten stand, die ich aus meinen Fenstern, meiner kleinen Welt, übersehen konnte, hat mir viel Anlaß zu Betrachtungen gegeben.

Ich hatte Unterricht in den Morgenstunden; ich lernte nicht gern, und es war mir peinlich, wenn ich die Stunde schlagen hörte,

[1] Amalie v. Lengefeld, später verehelichte v. Rauchhaupt in Hildburghausen.

und mein Lehrer begann eine neue Materie des Unterrichts. Französisch lernte ich auch nicht gern; Zeichnen und Schreiben wurden mir auch schwer. Aber am allerunangenehmsten war mir die Tanzstunde. Mittags freute ich mich immer an Tisch zu gehen; da saß mein Vater und erwartete uns, er konnte nicht allein gehen, und seine Jäger, deren er viele hatte, mußten ihn stets führen.

Er war immer heiter und freundlich bei Tisch, erzählte uns lustige Geschichten, erkundigte sich nach unserm Fleiß, ließ sich auch oft von seinen Jägern erzählen, wie es in der Welt ging, die ihn interessierte. Er hatte die Wälder, die er meistens anlegte, mit Liebe gepflegt; Alles war ihm wichtig; jeder neu erworbene Baum vergrößerte sein Interesse. Ich hörte gar zu gerne zu, wenn solche Gespräche kamen, und dachte mir immer, wie es da und dort aussehen müßte. Ich sah die Plätze im Geist und lebte mit den Bäumen der Wälder, mit den Höhen und Thälern, mit den Nebeln, wie Ossian in seiner Welt, am liebsten. Nach dem Essen kam der Lehrer, und wir hatten Unterricht in der Geographie, lasen Zeitungen oder schrieben Briefe. Alsdann kam noch der französische Sprachmeister, und unsere Stunden hatten ein Ende. Der übrige Theil des Tages gehörte uns. Wir gingen auf unserm Berg herum, und ich bildete mir ein, jeder neue Busch, den ich fände, sei auch Andern fremd. War es böses Wetter, so setzte ich mich still in einen Winkel und hörte Karolinen und Amalien zu, die eine Art dialogisierter Romane spielten; eine war immer eine Heldin des Stücks, und statt zu erzählen wie es geschehen sei, dramatisierten sie die Geschichte. Dieses hatte unendlichen Reiz für mich. Ich saß dabei und hörte Alles an und war begierig, wie es enden würde. Wie alle Romane und Theaterstücke, so endete sich dieses auch immer mit einer Heirath.

Hatte mein Vater Geschäfte mit seinen Jägern des Abends, so kam meine Mutter, und die Cousine, eine fertige Leserin, las uns vor. Ich arbeitete nicht gern in früherer Zeit, so gerne ich jetzt thätig bin. Ich hatte noch eine Art Unterhaltung, die mich besonders anzog. Ich hatte Figuren aus den Kalendern, die ich mir

künstlich ausschnitt; mit diesen spielte ich die Romane nach, die ich hörte. Es gab aber noch wenige zu der Zeit, zumal deutsche. Die schwedische Gräfin [1] war eine unserer geliebtesten Lectüren. Der Magdeburgische Greis, [2] worin viele kleine Erzählungen kamen, Gellerts Comödien, Rabeners Briefe, kleine historische Sammlungen, waren unser ganzer Vorrath. Reisebeschreibungen lasen wir wenig. In späterer Zeit war der Grandison [3] ein großer Genuß für die Aelteren, und ich die Jüngere hatte nur noch die Freude, meinen Papiermännchen die Namen der Helden zu geben und auf meine Weise kindisch mit ihnen zu spielen.

Nach sieben Uhr gingen wir zu unserem Vater, wo wir ein kleines Mahl einnahmen, und nach dem Essen blieben wir noch bei ihm bis um neun Uhr, wo meine Mutter uns begleitete. Die Mädchen im Hause wurden versammelt; die Cousine las einen Abendsegen; es wurde ein geistliches Lied gesungen; die gute Mutter segnete ihre Kinder ein, und so gingen wir gläubig zur Ruhe und erwarteten den andern Morgen, um wieder so zu leben. Noch ehe wir aufstanden, war der geschäftige Vater schon in den Wäldern, besah die Anlagen, ordnete die Holzschläge an, bestimmte die Jagdreviere, und meistens war die Mutter mit ihm. Hatte er keine solche Geschäfte, so fuhr er mit ihr nach seinen Feldern. Er hatte aus Liebe zur Oekonomie Felder gepachtet; da besah er wie jede Pflanzung stand, ließ Anstalten zur Ernte machen, kurz er wies jedes Geschäft des Tages an.

Es war uns eine eigene Freude, die Ernte einfahren zu sehen, und an diese wiederkehrende Freude knüpften wir unsere Erinnerungen. Bald halfen wir die Gemüse aufzubewahren, bald das Obst für den Winter zu legen, bald halfen wir einmachen, Obst trocknen. Alles wurde uns wichtig, und es wurde mit einer Art Wichtigkeit behandelt, wovon man nur in einer einfachen Lebensweise

[1] Von Gellert.
[2] Eine Wochenschrift.
[3] Von Richardson.

einen Begriff hat. Das ganze Haus hatte nur einen Gesichtspunkt bei einem ökonomischen Fest; Alles war beschäftigt. Ich zog indeß freilich lieber auf dem Berg herum, den sich meine kindische Phantasie vergrößerte, suchte Blumen und Zweige und kam oft recht von Dornen zerrissen zurück und ganz athemlos. Bald wollte ich eine Blume pflücken, die unzugänglich war, bald fiel ich aus Unvorsichtigkeit den Berg hinunter, ohne Wunden ging keine meiner Streifereien ab. Kam zuweilen ein Besuch, der unsere Art zu leben unterbrach, so vernahmen wir nichts neues, denn jedes lebte auf diese Art. Ein Fest für uns war ein Besuch bei einem alten Geistlichen, dem Beichtvater unseres Hauses, der mit seiner Frau ein patriarchalisches Leben führte. Die runden Fensterscheiben im Zimmer, der große Schrank von Nußbaum mit großen geschliffenen Gläsern besetzt, mit Kirschen von Glas und einer ruhenden Kuh von Porzellan, die eine Butterbüchse war, war mir so lieb und erfreulich als der Kohlkopf in Voßens Luise. Ein schöner bunter Teppich lag auf dem Kaffeetisch. An der Seite des Zimmers war ein Fensterchen, das in die Küche sehen ließ, wo der Kaffee uns entgegen dampfte, oder die schönen Kuchen gebacken wurden. Die Hoffnung, die Erwartung, was uns bevorstände, war für mich wichtig. Wenn der Tisch recht mit den Gaben des Herbstes prangte, saß ich recht gemüthlich und hörte den Gesprächen, die mit Einfalt im Gemüth gehalten wurden, zu und verlor mich in dieser Welt. Wenn um sechs Uhr die große Glocke schallte, wir mochten in welchem Gespräch wir auch wollten begriffen sein, so faltete der alte gute Mann seine Hände und betete laut, wir beteten mit; die alte Frau Pfarrerin ging zu ihm, rief ihm laut ins Ohr, denn er war taub, glückseligen guten Abend Papa! und das vorige Gespräch begann wieder. Um sieben Uhr verließen wir diesen langen Besuch, aber nicht ohne Rührung über die Güte und Einfalt, im edeln Sinn des Worts, unserer Freunde. Sie kamen auch öfters zu uns, und immer war es die nämliche Art Unterhaltung. Der alte Pfarrer las wenig, doch die Zeitungen, die zuweilen auch

unser Gespräch machten, einige theologische Bücher und gelehrte Zeitungen, die ich immer mit einer Art Neugierde und Ehrfurcht ansah, lagen auf seinem Tische.

Besuche unseres Alters hatten wir in dieser Zeit selten. Sonntags gingen wir in die Kirche und der Vater an Hof. Die Mutter ging Donnerstags gewöhnlich hin. Das war auch ein Fest für mich, sie geputzt zu sehen und ich beschäftigte mich oft in der Vorstellung damit. Sonntags hatten wir meistens oder gaben Besuche. Ein fehlgeschlagener Anschlag auf einen Besuch war immer störend, und die Cousine, die gern ausging, sann oft stundenlang darüber nach, wo man sich nur könne melden lassen. Ein großer, schöner mit Bäumen bepflanzter Gang an der Saale war auch an den Besuchtagen unser Spaziergang. Dort versammelte sich die schöne Welt, und dort begegneten wir auch unsern Gespielinnen. Auch der fürstliche Garten unserer Wohnung gegenüber war Sonntags unser Ziel.

Alles mir Unbekannte und Fremde dünkte mir wunderbar; dieser Zug ist mir aus meiner früheren Jugend auffallend.

Der Garten mit holzgeschnitzten Figuren, mit einer Laube, worin ein großes Bild war, im Geschmack des Gartens, den der Apotheker in Hermann und Dorothea beschreibt — dies waren meine Kunstwerke. Ein plumper Neptun mit einem Dreizack in einem Bassin war mir auch verwunderungswürdig, und er kam mir oft in meinen Träumen wieder vor. Auch ein Labyrinth, in dem ich mich so oft zu verirren fürchtete, war mir bedeutend.

So lebte und trieb ich mein Wesen in engen Umgebungen bis in mein neuntes Jahr, wo unser guter Vater uns entrissen wurde.

IV.

Reise nach der Schweiz 1783.

Fragment eines Tagebuchs.[1]

Den 22. April 1783 reisten wir früh drei Uhr von Rudolstadt weg, nach einem traurigen Abschied; obgleich die Reise mir unendliche Freude machte. Jede Freude ist doch mit Bitterkeit vermischt! Noch den nämlichen Abend kamen wir in Ketschenbach[2] an, wo wir den 23. blieben. Den 24. früh passierten wir Coburg. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm, aber die engen düstern Gassen erregen keine angenehme Empfindung; sobald man hinaus ist, wird einem wohler, denn die umliegende Gegend ist wirklich schön, und die Festung, die sich hinter der Stadt auf einem Berge zeigt, macht einen artigen Anblick mit dem Buschwerk, Wiesen und Feldern im Thale. In Lichtenfels hielten wir Mittag; ehe wir dahin kamen, hatten wir einen kleinen Schrecken: wir passierten einen Wald, und der Wagen blieb im hohen Geleise stecken. Es war ein grauser Anblick. Die hohen Tannen verhinderten den Tag ganz durch zu brechen, und der Wagen lag so tief und wir allein ohne Hülfe! Zum Glück kamen gutwillige Jäger, die uns halfen und wir setzten

[1] Schiller und Lotte, S. 506 und 536.

[2] Einem Gute bei Koburg, damals einer verwandten Familie v. Beulwitz gehörig.

unsern Weg ohne weitern Verlust als den der Zeit fort. Lichtenfels ist ganz artig gebaut; es gibt viele arme Einwohner da, dem Ansehen nach. Wir sahen jetzt bei der Stadt den Main, der durchs Thal hinfließt. Er theilt sich da in zwei Arme. Auf der einen Seite von Bergen, die das Thal einschließen, liegt die Vierzehnheiligenkirche, die sehr schön sein soll, die wir aber des bösen Wetters wegen nicht sehen konnten. Gegenüber liegt das Kloster Banz; die Lage ist herrlich auf einem hohen Berg mit Buschwerk bewachsen und vom Main umspült. Ich glaube, die Geistlichen, die diese Mauern bewohnen, müssen weniger ihre Freiheit vermissen, als andere; denn dem Anschein nach haben sie Alles, was sie nur freilich sich ohne Freiheit wünschen können. Das Kloster ist sehr reich, und die herrliche, schöne Lage! Sie können so ganz ungestört (wenn's ja wahr ist, daß die Leidenschaften in Klöstern einschlummern) der schönen Natur genießen, so ununterbrochen sie bewundern. Es schien, als wehte Ruhe aus den Mauern herüber, vielleicht nur dem Anschein nach; denn wie wahr ist's nicht, daß das Aeußerliche uns täuscht! Man fährt noch eine Zeit lang an den Ufern des Mains hin, bis er endlich sich, indem er sich schlängelnd um Berge windet, nach und nach dem Auge entzieht. Abends um acht Uhr kamen wir in Bamberg an. Den 25. früh besahen wir die Stadt, die sehr gut gebaut ist, und es sind schöne Brücken da zu bemerken über die Regnitz, die durch die Stadt fließt. Sie sind von einem Herrn von Frankenstein erbaut. Auf der obern steht die Bildsäule des Ritters St. Georg mit dem Lindwurm. Wir sahen noch selbigen Morgen den Dom; das Monument des verstorbenen Fürsten ist darin bemerkungswürdig. Seine Statue ist knieend auf dem Grabstein in Marmor gehauen und soll sehr ähnlich sein. Auch das Begräbniß des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin ist da zu sehen. Er hat das Domstift errichtet. Von da besahen wir die Jakobskirche, die einen sehr schönen Hochaltar hat. Die zwölf Apostel sind in Lebensgröße an die Säulen, die das Gebäude unterstützen, gemalt. Die Zeit war zu kurz, um von dem Werth der

Gemälde schließen zu können. Von da besahen wir die Benediktinerkirche. Es ist ein Kloster dabei, das eine der angenehmsten Lagen hat; die Aussicht ist unbeschreiblich schön und das Gebäude ist sehr weitläufig. Wir besahen noch die Dominikanerkirche, die nach neuestem Geschmack erbaut ist und einen sehr schönen Hochaltar hat. Nachmittags besahen wir den Seehof; es ist ein Lustschloß des Fürsten, zwei Stunden von der Stadt; der Weg führt durch eine Allee hin. „Das Gebäude ist nicht sehr ansehnlich; der Garten ist halb im englischen und holländischen Geschmack angelegt. Der jetzige Fürst liebt nicht diesen Aufenthalt, deßwegen wird Alles nicht recht unterhalten.

Den 26. verließen wir Bamberg und hielten Mittag in Forchheim, einer Festung. Wir machten da die Bekanntschaft des berühmten Kirchenraths Sailer,[1] die uns sehr viel Vergnügen machte. Wir besahen noch in Forchheim die Spiegelfabrik. Um acht Uhr kamen wir in Erlangen an. Der Ort ist ganz hübsch, und Alles ist so ruhig; man sollte nicht glauben, daß es eine Universität ist. Den 27. gingen wir in die französische Kirche, wo wir einen sehr guten Prediger Herrn Agassiz aus dem Pays de Vaud hörten. Wir besahen auch den Schloßgarten, der aber nicht sonderlich ist. Die vielen Taxuspyramiden geben dem Ganzen ein trauriges Ansehen; hat man eine Partie gesehen, so kann man von dem ganzen Garten urtheilen, denn er ist sehr einförmig.

Nach dem Mittagessen reisten wir ab und kamen um sechs Uhr in Nürnberg an. Der Weg dahin ist sehr gut; die Lage der Stadt angenehm, ringsum mit Gärten umgeben; Alles war in Blüthen gehüllt, und die antiken Thürme der Stadt geben einen so angenehmen Anblick mit der verjüngten schönen Natur. Wir besahen noch selbigen Abend einen Spaziergang; er war sehr volkreich, es war ein artiger Anblick, so viele Menschen auf einem kleinen Platz versammelt zu sehen. Den 28. besahen wir die Sebalduskirche, die eine der größten in Deutschland sein soll; sie hat sehr schöne Gemälde

[1] Der dort von 1781—84 ohne Anstellung lebte.

von Albrecht Dürer. Auch das Monument des St. Sebaldus ist bemerkenswerth; es ist sehr schön von Bronze gegossen und mit erstaunender Mühe und Arbeit. Wir besahen auch das Rathhaus, sahen den Magistrat in seinem sonderbaren Anzug; er hat viel Aehnliches mit dem spanischen, und im Ganzen hat er sehr etwas Großes und Ehrwürdiges. Der Kaisersaal ist sehr groß, die Zimmer sind schön und haben besonders auch schöne Gemälde; ein Gemälde von Albrecht Dürer, Adam und Eva vorstellend, verdient bemerkt zu werden. Wir besahen auch das Zeughaus, welches sehr groß ist und besonders der Ordnung und Zierlichkeit wegen, womit Alles arrangiert ist, gesehen zu werden verdient. Ein Oberst Troß hat sich dadurch verdient gemacht; er hat das Ganze in Zeit von neun Jahren so eingerichtet. Man zeigte uns auch einen großen Brunnen, sehr schön künstlich von Bronze gegossen; er steht schon dreißig Jahre in einem Hause, das man zu dem Endzwecke hat erbauen lassen, und er wird wohl auch so stehen bleiben müssen, denn er ist so ungeheuer groß, daß man nicht genug Wasser dazu zusammen bringen kann. Die Rathsherren von Abdera fielen mir dabei ein, und es ist wirklich zu glauben, daß die guten Nürnberger sie haben nachahmen wollen. Er kostet entsetzlich viel Geld, und man kann ihn nie anbringen. Den 29. kamen wir um drei Uhr in Ansbach an. Die Stadt ist gut gebaut, und das Schloß ist sehr groß. Den 30. hielten wir Mittag in Dinkelsbühl. Die Lage des Orts ist ganz freundlich; in der Hauptkirche sind nicht ganz üble Gemälde. Den Abend kamen wir in Ellwangen an; der Weg dahin ist sehr angenehm; es sind viele Teiche im Thale, und Berge mit Buschwerk bewachsen schließen die Thäler ein; hin und wieder kleine Gruppen stiller Hütten. Und die ganze Gegend war von Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet! Die Berge schimmerten röthlich in den Teichen wieder! Mit ganzem warmen Herzen konnte man da ausrufen:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein! ꝛc.

Des Nachts blieben wir in Ellwangen, welches nicht weniger angenehm liegt. Die Stadt ist mit Bergen umgeben. Das Schloß liegt auf einem Berge, und gegenüber ist eine Wallfahrtskirche; dies gibt einen artigen Anblick. In Ellwangen ist noch ein Jesuitencollegium. Den 1. Mai blieben wir Nachts in Gmünd; den 2. früh verließen wir Gmünd. Von da kommt man bald in die fruchtbaren Gründe Würtembergs; Alles scheint da schöner, die Felder so bebaut, Alles athmet Fruchtbarkeit.

Wir hielten Mittag in Schorndorf, und um sechs Uhr kamen wir in Stuttgart an. Die Stadt liegt sehr angenehm und hat ein Ansehen von Wohlstand. Den 3. besahen wir Ludwigsburg; die Lage ist sehr angenehm; die Häuser wohlgebaut; die ganze Hauptstraße hin sind auf der einen Seite Gebäude und gegenüber Alleen; dies gibt dem Ganzen ein heiteres Ansehen. Das Schloß ist sehr groß und schön gebaut. Auf den Treppen sind kolossalische Bildsäulen angebracht, wo jedes Stück nur aus einem Stein gehauen ist. Im Cabinet sind schöne Gemälde; einige sind besonders merkwürdig, unter anderen die Weiber von Weinsberg. Auch Köpfe von Mengs sind merkwürdig. Es sind auch einige Stücke von Mad. Dürrbusch da zu sehen, die schön sind. In Ludwigsburg ist auch eine Bijouterie, wo sehr artige Arbeiten verfertigt werden. Wir hielten Mittag in Ludwigsburg und fuhren dann um zwei Uhr auf den Asperg, eine Festung, die eine herrliche Lage hat. Der Weg hin war nicht schön, und der Eingang ist grausenvoll. Man muß durch drei lange düstere Thore, die durch die Steilheit des Weges noch fürchterlicher sind. Wir machten da eine angenehme Bekanntschaft am General Scheler, Commandant der Festung, der die Liebe, Hochachtung Aller, die ihn kennen, verdient; er versüßt manchem armen Gefangenen durch seine Güte und Menschlichkeit das bittere Loos der Gefangenschaft.

Wir sahen bei ihm den unglücklichen Schubart, der schon einige Jahre da ist. Er spielte uns auf dem Klavier, und er spielte unaussprechlich schön mit so vielem unbeschreiblichen Ausdruck. Wie

schade, daß so viel Talente in diesen Mauern eingeschlossen bleiben müssen!

Den 5. fuhren wir nach der Solitude, einem Schloß des Herzogs, ob es gleich nur ein Landhaus sein soll. Aber dazu ist es zu gekünstelt. Der Garten ist sehr schön und hat gar schöne Salons, unter andern den Lorbeersaal, der schöne Statuen hat, und der Plafond ist von Guibal gemalt. In der Kapelle sahen wir zwei Stücke, die der Papst dem Herzog gab. Eins ist ein Christuskopf in Marmor eingelegt, und das andere stellt Marien vor und ist gestickt. Die Einfassung von dem einen kostet über tausend Gulden. Die Kapelle ist übrigens sehr schön und hat noch andere hübsche Gemälde. Der Thiergarten ist auch schön, es ist viel Wildpret darinnen, das sich durch einen Pistolenschuß versammelt und da gefüttert wird.

Den 6. besahen wir Hohenheim; wie weit hat nicht dieses über alle die andern schönen regelmäßig gebauten Schlösser den Vorzug. Die Natur seufzt da nicht so ängstlich unter dem Drucke der Kunst, wie bei jenen Schönheiten. Das Landhaus ist ganz einfach, aber bequem eingerichtet und der Garten auch. Am Hauptgebäude ist ein schöner Kuhstall, wo Kühe von ganz besonderer Größe sind; der Herzog hat sie lassen aus der Schweiz kommen; der Stall wird so schön unterhalten und ist sehr reinlich.

Aus dem Garten kommt man auf einen kleinen Pfad, der zwischen hohen Pappeln hinführt. Ganz unvermuthet sieht man da Ruinen, die so ziemlich der Natur nachgeahmt sind; daran kleine Hütten, wo eine ganz eingerichtete Wirthschaft ist. Alles ist da so überraschend. Unter diesen Gebäuden sind besonders merkwürdig: die Einsiedelei, der Sibyllentempel und die Köhlerhütte. Unter einem Haufen Holz sind schöne Zimmer versteckt, ohne daß man vermuthet etwas da zu finden. Die Milchkammer ist auch sehr artig; es sind besonders sehr viele irdene Gefässe da zu sehen, die von Raphael gemalt sind; es ist eine Seltenheit, eine so große Sammlung davon zu haben.

Den 7. früh besahen wir die Bibliothek und sahen dann die Akademisten essen. Die Bibliothek ist sehr gut eingerichtet. In dem einen Zimmer ist erst ein Naturalienkabinet, wo eine Uhr vom Pfarrer Hahn zu sehen ist, der in Echterdingen, zwei Stunden von Stuttgart, wohnt. Er hat einen großen Vorzug bei seinen Arbeiten, daß sie beim ersten Anblick unübersehbar und bei Untersuchung des Ganzen im äußersten Grad einfach sind. Eilf große Zimmer sind für die Bücher bestimmt.

Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menschen wie Drahtpuppen behandeln zu sehen.

Den 8. früh machten wir die Bekanntschaft des Pfarrers Hahn in Echterdingen und sahen seine Rechenmaschine, die wirklich verdient bemerkt zu werden. Wie viele Mühe und Anstrengung gehört nicht dazu! Man muß das umfassende Genie des Künstlers und die Einfachheit des Ganzen bewundern. Wir blieben Mittags in Waldenbuch und Nachts in Tübingen; von da aus ist der Weg bis Schaffhausen sehr übel und wenig interessant. Den 9. hielten wir Mittag in Bahlingen, des Nachts in Aldingen, und den 10. kamen wir in Schaffhausen an. Die Stadt liegt in einem Thale von Weinbergen und Gärten umgeben; die Häuser sind sehr hoch; dies macht die Stadt ein wenig düster. Wie wohl wird einem nicht beim Gefühl der Freiheit! Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes.[1] Sie sind frei; das gibt dem Wesen einen besonderen Anstrich, sie sind alle so gütig, gastfrei, wollen gern alle Menschen wohl wissen.

Den 11. sahen wir den Rheinfall, dieses große unnennbar schöne Schauspiel der Natur. Der Rhein stürzt sich über einen Felsen, der 80 Fuß hoch ist, schäumend herab. Es ist ein großer schöner Anblick, die schäumende Welle mit Getöse um die Felsen

[1] Vgl. lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen, I. Bd., S. 62.

herab stürzen zu sehen. So stehen oft Menschen von Wogen des Schicksals umrauscht, ohne Trost, ohne Stütze, gleich der großen Steinmasse, die sich da erhebt, ruhig unerschüttert da.

Den 12. früh besahen wir die Bibliothek, die vom Rath unterhalten wird. Man sieht da das Modell der Brücke über den Rhein, die von Grubenmann aus Appenzell gebaut ist; sonst ein gewöhnlicher Zimmermann, der sich aber durch die Kühnheit des Werks berühmt gemacht hat. Wir besahen auch das Cabinet des Doktors Ammon, der eine schöne Sammlung von Naturalien und auch von Kupferstichen hat. Man zeigte uns den Anfang eines Baues, eines Waisenhauses. Diese Einrichtung, die so wohlthätig für das Menschengeschlecht ist, hat ihren Ursprung einem Bürger, Gezler genannt, zu danken. Dieser edle Mann weiht nicht nur sein Vermögen, sondern auch sich selbst dieser Anstalt. Er ist der Aufseher des Ganzen, sorgt selbst für die Kinder.

Nachmittags, nachdem wir noch einmal den Rheinfall gesehen hatten, setzten wir unsere Reise fort und kamen Abends in Winterthur an. Den 13. früh blieben wir in Winterthur und sahen die Revue an, die alle Jahr im Mai gehalten wird. Die Stadt ist klein aber wohl gebaut; die Lage ist angenehm; man sieht schon in der Ferne Eisberge. Selbigen Abend kamen wir noch in Zürich an. Die Lage ist ganz herrlich; die Stadt wird von der einen Seite vom See und auf der andern von der Limmat, die aus dem See fließt, in zwei Theile getheilt. Die Lage des Gasthofs ist gar schön. Man übersieht den ganzen See, und die Aussicht begrenzen ferne Eisberge. Den 14. früh sahen wir Lavater. Man kann nichts von ihm sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt, überlassen.

Den 15. besahen wir eine merkwürdige mechanische Maschine. Ein einziges Rad treibt 150 Seidenspulen, die sich alle durch das Treiben des Wassers abwickeln. Die Erfindung hat ihren Ursprung in Italien. Wir sahen auch noch den Saal der physikalischen Gesellschaft in Zürich, wo uns der Professor Breitinger einige Expe-

rimente machte. Wir machten auch eine Spazierfahrt auf dem See und brachten dann den Abend bei Lavater zu.

Den 16. fuhren wir um zehn Uhr von Zürich weg und hielten Mittag in Baden. Es sind Gesundbrunnen da; wir besahen die Bäder und fuhren nach dem Essen nach Lenzburg, das herrlich liegt. Von Baden aus ist man schon im Berner Gebiet. Das Schloß des Landvoigts in Lenzburg ist sehr schön gebaut; vielmehr die Lage ist bemerkungswürdig. Es liegt auf einem hohen Fels, und doch sind sehr artige Spaziergänge dabei. Den 17. blieben wir Nachts in Kilchberg, einem schönen Dorf. Die Dörfer im Kanton Bern sind gar hübsch; jeder Bauer hat bei seiner Wohnung seine Felder, Wiesen und Gärten. Man fährt von Lenzburg bis Kilchberg immer durch Dörfer, die sich sehr lang ausbreiten; es macht einen artigen Anblick, die zerstreuten Hütten so hin und wieder zu sehen. Den 18. früh besahen wir das Monument der Madame Langhanß in Hindelbank, von Nahl verfertigt. Es ist so einfach, und die Idee ist ganz einzig in ihrer Art. Man denkt, der Stein athmet; der Gedanke der Auferstehung drängt sich in die Seele; man glaubt die Statue leben zu sehen.

Um zehn Uhr kamen wir in Bern an. Die Stadt ist eine der schönsten in der Schweiz. Die Einförmigkeit der Gebäude ist doch auch mit der Eleganz verknüpft und die schönen Bogengänge, dies alles gibt ein Ansehen von Wohlstand und Ueberfluß. Wir sahen noch den Tag die Promenade, es ist eine große Terrasse mit Kastanien bepflanzt. An jeder Seite sind kleine Salons zum Ausruhen. Den 19. besahen wir noch einen Spaziergang, der sehr schön angelegt ist, aber von der Stadt entlegen; dies ist auch Ursache, daß er wenig besucht wird. Wir besahen auch das Arsenal, welches sehr groß und gut eingerichtet ist. Man zeigte uns die Bildsäule Wilhelm Tells mit dem Bogen, womit er wirklich soll den Apfel vom Kopf seines Sohnes geschossen haben. Den 19. hielten wir Mittag in Murten. Im Herausfahren sahen wir das Beinhaus, das gleich am See steht, welcher sehr klein ist. Das Haus ist mit

eisernen Gittern verwahrt. Wie sinkt der Werth des Lebens bei der Betrachtung dieser Knochen herab! So sieht's mit aller menschlichen Größe einst aus! Wie niederschlagend wäre der Gedanke für uns, wenn wir nicht den Trost des bessern Lebens hätten!

Zwei Stunden davon liegt Avenches, wo noch viele Denkmäler der Römer sind. In einer Wiese beim Schloß hat man auch Spuren eines römischen Pflasters entdeckt, das mit vieler Kunst gearbeitet ist. Nachts blieben wir in Payerne, einer kleinen Stadt, die sehr artig gebaut ist. Den 20. kamen wir nach Lausanne. Welche angenehme Empfindung erregt nicht der Anblick des Genfer Sees! Die Stadt liegt auf einer Höhe. Die Straßen sind sehr unangenehm; man muß immer steigen.

Den 21. fuhren wir nach Aubonne;[1] man kommt durch Morges, welches ganz am See liegt. Die Lage von Aubonne ist sehr angenehm und sie hat ganz malerisch schöne Aussichten. Abends fuhren wir wieder nach Lausanne. Den 22. frühstückten wir in Lausanne und fuhren nach Vevey. Der Weg dahin ist nicht angenehm, immer zwischen Mauern, aber die Aussicht ist herrlich. Der See, die savoyischen Berge, die in grauer Dämmerung gegenüber liegen und die fruchtbaren Berge des Pays de Vaud — welcher Contrast! Vevey liegt ganz am See mit Weinbergen, Landhäusern umgeben; über diese hohe Berge mit Sennhütten bestreut, und hin und wieder blicken rauhe Felsen hervor.

[1] Um die Halbschwester der Frau v. Lengefeld, Frau Grivel, zu besuchen.

V.

Blätter aus dem Tagebuch.

Den 8. November 87. Schöne Sonne! wie wohlthätig ist dein Einfluß auf die Erde, du erwärmst, erfreust Alles; so auch mein Herz. — Es ist mir begreiflich, wie nur die bloßen Naturmenschen, dich als Gottheit verehren konnten, denn dein Licht belebt Alles. O vielleicht strömen auch unsere Wesen einst ganz in dich, und die Milde, die du auf uns herab schüttest, deine schönen Strahlen kommen wohl durch den Einfluß reiner, abgeschiedener Seelen zu uns und beleben uns so mit Freude.

Es ist vielleicht nicht bloß Traum, daß der Vater von Moritzens Hirtenknaben[1] ihm den Trost ließ, in die Sonne nach seinem Geist zu blicken. — —

Mit inniger Empfindung rufe auch ich dir zu:

hail, holy light.[2]

Den 18. Was ists, das unsern Blick oft so trübt und uns die Zukunft nur durch tiefe Trauergewölke blicken läßt? Und dann

[1] In Anton Reiser, den L. im Januar mit lebhaftem Interesse gelesen hatte. S. den Brief an Fritz Stein (Briefe von Goethe und dessen Mutter), S. 121 und an Knebel, S. 87.

[2] Aus Pope.

auf einmal wird der Blick wieder heiter; Alles trägt sich leicht! Es ist gewiß nur physische Schwäche; der Geist leidet nicht selbst. Dies ist ein Trost, der wohl thut, in so weit, daß er zeigt, daß unsere Uebel nur eingebildet sind. Aber doch ist's auch wieder betrübt, daß der Körper so mächtigen Einfluß auf die Seele hat.

Ohne den Trost der Religion, eines besseren, freieren Seins nach diesem Leben, wäre es eine Andeutung der Vernichtung des trüben Todesschlafs, diese Unthätigkeit, Taubheit; da man nicht den Einfluß der Gottheit, nicht den Reiz der wohlthätigen Natur spürt. Aber so ist es vielleicht nur eine Abspannung, Erschlaffung, und die macht, daß wir nach überstandenem Unmuth uns gestärkt fühlen und ein freieres Bewußtseyn unseres Daseins erlangen, das uns froh macht und die kleinen Uebel des Lebens leichter tragen lehrt.

O Erinnerung, du ein schöner Trost des Lebens! umhülle mich mit deinem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!

Den 21. November, Abends. Schön ist der sinkende Abend, wenn die letzten Strahlen der Sonne noch hinter den schwarzen Bergen flammen und die Sterne sanft schimmern, aber immer glänzender werden. Es ist ein Bild der Natur, wie Alles stufenweis immer höher, höher steigt. So auch in unserer Welt; was vor langen Zeiten nur wie eine kleine Flamme loderte, bricht jetzt zu einem hellen Licht aus, das Wärme und Freude verbreitet. So mit den Wissenschaften und Künsten; der Mensch bildet sich immer mehr und mehr. Und so nimmt Alles zu, einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen. Wir genießen einst im vollen Maße, was wir hier einzeln ausstreuten. Darum sei ruhig, Herz, bei den Leiden, die dich drücken. Laß die schauerlich schöne Abendstunde dir ein Bild besserer, reiner Freuden sein, die dein warten.

Der Gedanke ist süß, daß du, schöner Abendhimmel, mit all deinen Sternen und dem schönen Mond alle meine Lieben umgibst.

Süß sei ihnen der Abend; möchten sie die Nähe meines Herzens fühlen. Wohl uns, daß die Seele über Berge, Thäler, Länder und Meere sich heben kann! Aber süßer noch wäre es, wenn wir das Umschweben unserer Lieben fühlen könnten. Es sollte nicht so sein, wäre uns wohl nicht nützlich; darum ist es gut, wie es ist; aber es ist dennoch ein schöner Traum, daß es nicht bloß Ahnung, Hoffnung, sondern Möglichkeit wäre!

Den 23. Gott! ewiges, unbegreifliches Wesen! Wie viel, wie oft suchten schon Menschen dein Sein zu enthüllen, und das Gebäude ihrer Träume sank in sein Nichts zurück. Wie oft haben wir schwache, kleine, deiner unwürdige Begriffe von dir! Wir sinnen und sinnen, und am Ende staunen wir vor deiner uns kurzsehenden Sterblichen zu großen Macht, können uns aus dem Labyrinthe der Ideen nicht finden. O es wird einst eine Zeit sein, wo wir dich näher kennen werden!

Den 28., gegen vier Uhr. Wandelnde Wolken, ihr ein näheres Bild der Erdenfreuden! wie schön seid ihr! Das düstere Grau, mit den Strahlen der Sonne gesäumt, ist ähnlich mancher trüben, bangen Stunde; der Glanz, der durchbricht, ist die wohlthätige Hoffnung. Und das sanfte, reine Blau ist vielleicht Vorschmack besserer, reinerer Freuden. Natur, in dir findet Ruhe das Herz; und doch gibt es so viele Menschen, denen du nichts bist. Sie genießen weniger schöne Momente als fühlende Seelen, und ihr Herz wird sich nicht so leicht befriedigen lassen, weil sie immer in Dingen Freude suchen, die keine geben können. Aber in deinem Anschauen haben wir Alles!

Den 1. Jenner '88. Durch düstere Wolken brachen einige Strahlen der Sonne, doch sie schwanden, und ein undurchdringliches Dunkel hüllt die Gegend vor mir in Nacht. So schwebt auch die Zukunft vor mir! Soll ich Freuden fühlen oder Kummer tragen lernen? Hier und dort kein Ausgang. Vater der Wesen, ich kniee im Staube vor dir!

what future bliss, he gives us not to know,
But gives that hope may be our blessing now![1]

Ich fühle innig tief, daß die Decke, die die Zukunft verhüllt, heilig ist. Und es ist gut, daß wir sie nicht abnehmen dürfen. Finden wir Freuden, so sind sie doch so flüchtig, daß, wenn wir sie zu fassen wähnen, sie schon vorbei sind, und sollen wir Kummer haben, so würde uns die gewisse Aussicht davon noch schwächer machen, und am Ende, wenn es so sein muß, so finden wir doch auch Muth, ihn zu tragen. Es ist ein süßer, süßer Trost, daß wir von einer Macht abhängen, die uns immer leitet, trägt, beschützt. Laß mir, o Vater, immer den Glauben an deine Vorsehung!

Den 13. Jenner. Was ist das Leben? Wer kann uns das enthüllen? Wir lieben es, wünschen es, und dann sind wir doch froh, daß ein Tag nach dem andern vergeht und genießen es nicht!

Nein, dies ist nicht unsere einzige Bestimmung!

Den 26. Jenner. Phantasie, wohin leitest du unser Herz? O warum steigen Wünsche in uns auf, Ahnungen, die nie erfüllt werden?

Der Trotz unseres Geistes sollte schwinden, wenn wir uns

[1] Aus Pope's essay on man, den L. von Heron bekommen hatte. Dieselbe Stelle citirt sie in einem Brief an Wolzogen (lit. Nachl. II. S. 185) unter ihren Lieblingsversen.

beobachten und sehen, daß oft nicht aus uns selbst unsere Gefühle und guten Empfindungen kommen. Eine Brechung des Lichts, einige Dünste in der Luft können das Herz sinken lassen und uns selbst, und Alles, was uns umgibt, in einem trüben Schimmer zeigen oder uns über Welt und Zeit und Erde heben in höhere Sphären.

Den 15. April. Der Wind heult, kalte Regentropfen schlagen ans Fenster; o Boreas, schone die zarten Blumen! Auch mein Herz zieht sich zurück, fühlet Sehnen und Leere. Auch so haucht der kalte Hauch der Gleichgültigkeit die Blüthen der Freundschaft an, die schön aufkeimten; ach Entfernung, der Hang zu Ruhm, zu Ehre ließ wohl manche Aufwallung dafür stumm werden, und das treue Herz ward vergessen. Steig aus dem Schutt der Vergangenheit wieder hervor, Bild entflohener Freude; sei von mir nicht vergessen, mir ewig lieb und grüne um meinen Scheitel in unverwelklicher Blüthe.

Heute fiel mir die Analogie aller Dinge auf, wie Alles in der Welt aus einerlei besteht und zusammengesetzt ist. Aber der Mensch kommt mir zugleich als das vollkommenste Wesen vor, der Alles in sich vereint; aus allen Theilen ward er gebildet, und nur in ihm verfeinern sich im höchsten Grad die Materien, in der organisierten Schöpfung heißt das. Von der Geisterwelt wissen wir nichts und es ist ein wohlthätiger Schleier (sagt Herder), der die künftige Welt überdeckt.

Den 18. April. Die Welle, die vor unserm Auge über Kiesel schlüpfte, kommt nicht wieder; sie fließt fort bis ins weite Meer. Die Nachtigall, die uns sonst lieblich vorsang, singt wohl nicht wieder da, wo sie einmal war; Menschen verscheuchten sie, oder sie mußte fort, um sich Nahrung zu suchen. Es ist nichts bleibend

hienieden! Treue Freundschaft! auch du nicht immer! Ach warum suchen wir Bestand und sind doch selbst so wandelbare Wesen! Wir wähnen, jedes warme Gefühl bleibe ewig. Aber die Zeit streicht ihren Pinsel über das Gemälde, und die Farben fließen in unbestimmten Formen zusammen.

Wenn wir einst vollkommen werden, wird auch Treue ewig sein?

Den 1. Juni. Spülst du denn, o Zeit, mit deiner Welle über jede Freude des Lebens? Löschest aus die lieblichsten Bilder? O ihr vergangenen Freuden, bleibt denn nichts von euch als der Schmerz, daß ihr nicht mehr zurückkehrt? Dies dachte ich eben, als ich einige Briefe durchging.

O warum ist doch unser Geist in so enge Schranken gebannt, warum können wir nicht die Winde durchschneiden, die Meere in einem Augenblick überfliegen, daß das Herz die Nähe einer freundschaftlichen Seele deutlich fühlen könnte. So wallen wir immer in einer ängstigenden Ungewißheit. Wenn wir vergessen könnten!

Tis sure the hardest science to forget!

Nein, nicht vergessen sollen wir, sondern stark die nothwendigen Uebel der Trennung tragen! Denn sie ist hoffentlich nicht ewig!

Den 18. Juni. Wie die Sonne so schön auf die Wipfel meiner Pappeln scheint; die Luft ist rein und klar, und die Erde duftet süß nach Stürmen.[1] Vor wenig Stunden hallten die Donner fürchterlich wieder: die Blitze durchkreuzten die Luft — und nun wieder so schön! so still! Es kommt auch eine Zeit, wo unser Leben so ungetrübt und rein sein wird. Soll uns nicht dieses Vorbild sein?

Wie gut ist's doch, wenn wir die Verhältnisse der Dinge ein-

[1] Schiller und Lotte, S. 49.

sehen lernen in der physischen Welt. Wie viele Menschen zittern bei dem fürchterlichen Getöse des Donners, glauben den rächenden Gott zu hören. Man sollte nur stets den Kindern die reinsten einfachsten Begriffe beibringen von den Auftritten der Natur. Sie würden das Leben leichter und froher genießen; haben sie auch nicht die sonderbarsten Ideen und abgeschmacktesten Begriffe von den Dingen, so thut doch die Dunkelheit und Verworrenheit eben so viel Schaden. Die Kinder nehmen die schwächsten Eindrücke begierig auf, und es bleiben alsdann tausend Sachen in der Seele eingewurzelt, die sie unmöglich so leicht wieder austilgen können, und die alsdann Hindernisse zur Fortschreitung des Eingangs der wahren und reinen Begriffe in die Seele legen, die die Zeit und Vernunft nicht so leicht daraus vertilgen können.

Den 23. Juni. Es gibt oft Momente, wo wir uns so kalt, so leer fühlen; wo die Dinge um uns her uns nichts scheinen. Was sind da die Freuden des Lebens? Sie dünken uns ein Gaukelspiel der Phantasie, eine Lufterscheinung, die den Himmel auf einen Augenblick hellt und dann verschwindet und wieder in die vorige Dämmerung zurücksinkt. Die Freundschaft, das seligste Gefühl, ist uns nichts, denn die Seele bindet sich an ein Wesen, das nicht fester, nicht wahrer ist, als wir selbst.

Sind denn die Dinge wirklich so, ist Alles nur Schein, Täuschung? Oder kommen sie nur zuweilen einer kranken Einbildungskraft so vor?

Den 30. Juni. Vergangenheit, Zukunft! Wie steht ihr vor der Seele als ein weites, offenes Grab! Dort verschlingt die Welle der Zeit eine Freude nach der andern, und das vergangene Glück kommt nicht wieder. Und was schwebt nicht noch vor uns? Wohin

sieht der Blick? In welche unermeßliche Weite der Zukunft sieht das Auge, und wer kann uns das Leben enthüllen!

Den 20. Juli. Der wahrste reinste Genuß unserer selbst, unseres Seins ist, wenn wir die Verbindung der Schöpfung fühlen und ein weites Wohlwollen unsere Seele erfüllt; wenn man gleichsam die ganze Welt an sein Herz drücken möchte und sagen: ich lebe nur für euch, nur in der Liebe für euch fühle ich meine Existenz; wenn unser Ich ganz weggewischt ist aus dem Herzen und es nur für das große All schlägt! Schöne Momente unseres Lebens! Warum seid ihr so selten?

Im Juni 89, den 27.[1] Es ist eine sonderbare Empfindung, vergangene Gefühle sich in die Seele zurück zu bringen, und wenn man dann bemerkt, wie unsere Art zu sein wandelt, wie die Vorstellungen in unserer Seele wechseln. Der menschliche Geist ist so reich in sich selbst! Wie viel verschiedene Ideen kann er aufnehmen. Ich lernte Manches, seit ich nicht zu euch sprach, ihr Blätter, ihr sollt mir ein Denkmal meiner Gefühle sein und mir vergangene Freuden oder Schmerzen zurückrufen. Oft stürmte es indessen in mir. Zauberwelten öffneten sich meinem Blicke, und oft wieder hinab versenkt in tiefes Elend, wo kein Ausweg sich zeigte, als der Tod, ward mein Herz. Hingerissen von süßen Gefühlen schwebte ich von einem Momente zum andern. Doch davon will ich schweigen.

Der Genuß der Kunst gab mir viel, und ich lernte manches einsehen und fühlen, was mir mehr Interesse gab für die Dinge.

[1] Schiller und Lotte, S. 334. „Ich schreibe zuweilen die Empfindungen meiner Seele nieder seit einigen Jahren. Von ungefähr fand ich heute diese Blätter, und sie gaben mir Anlaß zu manchen Beobachtungen; seit einem Jahre waren sie mir ganz fremd geworden; ich schrieb nichts auf, und da überraschte es mich angenehm, den Gang meiner Ideen von sonst wieder zu finden."

Ich verkannte nie die ewig schaffende, lebende Kraft, die Alles belebt. Aber meine Begriffe von ihr änderten sich, wie mein Geist mehr umfassen lernte.

Die Gestalten verwandelten sich. Mein Herz hängt nicht mehr allein so innig an einer andern Welt, von der wir doch so gar nichts wissen, sondern ich lebe mehr der gegenwärtigen — und was ist weiser? Ach die Augenblicke, die man hat, muß man genießen; dafür sind sie uns gegeben.

Den 14. December.[1] Einsamkeit! Süßes Gefühl für Leidende, die sich in dem Wirbel der Menschen herumdrehen, nach Trost seufzen; sie können ihn in deinem Schooß finden.

Die Stille, die uns umgibt, ist stärkend, süß; die unruhigen Empfindungen schweigen leichter. Oder auch wenn Thränen fließen, ist es Trost, sie ungestört weinen zu können.

Wohl dem, der in sich selbst gern zurückgehen mag! den kein bewußtes Unrecht drückt! Fehler haben ist nun einmal unser Loos, aber wenn Güte, Vernunft die Oberhand behalten können, so geschieht doch mit Vorsatz kein Böses, dies ist ein kleiner Trost.

Wenn wir Menschen aber unserer Mitgeschöpfe Irrthum tragen lernen mit Geduld, dies bewahrt uns selbst vor eigenem leichter.

Stiller, schweigender Abend mit deinem Nebelschleier, der die Berge halb umhüllt, vom Monde beleuchtet, rufe mir frohe Gefühle ins Herz! Der Mensch lebt nicht, sich immer zu freuen. Er muß früh fühlen lernen, daß es Uebel gibt, sie tragen lernen und die Harmonie in der Schöpfung nicht verkennen, die doch Alles erhält, auch wenn wir sie in manchen Momenten nicht fühlen.

[1] Nach der Ankunft in Erfurt. Schiller und Lotte, S. 558.

Den 30. December.[1] Wie mühen sich Menschen, hier oder da einen Platz zu bekommen, oder dieses oder jenes zu erlangen! Und haben sie's, so ist's wieder etwas anderes, was sie wünschen! (So dachte ich gestern, als ich im Plutarch las und heute in Schmidts Geschichte.) Ein Grab nimmt alle unsere Aussichten mit in seinen engen Schooß! Wie klein erscheint sich das denkende Wesen! Und doch auch wieder groß bei dem Gedanken, daß nicht Alles mit uns aufhört! Wir mögen einen Platz in der Wesenleiter einnehmen, wo wir wollen, mögen in dieser Welt eine Form annehmen, wie wir wollen. Aber besser und glücklicher werden wir gewiß! gewiß!

I cannot go, where universal love around me smiles! sagt Thomson.

Die letzten Tage dieses Jahres sind heiter und schön. Es brachte mir die Woge der stürmischen Zeit manche Blume in ihrer kräuselnden Welle. Ich danke dir, Vater! Die Blumen verblühten, finstere Wolken trübten den Himmel, und ich lernte Manches fühlen, was mir schwer zu tragen wird. Aber auch dafür Dank!

Wer sich gedrückt fühlt,[2] findet doch immer auch Kräfte zu tragen, und was einem oft unmöglich schien zu überstehen, wird, kommt die Zeit herbei, doch leicht.

Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

O daß unser Geist so oft von den äußeren Dingen gedrückt wird! Daß uns diese Harmonie, die Alles erhält, belebt, nicht immer fühlbar genug ist!

[1] In Weimar.

[2] Schiller und Lotte, S. 585. „Unser Zusammenleben die paar Tage war mir nicht so wohlthuend als sonst."

1803. Wie viele Klagen über den Tod erschallen täglich und stündlich aus der Brust des Menschen! und wer findet einen heilenden Balsam, diesen bitteren Kelch zu versüßen?

Der Schritt ins Leben ist die Bedingung des Todes! — Auch Herder mußte sterben! Seine große Kraft geht hinüber in eine höhere Welt, in höhere Wirkungskreise. Diesen Trost hatte das zweifelnde Herz. Aber uns ist er verloren, und wir sehen weinend das Meteor sich in höhere Zonen aufschwingen, dessen Glut unsere Herzen nicht mehr beleben und ergötzen kann. Er verschwindet wie ein Schatten aus der sichtbaren Welt.

Den 10. April 1805. Jeder Mensch sollte die Geschichte seiner Empfindungen für sich selbst aufsetzen, nicht sich ängstlich beobachten und immer mit seinem Gewissen sich abfinden, sondern sich mit freiem Sinn prüfen, wie die äußeren Gegenstände auf uns wirken. Jede ängstliche strenge Beobachtung unser selbst verleitet uns zum Stolz und ist deßwegen nicht zu empfehlen, wir möchten uns so den Kampf der Neigung gegen die Pflicht recht hoch anrechnen; man ist am ersten auf dem Wege, ein Heuchler zu werden bei diesen Prüfungen seines Wesens.

So viel die Welt gegen Lavater schwatzt, und so oft er den Anschein hatte, ein Heuchler zu sein, so war er es doch gewiß nicht. Seine strengen Selbstprüfungen waren ihm ernst; er litt gewiß am meisten über seine Fehler, die er in sich entdeckte. Eigenliebe könnte man es leichter als Heuchelei nennen; nach ihm kann niemand sich so strenge mehr prüfen.

Mich selbst prüfen möchte ich nicht in diesen Blättern; mein Herz wird mich vor Abwegen schützen! Ideen, die in mir aufkommen, entweder niederschreiben, oder, indem ich über sie nachdenke, mir sie klarer zu machen suchen — dies soll der Zweck seyn.

Je länger man in der Welt lebt, je näher man die Menschen

beleuchtet, je mehr flüchtet man sich in sein eigenes Herz zurück. Welche Zwecke, welche Neigungen leiten die, die wir beobachten! Falsches Streben nach unerreichbaren Dingen ist beinahe die ganze Existenz mancher Naturen. Wo ist der Friede zu finden, wenn er nicht in uns ist?

Je gebildeter die Natur, je näher den Abwegen. Kein Mittelweg führt zu dem Genuß einer ruhigen Existenz. Haben wir das Schicksal beschworen, so entsteht in uns selbst der Kummer. Immer das Unerreichbare zu erringen strebt die Natur. Immer in jeder Lage, in jedem Moment des Lebens ist nur Hoffnung nach etwas Besserem, für etwas Besseres der einzige Stab, auf den wir unsere wankende Existenz stützen. Soll dieses ewige Streben nach dem Besseren zwecklos sein? Soll es nicht dem Geist die Deutung geben, daß es einen Ort gibt, wo endlich alles Hoffen erfüllt wird?

Man wird gleichgültig gegen Alles, was ehemals Bewunderung erweckte, wenn man die Quelle untersucht, aus der unser Glück oder Unglück entsprang. Wer urtheilt über uns, wessen Meinung kann uns heilig sein, wenn wir die kümmerlichen Behelfe der Naturen sehen, die uns richten, deren Urtheil zum Wohl unserer Existenz beitrug?

Schwimmen sie nicht alle wie wir in dem Strom des Lebens fort? Haben sie nicht auch Neigungen, Meinungen, die wir nicht zu respektieren Ursach haben?

Wer selbst nicht weiß, was er meint, was er will, wie kann der uns zum Maßstab unseres Verhaltens dienen? Wo ist ein Mensch, der dies ausspricht, daß er die Norm unseres Betragens sein könne?

Wer von euch rein ist, hebe den ersten Stein! sagt Christus, und wer kann dies nicht bei Allen, zu Allen in der Welt sagen, die sich anmaßt zu richten?

Den 15. Februar 1806. Mir träumte, ich säße mit meiner Mutter und sähe alle Papiere durch; da fand ich Brieftaschen, worin etwas Geschriebenes an S. gerichtet lag. Ich weinte so heftig darüber und fühlte, daß ich schluchzte im Traum. Ueber diesen Traum sagte ich im Traum etwas von Goethe aus dem Lied an Mignon her:

Kaum will mir die Nacht noch frommen;
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt.
Immer fühl' ich dieser Schmerzen
Still im Herzen
Heimlich nagende Gewalt.

---

22. Febr. 1806. An einem Montag den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen=Jena vom Diaconus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen=Jena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline.

Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Thee.

So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

Jeglichen Menschen erwartet sein Tag,
Auch meiner wird kommen!

April 1806. Wenn der Schmerz in unserer eigenen Brust, bei dem Verlust unseres höchsten Besitzes nicht tröstend auf die Hoffnung eines andern bessern Lebens hindeutete, so könnte uns schon die Betrachtung der Welt diese Hoffnung lebendig machen. Wenn wir über den Gang der Wissenschaften und Künste nachdenken, so fällt es uns auf, daß es so viel Zwischenräume in dem Fortschreiten derselben gibt; es ist, als sollte die Natur ihre strebende Kraft versuchen, ausbauen was zur Vollkommenheit des jetzigen Zustandes gehört, und dann Pausen machen, um entweder den Faden dieses kunstreichen Gewebes nach Jahrhunderten hier wieder anzuknüpfen, oder in einer höhern Existenz erst zu vollenden, was uns die beschränkte unseres Erdenlebens verbietet. Zu welchem Gebäude der große Künstler die Resultate unserer Künste und Wissens auch hier oder dort bedarf, so ruhen unsere jetzigen und künftigen Thaten in der Hand eines liebenden Geistes, dem wir vertrauen sollen, daß er Alles zum Besseren stets leitet.

Im Mai 1806. Es ist schwer zu enträthseln, wo bei einer guten Natur und Feinheit der Empfindungen und Liebe zum Guten, der Glaube an das Böse doch so stark sein kann!

Es befremdet einen schmerzlich, in solchen Gemüthern allen Glauben an das Edle und Hohe der menschlichen Natur zu finden und doch eben so fähig sie zu sehen, allen Gräueln und Verbrechen der Menschen Glauben beizumessen, ohne selbst Erfahrungen gemacht zu haben. Es kostet ihnen keinen Kampf, das Böse zu suchen; sie suchen es auf, freuen sich darüber und beflecken den reinen Spiegel ihrer Seele mit trüben Bildern, und es wäre ihnen doch so heilsam, sich den heiligen Glauben an die Reinheit der Natur, den göttlichen Glanz im menschlichen Gemüthe nicht zu verfinstern. Sie sind dreifach unglücklich, und ich möchte keine solche Existenz bei den größten Anlockungen. Ach der Spruch macht so selig:

Drum edle Seele entreiß dich dem Wahn,
Den himmlischen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Gute und Wahre!

Rein wie ein höherer Geist steht dein Bild in meiner Seele. Nicht die Erinnerung vergangener Irrthümer könnte mein Herz irren. Eine unglückliche Seele konnte mir dein Bild trüben, Gott verzeihe ihr den Schmerz, den sie mir unwissend machte.[1]

Den 18. Oktober 1806. Die Kraft des Gebets ist einem immer fühlbarer, je mehr man leidet; denn in einem auf einen Gegenstand fest hingerichteten Gemüth, wo auch nicht Hoffnung ist, daß wir sichtbar erhört werden, ist schon Trost gefunden, wenn wir es erlangen können, uns von den Gegenständen unserer Noth zu entfernen, und dadurch schon, daß wir es vermögen, von der Erde wegzublicken, wird der Blick gestärkt. Nicht, wenn unser Herz menschliche Wünsche hegt, sollen wir nach oben schauen, sondern nur wenn wir Fassung bedürfen, wenn wir Gaben des Gemüths erlangen möchten, sollen wir zu dem großen Gemüth des Vaters aller Wesen flehen. Aber dennoch gibt es auch Wünsche der Erde, die nur ein Gott erhören wird. Ich möchte meinen Kindern die Kraft des Gebets recht tief fühlen lassen, aber nur in Momenten der reinsten Stimmung; wo zu viel Menschliches sich in die Wünsche noch mischt, da vermag der Blick nicht rein genug zum Himmel zu bringen.

Viele kindische Wünsche sandt' ich in meiner Jugend zum höchsten Wesen; dies möchte ich bei meinen Kindern verhüten. Sollte ich nicht ihnen selbst klar machen können, was es ist, ein gläubiges, vertrauendes Gemüth zu dem Schöpfer der Welt zu richten, so

[1] Etwa Oemler, über dessen Publikationen L. entrüstet war?

möchte ich sie in diesem Blatt dazu anhalten, die Bibel zu lesen im reinen Sinn, die Lehren, die Christus gab, sich einzuprägen. Alsdann werden sie auch fühlen, daß es nichts Höheres gibt, als das Gebet, welches er uns lehrte: Vater unser, der du bist im Himmel.

In den Momenten meines Lebens, wo keine andere Stimme zu mir Eingang finden konnte, wo ich deutlich fühlte, nur Gott kann helfen, betete ich das Gebet.

Ich kann es nicht vertragen, wenn man zu viel von seinen religiösen Gefühlen spricht, wenn man die Kraft seines Gebetes so rühmt wie Stilling. Ich glaube, daß es Fälle gibt, wo auch unsere Bedürfnisse durch das Gebet gestillt werden, wo eine unsichtbare Hülfe nahe ist. Ich habe sie im Laufe meines Lebens auch erfahren, und es ist mir daher schmerzlich, wenn man über diesen Glauben spotten kann.

Es ist nichts zufällig und Alles zufällig in der Welt. Es geschieht nichts, was nicht von einer höheren Ursache entsteht, und daher hängt der kleinste Zufall von einem höheren ab. Es gibt in der Natur so viel Zusammenhang, den das menschliche Auge und der Verstand nicht ahnen, wohl auch nicht ergründen kann und wird. Warum sollen wir den Zusammenhang der Geister leugnen und ganz absprechen?

Klar gesprochen, zum Beispiel, wird es einer höhern Macht nicht würdig gedacht sein, den Menschen in leiblichen Bedürfnissen hülfreich zu erscheinen. Obgleich das Gemüth in jeder Art Noth sich zum Himmel erheben soll, so können doch Mächte, die wir nicht ahnen, wirksam sein, uns zu helfen, und die geheimnißreichen Fäden, die die physische Welt an einander binden, die Kräfte, die an- und abstoßen, die Licht und Farbe, Nacht und Tag bewirken, sollten nicht auch solche Kräfte in der Geisterwelt herrschen? Sollte nicht ein Gemüth, das der Hülfe bedarf, auch wieder eine anziehende Kraft finden, die hilft wo sie helfen kann? Warum sollten die Gesetze eben da aufhören gültig zu sein, wo die Geisterwelt beginnt?

Ein heftiger, heißer Wunsch in des Menschen Brust, könnte der nicht eine Antwort finden? Wer kann sagen, es ist nicht, und wer, es ist? Jeden Glauben, der uns wohlthuend ist, sollen wir in uns aufnehmen.

April 1807. So sehr ich wünsche, daß meine Kinder einst an jedem Ort der Welt sich durch das Gefühl einheimisch finden mögen, ihre Pflicht zu thun und ihr treu zu leben, wo sie auch das Schicksal hinstellt; so wünschte ich, daß, die einst ihrem Herzen und Vertrauen am nächsten sein werden, wenn ich nicht mehr bin, ihnen eine heilige Ehrfurcht und Liebe für ihr Vaterland gern erhalten und sie an diese Wünsche meines Herzens mahnen mögen. Auch der Ort, der die heiligen Ueberreste ihres geliebten Vaters verwahrt, sei ihrem Herzen immer am heiligsten; die frühen Bande, die den Menschen an seine ersten Verhältnisse knüpfen, sind ohnehin die heiligsten. Der, der sich gewöhnt, seine Wünsche schnell von einem Ort zum andern zu leiten, der nicht das süße Gefühl in sich bewahrt, einem Boden anzugehören, der wird leichtsinnig neue Verhältnisse suchen, neue Freunde, und wird sich isoliert fühlen in einer Zeit, wo er nicht mehr durch der Jugend Phantasien und Erinnerungen der ihm fremd werdenden Welt angehört und angehören kann. Auch sind meine Kinder mehr wie jeder andere Mensch den frühen Verhältnissen ihrer Jugend Dankbarkeit und Ehrfurcht schuldig. Wenn sie ihre Eltern lieben, wie jene sie liebten, so wird ihnen der Umkreis von den wenigen Meilen, wo diese sich fanden und liebten, immer ein geheiligter Platz seyn. Es haften jetzt schreckenvolle Erinnerungen an den äußern Gegenständen, und der Tod hat auf fürchterliche Weise Denkmale aufgerichtet in dem glücklichen Thal, wo wir liebten und lebten. Aber es sei dieser Platz den Herzen meiner geliebten Kinder immer heilig, und gern mögen sie sich einst, wenn das Schicksal sie auch nicht ungekränkt entläßt, zu dem Ruheplatz ihrer Eltern flüchten.

Wenn einst die Welt euch herzlos, kalt verstößt,
So flüchtet, Liebe, zu dem stillen Grab,
Dort rufet eurer Eltern Gottheit an,
Denn Götter sind wir dann und schützen euch.

Wohl uns, wenn dieser Gedanke prophetisch ausgesprochen; wenn wir uns vollkommen und selig einst über unserer Gruft begegnen; wenn mein Geist durch seine Liebe vermag dir nachzuschwingen, ewiger geliebter Geist! Ich kann dir nicht fern bleiben und sein; wenn ich leben soll im höhern Leben.

1807 April. Das rührendste, schönste Gebot, das Christus seinen Jüngern hinterließ und ihnen zum Trost für's Leben gab, ist: Liebet euch unter einander! Er, der so viel von den Menschen erduldete, dessen heiligste Gefühle geschmäht wurden, und der über die Bosheit und Verstockung der Welt schmerzlich weinte, sagte aus seinem großen, reinen Herzen: Ein neu Gebot gebe ich euch, liebet euch unter einander.

Was ist ohne Liebe das Leben? Was ist's, wenn wir den Glauben an das Gute in der menschlichen Natur verlieren? Ein trüber schauervoller Anblick ist die Welt!

Mit dem Enthusiasmus des Gefühls geht der Glauben der Jugend, daß es gute edle Zwecke gebe, die allein zum Wohl des Menschen hinführen, daß die Menschen sich unter einander zum Trost, zur Stütze da sein sollen. Dieser verliert sich, und die Flamme zuckt nur noch dann und wann auf und beleuchtet das Bild des lebendigen Wirkens und Hervorbringens der Welt mit einem magischen Schein, aber die eigentliche wahre Quelle der Liebe versiegt mit dem Gefühl unserer Kraft, die das Schicksal lähmte.

Aber wenn das Herz kein Individuum mehr findet, wenn der Tod, der auch die Liebe nicht trennt, sondern nur von der Erde die Seele nach dem Himmel lenkt und mit neuer Liebe uns an die Sterne anknüpft — wenn der Tod in unserm gewöhnlichen

Leben und Wirken das Gefühl der Liebe hemmt, so müssen wir nicht aufhören die Welt zu lieben, denn sonst ist das Leben gar nichts. Aber diese Liebe wird anderer Art: sie verwandelt sich in dem Glauben an das Gute in der Natur, in der physischen wie in der moralischen.

Auch das wollte Christus seinen Freunden andeuten, indem er die Trennung ahnete, die seine Feinde ihm von ihnen bereiteten; da sein Herz, seine Liebe nicht mehr ihr Trost, ihr Schutz sein konnte, in einer Welt, die seiner Reinheit nicht würdig war, da wollte er dem leidenden Gemüth seiner Freunde eine Stütze lassen und sprach: Liebet euch unter einander![1]

So geht es uns auch moralisch. Immer sinkt die menschliche Natur wieder zurück in die tiefste Tiefe. Wenn man das Leben anschaut und die Jahrhunderte, die man die früheren nennt, — sie sind es aber nur uns, weil die späteren sich unserer Zeitrechnung nähern, — man möchte es wohl für wahr halten, daß auf dieser Welt in dieser Existenz eine Vollkommenheit, die durch ganze Geschlechter geht, erreicht werden könne. Wenn man wähnen möchte, dem reinen Blau nahe zu sein, wird es plötzlich Nacht und düster.

Wenn man sich kultivierte Nationen denkt, die in ruhigen Zeiten nach der höchsten Verfeinerung streben, und sie plötzlich in den schreckenvollen Kriegszustand versetzt sieht, da ist aller Glaube an moralische Steigerung der Vollkommenheit plötzlich vernichtet. Wenn Mensch gegen Mensch steht, wenn er sein Leben vertheidigt, sein Individuum retten will, wird er sich alle Grausamkeiten gegen den, der ihn anfällt, erlauben; er wird wie ein Raubthier nur sein eigenes Wesen retten wollen.

So lange Kriege möglich sind, so lange es Einzelne wagen können, an ihren Vortheil das Glück ihrer Völker zu wagen; wenn kein Herrscher fühlt, daß das Glück des ruhigen Bewohners seines

[1] Ebenso in einer Betrachtung am 20. December 1814: Vertrauen, Glaube, Friede sind die Stützen, auf die er das leidende Gemüth hinwies.

Eigenthums mehr werth ist als ein schreckenvoller Ruhm der Siege: so lange sind wir immer nur auf einer eingebildeten Höhe. Wenn fremde Menschen für einen elenden Lohn für ihren erkauften Herrn streiten, wenn Verbrecher, denen nichts mehr heilig ist in der Welt, dadurch wieder Mitglieder der Gesellschaft werden, daß sie Soldaten werden, so lange wird ein Krieg immer das schrecklichste Phänomen in der moralischen Welt sein. Ein losgebundener Zustand, ein Leben, wo nur rohe Kraftäußerung etwas gilt, wie kann der Menschen bilden und zur Moralität zurückführen?

Edle Naturen läutert jeder Zustand, wo es darauf ankommt, persönlich etwas zu halten; sie werden sich aus dem Ungewitter retten, ihr Gewissen und ihr Herz aus dem Sturm auf ein ruhiges Eiland flüchten, aber nur sich flüchten, nicht vorwärts schreiten. Aber zügellose Naturen werden immer verderbter durch diesen Zustand. So lange nur Kräfte des Körpers in Anschlag kommen, die Zustände zu verbessern und nicht die Kräfte des Gemüths, so lange sind wir noch viel weiter zurück, als es uns unsere Eigenliebe vielleicht vorspiegeln möchte. Nur der Gedanke kann uns beruhigen in den Momenten eines höheren geistigen Glaubens, daß nichts geschieht, was nicht in einer höhern Weltordnung zu den Planen gehört, die die Gottheit mit der menschlichen Natur vorhat und durchführen will. Jedes Individuum, als Geschöpf einer Welt, gehört zum Ganzen, und es kann uns ohne den Willen eines himmlischen Vaters kein Haar auf unserm Haupte gekrümmt werden.

1807. Wie der Blick strebt dem Unendlichen näher zu kommen; wie es uns ist, wenn wir nach den Bergen sehen, die ihre Gipfel in die Wolken zu verlieren scheinen; da wähnt das Auge, es könne den Aether erreichen, und wenn der Fuß die Höhen erklommen hat, so sieht er sich noch eben so weit von dem Gewölbe des Himmels verbannt, als wäre er im tiefsten Thal.

1807. Ich möchte Allen, die ich für ein späteres Leben zu ihrem eigenen Frieden gebildet wünschte, anrathen, sich an Freunde nicht anzuschließen, die viel älter sind. Denn wenn der Jüngere die Reife des Lebens erreicht hat und auf einer Anhöhe zu stehen meint, wo er seine Blicke aufs Leben sich durch eigene Erfahrung gestärkt oder geschärft hat, tritt der ältere Freund despotisch dazwischen und will, er soll seine Ansichten nach den seinigen bilden, die das Alter und die Krankheit getrübt hat. Sie werden sich oft mißverstehen, und wenn der Aeltere nicht ein liebend Gemüth hat, so wird sich der Jüngere trauernd abwenden von dem sonst geliebten Bild seiner Jugend, das Krankheit oder Leidenschaft verwischt hat; indem wir die sonst geliebten festen Züge immer sehen, so denken wir uns, der Geist müßte sich auch gleich geblieben sein und so empfänglich für unsere Vorstellungen, als wir für die seinen, weil wir noch die Geschmeidigkeit haben, uns fremde Formen anzueignen. Aber das ungefällige Alter will sich nicht in neue Formen schmiegen und fordert da, wo es durch Liebe und Nachsicht noch Macht haben könnte, durch heroische Mienen, daß Alles, was es umgibt, sich seiner Meinung unterwerfen möchte.

Daher klagen alte Leute so oft, daß sie sich isoliert sehen, weil sie ihr eigenes unfriedliches Gemüth von der Welt abzieht.

Age is dark and unlovely, it is like the northern blast that blows over the mist of the hills.

Eine Frau, die immer ihren jugendlicheren Freunden ihre Ansichten nicht störte, sondern schwieg, wenn sie anders dachten und fühlten, daher sich immer das Vertrauen Aller erwarb, die sie umgaben, ist meine gute Mutter.

---

17. September 1808. Wie wir die Kinder lieben in unserm Schooß als uns noch unbekannte Wesen, deren Werden und Sein wir ahnen und nicht mit dem Ruf der Liebe sie ins Dasein bringen können, wenn wir es möchten; — sie sollen da sein, leben,

von uns das Leben empfangen aus der Hand Gottes; wir können ihre menschlichen Anlagen leiten, aber nicht dem Geist die Richtung geben, wie wir möchten; wir sehen ihr Schicksal und können nicht mit der Hand der Liebe in das Rad greifen und sein Herabrollen verhüten; — so sehen und fühlen vielleicht die Geister unserer geschiedenen Lieben unser Dasein, unser Leben an; sie theilen Alles mit uns, ohne daß wir es je wissen; sie leiten unser Gefühl vielleicht, wenn sie noch nach der Erde hinwirken wollen; sie erwarten unser Erwachen in ein anderes Leben, wie eine Mutter den ersten Blick ihres Kindes ins menschliche Leben erwartet, und die Liebe ist auch uns nahe, wenn wir sie auch nicht zu fühlen vermögen. Ganz getrennt kann das Herz nicht von uns werden, das für uns schlug! Eine Reihe von Jahren mit einander erlebt kann durch den Tod nicht verlöscht werden! Wir sollen unser Leben so reich ausdehnen wie möglich; wir sollen aus uns machen was möglich ist; denn so auch ist die Natur, so die Welt in und außer uns. Das Menschliche muß ertragen und erreicht werden, um die geliebten Vorangegangenen zu erreichen, ihnen gleich zu kommen, sie einst wieder auffinden zu können.

Ach der Gedanke allein kann trösten für die lange Einsamkeit, in die uns der Tod setzt! Diese ewige Sehnsucht nach dem Geliebten wechselt nur ihre Gestalten; sie ist ewig eins, und sie selber nur anders modificiert!

Welcher Schluß der jetzigen Existenz wird diese Sehnsucht auflösen!

Den 17. Oktober 1808. Wie der Glaube an Gott, an seine wirkende Kraft uns immer lebendiger macht, je länger wir auf dem Schauplatz stehen und die Welt beobachten, so wächst auch der Glaube an ein höhere reifere Existenz nach diesem Leben. Sollten wir nur vor den Wundern der Natur als müßige Zuschauer stehen? Nichts ist befriedigend in unserer jetzigen Existenz. Ein Schleier

umhüllt unsern Eintritt ins Leben; so geheimnißvoll, als sich der werdende Mensch bildet im Schooße der Mutter, so wundersam seine Geburt, so wundersam erscheint ihm die Welt und die Dinge um ihn herum; so wundersam verlischt auch die Flamme des Lebens, und dieser Schritt in die Dunkelheit sollte uns nicht in das Licht führen, wie unsere Geburt uns ins Leben führt? — Nein, nein! sagt Karl Moor. Es ist noch etwas mehr; ich bin noch nicht glücklich gewesen; du ewiger geliebter Geist, weißt es nun! dir ist der Schleier zerrissen, der diese Welt von der andern scheidet. Du bist der Schutzgeist deiner Lieben, du liebtest uns nicht für ein Leben allein.

Erde mag zurück zur Erde stäuben,
Flieht der Geist doch aus dem morschen Haus;
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Reine Liebe dauert ewig aus.

---

25. December 1809. Das Weihnachtsfest ist eines der größten für die Menschheit. Es ist der Bund des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren, denn der Glaube an das Höchste wird dadurch verwirklicht. So stellte uns Gott das höchste Vorbild der göttlichen Natur, die in der menschlichen sich ausspricht, auf. So sollen wir ringen, seinem Sohne uns nachzubilden, um zu werden wie Er, und durch dieses Streben des Lebens mit Ihm in der Unendlichkeit würdig zu werden. Es ist das Fest, das den Glauben an die unmittelbare Hülfe und Nähe der Gottheit uns offenbarte. Durch Christus kommen wir zum Vater, nur wenn wir leben, leiden, fühlen wie Er, hoffen auf Gott wie Er in den Stunden seines Todes, sollen wir die Seligkeit erlangen.

Von den kleinsten menschlichen Begebenheiten an führt uns Seine Geburt, Sein Leben, Sein Tod.

Dieser Tag, der uns ein solches Vorbild gab, ist immerfort heilig; und wie uns in dem kurzen Leben der Erde gute Menschen

heilig sind, so soll uns das Andenken an das heilige Vorbild der höchsten Güte heilig sein und der Tag, der uns diesen Menschen gab.

1809. Es ist Eigenliebe, zu große Sorge nach dem Tod für unsere Körper zu haben, und bloß weil wir nicht das Gefühl unserer Existenz kennen über das Leben hinaus, sorgen wir noch so kleinlich für den Zustand des Körpers.

Aber diese Vorsehung, die uns ins Leben bewußtlos führte, die für uns wachte, da wir noch nicht fühlten, die sollte uns an dem dunkeln Eingang in den Tod verlassen?

Wachte Gott nicht stets für uns in den Momenten der höchsten Noth?

Sollte die Behandlung der Todten willkürlich sein können? Sollte nicht ein höheres Gesetz auch walten, wenn wir es nicht fühlen?

Ich bin nicht ein Gott der Lebendigen allein, sondern auch der Todten, heißt es in dem heiligen tröstenden Wort.

December 1810. Wir sprechen so viel von Tugend, ehren sie und haben keinen klaren Begriff von dem, was sie eigentlich ist. Tugend ist meinem Gefühl nach das Streben, unsere Kräfte zum Guten zu lenken, und ein Gleichmaß in unsere Handlungen und Wünsche zu bringen, mit denen unser Gewissen im Einklang sein kann.

Auch Aufopferung ist Tugend. Kampf mit dem Hang zum Bösen, das in uns immer die Oberhand behalten will, ist Tugend. Streben nach Vollkommenheit ist nicht Tugend; sie entsteht, wenn wir das Streben zu erreichen vermögen. Aber weil wir besser werden, sollen wir nach dem Besten streben, nicht um uns glücklich zu machen; denn das Glück ist droben bei dem ewigen Vater. Er wird es uns geben, wenn er sieht, daß unser Gemüth nach dem Reinen und Rechten ernstlich strebte.

Im Winter 1813. Edel sei der Gang des Deutschen, der sich von den Fesseln einer ungerecht drückenden Verfassung aufrafft; und indem er die Wonne fühlt, sich der Hoffnung einer besseren Zukunft hingeben zu dürfen, sei er menschlich und mild gegen seine Mitbrüder, die nicht seinen Erwartungen und Wünschen entgegen kamen, die ein früheres Gelübde einer täuschenden Dankbarkeit band. Er unterscheide unter absichtsvoller Verblendung und unter Wahn, den eine edle Natur sich selbst-schuf, weil sie nur an das Edle gern glaubt.

In der neuen politischen Schöpfungsgeschichte, wo noch manches Licht das Chaos erhellen muß, unter dem Streit der Wünsche und Hoffnungen, wo der Glaube sich gern an die alten Formen anschmiegt und mit den alterthümlichen Sitten und Vorstellungsarten auch die alten Gebräuche wieder heiligen möchte; wenn man sich in Frankfurt wieder eine Krönung eines deutschen Oberhauptes denkt, wenn man die alten Erzämter in ihren alten Verrichtungen, obgleich unter andern Namen, wieder erscheinen sieht, und der Herold ruft vergeblich: ist kein Dalberg da? welcher Schmerz muß das Herz seiner Freunde erfüllen, wenn der einzige deutsche Fürst, der fühlte und dachte ehemals wie keiner, der seiner Nation alle Opfer zu bringen bereit war, wenn dieser fehlt und aus den Herzen wie aus den Neigungen derer entschwunden ist, denen er vielleicht früher Alles war, deren wankende Königs- oder Fürstensitze er erhalten und um Deutschland so lange wie möglich nicht ganz fremder, kalter, zermalmender Gewalt preis zu geben, seine eigene Existenz preis gab — dieser Name fehlt nun!

Möchte nicht einst dieser Ausruf die Nachkommen schmerzen, wenn man seinen ganzen Werth ermißt und alle seine großen vortrefflichen Geistesanlagen. Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! — Während seine Freunde um ihn klagen, während ihn die Wiederbringer des deutschen Rechtes und Namens nicht würdig ihrer Aufnahme halten, hätte vielleicht ein einziges Wort, mit dem Kaiser Alexander gewechselt, ihn wie seinen Namen nicht ausgelöscht

aus der thätigen Reihe der Fürsten. Rein wie er selbst hätte er Dalberg sehen müssen und sein Herz erkennen, nicht durch fremde kalte Menschen sich von ihm erzählen lassen; die Funken des erschöpften Geistes, von dem Leben wie von dem Handeln ermüdet, hätten noch das Herz jenes Kaisers ergriffen und gerührt. Aber ein feindliches Schicksal entführte ihn aus seinem Lande. Flüchtig, irrend suchte er nun in dem Schooße der Kirche die Ruhe, die ihm der Himmel verleihen möge.[1] Wäre er geblieben, so würde er der Schutz und Erwecker des Landes gewesen sein, dem er unter ungünstigen Einflüssen, unter einem eisernen Scepter wie ein strafender Genius erscheinen mußte. Er würde gesegnet haben, was er zerreißen mußte, und dankbar würden sich Kinder und Enkel seines Wirkens erfreut haben. Keine Stimme seiner Freunde kommt ihm vielleicht zu! Dieser schöne anmuthige Geist findet nicht seines Gleichen, um den heilbringenden Glauben an das Gute auszusprechen, das er ewig im Herzen trägt und trug. Engel des Friedens mögen ihn umschweben; an den Altären, wo er die Menschen segnen wollte, mögen die Engel ihn hören und mit himmlischem Glauben sein Herz erfüllen, das dort das Gute finden wird, das er in einer so verwirrten Welt vergeblich suchte.

Dankbar lisple die Stimme seiner Freunde, ihr Bild, ihm Trost und Segen zu. Alles kann vergehen, aber Dank und Liebe nicht.

Oktober 1814. Wenn wir Vorsicht, göttliche Vorsicht sagen, so ist es ein Begriff von dem der Vorsehung verschieden. — Die Vorsehung leitet, die Vorsicht schützt; die Vorsehung ist die waltende Liebe, die Vorsicht die bewahrende Liebe Gottes. Die Vorsehung läßt das uns übel Scheinende geschehen, weil sie nur zu guten

[1] Man vergleiche die ähnlichen Aeußerungen in einem Brief an Knebel, Ende Juli 1812, S. 167, sowie dessen Antworten, auch das Urtheil Carolinens im Nachlaß I, S. 75.

Zwecken leitet; sie hält auch das Auge über uns im Schmerz, im Kummer, den wir unsern Ansichten nach für unverdient halten.

Die Vorsicht rettet und schützt und ist die handelnde Macht, wenn die Vorsehung wirkt.

Vorsehung ist: Sorge, Liebe eines höheren Wesens, in dessen Hand wir ruhen, das uns kindlichen Sinn gibt; zu hoffen auf den, ohne dessen Willen kein Sperling auf die Erde fällt. Es begreift diese göttliche Eigenschaft der Liebe ein weites Feld, zu groß für das menschliche Gemüth, und wir wissen es nicht zu fassen, wie groß Gottes Liebe ist, wie sie sich ausbreitet über ihre Schöpfungen, wie über ihre Geschöpfe.

Sonnen, Sterne und Weltengeister, Menschen, Geschöpfe, Organisationen, Alles umfaßt dieser Geist Gottes mit dem Gefühl der Liebe, der Sorge.

Who sees with equal eye as God of all,
A hero perish or a sparrow fall,
Atoms or systems into ruin hurl'd,
And now a bubble burst, and now a world.[1]

Den 11. März 1815.[2] Der Unsegen, den der verderbliche Einfluß Frankreichs auf die deutsche Nation brachte, wird noch lange die Gemüther verunreinigen, wenn auch schon längst die Spuren des unheilbringenden Kriegs verschwunden sein werden.

Diese kalte egoistische Nation hat wie ein Mehlthau ihre Ansichten in die Seelen gehaucht und gelehrt, daß der Mensch sich selbst in seinen Willen und Wünschen seine Welt ist, um sich es wohl machen zu können, alles fremde Interesse zum Opfer zu bringen fähig seyn muß.

Die Deutschen, die lange gewohnt sind einen fremden Einfluß

[1] Pope, essay on man.

[2] Vgl. die Briefe an Knebel, S. 188 und 190.

aufzunehmen, die so lange unter diesen Fesseln schmachteten, haben leider diesen Egoismus, weil er ihrer Natur wohl machte, in sich aufgenommen; sie haben es sich überredet; denn ohne eigene Ueberzeugung handeln sie nicht leicht, obgleich es nicht die Ueberzeugung des Guten ist.

Diese Geschmeidigkeit, fremde Vorstellungen sich aneignen zu können, ist aus dem Reichthum ihrer Einbildungskraft entstanden und ist gut angewendet eine höchst verehrliche Eigenschaft. Aber in dem innern Streit der Meinungen, in dem Streben nach Gewalt, ohne Opfer bringen zu wollen, liegt das Unheil der Zeit und der Mangel an Empfänglichkeit für das Große, welches ausgeübt werden sollte. Auch der Glaube ist zerstört, den die witzigen Nachbarn für Schwärmerei halten. Die Liebe hat der Anblick so vieles Bösen zerstört. Die Freiheit ist unterdrückt worden, die Wahrheit mit einem Schleier umhüllt.

Daher so viele für das Gute empfängliche Gemüther Haß, Neid, Streit suchen, weil sie nicht groß genug sind, um freien Sinns das Gute zu ergreifen. Sie glauben lieber, daß das Gute nicht da sei, ehe sie es in ihren ungleichartigen Herzen aufsuchen. Sie wähnen sich mit ihren Gefühlen das Opfer der Zeit, während sie das Edelste, Beste aufsuchen sollten und das Heilige suchen und glauben, damit es komme.

Wer es glaubt, dem ist das Heilige nahe.

Dieser Trost muß dem Herzen bleiben, wenn es sich in den schönsten Hoffnungen und Erscheinungen getäuscht sieht!

Mai 1818.[1] An meine Kinder; nach meinem Tode zu erbrechen. Da es im menschlichen Schicksal so oft erscheinet, daß der Tod uns überrascht und die Krankheit die Kräfte des Geistes früher als die des Körpers lähmt, so will ich auf den Fall, daß ich nicht mit

[1] Nach der Krankheit im Winter 1818, die eine gedrückte Stimmung bis zu einem Aufenthalt in Jena im Juni zurückließ. Briefe an Knebel, S. 391.

meinen geliebten Kindern mehr sprechen könnte, oder sie zu weit fände mich auszusprechen, diesen Wunsch schriftlich niederlegen, daß, wenn ich sterbe, ehe es mir gelungen ist, das Grab ihres geliebten Vaters selbst an einem einzelnen dazu allein bestimmten Platz zu errichten, sie alsdann, wenn sie für mich einen Ruheplatz bereiten, es so einrichten lassen, daß die Reste des geliebten Vaters neben den meinigen ruhen.

Gott wird dem Segen meines Herzens für sie Kraft geben, daß er wirksam bleibe und ihr Leben glücklich mache. Meine Liebe für euch, geliebte Kinder, wirkt nun in einer andern Welt für euch, und Gott wird euer Leben schützen, wenn ihr ihm vertraut. Amen!

August 1818. Wir sollen immer beten und zu dem unsere Zuflucht nehmen, der allein uns Rath und Trost verleihen kann. Keine menschliche Angelegenheit, sollen wir befürchten, erscheine zu gering für den Mächtigen, den wir anrufen. Es ist alles menschliche Treiben und Trachten gering; schon für ein Auge, das die großen Verhältnisse der Welt ermißt, ist die Angelegenheit, das Anliegen eines Einzelnen gering.

Bei Gott ist Alles klein, was uns auch groß erscheint, und nur das geistige Vertrauen, die Kraft zu vertrauen, sieht Gott an. Aber etwas, was im Stande ist, einem menschlichen Gemüth Sorge und Angst zu machen, ist auch in der Reihe der Wirkungen aufgenommen. Wie das menschliche Gemüth die Dinge geistig oder menschlich ergreift, so sind sie auch im höheren Bezug anzunehmen, und wo ein Schmerz eines Einzelnen so zunimmt, daß er keinen Trost außer sich in der Welt findet, so sei es uns die Weisung, daß die geistige Kraft in Anregung genommen werden muß und soll und daß wir Erhörung finden, wenn wir kindlich zu dem flehen, der allein helfen kann, der uns sagt:

Rufet mich an in der Noth, ich will euch erretten!

[illegible]4. Wer kann das Geheimniß der ewigen Liebe ergründen? wer es fassen?

Gott liebte die Welt; erschaffte sie; gab uns sein Ebenbild; ließ uns erfassen, was er für seine Geschöpfe sei; er zeigte uns die höchste Liebe für die Menschen im Vorbild Christi. Wie können der Menschen finstere Gedanken wie im Irrwahn an der Möglichkeit dieser hohen Liebe zweifeln?

Es ist ja der höchste größte Trost, durch Christi Opfer für uns erhoben zu werden zu ihm.

Welches hohe Geheimniß, daß es möglich, daß es wahr ist! daß diese Wahrheit uns einst klar werden wird!

Es gibt in den kleinen menschlichen Verhältnissen schon eine Erhabenheit in der Liebe. Warum wollen sie die Sterblichen nicht im Unsterblichen auch suchen und finden?

Die Welt kann doch nicht so böse sein, als sie uns vorkommt. Welchen Zweck wollte unser Schöpfer mit uns haben, wenn wir nur existieren sollten um zu leiden? wenn es nicht zum Besseren einst führet?

Generationen mögen leiden, fürchten, hoffen und zu Grunde gehen, es ist nicht für eine Existenz allein, daß sie da sind. An die große, gütige, harmonische Seele der Welt müssen wir lebendig glauben, an die Hand der Allmacht, die die verworrenen Fäden des Menschenschicksals auflöset und endlich Ruhe, Harmonie, Ordnung sich verschaffen kann und wird in dem Chaos der Verwüstungen, in die die menschlichen und dämonischen Leidenschaften der Welt Harmonie stürzen.

Die schrecklichste Erscheinung in der moralischen Welt ist der Krieg. Aber wir müssen es glauben und hoffen, daß er für die menschliche Natur nothwendig und endlich heilsam sein müsse, wenn wir den Glauben an eine leitende, schützende Macht, die Alles leitet, in uns bewahren.

VI.

Erinnernngen und Kritiken.

Schillers Leben bis 1787.[1]

Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.

So möchte man mit diesen Worten einer der genialischsten Naturen ihre eigene große Natur auch bezeichnen, und schwer wird es Jedem werden, Schillers Wesen auszusprechen. Im Aeußern die höchste Einfachheit, Ruhe, Würde, und doch die leuchtende Fackel des Genius schwingend; immer sich bewußt, daß er das Große erreichen wollte, niemals einem fremden Zwecke fröhnend, die innere Kraft des Geistes sich frei erhaltend von äußeren Erscheinungen, und selten selbst dem körperlichen Schmerz unterliegend: so erschien er denen, die durch seinen Umgang gewohnt waren dem Leben eine größere Seite abzugewinnen. Kein anderer Dichter, obwohl die meisten sich frei selbst bekennen müssen, daß sie mühevoll

[1] Obwohl der nachfolgende Aufsatz wenig noch jetzt Neues darbietet und seine äußere Form den Mangel einer schließlichen Redaktion verräth, wird er theils der Verfasserin wegen, theils als quellenmäßige Grundlage des Buches „Schillers Leben" nicht unwillkommen seyn. Denn in dem ersten Abschnitte ihres Werkes hat Frau v. Wolzogen, wie sie selbst S. 5 angibt, diese Notizen benützt und, wie die Vergleichung ergeben wird, großentheils nur umschrieben und stilistisch vervollkommnet. Schillers Gattin wurde zu ihrer Aufzeichnung durch unwillkommene Veröffentlichungen und wohl auch durch Zureden ihrer Freunde (s. die Briefe von H. Voß, Ukert u. s. w.) veranlaßt. Als sie die erste Begegnung mit ihrem Gatten zu schildern hatte, entsank ihr die Feder.

durch das Leben sich drängen mußten, war doch so frei und groß geboren als er, trotz der gewöhnlichsten Umgebungen.

Seine frühe Jugend verging im kindlichen Verhältniß eines guten, geliebten Sohnes; seine Eltern lebten einfach und gewannen unmittelbar der Natur die Bedürfnisse des Lebens ab; früher hatte sein Vater eine militärische Laufbahn durchlebt und wurde als Officier entlassen; er trieb noch die Werbegeschäfte in einer kleinen württembergischen Landstadt,[1] mit der Aufsicht über des Schwiegervaters Landwirthschaft.

Die Mutter, ganz in dem engen Kreise erzogen, für den sie geboren war, hatte ein jugendliches, heiteres, liebenswürdiges Wesen; sie war schön und fesselte den im rauhen Krieg gebildeten Mann durch ein sanftes, kindliches Gemüth. Ihren Eltern war sie eine fromme Tochter, und als diese sich nicht mehr selbst etwas erwerben konnten, brachte sie Manches, was sie sich erspart hatte, den Eltern; ihr kleiner Sohn begleitete sie auf dieser Wallfahrt, und früh prägte sich durch das Beispiel seinem Gemüthe die Pflicht ein, für seine Eltern Sorge zu tragen, was er auch treu selbst erfüllte in späterer Zeit.

Der Ort, wo er geboren, liegt auf einer fruchtbaren Anhöhe am Ufer des Neckars, der bald durch Weinberge, bald durch fruchtbare Wiesen sich durch das schöne Württemberg Bahn macht. Die ersten Eindrücke Schillers waren kriegerische Uebungen, die der Herzog Karl von Württemberg sehr liebte. Sein Vater war im Lustlager, und die schöne Jahreszeit, die sich in jenem glücklichen Land spät in den Herbst ausdehnt, mochte wohl die Uebungen des Militärs verzögert haben. Die Mutter war ihrer Entbindung nahe und besuchte den Gatten in seinem Zelt. Sie wurde von peinlichen Schmerzen ergriffen, eilte nach ihrer Wohnung zu kommen, und hätte der Zufall nicht gewaltet, so wäre dieses Zelt zur Wiege Schillers geworden.

In seinem achten Jahre[2] lebte er einige Tage in dem Lustlager

[1] Eine Verwechselung mit dem spätern Aufenthalt in Lorch bei Schwäbischgmünd.

[2] Wahrscheinlich gehört dieser, sonst in den Quellen nicht erwähnte Vorfall in die Zeit nach 1768, als der Vater in Ludwigsburg stand.

bei seinem Vater, da es alle Jahre dasselbe Vergnügen des Herzogs war, seine Truppen zu mustern. Von diesem frühen Eindruck ist noch das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in Wallensteins Lager entstanden.

Als er größer wurde,[1] lebte die Familie einige Zeit in Lorch, wo die Verschiedenheit der Religionsbegriffe auch auf das äußere Leben einwirkte. Es war ein Lieblingsgang des Knaben, auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Kapelle stand, und wohin die frommen eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch reuevoll zurücklegten. Das Grab der Hohenstaufen bewahrt noch ein Kloster auf einer andern Anhöhe, und unter diesen Bildern der Religion wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüth des Knaben seine früheren Eindrücke. Seine ältere Schwester besuchte mit ihm die Schule, und manchen hellen Wintertag brachten die Geschwister am Fuße der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Thors, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig, gutmüthig ausübten.[2]

Was Knaben mit Mädchen vereint lernen können, theilten die Geschwister; aber die älteren Sprachen, die Schiller lernen sollte, um sich dem geistlichen Stand widmen zu können, nahmen bald seine ganze Zeit weg. Seines ersten Lehrers[3] gedachte er oft und gestand, daß er durch ihn nicht erreicht habe, was jener wohl wähnte. Als der Vater der Thätigkeit des Militärlebens ganz sich entzog, versetzte ihn der Herzog auf das schöne Lustschloß bei Stuttgart, die Solitude.[4] Dort hatte er die Aufsicht über Gebäude und

[1] Vielmehr früher, von 1765—68.
[2] Frau v. Wolzogen, S. 5.
[3] M. Jahn in Ludwigsburg, der freilich nicht sein erster Lehrer war.
[4] 1770.

Gärten, und die Familie, in ländlicher Beschäftigung lebend, wurde durch die schönen Gebäude, die Kunstanlagen der Gärten mit dem äußeren Leben in größeren Cirkeln bekannt, und die prachtvollen französischen Schnitzwerke, die Gemälde, welche die Zimmer verzierten, Alles war für sie bedeutend. Die erste Anlage der Karlsschule wurde auch in die zerstreuten Häuser, die ehemals zur Hofhaltung der Herzoge bestimmt waren, verpflanzt, und der Herzog Karl, der dieses Institut, das er anfangs nur für diejenigen bestimmte, die zum Soldaten sich bildeten, sehr beschützte, kam oft dahin, um die Fortschritte der Jünglinge zu prüfen. Alle jungen Leute, deren er ansichtig werden konnte, wollte er bereden, sich dort auszubilden. Die Väter, die von ihm abhängig waren, konnten nicht Nein sagen, und so bewog er bald[1] Schillers Vater, seinen Sohn dieser Anstalt zu übergeben, und der Plan ihn zum Geistlichen zu bestimmen wurde aufgegeben. Hier wurde sein Gesichtskreis erweitert, und seine Ansprüche an Bildung für die Welt erwachten. Aber indem er diesem Zweck entgegen ging, verlor sich der Blick in die Natur, mit der er gelebt hatte. Dennoch ging in den großen weiten Sälen, die die Zöglinge selten, oder nur wenn sie ins Freie kamen, wie Maschinen die Glieder zu bewegen, verließen, der rasche Trieb der Jugend, ins Unerreichbare zu streben, nicht unter; und wie einem Waldvogel, der in den grünen Zweigen sich unter dem reinen Blau des Himmels bewegte, aber plötzlich sich in dem Netz des Jägers verstrickt, seine engen Drahtgitter fühlte: so erschien diese Schule den rüstigen, raschen Knaben, von denen es in den Idealen heißt:

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend, bergabrollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.[2]

[1] Zu Ende 1772.

[2] Nach der ersten Redaktion.

In späteren Jahren lernten die, die in dieser Anstalt gebildet, erst den Werth fühlen, den diese wissenschaftliche Bildung in sich schloß. Aber der Jugend selbst ist es sehr wohl zu verzeihen, wenn sie die Fesseln sich anrechnet, die der Geist unfreiwillig sich auferlegt.

Es war wohl diese Einrichtung mit einem ritterlichen Kloster zu vergleichen, so weit sich diese Ideen vereinigen lassen.

Alle körperlichen Uebungen, Reiten, Fechten, Schwimmen, wurden geübt. Aber indem der Körper seine Kräfte stärken oder entwickeln sollte, ging durch ein Commandowort des Aufsehers, deren jede Abtheilung einen hatte, der ganze Zweck verloren, und indem das Streben nach freier Bewegung und Uebung der Kräfte gezeigt wurde, so geschah Alles wie eine militärische Uebung; kommandierte der Officier zu einer andern Beschäftigung oder in den Lehrsaal, so hörte Alles auf, und erschöpft und ermüdet, auch wohl unwillig hörte der Schüler die Worte des Lehrers an, die ihn von einer Zerstreuung und Wechsel in die gleichförmige Scala seines Ideenkreises zurückführten.

Es mag immer sein, daß die jungen Leute, die zum Soldaten sich bestimmten, dort lernen mochten, dem Worte zu gehorchen, aber der Künstler, der Geschäftsmann, der im höheren Sinn nicht nach Stunden, sondern nach Thaten sein Leben berechnet, fühlte die Last dieser Einrichtung als ein tyrannisches Verhältniß. Auch die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die aus ihren Familienkreisen verbannt waren, und die, wie die Nonnen von der Welt durch eiserne Thore und Schildwachen geschieden, doch die Welt um sich herum bewegen sahen, ohne Antheil daran nehmen zu dürfen, war drückend und erweckte die Sehnsucht nach diesem verbotenen Himmel schmerzlicher.

Die Mütter und die Schwestern, die noch nicht erwachsen waren, durften Sonntags ihre Söhne und Brüder besuchen. Wie einsam es denen wurde, wenn die glückliche Stunde vorüber war, die Thore sich schlossen und die Jünglinge zurück in ihre weiten,

einförmigen Säle allein gingen und sich Wunderdinge träumten, die in ihren Familiencirkeln wohl vorgehen mochten, während sie sich in sehnsüchtiger Unruhe nach der Welt verzehrten, versteht man. [1]

Diese Entfernung von der Welt in den Jahren der erwachenden Kräfte hat gewiß manches Gemüth zerknickt, oder auf der andern Seite haben sich die unterdrückten Wünsche und Neigungen, bei erlangter Freiheit, Uebermaß des Genusses erlaubt.

Mit den strengen Begriffen des Herzogs über die Erziehung seiner jungen Ritter vertrug sich auf der andern Seite seine eigene Erscheinung in dieser Anstalt schlecht zu der Sittlichkeit, die er wollte beobachtet wissen. Jede rege Einbildungskraft wurde durch sein eigenes Leben mit Wohlgefallen oder heimlicher Furcht bewegt. Denn er selbst scheute sich nicht, alle Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Kein Familienverhältniß war seinen Leidenschaften heilig. Er, wie so viele Fürsten seiner Zeit, hatte den fremden, verderbenden Geist und Ton ihrer Nachbarn in dem nachgeahmt, was ihrem eigenen Gemüthe frommte, das Zeitalter Ludwigs XIV., das so viele Schmeichler als groß und einzig gepriesen. So viele Schriftsteller, deren Talent der König bedurfte, um seine Thaten zu preisen, wurden von ihm geschätzt, geehrt, belohnt. Man las diese Reden in Deutschland, man fand es rühmlich allen diesen Eigenschaften nachzustreben, um auch solche Lobredner für die Nachwelt zu finden.

Aber weit entfernt das Gute von dem Schädlichen zu trennen, folgte man in dem Verderblichen zuerst dem fremden Vorbild. Die prachtvollen Schlösser, die, um die Forderungen der äußeren Verhältnisse zu befriedigen, auch in dem Glanz der inneren Verzierung nachkommen mußten, zeigen uns noch jetzt die Spuren ihrer Entstehung und geben uns mit ihren Ueberladungen und kunstreichen Vergoldungen ein trauriges Bild des Zwanges, in dem die Gemüther sich befangen fühlten.

[1] Frau v. Wolzogen, S. 15.

Bei diesen Nachahmungen von außen blieben auch die Grundsätze nicht verschont, und das Gemüth, das über die fromme Sitte seines Vaterlandes wie seines väterlichen Hauses sich erheben konnte und auf die Eindrücke der Jugend wie auf ein Hirngespinnst einer schwächlichen Einbildungskraft zurück zu blicken gewöhnt wurde, war auch aller Abwege fähig.

Welchen Eindruck mußten die Jünglinge erhalten, die in strenger Abgeschiedenheit von allen menschlichen Verhältnissen lebten, wenn der Beschützer, der Stifter ihrer Anstalt seine Abendgesellschaft, sie zu ehren, mit der Gesellschaft der Jünglinge verband!

Die Gräfin Hohenheim, zu welcher er eine Leidenschaft empfand, die alle Bande des Anstandes und der Gesellschaft zerrissen, deren Mann[1] er durch Gewalt bewog, sich seiner Rechte zu begeben, war das einzige weibliche Wesen, das die Jünglinge erblickten. Sie wurden selbst als eine Belohnung ihres Verhaltens an die Tafel gezogen. Weil der Herzog so viel Geist hatte, und sein natürlicher Verstand diese Bildung erlangt hatte, die Wissenschaften zu lieben und über ihre Verhältnisse zu einander einige Begriffe zu erwerben, so wollte er bei den Jünglingen dadurch glänzen. Er warf Fragen auf, die sie beantworten mußten, veranlaßte gelehrte Streite, und indem er hin und wieder billigte oder tadelte, gab er zu verstehen, was er davon wußte. — Wie auf Schiller diese Umgebungen wirkten, deutet der Charakter der Lady Milford in Kabale und Liebe an. Wie hätte er in seinen jugendlichen Ideenkreis schon diese Bilder aufnehmen und mit dieser ergreifenden Wahrheit schildern können, wenn er nicht durch seine eigenen Beobachtungen diese Mißverhältnisse des Lebens empfunden hätte! Durch das Vorbild des Fürsten geriethen auch seine Umgebungen auf Abwege; es wurde leicht Ton, sich Alles zu erlauben, was der Sinnlichkeit schmeichelte, und die biedere Nation, die auf Treue und Recht ihrer Voreltern hielt, und der Geist der frommen Sitte, der noch in den entfernten Landstädten waltete, wurde, je mehr die Individuen

[1] Den Hrn. v. Leutrum.

sich dem Hofkreise der Hauptstadt näherten, in Zügellosigkeit oder bei denjenigen, die des Scheines von Recht und Anstand bedurften, in Scheinheiligkeit verwandelt.

In allen diesen verworrenen Bildern des Lebens gelang es doch dem Geiste des Jünglings, seine schaffende Kraft rein zu erhalten. Entweder schweifte seine rege Einbildungskraft mit philosophischem Geiste in den höheren Räumen der Wissenschaft, wie seine Rede[1] zeigt, die er in der Akademie hielt,[2] die er Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen benannte, und die wohl entstanden, als er sich bestimmte, Medicin zu studieren; oder er überließ sich seinen dichterischen Stimmungen, wie Gedichte aus dieser Periode seines Geistes zeigen. Unter seinen Freunden waren ihm Zumsteeg und v. Hoven, jetzt ein sehr anerkannter, verdienstvoller Arzt, diejenigen, die seine beiden Neigungen und Lieblingsstudien theilten. An Andere, mit ihm von gleicher Liebe zum Nachdenken beseelt, dachte er stets mit Antheil und Liebe.

Hoven gab ihm Wielands Uebersetzung von Shakespeare zuerst einzeln in die Hände, und welchen Einfluß und Wirkung diese Bekanntschaft auf ein solches Gemüth machen mußte, bedarf nicht der Schilderung. Er versagte sich seine liebsten Gerichte,[3] um von seinem Freunde das Recht darauf zu erkaufen, die Bücher länger zu behalten. Wie kindlich und unbefangen lange sein Geist sich erhielt, bezeugt dieser Zug.

Diese Abgezogenheit von der Welt und den wahren Begebenheiten des Lebens hatte das einzige Gute, daß die Jünglinge ernstlicher und mit aller Kraft ihres Wesens an der Uebung ihrer Talente und Bildern ihrer Einbildungskraft fest hielten. Indem sie suchten, „mit lieblichem Betruge Elysium auf ihre Kerkerwand zu

[1] Abhandlung.

[2] Vertheidigte. L. scheint die 1779 und 1780 gehaltenen Reden über die Tugend mit der Dissertation zu verwechseln.

[3] Frau v. Wolzogen, S. 12.

malen,"[1] ergriff der Geist auch gewaltig diese Himmelsgestalten und sprach sich mit Worten und Tönen aus. Wenn Schiller ein Gedicht vollendete, brachte er es im ersten Augenblicke seinem Freunde Zumsteeg, und so gelangen diesem die glücklichsten Compositionen. Hoven theilte mit ihm den Genuß seiner philosophischen Ansichten. Bildende Künstler erfreuten sich seines lebendigen Auffassens der Gegenstände, und so wurde in den bangen Räumen für einen weit umfassenden Geist doch die unendliche Welt der Dichtung und des Wissens geöffnet.

Die Räuber sind der erste dramatische Versuch, oder vielmehr die erste zusammenhängende Dichtung, die die schaffende Einbildungskraft in aneinander gereihten Bildern in ein Ganzes gebracht. Versuche in früherer Zeit mögen bei solcher Wärme des Gefühls, bei solcher Kraft vielfältig gemacht worden sein.

Ein Trauerspiel „die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer" hatte Schiller ganz vernichtet. Noch früher entstand ein dramatisches Gedicht „Absalon", von dessen Ideen er nur noch die Erinnerung hatte.[2]

Aeußerst merkwürdig ist, daß er für den psychologischen Zustand der Reue kein schöneres Beispiel in seiner Abhandlung, die nach den Räubern entstanden ist, beibringen kann, als Franz Moors Zweifel und Furcht;[3] und daß er zugleich aus J. Cäsar von Shakespeare die Stelle anführet, wo er Cassius schildert: „Der Cassius dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich." So vereinigte sich früh mit der eigenen Dichterkraft die Ehrfurcht und Heiligkeit, mit welcher er sich an die großen Erscheinungen der Dichter lehnt, und weil er

[1] Aus den „Künstlern."

[2] Boas hat also Recht (Schillers Jugendjahre I. S. 144), wenn er jenes Ereigniß für den Stoff des sogenannten „Cosmus von Medici" hält. Das andre Stück wird sonst nicht erwähnt. Vielleicht waren es „die Christen", die Schiller in seinem 13. Jahre dichtete (ebendaselbst S. 61), worin die Hauptperson Absalon geheißen haben mag. Mehrere Versuche erwähnt Hoven Biographie, S. 55.

[3] S. Hoffmeister I. S. 80 f.

sie zu erreichen streben wollte, sie mit aller Liebe in seinem Kreis fest hielt.

Auf sein frommes Gefühl wirkte der Messias belebend. Er, der selbst mit Innigkeit in den schönsten Momenten seines Lebens die Ideen ergriff, die das glaubende Gemüth gern erfaßt, um die Flügel des Geistes zu den höheren Welten zu heben, hatte für die ersten frommen Eindrücke seiner Jugend tiefe Ehrfurcht. Die Schilderung seines Zustandes, als er zuerst in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurde, war immer ergreifend. Diese schöne reine Saite klang in den ernsten Momenten seines Lebens an das Herz mit süßen Klängen, und seine früheren, wie späteren Empfindungen kehren immer zu dem Urquell des Lichtes und der Wahrheit mit Sehnsucht zurück.

Eine merkwürdige Erscheinung in diesem Zustande des Strebens und der eigenen Ausbildung, trotz dem Commandowort und des auf einem Punkt zusammengedrängten Lebens und Wirkens, war Goethe. Wie sein „Götz von Berlichingen", „Werther", „Stella", „Clavigo" auf Schillers Geist wirken mußten, ist sehr leicht zu fühlen.

Er theilte diesen Genuß mit seinen Freunden, und einige der Fähigsten beschlossen einen gemeinschaftlichen Roman zu schreiben, einen zweiten Werther, der zwar nicht zur Ausführung kam, indessen doch die erregte Einbildungskraft der Jünglinge zum Hervorbringen weckte.[1]

Goethe, der mit dem Herzog von Weimar in die Schweiz reiste, besuchte auch die Pflanzschule,[2] und Schiller, dessen ganzer Antheil auf Goethe ruhte, der mit dem Feuer der Jugend die Bilder des Lebens ergriff, fühlte sich mächtig angezogen; doch er konnte sich nicht bemerklich machen, und es war einer spätern Zeit aufbehalten für diese einzigen Menschen, in der sie sich verstehen und ein Genius dem andern nachschwingen sollte.

[1] Frau v. Wolzogen S. 16. Da die Freunde Schillers diesen Plan nicht erwähnen, scheint die Nachricht auf seinen Erzählungen zu beruhen.

[2] Auf der Rückkehr, am Stiftungstage 14. December 1779 (Goethe Briefe an Frau v. Stein I. S. 280.)

Das Studium der Medicin verfolgte Schiller und kam so weit in der ausübenden Kunst, daß er sich zu dieser Wissenschaft öffentlich bekannte. Seine eigenen philosophischen Ansichten hätten ihn zu einem der größten Aerzte geeignet, wenn er es auch seiner Lebhaftigkeit hätte abgewinnen können, das Große wie das Kleine zu untersuchen. Aber wie der Arzt der Natur mit tiefem Studium und mit leisem Tritte auf die Spur kommen muß, um ihre Gesetze zu erforschen und nichts für klein und unbedeutend halten darf, um zu größeren Aufschlüssen zu gelangen, so konnte es der rasche, jugendliche Geist eines Dichters nicht fassen. Gewohnt die großen Erscheinungen des Lebens wie der Kunst zu verfolgen, erblickte er nur die Umrisse der Gestalten, und das Leben überhaupt galt ihm nicht so viel, daß er es hätte pflegen mögen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, glückliche Resultate über höhere Ansichten aufzufinden. In der spätern Zeit seines Lebens, als er mit philosophischem Blick den Zusammenhang und die leise berührenden Fäden der Organisation erspähte und seine Ansichten klar und erhaben waren, wo er auch fein und tief über den Werth des menschlichen Lebens in Beziehung der gesellschaftlichen Verhältnisse empfand, hätte man zu seinem Scharfsinn, obwohl nicht seinen Erfahrungen, alles Zutrauen haben können. Er verließ die Pflanzschule und wurde Arzt bei einem Regiment.

Fremd in der Welt und unter den Menschen, mit der glühenden Einbildungskraft in dem einförmigen Leben eingeschränkt und von Allem, was erfreuen konnte, entfernt, wie mußte dem Jüngling die Welt erscheinen!

Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war zu hoch und nichts zu ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Mit dieser Einbildungskraft, mit der Lebhaftigkeit der Jugend hatten bald die äußern Verhältnisse ihren Kampf angetreten. Der

enge Kreis seiner Kräfte, in dem er sich bewegen konnte, die Vorurtheile der bürgerlichen Verhältnisse — Alles stand dem aufstrebenden Gemüth wie eine gewaltsame Riesengestalt im Wege. Er fühlte bald, daß nur in ihm selbst der Reichthum lag, mit dem er sich das Leben ausschmücken konnte. Zwei Jahre[1] blieb er in diesen Dienstverhältnissen; die Muse winkte ihm lächelnd nach ihren Kränzen zu ringen, die Pflicht seiner Geschäfte wurde ihm sehr hart, und er hat mehr um die Gaben der himmlischen Schwestern als um die Belohnungen der Welt sich bemüht.

Die einzelnen Gedichte in der Anthologie[2] haben dieser Zeit meist ihre Entstehung zu danken; die Gedichte an Laura zeigen, wie warm und glühend dieses Herz die Liebe empfand, aber doch immer eine eigene Wendung fand das Höhere des Gefühls mit den Eindrücken des Lebens zu verbinden.

Die Räuber, die in dieser Periode nach manchen Hindernissen gedruckt wurden und viel Aufsehen machten, ließen Schillers Genie und Tiefe des Geistes ahnen. Auf welche Art der Herzog damit zuerst bekannt wurde, ist zweifelhaft; aber er wurde aufmerksam auf diese Feder, die die menschlichen Verbrechen, wie ihr Gutes mit den kräftigsten Farben auftragen konnte. Das gereizte Gemüth des Jünglings, das eben so bereit sein würde, in der Wirklichkeit eine an ihm begangene Ungerechtigkeit zu rügen, erregte eine Art Unbehagen. Hiezu kam, daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war, sondern einen wahren Grund hatte;[3] daß die Graubündner sich beschwerten über einen Angriff, den man unberufen über ihre Gerechtigkeitspflege ausgesprochen; kurz von manchen Seiten mögen die Bemerkungen über die Räuber den Herzog aufmerksamer gemacht haben, als übrigens sein Verhältniß zu Schiller es forderte.

[1] 1781—1782.

[2] Für das Jahr 1782.

[3] Bekanntlich hatte v. Hoven ihn auf eine 1775 in dem schwäbischen Magazin befindliche Erzählung (abgedruckt bei Boas I. S. 192) aufmerksam gemacht. S. Biogr. S. 55.

Denn obwohl dieser die Einschränkungen des Geistes sich nicht gefallen ließ und in jugendlicher Hitze manche Aeußerung über Zwang des Geistes ihm entschlüpft sein mag, so ehrte er auf der andern Seite den Herzog als seinen wohlthuenden Freund, der ihn zu der Ausbildung seines Geistes angeregt hatte, und obwohl er ihm diesen Weg nicht gezeigt haben würde, weil er außer dem seinigen lag, so wollte jener doch eine freiere Entwicklung der Kräfte bewirken durch die Erziehung, die er gab.

In dieser Zeit geschah es, daß in Mannheim, dessen Theater, wo Ifflands Talent sich entwickelte, von dem liberalen Kurfürsten her das einzige gebildete in Deutschland war, der an der Spitze stehende Freiherr v. Dalberg auf den jungen Dichter aufmerksam wurde. Freiherr v. Dalberg schrieb zuerst an Schiller, daß er die Räuber würde aufführen lassen und ladete ihn zur Vorstellung ein.

Die militärische Strenge, unter welcher Schiller seufzte, gewährte keinen Urlaub in fremde Länder zu reisen, und als Schiller aufgefordert wurde, die erste Vorstellung der Räuber in Mannheim zu sehen, ließ er sich für krank ausgeben, gelangte unerkannt in die Pfalz und sah zum erstenmal eine Dichtung seines Geistes dargestellt. Mit Rührung bezeichnet ein Freund die Stelle, wo er unerkannt von dem Publikum im Theater zuhörte, und nur Freiherr v. Dalberg und Geheimerath Klein wußten um das Geheimniß seiner Reise.[1] Welche Revolution bewirkte dieser Ausflug, der erste in seinem Leben in ein fremdes Land, der Anblick der wohlgebauten Stadt Mannheim, das Bild eines fruchtbaren Landes, das wie ein Garten die Augen erfreut, die weite Ebene, mit den blauen Vogesen begrenzt, der südliche Himmel, der trotz der geringen Entfernung der Länder doch sich bestimmter in der Pfalz als in Württemberg ausspricht, die ganz andere Ansicht des Lebens![2] Denn Mannheim gewährt noch in späterer Zeit den Eindruck einer Hofhaltung, statt daß in Stuttgart das Gewerbeleben, das Künstlerleben trotz der

[1] Frau v. Wolzogen S. 21.

[2] So fast wörtlich Frau v. Wolzogen S. 22.

militärischen Obergewalt doch noch mehr den Eindruck einer von einem Hof unabhängigen Stadt gibt.

Der schöne Schimmer einer idealischen Kunstwelt, der den Dichter umstrahlt, wenn er die Anschauung hat, daß die stille Muse seines Geistes nun durch die Darstellung in die Wirklichkeit eingetreten, umgab das Gemüth des jungen Dichters mit Zauberfarben, und Welt und Nachwelt erhob sich in seinem Gemüth in reicher Beziehung. [1] Da wurde es ihm unmöglich, sich sklavisch an die Fesseln des strengen Dienstes zu binden. Er fühlte sich zu mächtig nach dem Schimmer der Freiheit hingezogen; er versuchte mehrere Reisen [2] ohne höhere Erlaubniß.

Der Herzog, unwillig über diese selbstgenommene Freiheit, bestrafte ihn militärisch. Er wurde mißtrauisch, und die Muse Schubarts, die in hoher Stimmung eines aufgeregten Geistes sich über die Gewalt und den Glanz der Erdenherrscher ausdrückte, der durch seine Sprache, durch die Stimme der Freiheit, die die jungen Gemüther gewaltig ansprach, die Kräfte des Genius über die engen Weltverhältnisse zu siegen aufbot, war jenen ein Zauberton. Der Fürst aber, der diese Jubelhymnen mißdeutend in dem Aufruf des Geistes gewaltsame Zerstörung der äußern Verhältnisse sah und fürchtete, daß dieser Zauberschwindel Mehrere ergreifen möchte, strafte den armen Schubart streng, und die Festung, die sich aus der Ebene erhob und in blauer Luft die düsteren Zellen zeigte, in denen Mancher über ungerechte Behandlung seufzen mußte, in welcher Schubart seine Klagen in dem Liede: „Gefangener Mann, ein armer Mann" aussprach, konnte kein erfreuender Hintergrund in dem Gemälde sein. Und jeder Zwang ist für die Dichtkunst ein Schrecken. Die Räuber fingen dem Herzog an, ein immer bedenklicheres Symptom zu werden, und er ließ dem Dichter manche Verbesserung seiner Lage versprechen, ihm günstige Aussichten für die Zukunft eröffnen, wenn er geloben wollte, nichts mehr zu schreiben.

[1] Frau v. Wolzogen a. a. O.

[2] Noch eine Reise nach Mannheim im Mai 1782.

Nur unberechnete Strenge konnte diese Anträge zur Sprache kommen lassen, die ein Jüngling in diesem Alter und von dieser Lebendigkeit unmöglich eingehen konnte. Die Liebe zur Dichtkunst war die mächtigste, und kein Verhältniß konnte ihn halten. Die Liebe zu seinen Verwandten, die er immer treu zeigte, war ihm trotz dem jugendlichen Leichtsinn, der bei einer solchen Natur oft die Grenzen überschreiten mußte; ein heiliges Band. Er hörte auf die leisen, zärtlichen Ermahnungen der Mutter, wenn der Vater zu ernst und strenge sein Leben nach seinen Ansichten vorzeichnen wollte. Er fühlte allen Kummer, den er durch seine schnelle Entfernung seinen Eltern geben mußte. Aber so zart er die Verhältnisse der Dankbarkeit zu ehren wußte, konnte er in diesen Augenblicken nicht diese Stimme vernehmen im Herzen, das seinen liebsten Freuden entsagen, sich von der geliebten Gefährtin seines Lebens, seiner Muse, trennen sollte.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürsten Paul beschäftigt war; der Hof auf Festlichkeiten dachte, um allen seinen Glanz zu entfalten; wo selbst die Natur aufgeboten wurde, ihren Reichthum geltend zu machen; als Erleuchtungen, Jagden, Hoffeste abwechselten, und die lebenslustige Jugend sich auf ihrem eigenen Weg nach Neigung belustigen wollte; die Menge an den Thoren der Einziehenden harrte; in der schönsten Sommernacht, es war im September, ging Schiller unbemerkt den entgegengesetzten, einsamen Weg, um seinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu sagen.

Zwei Jahre hatte er in Stuttgart als Arzt gelebt. Er nahm seine Zuflucht wieder nach Mannheim und genoß des besonderen Schutzes des Barons v. Dalberg. Die gelehrte Gesellschaft nahm ihn zum Mitglied auf,[1] und er genoß dort Achtung und Freundschaft. Der Buchhändler Schwan,[2] ein sehr gebildeter, kenntnißreicher Mann,

[1] Erst 1784.

[2] Aus einem Briefe Schwans an Körner (Heidelberg 14. Juli 1811) theilen wir folgende, u. a. zur Erledigung einer bekannten Controvers (Boas I. S. 149, Diezmann, Goethe-Schiller-Museum S. 185) wichtigen Stellen mit:

der selbst in der Litteratur nicht fremd war, nahm ihn auch freundschaftlich in seinem Hause auf. Der Vater wie die Töchter, jedes Glied der Familie wußte ihn zu würdigen, und es würde ihm nicht schwer geworden sein, sich für immer an diese Familie anzuschließen. Die Strenge des Herzogs, die scheinbare Undankbarkeit seines Zöglings ließen Schiller gewaltthätige Schritte befürchten, und er lebte unter dem Namen Ritter, nur von seinen Freunden gekannt.

Seine Kasse war nie, weder durch seinen Zuschuß vom Vater, noch durch seinen Dienst, in gutem Stande; er lebte einfach, so oft er fühlte, daß er keine Unterstützung haben könne, nur zuweilen riß die lebendigere Einbildungskraft ihn hin, auf künftige Einnahmen im Voraus zu rechnen, und er erlaubte sich Vergnügungen, die ihm in der Folge nicht genug Ersatz für die Opfer gaben. Ein Hang zur Schwermuth, zum Mißtrauen nahm Platz in diesem Gemüth, das die Welt hätte beherrschen können, wenn die Kraft mit den äußern Bedingungen im Einklang gewesen wäre. Die freundliche Gegend, die leichte Art zu reisen lockte den einsamen Wanderer nach Frankfurt. Dort blieb er unerkannt, Niemand angehörend, einige Wochen, und das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit überfiel ihn mit Wehmuth in der großen, volkreichen, lebhaften Handelsstadt, wo der Verkehr mit ganz Europa an den Zusammenhang mit der Welt erinnerte, wo der reiche Kaufmann sich alle Genüsse

„Durch die von mir schon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller mir Beiträge geliefert, so wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer deutschen Theater, zu dessen Errichtung ich zufälliger Weise die erste Veranlassung gegeben (sic), wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürst Karl Theodor nach Braunschweig sandte, um mich mit Lessing über die künftige Einrichtung desselben zu besprechen (Lessings Schriften 12, S. 552 u. a. St.), war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden. Er sandte mir daher ein gedrucktes Exemplar u. s. w."

„Bei dem Mannheimer Theater ist Schiller nie angestellt gewesen, wohl aber war man damals Willens, ihn bei der deutschen Gesellschaft als beständigen Sekretär mit einer anständigen Besoldung anzustellen, welches auch geschehen wäre, wenn nicht der Erzjesuit, nachheriger Titulargeheimerath und sogenannter Ritter v. Klein gegen ihn cabalirt hätte, welchem auszuweichen Schiller ihm aus dem Wege ging."

erlauben kann, und wo die Natur mit dem Reichthum der Bewohner wetteifert und ihre reichsten Gaben darbietet. Ein Buchhändler, den er zuweilen besuchte, ließ sich in unbedeutende Unterhandlungen mit ihm ein, und als er einst in dem Buchladen unbekannt und still seinen Beobachtungen nachhing, hörte er mit Lebhaftigkeit und Antheil eine Stimme nach den Räubern fragen. Ein Gespräch folgte, aus dessen Inhalt er erfuhr, wie sehr die ersten Erscheinungen seiner Muse die Welt in Bewegung gebracht und wie viel man von seinem Genius erwarte. Fiesko war auch schon erschienen,[1] vermehrte den Ruhm des Dichters. Aber er selbst blieb einsam und hülflos und sah oft von der Sachsenhauser Brücke, deren Aussicht ihm so reizend dünkte, in die reich belebte Gegend, auf dem Main die beladenen Schiffe und den Wiederschein der schönen Ufer in dem Fluß, und er empfand nicht den Reichthum dieser Scenen, weil der Gram in seinem Herzen nagte.[2]

Seine Verhältnisse wurden immer verwickelter; des Herzogs Drohungen deuteten auf Schubarts Schicksale; die Familie fühlte bitter die Trennung und fürchtete selbst am Ende durch den unbesonnenen Schritt des Sohnes ein Opfer werden zu können; Alles vermehrte die Unsicherheit seiner Aussichten und Schicksale. Er kehrte nach Mannheim zurück, und dort kam er immer mehr in Verhältnisse mit der theatralischen Welt. Iffland, Beck, Bök, der frühe Gestorbene, waren oft zusammen, und Kabale und Liebe wurde ausgedacht, weil Schiller, der auch Becks erste Frau, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, gerne durch eine ihr ganz günstige Rolle erheben wollte,[3] sich durch sie veranlaßt sah, diesen Gegenstand auszuführen. Wie viel die Anschauung der Wirklichkeit ihm Stoff bot, ist schwer zu sagen; denn solche Bösewichte, wie der Präsident und sein Sekretär, gab es wohl nicht häufig; obwohl die schwärmerische Liebe Ferdinands und Luisens nicht allein in der

[1] Vielmehr erst ausgearbeitet.
[2] So mit einigen Aenderungen Frau v. Wolzogen S. 27.
[3] Frau v. Wolzogen S. 28; damals noch Karoline Ziegler.

Phantasie des Künstlers leben, und in den Gegenden des südlichen Deutschlands, wo die katholische Religion dem Hintergrund des Gemäldes stärkere Lichter verlieh, wo die ernsten Romanscenen aus der Natur gegriffen sind, wie uns Siegwart zeigt, kann diese Innigkeit der Liebe, diese Leidenschaftlichkeit in derselben begriffen werden und können die Züge derselben in einzelnen Charakteren treu aufgefaßt sein. Welche Bilder auch das Leben dem Dichter darbot, so kehrten sie alle veredelt und verschönert aus seiner Hand zurück.

In der Ritterschule fand Schiller einen Freund, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben Einfluß hatte: Wilhelm von Wolzogen, den Sohn eines edlen Mannes, der zu früh starb und seine Gattin mit vier Söhnen und einer Tochter in eingeschränkten Familienverhältnissen zurückließ. Die Mutter, eine seltene Frau durch Güte des Herzens und Einfachheit des Gemüths, liebte ihre Söhne über Alles; ihr Bruder war in Diensten des Herzogs von Württemberg; durch diese Verhältnisse wurde sie in Stuttgart bekannt. Die Gräfin H. fand das Schicksal einer Mutter, vier Söhne zu erziehen, mit mäßigem Einkommen, sehr hart; sie machte nähere Bekanntschaft und bot der Freundin an, ihre vier Söhne in die Ritterschule zu befördern. Auf ihrem kleinen Gute lebte sie in der Einsamkeit einer Waldgegend als ein wohlthuendes Wesen für ihre Unterthanen, denen sie, wo nicht Hülfe, doch Rath und Trost ertheilte und sich selbst lieber Alles versagte, ehe sie jemand leiden ließ. Die Tochter ließ der Meininger Hof erziehen. [1] Also hatte die Mutter nichts, was sie im Hause fesselte, als ihre hülfreiche Theilnahme für Andere. Sie schonte keine Mühe noch Opfer, um den armen Unterthanen wohl zu thun; sie gab ihnen Arbeiten und suchte sie unterzubringen, und mancher stille Segen ist ihr in die Gruft gefolgt, die sie nach schmerzlichen Zufällen endlich als die letzte Freistatt erreichte. Frau v. Wolzogen, indem sie ihre Söhne besuchte und da sie die

[1] Die Verhältnisse der Familie sind in dem Buche: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen," Stuttgart 1859, S. 395 f., ausführlicher dargestellt.

Reise nach Stuttgart oft machte, lernte bald auch die Verhältnisse der Söhne wie ihrer Freunde kennen. Schiller schloß sich an sie mit kindlicher Liebe, und bald wurde sie auch seiner Familie bekannt. Als die Lage des Dichters immer düsterer auch in Mannheim wurde,[1] da er immer vor der Rache seines ehemaligen Wohlthäters noch zitterte, da man in der Pfalz ihn leicht hätte zur Rückkehr zwingen können, und die Liebe zu der Einsamkeit zur Schwärmerei wurde, nahm die edle Freundin es auf ihr Gewissen und bot in dem einsamen Thale des Thüringer Waldes, von allen fremden Verbindungen entfernt, Schiller einen Aufenthalt an. Wie viel sie wagte für ihre Söhne, einem halb Geächteten eine Zuflucht anzubieten, während sie dem Herzog für das Wohl ihrer eigenen Kinder allen Dank schuldig war, erkennt nur die zarte Freundschaft, die selbst fühlt, was sie aufzuopfern vermag.[2] War es, daß der gute Wille die Ueberlegungen nicht aufkommen ließ, oder Vertrauen auf Verschwiegenheit und Hoffnung, daß man gute Absichten nicht verkennen würde, kurz im Winter des Jahres 1782 ging der junge Dichter freiwillig in die öden Berge des Thüringer Waldes. Tiefer Schnee bedeckte die Natur; aus den einsam zerstreuten Hütten loderte hie und da eine Flamme auf, und der Wanderer suchte beklommen eine Zuflucht in den Wohnungen der Menschen, die in ihren engen, heißen Zimmern mit den Hausthieren einträchtig wohnten, nichts verscheuchten, was sich ihnen näherte, selbst die Grille mischte mit ihrem kreischenden Laut sich in die schnurrenden Räder; die flackernden Schleißen beleuchteten das nächtliche Gemälde, und eine Phantasie, gewohnt mit den sanftern Gegenständen eines milden Himmels sich zu beschäftigen und unter der freien Natur zu vergessen, daß der Mensch sein Tagewerk gewinnen müsse mit Mühe und Schweiß — wie viel innerer Reichthum gehörte dazu, daß sie sich selbst genug sein konnte in dieser Einöde. Es war ein Hauptzug in Schillers Wesen, seine Phantasie mit den Bildern des engen, einfachen Lebens

[1] Frau v. Wolzogen S. 29 und 30.

[2] Ebendaselbst S. 30.

zu beschäftigen und da Reiz zu finden, wo eine andere Natur untergegangen sein würde, weil sie keine Nahrung gefunden hätte. Die Plane zu einer Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrund seines Gemüths als eine Zuflucht, und man kann es wohl dem Leben in dieser ländlichen Einsamkeit zuschreiben, daß diese Sehnsucht immer wieder erwachte.[1]

Unbekannt und unerkannt von Seiten des Geistes lebte Schiller in diesen rauhen Umgebungen glücklich. Ein einziger Freund in M., nachher sein Schwager,[2] kannte die eigene Lage des sonderbaren Fremdlings. Er versorgte ihn mit Büchern, besuchte ihn auch zuweilen, und wenn es Schiller gelang, unbemerkt die Stadt zu erreichen, so besuchte er auch den Freund. Neun[3] Monate lebte er in dieser freiwilligen Einsamkeit; der Verwalter des Guts war seine Gesellschaft bei dem Schachspiel und der Geistliche des benachbarten Dorfes. Er hatte sich auf einer Wanderung zu dem Pfarrer in einer unwegsamen Gegend etwas von dem Verwalter entfernt; die Steinmassen mit den Tannen, die aus ihren Klüften hervorsproßten, gaben einen seltsamen schaurigen Eindruck. Auf einmal wurde Schillers Gefühl von der Vorstellung lebhaft ergriffen, daß an einer erhöhten Stelle ein Todter begraben sei. Der Verwalter holte ihn ein, und unter den Gesprächen, die sich anknüpften über die Oede der Gegend, erzählte er Schiller, daß ein Grab hier zu finden sei und bezeichnete denselben Ort, wo Schiller die Ahnung hatte.[4] So in den Nebel des Winters verhüllt und ohne Reiz erblickte er mit einer inneren Kraft doch die Natur, und seine Erinnerungen an diese Einsamkeit waren ihm stets schön und anziehend.

Er las da den St. Real, und die Geschichte des Don Carlos zog ihn mächtig an. Er fing an sie zu bearbeiten. Auch an Maria

[1] Frau v. Wolzogen S. 30 und 31.

[2] Reinwald. S. d. a. St. Brückner, Schiller in Bauerbach. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Sachsen-Meiningen S. 196 ff.

[3] Vielmehr sieben vom November 1782 bis zum Juli 1783.

[4] Frau v. Wolzogen S. 31.

Stuart war schon in dieser Zeit gedacht worden. So wie der Genius ihn erweckte, so rief er die Bilder seiner Phantasie in seinem Gemüthe hervor, und die Welt der Dichtungen, die sich späterhin verwirklichte, lag in seiner Seele wie ein reiches Gewebe, aus dem er die glänzenden Fäden nach einander abwand.[1] Alles Große und Schöne, was sein Geist aufnahm, wurde in ihm lebendig, und mit dieser Welt der Dichtungen war sein Gemüth doch rührbar und weich für die Gegenwart des Lebens. Er nahm Theil an den Begebenheiten, an den Schicksalen seiner Umgebungen, theilte ihre Leiden und gab Rath, wo er konnte. Daher liebten ihn die einfachen, anspruchlosen Naturen und vertrauten ihm willig ihre Anliegen, weil sein Geist immer thätig zu dem Besseren wirken mußte. So rein menschlich empfindend und dabei so in den Regionen des Geistes lebend wird nicht leicht wieder ein Gemüth erscheinen. Aber eben dieses Vermögen ließ ihm auch alle Kraft, das Höchste zu erreichen, und da sich sein Geist überall wieder fand, so verband er mit allem Gewöhnlichen des Lebens die höchste philosophische Ansicht. Als der Sommer 1783 erschien, kehrte er nach Mannheim zurück, wo er sich immer des Schutzes des Freiherrn v. Dalberg zu erfreuen hatte. Dort blieb er bis 1785 seiner literarischen Laufbahn lebend. Er war Mitglied der deutschen Gesellschaft in Mannheim, lebte mit dem Theater in enger Verbindung und wirkte, theils durch Neigungen des Herzens gefesselt, theils aus Liebe zur Kunst zu der Veredelung des Schauspiels. Die schöne Gegend, die leichtere Art, von einem Ort zum andern zu kommen war ihm anziehend. Er besuchte Frau von La Roche in Speier, den Kirchenrath Mieg in Heidelberg. Er lebte auch einen Sommer[2] in Schwetzingen, in einer der anziehendsten Ebenen, die mit Wald und dem schönen Rhein und Neckar durchschnitten ist. Die erhabene Bergstraße und die blauen Vogesen machen den bedeutendsten Gesichtspunkt in den Riesenalleen, die nach den steifen französischen Anlagen pyramidenförmige

[1] Ebendaselbst.

[2] Wohl nur kurze Zeit.

hundertjährige Linden bilden. In den hohen Gitterwänden der Gartenanlagen, die eine reiche Vegetation üppig bedeckt, wird es einem wunderbar wohl; sie durchschneiden wieder die Kanäle, auf deren Teppich die großen Flußgötter mit ihren Attributen auszuruhen scheinen. Die vielen Springbrunnen, Wasserkünste — Alles dieses vermischt sich so anmuthig mit der Natur, daß man den Zwang der Kunst leichter erträgt.[1] Man kann sich denken, daß die Scene im Carlos, wo Marquis Posa ihm die Zusammenkunft mit der Königin verschafft, in des Dichters Gemüth sich zum Bilde ausmalte; so wie man gern in dem Charakter des Malthesers den Wiederschein seines eigenen edlen Geistes findet und die Freundschaft Posa's und Carlos einem schön in der Wirklichkeit gezeigt wird, wenn man des Dichtes edeln Freund kennt, der lange Jahre mit ihm die Welt im Schimmer seines Geistes erblickte.

In diese Zeit eines idealischen, inneren Lebens fällt die Bekanntschaft Körners. Er mit seiner Minna und Schwägerin, denen sich Huber beigesellte, faßten von Leipzig aus den Entschluß, an Schiller zu schreiben, ihm zu sagen, wie tief sein Genius diesen kleinen Cirkel ergriffen und wie sehnlich sie ihn ihren Freund zu nennen wünschten. Die Jugend, die Liebe und das Glück begünstigten Körner. In einer edeln Familie geboren, von allen Vortheilen der Erziehung begünstigt, lebte er in Leipzig den Wissenschaften, denen sein Geist rasch nachfolgte. Alles Schöne und Große wurde ihm durch eine glückliche Liebe erhöht. Seine Minna, schön, liebenswürdig und geistreich, im engen Familiencirkel von einer vortrefflichen Mutter und in der Nähe ihrer Schwester ausgebildet, suchte sich alle gesellschaftlichen Talente zu erwerben; ihr Vater, ein Künstler, lehrte die Töchter frühe richtig zeichnen; die Musik wurde eifrig getrieben; in den Stunden der Muße die besseren deutschen Dichter gelesen — so mußte Schillers Geist erkannt werden.[2]

[1] Diese Schilderung ist offenbar nach Lottens Aufenthalt in Heidelberg im Jahr 1810 geschrieben.

[2] Frau v. Wolzogen, S. 99. Ueber die Personen Palleske 2, S. 3 ff.

Die Schwester zeichnete ihre Gesellschaft und sich selbst mit zarter Hand;[1] eine schöne Brieftasche zeigte auch ihren Kunstfleiß. So kam die erste Gabe der Muse an die Muse, und Schiller gedachte stets mit Rührung dieses Briefes, wie des Eindrucks, den er auf ihn gemacht hatte. In einem Briefe, der vor der Eröffnung des Siegels ihm noch fremd war, war er nun auf einmal heimisch durch die kurze Sprache des Gefühls, die allen Raum aufhebt. Eine Einladung folgte, und er reiste zur Ostermesse im April[2] nach Leipzig. Die Freunde fanden sich bald, und keines fand, daß es sich zu viel versprochen hätte. Eine Freundin,[3] die Schiller in Mannheim gefunden, deren Familienverhältnisse sie nach Sachsen geführt hatten, machte ihm auch dieses Land noch heimischer. Eine Frau aus einer der ältesten Ritterfamilien, in diesem Sinn erzogen und gebildet, dabei von einem regen Geiste, in der Bildung der Zeit fortgegangen und Alles, was den Verstand anziehen konnte, ergreifend. Frau v. La Roche hatte diese Freundschaft noch mehr erhöht, und aus dieser Natur, ihrer Bildung in den höheren geselligen Cirkeln hatte der Dichter, welcher durch das Studium des Theaters auf die verschiedenen Charaktere aufmerksam wurde, manche glückliche Resultate gewonnen. Er sah die Welt und die Wirkungen, die sein Talent hervorbrachte, näher, indem er seine Verhältnisse erweiterte, so daß er mehrere Menschen in seinen Ideenkreis zu ziehen vermochte. Der eingeschränktere Geist seiner Erziehung in der Ritterakademie, durch die Unbekanntschaft mit der Welt genährt, die frühern Verhältnisse seiner Jugend — Alles trug jetzt dazu bei, die Ideale, die sein Geist im Stillen lange genährt hatte, in die Wirklichkeit überzutragen und sie dort zu suchen. So viele Irrthümer auch die kindliche Gemüthsart des Dichters begehen konnte, so erwarb sich doch sein Gemüth, auch wenn der Nimbus verschwunden war, in

[1] Die vier Portraits, von Dora Stock mit Silberstift gezeichnet, sind diesem Bande beigegeben.

[2] 1785.

[3] Frau v. Kalb.

dem die fremden Erscheinungen anfangs sich bewegten, treue Freunde, und seine Dankbarkeit wie sein edelmüthiger Sinn erhielt immer das Andenken seiner Freunde lebendig im Herzen; auch wenn die Hand der Zeit den ersten frischen Anstrich der Phantasie nach und nach verwischte, so wurden sie nur verdunkelt und nicht verdrängt.[1] In Leipzig lebte er mit Göschen, Jünger und Huber, die er alle durch Körner kennen lernte, in einem angenehmen Cirkel. Die Theaterwelt zog ihn auch an, und er war durch Jünger zumal mit Seconda und seiner Frau bekannt geworden. Manche kleine Lustpartien wurden in dieser Gesellschaft gemacht, und jeder dieser Freunde dachte mit Vergnügen der vergangenen Zeiten.[2]

Körners Verbindung fiel in diese Zeit, und als dieser mit Frau und Schwester nach Dresden zog, wo er angestellt war und Huber auch sein Dienstverhältniß dorthin rief, wie die Neigung und Leidenschaft,[3] so wurde auch Schiller leicht dahin gebracht, den unentbehrlichen, theuren Freunden zu folgen. Dresden ist eine der angenehmsten Städte im nördlichen Deutschland; einzig durch seine Lage, erinnert es trotz seines Klimas am meisten an ein mildes Land. Die Elbe bildet prächtige Wasserflächen, umgeben von Weinbergen, mit lachenden Landhäusern geschmückt, in denen im Sommer die Einwohner der Residenz gern ländliche Einsamkeit suchen. Der Zusammenfluß von Kunstwerken, deren Werth so groß ist, daß ihr Studium mehr als ein Künstlerleben ausfüllen könnte, die vielen fremden Künstler, die sich dort aufhielten, brachten eine freiere Lebensansicht, Gesinnungen von Freiheit und Selbständigkeit hervor, die durch den steifen Hofton, und durch die mannigfaltigen Verhältnisse der Dienerschaft, die das Betragen des Hofes zum Muster nahm, durch das Militär, welches zu wenig in Ansehen stand, wogegen die Masse der Geschäftsmänner auch einen eigenen Staat im Staate bildete und doch nach außen hin dem Zwang des Hofes nicht

[1] Frau v. Wolzogen S. 98.
[2] Ebendaselbst S. 100.
[3] Ebendaselbst fast wörtlich.

entgehen konnte, in einen sonderbaren Widerspruch geriethen. Wohl kein Verhältniß hat mehr doppelte Erscheinungen des Lebens erzeugt und nachtheiliger auf die Gemüther gewirkt, die jede freie Aeußerung des Lebens und Handelns als ein Verbrechen gegen den Anstand abbüßen mußten. Ernst und streng, wie ihr Gebieter, sollten ihre Neigungen sich mit der Pflicht niemals im Streit finden. Die Hofluft umwölkte den freien Sinn des Genius, wie eine wahre Despotie. Kein frohes Gefühl wagte sich zu äußern, wenn der Gebieter es nicht billigte, und sorgsam suchten die Höflinge Alles zu vermeiden, was nur einen finstern Zug über den Augenbrauen des Fürsten hervorbringen konnte. Statt der Tyrannei, die er ehemals kennen lernte, sah nun der Dichter eine Welt vor sich, die durch das hergebrachte Vorurtheil beherrscht wurde, und obwohl keine gewaltsamen Maßregeln jemals genommen wurden, eines Menschen Leben zu unterdrücken, so hatte doch dieses Festhalten an den alten Gebräuchen für die Gemüther, die frei leben und wirken wollten, denselben Nachtheil. Doch als Fremder konnte Schiller sich leichter damit versöhnen, ob er wohl die Fesseln, die der Staat seinen Freunden auflegte, eben so tief fühlte. Der Eindruck, den dieses gebundene Wesen auf ihn machte, war auch nicht erfreulich; doch förderte ihn der geistreiche Umgang seiner glücklichen Freunde, und in ihren heitern Umgebungen, wo sie der Kunst lebten und der freien Mittheilung ihres Geistes und dabei sich der schönen Natur erfreuen konnten, vergaß man die Welt sehr leicht, die nicht in diesen Kreis gehörte. [1]

In einem Thale von Weinbergen umkränzt, an den Ufern der Elbe, liegt ein Dörfchen, recht zum Ruhepunkt der Muse ausersehen. Dort besaßen die Freunde einen Weinberg; sie selbst bewohnten das größere Gebäude im Sommer; auf einem Hügel stand ein kleiner Gartensaal, von wo man die Thürme von Dresden sich in der Elbe spiegeln sah, in der Nähe den waldigten Gipfel des Berges, der seinen Schatten auf das Thal warf und noch die reichste Vegetation

[1] Abgekürzt bei Frau v. Wolzogen, S. 101 f.

zeigte; denn wo der Weinberg aufhörte, sproßten Fichten und bildeten die schönsten Gruppen fürs Auge, das an ihrem Dunkel sich ergötzte, wenn die Rebe im hellen Grün prangend sich an dem Fels hinaufschlang. Dort verlebte unser Dichter die schönsten Augenblicke, und während er sich nach seinen Arbeiten, da er sich damals ernstlich mit der Ausarbeitung des Carlos beschäftigte, in der Mitte dieser liebenswürdigen Familie ergötzte, bald der Vertraute der Freunde in den Angelegenheiten des Lebens wurde und mit Jedem gutmüthig theilnehmend die Gefühle theilte, wurde er Allen gleich nothwendig.

Dem Freunde theilte er seine Plane, seine Arbeiten mit; seine philosophischen Blicke über das Leben, die Kunst brachte ein eigenes inniges Leben in seinem Umgang zur Sprache. Man konnte neben ihm empfinden und die Gefühle sich erhöhen und doch mit aller Tiefe und Wärme das Leben ergreifen. Den Freundinnen, deren Verhältnisse er kannte, war er eben so unentbehrlich, und Hubern, dem seine zu weiche unbestimmte Gemüthsart manche Vorwürfe der strengen Freundin zuzog, war er auch in dieser Rücksicht ein treuer Gefährte.

Unter der Theaterwelt war die berühmte Sophie A.(lbrecht) durch ihren Geist, ihre Talente merkwürdig.[1] Sie hatte einen äußerst angenehmen Umgang, und daß sie ihre Talente für die Bühne auch auf das Leben ausdehnte, wollen wir nicht bezweifeln. Der Dichter gedachte ihrer zuweilen als einer heitern, geistreichen Gesellschafterin; doch war sie selbst eine Vertraute einer andern Neigung, die seine Phantasie lebendig beschäftigte, doch nicht das Gemüth des Dichters im Innern bewegen konnte, weil sie sonst nicht so vorübergehend gewesen wäre. Auch da lernte er sonderbare Verhältnisse des Standes kennen, wie die daraus nicht zu befriedigenden Bedürfnisse. Er sah, wie einer geldliebenden Mutter Alles zu Gebote steht, selbst das heiligste Vertrauen auf Unschuld und Reinheit. Er wurde von der schönen Tochter in Zauberfesseln

[1] Sie hatte Schiller im Jahr 1784 in Frankfurt, wo die Mannheimer Truppe Vorstellungen gab, kennen gelernt. Auch als Dichterin bekannt, starb sie 1840 in Hamburg in drückenden Verhältnissen. Palleske 1, S. 330.

geschmiedet, und lange kämpfte diese Neigung. Die Freunde warnten, baten, das Leben ging wie in einem Zauberkreise dahin, bis ein reicherer Liebhaber der Mutter auferlegte, den Dichter, der in den Augen eines Höflings eine ganz unnütze Gestalt war, zu entfernen. Es kostete der Tochter manche Thräne, aber auch sie ließ sich endlich täuschen, und das Schicksal trennte zwei Gemüther, die nicht innerer Einklang, sondern Täuschung verband.[1]

Zwei Jahre hatte er in Dresden verlebt und viel auf sein künftiges Leben vorgearbeitet, theils durch der Freunde Umgang, theils durch wissenschaftliche Ausbildung. Mit Wieland war er schon in eine Art Bekanntschaft gekommen.

F. v. K.(alb) hatte seinen Empfang in Weimar vorbereitet und ladete ihn wiederholt ein, diese Stadt nicht unbeachtet zu lassen, die so viel für die Bildung Deutschlands leistete. Goethe und Herder machten mit Wieland diesen stillen Ort zu einem wünschenswerthen Aufenthalt. Goethe war noch in Italien, als Schiller ankam. Wielands liebliches Wesen, sein Geist, seine Kenntnisse, Alles zog den jungen Dichter an, der sich selbst auf das Vortheilhafteste durch Don Carlos angekündigt hatte. In Wielands und Reinholds Nähe, der damals bei seinem Schwiegervater lebte, war ein reiches Leben. Wenn der ältere Dichter den jüngern über den zu großen Reichthum seiner Phantasie zur Rede stellte und manche Wendung anmuthiger und leichter in seinen Werken wünschte, stand Reinhold mit seinem philosophischen Blick gegenüber und wollte den Dichter gerne zum Schüler gewinnen. Bode und manche gebildete Geschäftsmänner, die es gelernt hatten, daß die Musen auch auf den Altar der Gerechtigkeit einen Kranz legen müssen, wenn sie weit umfassend wirken sollten, suchten den Dichter auf, freuten sich seines Antheils und seiner Mittheilung. So wurde eine neue Periode des Lebens begonnen. Im Jahre 1787 hatte er sich von seinen Freunden, von seiner Liebe losgerissen, und manche wehmüthige Erinnerung folgte ihm in das ruhige Ilmthal. Den Eindruck, den dieser von allen

[1] Ebendaselbst S. 103. Palleske 2, S. 36 und 40.

Emry a 1875 no. 8

Schönheiten der großen Natur entblößte Landstrich darbietet, spricht er selbst in den Worten aus:

> Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
> Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Während dessen hatte sich Schillers ältere Schwester in Meiningen[1] verheirathet. F. v. Wolzogen, die schützende Freundin, war ihm stets nahe geblieben, und die Briefe des Dichters[2] zeigen, wie sehr er ihren einfachen liebenden Sinn ehrte, und wie ihr warmes Gefühl dem Dichter nachempfinden wollte, ohne dem Flug seines Geistes folgen zu können. Im Winter wurde er veranlaßt, Schwester und Freundin zu besuchen; er fand dort den Sohn der Freundin, den er als seinen Bruder und Freund liebte, und ladete ihn ein, ihm nach Weimar, wohin er den Winter zurück ging, zu folgen. Dieser, der seine nahen Verwandten in R.(udolstadt) besuchen wollte, versprach zu kommen, wenn der Freund ihn erst nach R. begleiten wollte. Dieser Antrag wurde angenommen, und so machten sich beide Freunde an einem heitern Wintertag auf die Reise.

Fragmente über Schiller, Goethe und ihre Zeitgenossen.

Den 4. August 1805. Liebe Kinder! Das Leben ist so ungewiß, und der Tod überrascht uns oft in unserer Laufbahn, wenn wir es nicht ahnten. Wer weiß, ob ich, wenn ihr in das Alter kommen werdet, wo ihr den Geist eures ewig geliebten Vaters besser fassen werdet als jetzt, noch unter euch bin. Meine Liebe zu ihm soll euch sein Bild entwerfen; denn Niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichthum seines Herzens. Er sprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber sein heiterer

[1] An Reinwald am 22. Juni 1786.

[2] Vergl. jetzt Schillers Beziehungen, S. 395 ff.

Blick, seine Aeußerungen der Liebe gegen euch ließen mich oft tiefer in das liebende Herz schauen, als eine lange Folge von Handlungen bei andern Menschen es würde verrathen haben. Lernt von ihm euch selbst überwinden! Er war oft so leidend, fühlte tief, wie schmerzlich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist endlich über das körperliche Gefühl zu siegen. Er ergriff muthig jeden Anlaß, seinen Geist zu beschäftigen, und sobald er das drückende Gefühl des Schmerzes überwinden konnte, errieth man aus seinen Gesprächen nicht seine Leiden. Immer thätig, strebte sein Geist rastlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Bestreben, sich zu vervollkommnen. Selbst seine vollendetste Arbeit genügte seinem Geist oft nicht; er hatte immer den Willen in sich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich muthlos an seiner Kraft, sondern war mit sich nicht uneins. Es gab keinen Menschen, der, ohne stolz zu sein, so erhaben über das Urtheil der Welt war. Das Lob Anderer munterte ihn nur in so ferne auf, als es ihn freute verstanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in seine Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte.

Er hatte Alles sich selbst zu danken. Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel ein Mensch über sich vermag. Seine frühe Jugend war ihm nicht so günstig als euch die eurige. Er wurde in einer Zeit geboren, wo man anders lebte und dachte. Seine Eltern lebten eingeschränkt und einfach. Die Begriffe über das Leben und die Bildung des Geistes waren bei der Mutter eingeschränkt, wie ihr Wirkungskreis. Der Vater hatte, da er Militär war, äußere Abhaltungen, und hatte viele Liebhabereien bei seinem thätigen Geist. Er konnte nicht so über die Bildung seines Sohnes wachen, als er Fähigkeiten dazu hatte. Euer Vater hatte keinen Privatunterricht und besuchte die öffentliche Schule. Erst als er in die Akademie kam, wohin ihn der Herzog Karl von Württemberg verlangte, erfuhr man, welche Fähigkeiten dieser Geist hatte, und er

wurde vielseitig ausgebildet. Seine Bestimmung war die Medicin, worin er große Fortschritte machte. Seine Lehrer waren mit ihm zufrieden. Aber sein Geist, der früh fühlte, welche Kräfte er besitze, blieb nicht dabei allein stehen. Die Erziehung war auf den Schein angethan; viel wissen sollten alle Zöglinge, aber darum wurde ihre physische Pflege versäumt; sie waren zu wenig in der freien Luft, hatten zu viel Gefühl von ihrer eingeschränkten Lage, um sich glücklich zu fühlen. Von euch, liebe Kinder, war dieser Zwang entfernt, da euch unsere Liebe pflegte.

Euer geliebter Vater fühlte bald den Trieb zur Poesie; er konnte ihn nicht befriedigen und mußte ganz im Geheimen seinem Hang darnach folgen. Es wäre Verbrechen gewesen in den Augen der Lehrer. Dieses trieb ihn aber nur mehr an, die Eindrücke zu überwinden, und seine Freunde, die sein liebendes Herz sich erwarb, suchten Alles auf, was in ihren Kräften stand, um eures Vaters Talent zu vervollkommnen, und halfen ihm, daß er heimlich Lectüren machen konnte, um sich zu bilden.

In dieser Akademie entstanden die Räuber, deren Entstehung er heimlich halten mußte. Shakespeare, den er in Eschenburgs Uebersetzung zuerst las, entflammte seinen Geist immer mehr. Er wurde nicht sein Nachahmer, aber er betrat nur dieselbe Bahn.

Februar 1806. Es ist eben so unmöglich Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. — Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf Alles in seinem Gemüth mit größerem Reichthum, als es Andern erscheinen kann. Jedes

Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde empor getragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkt stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last; deßwegen mag ihn mancher Mensch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er diesen Naturen unzugangbar war. Reine vorurtheilsfreie Naturen, die das, was sie fühlten, rein aussprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, und suchte mit Liebe und Theilnahme ihnen behülflich zu sein. Es war als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hülfe schaffen. Man hätte ihm Alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

Er war stolz, aber nicht auf kleinliche Vorzüge, sondern er fühlte nur, was er sei, was er leiste. Für kleine Schmeicheleien, für Lob war er nicht empfänglich; er freute sich nur, wenn er anerkannt wurde, weil er gern Menschen fand, die ihn verstanden. Er wußte immer was er leisten wollte, und daher vertraute er auch seiner eigenen Kraft, die ihn zum Ziel führen würde. Er hat sich nach Niemand gebildet, sondern ist sich immer selbst gefolgt. Zwei Geister, die große Kräfte haben, müssen sich in ihrer Bahn begegnen, aber keiner braucht den andern in seinen Kreis hinein zu zwingen. Nur Menschen, die den Reichthum solcher Naturen nicht zu fassen vermögen, können behaupten, Schiller habe sich nach Goethe gebildet. Ein vereinigtes Streben großer Kräfte kann mehr Wirkungen hervorbringen, aber zwei solche genialische Naturen können sich nicht nach einander bilden.

Wenn man Goethe's und Schillers Gespräche hörte, so bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur; aber an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen.

Welche Macht sein Geist über den Körper gewann, zeigt seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. Er vergaß aber stets durch die Thätigkeit seines Geistes den Körper; oft wenn er gelitten was kein Anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen; durch seine Liebe für seine Geliebten, seine Kinder vermochte er oft seinen Schmerz zu lindern; in der frohen Unbefangenheit seiner Kinder vergaß er oft, welchen Schmerz seine Brust bewahrte. In seiner Liebe war er edel und fein, zart und theilnehmend, und doch fest und selbständig; immer muthvoll, wenn er zum Handeln kam. — Man möchte wohl sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen.

Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht solcher Geister?

Weimar den 18. März 1806.[1] Nicht um dem Publikum zu zeigen, wie und was Schiller war, werde ich öffentlich auftreten, um die zu widerlegen, die so unendliche Unrichtigkeiten erdacht haben, sei es, daß sie es selbst nicht wußten, daß sie Unrichtigkeiten sagten, oder hatten sie den Willen, absichtlich die Welt zu belügen, um sich das Ansehen zu geben, als wären sie mit Schiller in Verbindung gewesen?

Meiner Kinder wegen halte ich es nothwendig mich zu erklären; ich erlebe es wohl nicht, daß sie zu dem Alter des Selbsturtheilens kommen, wo sie durch meine Erzählung von ihrem unvergeßlichen Vater ein wahres Bild sich machen könnten. Sie werden begierig jedes Blatt ergreifen, das ihnen eine Spur von

[1] Lotte wünschte in ihrem ersten Schmerz überhaupt, daß über Schillers Leben und Persönlichkeit nichts geschrieben würde und fühlte sich deßhalb durch ein im Jahr 1805 anonym erschienenes Buch: Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben. Stendal bei Franzen und Grosse 136 S. 8. (von K. W. Oemler) sehr verletzt. Das im Jahr 1806 von demselben Verfasser herausgegebene Gegenstück: Schiller der Jüngling u. s. w. hat sie nicht beurtheilt.

dem Geist dieses hohen Menschen geben könnte. So falsche Bilder, so unrichtige Ansichten, wie dieses Buch enthält, könnten sie irre in ihrem Ideal machen; und das Einzige, was ich noch eifrig zu thun wünsche, ist, meinen Kindern zu zeigen, welchem Vater sie ihr Dasein verdanken, und wie sie ihn ihr ganzes Leben beweinen sollten.

Es geht mit der Zeichnung eines Charakters, und eines solchen Charakters, wie mit der Statue des Apollo;[1] jeder Stümper wagt sich daran, diese hohen Umrisse zu zeichnen und glaubt sie erreichen zu können. Eben weil er ein uns gegebenes Kunstwerk ist, glaubt Jeder ein Recht daran zu haben, eignet es sich zu und hat kaum noch die leisesten Züge ergriffen, die das Ganze andeuten.

Ewig unerreichbar steht der hohe Gott, der den Künstler beseelte, dem er erschien. So erschien Schillern der Genius des Guten und Schönen, das er auszudrücken und auszusprechen vermochte. Aber wer kann wagen, ihn selbst auszusprechen? Gerade die Anmaßung, welche der Verfasser des Werks „Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben ꝛc.“ zeigt, und die Kühnheit, zu thun, als wenn er genau ihn gekannt hätte, ist ein Zeichen seiner Unredlichkeit. Schon die Vorrede enthält wahrscheinlich eine Lüge,[2] denn seit 1790 hatte Schiller keinen Bekannten, keinen Vertrauten nämlich, der so etwas in dem Geist schreiben konnte.

Die Beschreibung seines Körpers ist ganz falsch.[3] Schiller hatte keine dunkeln Haare; er hatte sehr blonde, hellgelbe Haare,[4]

[1] Frau v. Wolzogen schöpfte daraus den Vergleich von Schillers Gestalt mit dem vaticanischen Apollo, den sie auf Meyers Rath (lit. Nachl. 2, S. 259) weggelassen hat.

[2] „Daß ich seit dem Jahr 1794 öfter um Schiller war, daß ich das Glück hatte, seinen Umgang und sein Zutrauen zu genießen und mit ihm eine geraume Zeit an einem und demselben Orte lebte und wirkte.“

[3] S. 8. „Nicht stark war das brünette Haar seines hoch gewölbten Hauptes und hier und da mit fahler Farbe schön gezeichnet... Unter seiner hohen Stirn... erhob sich eine griechische Nase. Die Lippen waren etwas stark aufgeworfen... Ein etwas hervorragendes Kinn mit Grübchen.“

[4] Die noch vorhandenen Haare sind ganz röthlich.

ein blasses weißes Gesicht und sehr zarte Haut; keine griechische Nase, keine aufgeworfenen Lippen; der untere Theil des Gesichtes ging vor, aber im Knochenbau.

Es ist eine Unredlichkeit und Zudringlichkeit darin, die man nicht ohne Stillschweigen übergehen kann, wenn ein Mensch von einem Familiencirkel redet, den er nicht kennt, Verwandten, die ihn nicht kennen, sich einen Freund nennt und als einen unbescheidenen Freund sich zeigt. Unsere wahren Freunde fühlten bald, daß sie uns mit edler Bescheidenheit und nicht mit zudringlicher Anmaßung näher kamen.

S. 9 sagt er, daß Schillers Gestalt steif war.[1] Es gab nicht leicht eine schönere Gestalt. Das Graziöse, das ein beständiges Beobachten seiner selbst, das Leichte, das ein Leben in Gesellschaft hervorbringt, das oft Ziererei wird, davon war er ganz entfernt. Edel und ernst war sein Anstand, man sah, daß er militärisch erzogen worden, an der Haltung seines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren; so war auch seine Erscheinung in der Welt und Gesellschaft. Er war niemals ängstlich in großen Cirkeln; denn sein Geist konnte nicht etwas, was nur scheint, ehren; er wußte das Gute aufzufinden und das Schlechte durch eine Art Kälte zurück zu stoßen; aber nie war er verlegen und ängstlich, und die Convenienz drückte ihn nicht, weil sich sein Geist in jede Form fügen konnte. Er zeigte sich gern am Hof zum Exempel, weil er da verschiedene Naturen und Menschen beobachten konnte, und er sich da frei fühlte, weil ihn nichts blendete.[2] Bei dieser Gelegenheit sei es gesagt, daß wohl nie ein Gemüth wieder erscheint, das so viel Liebe und Wohlwollen in sich trug, den Menschen wohl wollte, ohne Furcht und Scheu vor ihnen zu haben. Es war aus seiner

[1] „Das wenig Empfehlende seines Aeußern bestand besonders in seinem steifen Gange, in der Haltung seines Körpers."

[2] S. 9. „In großen Zusammenkünften, besonders aber am Hofe, war er ängstlich und zurückhaltend."

eigenen Seele gegriffen, was er von seiner Muse sagte, und ist auch auf sein Verhältniß mit der Welt und ihrem Urtheil zu beziehen:

Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.

Zurückhaltend war er nur gegen die Menschen, die zudringlich waren, und jeder falsche Anspruch war ihm drückend; deßwegen ging mancher Calcül derer, die Eindruck machen wollten, ganz bei ihm verloren.

S. 12. Jede kräftige Natur war ihm interessant, und deßwegen ehrte er Gustav Adolph, wie ihn jeder Edle ehren muß. Auch liebte er die schwedische Nation des Königs wegen. Aber in so weinerlichen Ausdrücken, wie der Verfasser sagt, hat er gewiß nie von Lützen, noch von Gustav Adolph gesprochen. [1]

S. 13. In einem solchen Ton sprach er nie mit seinen Kindern; er machte sie zwar aufmerksam auf die Begebenheiten des Tags, aber seinen Enthusiasmus, wie ihn der Verfasser ausspricht, hätte er den Kindern nicht auf diese Art gezeigt. [2]

S. 14. So sprach er nie von einem Menschen. Auch diese Segenswünschungen waren ihm gar nicht gewöhnlich. [3]

Wie ein Mensch, der Schiller kennen wollte, so ganz seinen Charakter verfehlen kann!

S. 18. Hülfreich war Schiller und theilte fremde Leiden, aber in solchen Ausdrücken sprechen that er nie. Wenn nur nicht

[1] „Erhaben ... waren die Empfindungen, die er dann laut werden ließ, wenn er auf seinen Reisen nach Leipzig das berühmte Schlachtfeld bei Lützen vorbeipassirte... O! (so rief er dann wehmüthig aus) daß dir nicht die beglückten Nationen ein kolossalisches Denkmal setzen."

[2] „An dem Tage, an welchem die Gegenwart des Königs und der Königin von Schweden Weimar beglückte, sagte er mehreremale zu seinen Kindern: freut euch! Ihr seht heute noch den großen Nachkommen Gustav Adolphs, von dem ich euch so oft erzählte."

[3] S. 15. „Als des Königs und der Königin Majestäten ... Weimar wieder verließen, stand Schiller mit einem seiner kleinen Söhne am Fenster... Kind, sprach er ... Kind! wünsche ihnen Segen nach, dein Vater thut's auch."

dieser empfindsame Schwärmer ein so weinerliches Bild entwerfen wollte! möchte man sagen. [1]

S. 24. Schiller ging nie um zu meditieren im Park herum; er ging überhaupt zu wenig; und die Nachricht der Declamationen im Freien ist ganz unwahr. [2]

S. 30. So hat Schiller nie über sich gesprochen. [3] Die Xenien sind viel früher entstanden, als er in seiner Gartenwohnung lebte; wieder eine Unrichtigkeit, die die Unwissenheit des Verfassers beweist. [4]

S. 33. Der Verfasser thut sehr gut, wenn er nichts von den Xenien verrathen will, denn er weiß nichts, und es wird es auch Niemand wissen. Kein junger Gelehrter war in diesem Kreis, der Antheil hätte haben können. [5]

Die Unvollkommenheit der nach diesen entstandenen Xenien beweist zu gut, daß Keiner es vermochte, den Donnerkeil des Jupiters nach zu schwingen.

Er hat nichts gelesen von Allem was gegen die Xenien geschrieben. [6]

Er las überhaupt nicht gern das Neuere, und die Stimme der deutschen Journale war ihm ein widriger Ton. Er mußte

[1] „Wenn ich nur alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden wissen und sehen sollte!“

[2] „Schlich man ihm hier ungesehen nach, so sah man ihn mit einem Manuscripte .. beschäftiget ... Man hörte ihn .. oft feurig, bald schwermüthig declamiren.“

[3] „Hier“ (im Garten) „gefalle ich mir,“ so hörte ich ihn zuweilen scherzen, „besser als Diogenes in seiner Tonne! — Das ist mein Theater! — Hier spiele ich die Hauptrollen!“

[4] „In diesem Häuschen war es auch, worin Schiller die Xenien verfertigen half.“ Aber die Xenien entstanden 1795 und 1796, die Gartenwohnung wurde erst 1797 bezogen. Die Nachrichten über die Xeniengasse u. s. w. bei Hinrichs I. S. 192, 212 und Schwab S. 465 rühren aus demselben Büchlein her.

[5] „Die meisten der Xenien entstanden in einem gewissen freundschaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreife und wurden dann von einem jungen Gelehrten, der sie bei dieser Gelegenheit im Gedächtnisse behalten, oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt, als einstens von der Reform der deutschen Litteratur die Rede war.“

[6] S. 33. „Die Brelocken .. erklärte Schiller für das beste dieser Produkte ... und sammelte Alles was für und wider geschrieben wurde.“ Lotte geht im Unwillen zu weit, vergleiche Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 237 ff.

sich die Zeit, für die er schrieb, von der Imagination entfernen, um die Bilder derselben reiner darzustellen. Das Wirkliche machte einen ängstlichen Eindruck auf ihn.

S. 35. Wenn ein vertrauter Freund von Schiller, der seinem Geist, wie seinem Schicksal folgte, sagen kann, daß er das Lied an die Freude und das Lied von der Glocke in einem Jahr machen konnte, der erklärt sich bald, daß er unwahr ist.[1] Das Lied an die Freude entstand 1785 oder 1786 in Dresden;[2] die Glocke im Jahre 1799.

S. 36. Als ein Zecher saß Schiller nie im Kreise seiner Zechbrüder und umfing die ganze Welt in einem Kuß; auch trank er nie die Gesundheit der Fürsten in ihrer Abwesenheit, wenn es nicht die Höflichkeit in größern Cirkeln forderte.[3] So platt deutsch, wie ihn der Verfasser sieht, war er nie. Er ehrte das Gute, wo er es fand; aber der Fürst und der Unterthan war ihm kein Unterschied. Gerade diese kleinen Züge, die zum vollständigen Bild eines Charakters gehören, muß ich rügen.

S. 38. So sehr er Herder liebte und ehrte, und so sehr er seinen Genius anerkannte, so hat er in diesen Worten nicht gesprochen.[4] Gerade, wo er dies fühlte, sprach er nichts aus.

S. 41. Schiller sang nie und würde nie in einem solchen Ton über Klopstock, so sehr er ihn ehrte, gesprochen haben.[5] Wenn

[1] „In dem genannten Stübchen seines Gartenhäuschens ... dichtete Schiller das Lied an die Frende, den vortrefflichen Gesang die Glocke."

[2] Vielmehr in Gohlis bei Leipzig 1785.

[3] „Diesen Kuß der ganzen Welt" (sagte er) dann, wenn er .. den mit altem Rheinwein gefüllten Pokal ergriff und den kleinen, friedlichen Cirkel seiner Freunde zum Genuß der Freude ermunterte... „Gustav Adolphs und Josephs Manen sollen leben" sprach er, und (so setzte er oft hinzu) Ernst von Gotha und unser biederer Karl August."

[4] „Sehr viel verlor die Welt! Ich den besten, herzlichsten meiner Freunde!" Der Verfasser kannte Schillers gespanntes Verhältniß zu Herder nicht. Eine ächte Aeußerung in einem Briefe an Christophine (vom 5. Januar 1804) „ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze literarische Welt" (Schwab S. 600).

[5] „Schiller sagte mit gerührter Stimme: „Klopstock ist nicht mehr" und sprach: „deinem Andenken diese Thräne!" und sang... „diese Verse aus Klopstocks bekannter Ode: Wie sie so sanft ruhn u. s. w."

der Mensch nicht absichtlich lügt, so ist es ein Träumer einer eigenen Art.

Schillers Schatten könnte wie Achilles in den Xenien den Verfasser fragen:

Bin ich denn wirklich ein König ꝛc.

S. 44—49 sagt der Verfasser über Schillers Charakter Einiges, woraus man sieht, daß er auch dann und wann nicht unwahr sah, wenn er auch unwahr spricht. — Mir dünkt, er hat einige Wendungen aus seinen Schriften, als Gespräche eingekleidet. Ich weiß den Mann nicht zu nennen, der so viel und über so Vieles mit Schiller gesprochen hätte.

S. 49. Die Geschichte von dem jungen Doctor [1] ist mir ganz unbekannt und unglaublich, weil sie nicht in Schillers Art und Weise ist.

S. 63. Solche Partien nach Triesnitz kamen nie vor von Weimar aus; [2] und der Verfasser zeigt sich als einen, der Schillers Lebensweise nicht kennt.

Den 16. December 1806. Es war nicht dein Wille, Lenker der Schicksale, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken sollte! Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendsonne übergoß sie mit röthlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens. Einsam ohne ihn stütze ich mich

[1] Den Schiller in einen wöchentlichen Cirkel eingeführt und gegen geringschätzige Behandlung energisch geschützt haben soll.

[2] Einem Vergnügungsort, eine halbe Meile von Jena. S. 66. „Er kam öfter von Weimar aus mit seinen Freunden Goethe, Herder und Andern Sonntags, auch in der Woche zuweilen, dahin" u. s. w.

noch auf das Band, woran das Schicksal mich fest hielt. Meine Kinder werden mich lieben, mir wohlthun, aber der Segen der Liebe wird mich nicht mehr über die Wellen des Lebens empor tragen, und ich wandere einsam dem letzten Ruheplatz entgegen, denn das, was mich belebte, kann nur ich fühlen. Diese einzige hohe Natur fühlte nur ich so rein und klar, und deßwegen versteht auch meine Liebe kein anderes Wesen. Das Leben konnte durch die irdischen Ansichten Andern anders dünken, mir ward immer das Glück, daß mich das Gefühl für ihn, mit ihm zu leben, aus allem Kummer wieder erhob, und ich konnte ganz rein fühlen, daß seine Liebe mir Alles war.

Ich träumte einst in den ersten Zeiten meiner Bekanntschaft mit ihm, ich säße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Thür, durch die ich auf eine himmlische Gegend hinunter sah, und an seinem Herzen über Welt und Zeit erhaben. So war dieser Traum eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfnisse hinweg blicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in späteren, denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh diese Uebereinstimmung, weil sie mir zeugte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Geistes seine Ideen angeeignet hatte.

Es kann sobald keine solche Natur wieder existiren wie diese, vielleicht nie wieder; denn gerade diese Bedingungen, die erfordert wurden zu seiner Bildung, sind so schwer zu wiederholen. Das einfache kindliche Leben seiner Jugend, unter Menschen, die ihn nicht zu fassen vermochten, die ihn also durch nichts hinderten, aber ihm auch in nichts zuvorkamen, gab ihm die erste Kraft, die auch die despotischen Verhältnisse der Militärakademie nicht unterdrücken konnten, nur hemmen.

Weil er von der Wirklichkeit eingeengt wurde, ging die Kraft seines Wesens ganz in seine Phantasie über, und er träumte sich Freiheit, da er in engen Mauern schmachtete.

Diese Absonderung von seiner Familie, die nur in der Realität lebte, gab auch ihm die feste Anhänglichkeit an sie, denn er dachte ihrer in seiner eingeschränkten Lage mit heißer Sehnsucht. Er wiederholte sich in der Phantasie die häuslichen Freuden, dachte sich gern die Mutter, wie sie allen Verrichtungen des Hauswesens sich unterzog. So wenig sein Geist in diesem Cirkel hätte Fortschritte machen können, so sehnte er sich doch oft hin und hing mehr an der Mutter als am Vater, weil sie ihm gleicher war in ihrem Streben und Wirken und Neigungen. Er stand unbewußt, welcher Geist ihn beseelte, unter denen, die ihn umgaben, und deßwegen erschien er so groß und mächtig wie eine höhere Gewalt.

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Ein solches Wesen, von allem Gemeinen fern und entfremdet, gibt es wohl nicht mehr. Mit aller Einfachheit, Anspruchlosigkeit seiner Erscheinung übte er immer eine Gewalt auf die aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geist zu fassen vermögen oder nicht, man fühlte seine Hoheit und eine gewisse Scheu, etwas Unedles in seiner Nähe zu dulden.

Seine Freunde fühlten allen Reichthum seines Wesens, und, weil er selbst sie begeisterte, so glaubten sie auch ohne ihn etwas zu sein. Diese Bemerkung fiel mir auf bei Huber.[1] Dieser wäre ohne Schiller nichts geworden in literarischer Hinsicht. Man fühlt, daß seine Flamme ihn belebte. Körners biegsamer Geist, der alle schönen Formen aufzufassen vermochte, aber nicht wieder darstellen konnte, wurde auch durch Schiller belebt und lernte auf dieser Stufe stehen durch seinen Geist getragen; ohne Schiller wären Beide gewiß

[1] Dessen Biographie L. an demselben Tage gelesen hatte. Dieselben Urtheile spricht sie am 17. December gegen Knebel aus, Briefe S. 70.

alles Gute geworden, was sie durch ihr Gemüth schon sein mußten, aber diese Art geistiger Bildung hätte Körner ohne Schiller gewiß nicht erlangt. An Huber merkt man klar, daß er nur einem fremden Impuls folgte, denn die Energie seiner Natur hätte ihn nicht diesen Weg geführt. Huber konnte alles Schöne empfinden und hatte einen eigenen Geist, sich in Formen zu finden. Aber das hohe, rein Genialische von Schillers Werken und Wesen haben Beide nicht so gefühlt, ich kann es frei sagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft zu ahnen und zu verstehen. Goethe verstand ihn allein in den hohen Momenten unter seinen Freunden: davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Erscheinungen oft an einander vorüber, und einer faßte die Flamme des andern auf, ohne sich zu zerstören. Schillers Geist stieg immer aus der tiefsten Tiefe wieder mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deßwegen wird kein solcher Mensch wieder erscheinen, den eine göttliche Kraft so belebte als ihn.

Goethe und Schiller werden in einem ganzen Zeitraum vielleicht allein stehen bleiben und der Welt zeigen, was Menschen vermögen, die mit aller Kraft ihres Geistes nach Vollendung hinstreben. Goethe sucht seinen Geist auszusprechen in den großen Ansichten der Natur. In seinen Naturbeobachtungen strebt sein Gemüth nach den höchsten reinsten Zwecken, und er sucht die große Harmonie des Unendlichen mit den menschlichen Ansichten zu verbinden. Groß und still, wie er die Naturphänomene schildert, geht auch sein Geist durch das Weltall, und immer neue Ansichten erwachen in ihm. Er will den Moment, der ihm wird, schöpferisch gestalten und so aussprechen. So fühlt man seinen Geist, wenn er sich ausspricht. In seiner Poesie lebt wieder dieser Geist, der den Moment seiner Imagination wiedergibt. Jede Poesie ist der beste dargestellte Ausdruck seines Gefühls, seiner bildenden Kraft. Er gestaltet seine Geburt der Phantasie mit dem lebendigen Geist, den er in Alles legt, und man kann keinem der Gefühle widerstehen, welche er ausspricht. Man wird hingerissen von der Gewalt. Aber sobald er die Idee hat zu

der Menge zu sprechen, so will er herunter steigen und dadurch verliert er das Edle aus dem Gesichte. (Aus einer andern Skizze.)

Schiller fühlte die Gewalt der Gegenwart auch heftig, aber sein Geist bildete seine Erscheinungen mehr durch seine reine Phantasie in sich aus, um sie alsdann verschönert wieder zu geben. Der innern Kraft widerstrebte nichts, was er in sich auffassen wollte. Er reflektirte mehr bei dem Ausdruck seines Wesens, und durch die Reflexionen entstanden die Schöpfungen seines reinen Geistes. Er strebte nach dem Höchsten, was er in sich trug. So vereinigten diese beiden Geister die höchste Kraft und den höchsten, reinsten Willen. Ihre Kraft sprachen sie aus in ihren Werken, und indem sie Beide nach der höchsten Vollkommenheit und Reinheit der Ansichten strebten, gelang es ihnen auf Zeit und Nachwelt zu wirken, sie zu ergreifen, und sie machten sich eine Klarheit zu eigen, die nur durch die Milde der Kraft entstehen kann.

Die neuere Generation der schöpferischen Naturen ist in einem unbewußteren Zustand; sie fühlen Kräfte in sich erwachen, große Ideen schweben ihnen vor; aber statt sie reifen zu lassen, soll Alles gleich ausgesprochen sein und so auch zu Andern sprechen. In ihrem Innern ist Streit, und weil sie nicht nach Vollendung für sich selbst streben, sondern gleich auf Andere wirken wollen, so entsteht Halbheit, Dunkelheit, die alsdann sich hinter einer Maske der Anmaßung verbirgt.

Schiller und Goethe sprechen sich aus, wie es ihnen um die Seele ist; diese aber hüllen durch ihr stolzes Schweigen ihre eigene Unsicherheit ein, und wenn sie sprechen ohne gehört zu werden, so entsteht der feindliche Eifer. Goethe und Schiller suchten ihre Kraft in dem Ausdruck dessen, was ihnen groß, erhaben und schön war. Die neueren Dichter, Philosophen und Andere halten Grobheit für Kraft, oder fallen in eine frömmelnde Empfindsamkeit und bedecken mit dem Lichte des Himmels die Blöße und Kleinheit ihres Geistes, und statt zu leuchten wollen sie blenden.

Goethe, Herder und Schiller sind die eigentlichen genialischen

Dichter in Deutschland; die Andern sind nur aus Anklang zu Dichtern geworden.

Goethe hat in seinen Gedichten die ganze Natur, die er reich und groß anschaut, niedergelegt, und was er dichtet, ist der Ausfluß seiner Natur und kann sich keine andere Natur anmuthen. Seine Einbildungskraft versinnlicht sich die Natur, und in wahren Tönen spricht er jedes Herz an.

Herder hat die Natur, die er in einem erhöhten Sinn ansieht, weil er selbst eine hohe Natur ist, in einer philosophischen poetischen Form wiedergeben wollen; seinen Poesien und seinen Erfindungen fehlt die Sprache, die allgemein verständlich anspricht, weil sie aus einem hochgestimmten Instrument tönt. Es sind nicht oft die Menschen in der Stimmung, die reinen, himmlisch geistigen Töne aufnehmen zu können, wie man sie aufnehmen sollte; deßwegen wird man seinen eigentlich poetischen Geist nicht so anerkennen, und weil man kein Organ dafür hat, ihn aufzunehmen, ihn lieber nicht für einen Dichter erkennen wollen.

Schiller vereinigte Beides in seinen Werken, was Herder und Goethe einzeln besitzen. Er spricht die Natur aus, und wenn es nicht immer so lebendig warm aus dem Quell der Natur geschöpft erscheint, so ist es nicht, weil die Bilder so hell und klar nicht in seiner Seele standen, sondern weil er das Höchste in der Natur mit dem höchsten Geistigen verbunden darstellen wollte, und dafür fehlt oft denen, die empfangen, die Empfänglichkeit.

Wieland, Klopstock, Voß sind auch Dichter anderer Art; sie haben sich selbst zu Dichtern gemacht und nicht die Natur, die sie auffaßten, sondern ihre Natur ausgesprochen.

Vielseitig und geistreich, gefällig ist Wieland, aber nie groß; er kettet nicht an das Einzelne das Universum an, wie es den drei Genien gelang, sondern er gibt mit seiner Phantasie die Dinge, die er umfaßt, in einer gefälligen Form wieder.

Klopstock hatte Gefühl für das Erhabene, und er sprach in hoher, begeisterter Sprache sich aus, aber kein menschliches Gefühl

Anders Voß, er ist eine rein menschliche Natur, die schön und wahr empfindet. Aber er ist mehr Dichter in seiner Art zu sein als sich auszusprechen. Sein gewöhnliches Leben und Treiben gleicht einer Idylle. Er hat sich aber nicht durch die verflochtenen Weltverhältnisse durchgeschlagen und ist nicht aus Sehnsucht nach einem andern Zustand zu dieser Stimmung gelangt, sondern sein ganzes Leben war gleichförmig, wenn nicht immer eben, doch nicht rauh. Er hatte keine Kämpfe mit dem Schicksal zu bestehen, sondern rettete seine Gefühle aus dem Strom der Zeit, weil er ein still handelndes Mitglied der Welt war. Diese frische Luft des Lebens haucht aus seinen Gedichten, die meistens seine Individualität ausdrücken. Aber er knüpft das Unendliche nicht an das Endliche an; keine Begeisterung spricht aus den Produkten, sondern reines Aufnehmen des Gegenwärtigen.

Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe, Schiller.[1]

Billig sollen wir stets dankbar des Guten, wie der Guten gedenken, die auf unser Leben und Wirken einen glücklichen Einfluß hatten. Die neuere Welt ist so voll ihres eigenen Thuns und Treibens, daß sie kaum mehr zu würdigen versteht, was man vor ihr geleistet hat. Sie bedenkt nicht, daß der Grad von Kultur, auf dem sie jetzt steht, den sie sich angeeignet hat, nicht durch eigenes Streben errungen ist; sondern, daß Jeder, der hervorbringen kann, so vieles vorgearbeitet findet, so viel Ideen in Umlauf gebracht sieht, daß, wenn er bescheiden erwägt, was zu thun übrig geblieben,

[1] Da Knebel sich weigerte, der Aufforderung der Verfasserin zufolge (S. 489, Brief vom 19. März 1820) ein neues Gastmahl der sieben Weisen, ein Bild der nächsten Vergangenheit zu geben, machte sie sich in einer einfachern Form selbst ans Werk, daher Stimmungen und Urtheile dieser Notizen sich öfters mit den im Jahr 1819 und 1820 an Knebel gerichteten Briefen berühren.

er sich sagen muß: es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die jetzige Generation ist durch so viel äußeres Ungemach zur Reife gekommen, daß man nicht erwarten darf, sie solle das Resultat eines ruhigen Daseins aussprechen. In Stahl gerüstet sahen die Meisten Alles, was Kunst und Wissenschaft ist, rohen Eindrücken preisgegeben. Der Kampf mit der Nothwendigkeit hat die Chöre der Musen verstummen lassen. Die Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die in Gesängen sich aussprechen konnte, ist durch die Beleuchtung der Wahrheit vernichtet oder in den Hintergrund gestellt worden. Wahren Enthusiasmus kann der Augenblick nicht erzeugen, und so erstirbt Hoffnung und Glauben an dem Fortschreiten des Geistes beinahe. Was in Wissenschaften, in Fortschritten der Entwicklung menschlicher Fähigkeiten geschehen, was die Kunstfertigkeit leisten konnte, muß man dankbar anerkennen; aber das Reich des Verstandes hat den Sieg über die höheren Gaben des Geistes, der Vernunft erzwingen wollen, und dieß ist das Unheil, welches noch späte Spuren andeuten werden. Daher möge eine freundliche Erinnerung uns noch den Spiegel vorhalten und die Strahlen der scheidenden Sonne einer schönern Zeit noch die Gipfel der Haine übergolden und uns freundlich in eine schöne Vergangenheit führen, indem wir uns in ihren Schatten flüchten.

Was in einem kleinen, wenig umfassenden Kreis erschaffen werden kann, zeigt uns die Epoche der Weimarischen Welt an, wo Wieland zuerst anerkannt wurde, wo eine Fürstin [1] durch die Lebendigkeit ihres Geistes einen gebildeten Kreis um sich erschuf, dem sie abgewann, was einer Frau ihrer Bildung möglich war; sie war wie die meisten Fürstinnen damaliger Zeit auf alle Art ausgebildet, für die Gesellschaft und das Leben am Hof. Doch der Geist, der durch ihren Oheim erweckt wurde, ging weiter: sie wollte auch selbst wirken, lieben und pflegen; so fand er einen Anklang in ihrem eigenen

[1] Anna Amalie von Braunschweig, Nichte Friedrichs des Großen, geb. 1740, 1756 Gemahlin des Herzogs Ernst August Constantin von Weimar, 1758 Wittwe, Mutter zweier Prinzen, Carl August und Constantin, Regentin bis zum Jahr 1775.

Busen; sie fühlte fein und zart, doch nicht mit Tiefe des Geistes; aber gewohnt sich zu beschäftigen mit der Literatur, mit der Kunst, benutzte sie ihre unabhängige Lage. Sie ward frühe durch ihr Schicksal an die Spitze der Verwaltung gestellt, und sie hinterließ Manches, was würdig der Fortsetzung war, was man dankend anerkennen muß, als sie das Land dem Regenten übergab. Die Freiheit ihrer eigenen Existenz ließ ihr die der Andern schützen; sie hörte Alles an, was man ihr vortrug, empfand den Reiz einer gebildeten Unterhaltung, und ohne sich selbst viel auszusprechen, gewann die Gesellschaft einen lebhaften raschen Schwung.

Sie wollte diese Art zu sein gern fortbilden; sie versammelte daher Menschen von allen Ständen um sich und gewann durch die Anmuth und Milde ihres Wesens die Neigung, wo sie sich zeigte. Durch die Art der Behandlung ihrer Umgebungen, ob sie wohl immer die Vorzüge ihres Standes geltend zu machen wußte, wurde es Allen leicht, mit ihr zu leben. Als sie die Regierung niederlegte, so zog sie sich zurück von dem, was allein das Hofleben forderte, und schuf sich ein künstlich frohes Leben durch ihre Duldsamkeit und Wohlwollen. Wieland war der Erste, der die Liebe zur deutschen Dichtkunst erweckte, indem er denen, die an fremde Dichtkunst gewöhnt waren, durch Nachahmung und Nachbildung der Franzosen näher stand als den Dichtern unsers Deutschlands. Klopstock stand noch allein erhaben da; mit ihm fing die wahre poetische Zeit an; die ältern Dichter blieben alle hinter ihm, und er zeigte zuerst, wie man Reichthum der Phantasie aussprechen sollte. Sein Vaterland besang er würdig und wollte der Nation zeigen, wie sie Eifer und Kraft sich bewahren könnte, und wie das falsche Streben vermeiden, fremde Nationen zum Vorbilde zu nehmen; er langte nach den ewigen Sternen mit großem Gemüth; er wollte uns in seinen Erscheinungen des Lebens, dem Züricher See u. s. w. die Natur erhöhen, wie die frei gesinnten guten Fürsten rühmen. So begeisterte er durch seine Oden, die wahren Schwung haben. Sein Gemüth, das nach dem Unendlichen strebte, wollte für Religion auch

in der Poesie wirken und wählte den Stoff der heiligen Geschichte. Wo er Menschliches besungen hat, hat er rührend gesungen; was nicht zu fassen ist, nicht zu besingen, hat er mit Würde und Geist doch ergriffen. Man möchte oft, daß es keine Träume wären. Der Messias wird bleiben, so lange die Religion in den Herzen lebendig ist; und wenn auch hier und da Mancher sich über diese Gegenstände erhaben wähnt und mit kritischem Blick eine solche Dichtung ermessen will, so wird doch dieses Gedicht bleibend auf fromme Gemüther wirken, und sie werden sich aus dem Wirrwarr des Lebens gern in die höhern Regionen des Glaubens, des Duldens und der Liebe flüchten. Miltons verlorenes Paradies gab ihm die Idee, scheint es, und es mag immer ein Vorzug zweier Nationen bleiben, die sich näher verwandt sind, als sie es selbst glauben, daß es ihre Dichter versuchten, das, was dem Herzen das Heiligste ist, zu besingen. Kein französisches Gedicht dieser Art ist vorhanden. Was Dante in seiner göttlichen Komödie ausspricht, geht von irdischen Gegenständen zum Himmlischen über. Aber Klopstocks und Miltons Dichtungen sind aus dem Himmlischen entsprungen.

Wieland stand als Gegenstück Klopstocks da; wenn Letzterer im Himmel die Bilder seiner Menschen suchte, strebte Wieland die Nüancen des menschlichen Herzens und Gemüthes in fremden Dichtungen zu finden und aus der Feen- und Ritterwelt sich Gestalten zu verschaffen. Geistreich, liebenswürdig, wie er selbst, schuf er seine Feengestalten, aber der Hauch des wahren menschlichen Geistes mangelte. Seine großen Kenntnisse, seine Reinheit in den menschlichen Verhältnissen sind ein großes Gut, das er sich bewahrte bis ins Alter. Ein holder Zauberschein malte ihm die Welt anders als sie war. Er glaubte an das Gute, weil er selbst gut war. Aber weder Kampf mit Leidenschaften noch große Tiefe der Empfindung bezeichneten sein Leben; und wenn man der Idee Raum gibt, daß nur aus Kampf Klarheit hervorgeht und Kraft, so war dieses von den Musen gepflegte Gemüth nicht für das Leben geschaffen. Ohne die großen Kräfte des Geistes in Anregung gebracht

zu haben, lebte, dichtete er, und so sah er auch die Umwandlung der politischen Welt an. Er war gewohnt, über Alles zu denken und den Geist in den Werken der Kunst und des Lebens zu suchen. Aber große verwickelte Verhältnisse hätte seine kindliche Seele nicht ertragen können. Seine leicht bewegliche Phantasie verwandelte ihm schnell zur Freude, was in andern Naturen ein lang nachtönender Schmerz geworden. Er klagte über die Welt und empfand das Unrecht, doch immer war ein tröstender Genius ihm nahe, der das Uebel verhüllte und ihm Hoffnung gab. So wie seine Dichtungen, so war sein Leben; und die Frömmlinge, die in seinen Dichtungen zuweilen suchten, wie sie ihn richten könnten, hatten nicht das Recht, die Wesen seiner Einbildung zu rügen; denn wie ein leichter Traum verschwanden alle Eindrücke wieder, und so unbescholten und rein lebte er bis ans Ende seines Lebens. Er sprach nicht von Religion; er wollte zuweilen durch Scharfsinn das Gefühl übertäuben, aber das Nachdenken über hohe Gegenstände war oft in ihm lebendig in den letzten Lebensjahren.

Als er nach Weimar kam, hat er gewiß guten Einfluß gehabt, und für eine jugendliche Welt hatte der Dichter der Grazien und Musen mehr Reiz als der fromme Dichter der Messiade, der mit ihm nur gemein hatte, einsam zu glänzen. Die Nation hat Wieland viel zu danken, denn er selbst hatte so viel gelesen von den Griechen und Römern, und Horaz, den er für die Nichtgelehrten übersetzte, hat großen Werth. Cicero's Briefe zeigen die Thätigkeit seiner letzten Lebenszeit. Er zeigte den Herren und Frauen am Hof, wenn sie ihn lesen wollten, wie viele Kenntnisse er erworben und wie viele Fächer der Literatur er sich angeeignet hatte; er hatte daher in diesem Kreis viel gewirkt, und es entstand bei Manchem wohl Sucht zu glänzen; man glaubte schon selbst etwas zu sein, wenn man nachsprach, was Wieland gesprochen; aber bei manchem geistreichen, empfänglichen Gemüth hat er eine höhere Bildung hervorgebracht und gewiß auf die Bildung der Nation mehr gewirkt, als manche Nachkömmlinge wohl zugestehen wollen.

Wieland kannte die Welt nicht; wie seine Genien und Geister und Feen und Gnomen-Welt Bilder der Einbildungskraft sind, so dachte er sich auch die Blumengewinde um die Tempel des Ruhms geschlungen und wußte dem wirklichen Leben einen Glanz abzugewinnen. In ruhigen, bürgerlichen Verhältnissen geboren, in einem glücklichen Lande, wo der Boden mehr gibt, als die Menschen genießen können, wo Einfalt, stille Sitten herrschend sind, wo die Männer ihrem Amt vorstanden und die Frauen das Hausleben beseelten und leiteten, kannte Wieland nicht die Störungen enger Verhältnisse für das Gemüth. Frühe hatte er seine Neigung bestimmt, und einfach und ruhig schien der Wechsel seiner Verhältnisse niemals auf sein Haus zu wirken, ohne Harm und Kummer als den, den ihm seine empfindliche Laune zuweilen selbst zuzog. Es gehörte eine reine Seele wie die seinige dazu, um immer schnell die Gegenwart zu ergreifen. Während er mit Göttern und Heroen spielte, während seine Phantasie sich mit den morgenländischen Dichtungen und Mährchen beschäftigte, außer seinem Hause ihm die Menschen der gebildeten Welt schonend und schmeichelnd entgegen kamen, seine Aussprüche wie die eines Weisen galten, trat er in die einfachen Umgebungen seines häuslichen Cirkels, wo nichts von dem Anmuthigen der glänzenden Gesellschaft ihm entgegen kam, nur als Hausvater zurück.

Seine Frau, eine gute weiche schwäbische Jungfrau, konnte ihm als Gesellschaft wenig sein, aber sie wußte mit Feinheit die geistigen Kräfte des Mannes zu ehren, und früh wie spät behandelte sie mit Zartheit seine Stimmung, hatte immer den Willen, ihm das Unangenehme im gewöhnlichen Leben zu ersparen und pflegte ihn auf alle Art. Selbst als sie sich nach einer langen Reihe von Jahren in der Nacht sterbend fühlte,[1] bat sie noch ihre Umgebungen, den geliebten Gatten nicht zu stören und ihm ihren Tod so schonend als möglich zu sagen. So entschlief sie bescheiden, wie sie lebte, in die lange Nacht hinüber, und der Morgen fand das Haus verödet. Nun lebte er in seiner Familie fort wie sonst

[1] 1801.

und brachte die Stunden bei den Töchtern zu, wie er mit der Mutter unter ihnen war, und indem er die Welt in den Büchern beobachtete und die neueren Begebenheiten in den Aussprüchen alter Weisen erklären oder sich trösten wollte durch die alten treuen Rathgeber und Freunde, saß die Familie friedlich neben ihm, und das Spinnrad, wie andere weibliche Arbeit, stand nicht im Widerspruch mit seinen geistigen Beschäftigungen. Noch im spätesten Alter herrschte eine kindliche unschuldige Seele in Allem, was er belebte; seine Laune wurde milder, doch immer geistreich, und sobald man seine Aufmerksamkeit ganz fesseln konnte, erwachten alle Erinnerungen seines Wissens in ihm; man vergaß ganz, daß ein Greis am Rande des Grabes sich ausspreche; es war, als finge er die Welt erst zu beobachten an. Wenn Viele in der Blüthe der Jugend schon zurückschreiten und wie Greise in die Welt blicken, die immer lebendig fortwirkt, aber den verlebten Augen nur ohne Kraft erscheint, so schien er ewig jung zu empfinden. Nur dadurch beschränkt schien seine Natur, daß er nicht vielseitig mehr sich äußern konnte; er konnte nicht Allen mehr genügen; aber er blieb immer sich gleich in seinen Wahrnehmungen und Empfindungen.

Seine politischen Ansichten schwankten wie seine Phantasie, gewohnt von einem Gegenstand zum andern zu schreiten; aber nie das Maß überschreitend kehrte er immer zur Billigkeit, zur Forderung an das Rechte und Große zurück. Seine eigene Art die Erscheinungen der gelehrten Welt zu beachten brachte manches falsche Verdienst in seinen Augen zu einem gewissen Ruhm, den ihm nur sein Gemüth in dem Augenblick des ersten Eindrucks gab. Man gedenkt so selten der Wirkung von Wielands Geist und Segen mehr; aber diejenigen, die seine eigene Zartheit und warmes Gefühl zu Dichtern stempelte, die er in der Anwandlung von Enthusiasmus zu den ersten, einzigen ihrer Art erhob, sie schmücken sich gern noch mit dem Kranz, den er ihnen reichte, und mit dem Lob, das nur ein Gefühl eigener Bescheidenheit ihnen zollte. So hat er Viele verführt, sich für etwas zu halten. Gegen das wahre Talent

war er gerecht und erkannte mit Demuth die Spuren des ewigen Geistes, der als Genius über die Menschen waltet und sie in die höheren Regionen führt. Er wollte nicht belehren, aber er zeigte Antheil an den Geisteswerken Anderer, und sie fühlten, daß er die Empfindungen verstand. So lebte er mit den ungleichartigsten Naturen freundlich fort. Eine gelehrte Streitschrift ist nie bei ihm ganz zur Sprache gekommen, und das ist ein großes Lob; denn er erkannte das Unwahre wohl, doch sein menschliches Wohlwollen konnte Groll und Bitterkeit nicht lange hegen; eine einzige ansprechende Idee söhnte ihn mit seinen geglaubten Gegnern wieder aus; er war nur kalt gegen diejenigen, die seine Meinungen nicht anerkannten, oder die er nicht verstehen wollte.

Er entschlief ohne Schmerz und ohne Bewußtsein seines Zustandes. Seine Umgebungen behandelten ihn mit Ehrfurcht. Er schied aus der Mitte seiner Freunde, zu einer Zeit, wo es ihm wohl weh hätte thun können, die Noth seines Vaterlandes zu sehen, ohne die Hoffnungen für das Bessere zu empfinden.

Goethe und Herder kamen nach Weimar, als Wieland schon vollendet dastand.

Herder kam ihm mit seinem Reichthum der Phantasie entgegen, und Wieland selbst staunte ihn an, der für fremdes Verdienst so empfänglich war. Goethe war ihm eine auffallende Erscheinung; der glücklich Begabte stand in einer Art von Einsamkeit da; er verstand Wieland, liebte seine Launen und schonte sie späterhin; doch war er schon durch das günstige, sorgenlose Familienleben in einer freien Umgebung, in einer schönen Natur nicht einheimisch auf einer öden Bergkette, die nur seine Phantasie sich ausmalen konnte. Der Widerspruch mit seinem früheren Leben, das regelmäßige Hofleben war ihm neu. Er war aus Freundschaft dem Rufe gefolgt, und es war vielleicht ein Gefühl von Abneigung, sich in reichsstädtische Verhältnisse zu fügen; und ein junger Fürst, der mit Verstand ein rasches Leben verband, und der sich traute, an seinem Hof eine Unabhängigkeit zu zeigen, die seinen Verhältnissen

fremd war, lockte Goethe an. Auch selbst die Hofverhältnisse lockten ihn vielleicht als reichsstädtischen Bürger. Ob sie früher nicht auf die freie Bewegung seiner Phantasie Einfluß hatten, möchte man fragen. Doch der Gewinn, daß man ihn gewähren ließ, daß er Antheil und Mittheilung fand, machte sein Leben heiter. Seine Liebe zu der Naturwissenschaft, sein Scharfsinn, sein Untersuchungsgeist gaben seiner Existenz bleibenden Reichthum, wohin er auch hätte kommen können. Doch die Schwermuth, die Sehnsucht, die in seinen Gedichten früher herrschten, scheinen immer nur zu deuten, daß er ein höheres Streben fühlte, das im engen Raum nicht Flügel fand, sich aufzuschwingen; und so sah er ernst und traurig aus oder war wild lustig, um die Stimme des Innern zu übertäuben. Seine Nachahmer sahen nur das Aeußere und deuteten sich zum Scherz, was nur eine Anstrengung des Gemüths war. Ein witziger Einfall von Goethe, der sich immer beobachtet sah, konnte einen ganzen Cirkel beseligen. So war er immer der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte. Keiner seiner Zeitgenossen konnte sich dessen rühmen, aber aus seinem ganz verschiedenen Jugendleben läßt es sich erklären. Wenn Herder, der mit den trüben Seiten des Lebens in jedem Sinn des Worts zu kämpfen hatte, aus dem ungünstigen Leben seiner Jugend sich nur getröstet fand, wenn er arbeiten, untersuchen, dichten konnte, so brauchte Goethe nur das Herrliche seiner Umgebungen, seiner Lage zu benutzen, um sich heitere Götterbilder zu gestalten. Unter allen Dichtern ist er der glücklichste gewesen; er hatte nur mit den Verhältnissen zu kämpfen, wenn er sie beleidigt hatte; aber niemals stellten sie sich ihm in den Weg, um seinem Talent Schranken zu geben. Der Glückliche war er immer, aber nicht der Zufriedene; denn er hatte nicht gelernt in den menschlichen Verhältnissen den Frieden zu suchen; er hatte nicht die Bande des Lebens geknüpft, die durch ihre Wahrheit und Innigkeit die Zufriedenheit des Herzens begründen. Seine Einbildungskraft, weil sie groß ist, hat ihn alle Abweichungen und Möglichkeiten des

Lebens anschauen lassen; er hat erkannt, was ein weibliche Gemüth empfinden kann; aber die Liebe hat ihn nicht mit süßem Vertrauen und Hingeben belohnt.

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süß getheilten Schmerz;

Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.[1]

Im Augenblick der Leidenschaft selbst hat er gewiß sein ganzes Wesen verloren und hastig das Schicksal bestürmen wollen. Aber doch ist der Ausspruch aus dem Munde der Leonore ein Orakelspruch, wie sie im Tasso sagt, in dem Werke, wo des Dichters Gemüth am feinsten und individuellsten geschildert ist:

Uns liebt er nicht, verzeih, daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können!

So hat er durch viele Stürme, die er überwunden, von den weiblichen Freundinnen sich unbestochen aus dem Gedränge geflüchtet, und indem er wohl manche Gelegenheit fand, wahres Gefühl von falschen Anmaßungen zu trennen, auch selbst zu lieben, wo er kein Recht an Liebe haben durfte, doch sein Herz geheilt und bewahrt.

Wenn Einer unter Allen sich an Homers Dichtungen anschließen kann, so ist es Goethe; Niemand versteht so sinnlich dem

[1] Aus Schillers „Würde der Frauen" nach der ersten Ausgabe.

Leser die vorgegebenen Gegenstände zu zeigen; Blüthen und Früchte des Geistes umschlingen mit Lebensfülle die Tempel der Götter, denen der Dichter huldigt. Er vereinigt in sich die Klarheit des Geistes, und selbst die Wissenschaft erweckt ihn zur Dichtung; seine Hand belebt Alles und beseelt es, was er festhalten will. Man möchte fragen, woher Werther in einem so klaren Gemüthe entstehen konnte: aber die ernste Stimmung, die Trauer über die unauflösbaren Räthsel des Lebens vereinigte sich in seinem Charakter, wie in den früheren Dichtungen. Er wollte zeigen, wie gefährlich der Kampf der Leidenschaft werden könne, wenn nicht die höhere Vernunft den Sieg davon trage. Man kann sich Werther nicht beruhigt denken. Er hat die Welt mit ihren Kräften erschöpft; er empfindet die ewig schaffende und vernichtende Kraft des Daseins. Der einzige Brief von Werther, der das Gefühl mit aller Macht zusammenhält, um das Bild der Welt in sich aufzuhellen, gibt ein Licht über seine Entschlüsse und Empfindungen. Die Sehnsucht in der unbefriedigten Brust spricht sich aus durch die Klage:

„Kannst du sagen: Das ist! da Alles vorüber geht? da Alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird?" Dann sagt er, um seine Gefühle noch mehr zu bezeichnen, über die große zerstörende Kraft der Natur: „Nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; nie untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." —

Diese individuellen Ansichten legt der Dichter dem Menschen unter, den er schildern will. — Werther, Tasso, Faust sind deßwegen eben so merkwürdig, weil man immer Goethe wieder findet; sie sind alle ein Bild seiner Anschauungen, seines Begriffes von

sich selbst; sie sind aus dem Innern entstanden. Die übrigen Personen seiner Dichtungen sind mehr oder weniger nach der Idee gezeichnet, die sich der Dichter erschuf. Sie treten nicht alle so lebendig, bedeutend in das Leben.

Egmont, Götz sind nach dem gegebenen Stoff gebildete Gestalten, und Egmont ausgeführt mit Liebe; man sieht eine sehr leichte Natur, die alle Eindrücke ergreift, um das Leben zu genießen, und doch reißt sein Herz ihn hin, für das öffentliche Wohl zu handeln; er will mit frohem Lebensmuth ein unterdrücktes Volk befreien; er wagt seine besten Kräfte, aber er hat nicht die Klippen geahnet, woran er scheitern konnte. Wie rührend schön ist die Sehnsucht nach Freiheit im Kerker! Wie wirft er auch des Lebens Lust mit Fassung hin, als er sich aufgeben muß.

Götz ist der deutsche, edle Rittercharakter. Ganz anders fühlt er den Trieb nach Freiheit, nach Recht in sich, als Egmont ihn in der Blüthe der Jahre sich gedacht hatte. Er will mit dem Schwert, das er so oft zog, Unrecht zu wehren, den unterdrückten geistlichen, weltlichen Staaten mit Gewalt Recht schaffen; es ist keine Flamme, die zum Verderben auflodert und schnell zündet, wohin sie sich auch wende. Es ist die ganze Kraft eines einzigen Mannes, der fühlt was er will, wohin er den Stahl der Rachegöttin senden soll. Er wollte die Unterdrückung seines Vaterlandes enden, Anderer Unschuld und Recht schützen, und sein gerechter Sinn verließ ihn nicht auch unter Zigeunern und Räubern. Diese Scenen sind meisterhaft als Charakterzeichnung. Das Ende Götzens, wo er, da er die Freiheit der Erde nicht gründen kann, nach der himmlischen sich sehnt, das Weltliche aufgibt, ist groß und schön gedacht. Wie ergreift dies Gespräch das Herz, wenn Elisabeth fragt, was soll aus unserm Sohn werden. „Laß ihn im Kloster, er ist heiliger als wir," sagt der von aller Ungerechtigkeit und Thorheit der Welt ermüdete Vater. Diese Wahrheit in der Schilderung des Ritterwesens und Lebens ist so schön. Wie die getreuen Knappen in der halb zerstörten Burg umher schleichen und selbst zerstören, um sich

zu erhalten, und Götz, immer für das Allgemeine fühlend, die Hausfrau tadelt, daß sie ihm den besseren Wein aufgespart und nicht seine treuen Diener stärkt, ist eben so nöthig zur Schilderung des ganzen Charakters, als sein ritterliches Betragen im Verhör zu Heilbronn.

Die Liebe auf drei Arten ist schön dargestellt. Adelheid, mit allen Künsten der Coquetterie bekannt, will durch die Gunst ihres Oheims, eines weltlich gesinnten geistlichen Fürsten, sich das Leben verschönern; sie lebt in den Künsten, in den Freuden der Welt; ein Maskenspiel ist ihr die große Aufgabe des Tages; sie findet es eben so unmöglich, sich der Huldigung zu entziehen, wo sie sie erweckt; und der Page, der ihr den Becher reicht, gehört eben so gut zu dem Haufen ihrer gesuchten Anbeter, als der Ritter, den sie an der Tafel bezaubert. Sehr wahr ist diese Art von Existenz eitler Frauen geschildert. Daß sie Weislingen, der schwach, eitel und ehrsüchtig ist, fesseln konnte, ist wahr gehalten. Es gibt manchen Weislingen in der Wirklichkeit, der die einfache, wahre, treue Liebe verschmäht, um in den Fesseln einer eiteln Frau zu schmachten. Mariens kindlich reine Liebe schließt sich an die der Elisabeth an, die fest und stark und treu bis in den Tod das Schwerste ertragen kann aus Liebe; auch sie gab ihr Herz nur hin, als sie ihre Hand reichte und erfüllte die Pflicht der Treue und Liebe, und die scheidende fesselfreie Seele des Ritters klagte nur sie in einer solchen Welt allein zu lassen. — Die drei weiblichen Charaktere sind sehr schön gehalten. Adelheid erntet ganz die Früchte ihres Strebens; sie wird von einem Verbrechen zum andern mit aller Anmuth ihres Wesens geführt. Dem schwachen Weislingen erscheint die Rachegöttin. Der arme Franz, der sich aus Leidenschaft selbst zum Mord kann verleiten lassen, stürzt sich beim Anblick seines ganzen Verbrechens in die Fluthen des Mains. Weislingen allein, hülflos auf seinem Schloß, verrathen von Allem, was er zu lieben schien, empfängt den letzten Trost von Mariens Hand, die er verlassen. Die weibliche Marie steht zwischen Adelheid,

die ihr Geschlecht verließ, und Elisabeth, die zeigt, was ein vollendetes Weib zu thun fähig ist.

Ueberhaupt müssen die Frauen sich dankbar des Dichters erinnern, der sie immer mit Kenntniß ihres Gemüths beurtheilte, der sie mit Wohlwollen behandelte; die einzige Adelheid ist das Bild, welches die Schattenseite zeigt; die Uebrigen stehen alle wahr in ihrer Natur da und sprechen sich weiblich rein aus. Von Lottens Schilderung bis zu Ottilie, welch ein Reichthum weiblicher Charaktere! Die Hoheit der Priesterin der Diana, Iphigenie, steht als ein heller Punkt in allen Werken der Dichtkunst da. Von dieser bis zu Clärchen im Egmont und Gretchen im Faust ist eine große Kluft; aber sie sind rein menschlich, anmuthig und zart. Es sind nicht immer große Vollkommenheiten ausgemalt, und die Heldinnen stehen menschlich da und wollen so empfunden sein.

In den frühsten Jahren des Dichters standen diese Bildungen vor seiner Seele: Lotte ein Bild aus der Wirklichkeit, Elisabeth, Marie und Adelheid aus dem Ideale des deutschen Ritterwesens. Stella reiht sich an die weibliche Gesellschaft nicht unwürdig an. Doch ist sie ganz die Frucht der Zeit, in der sie lebt; sie ist durch die Romane ausgebildet; sie ist aller Gewalt der schwärmerischen Romanenempfindung hingegeben. Fernando, auch die Spuren der Erscheinungen tragend, die dem Dichter im Leben begegneten, spielt sein Spiel eine Zeitlang ungestört fort, freut sich so geliebt zu werden und übt mit völligem Bewußtsein die grausame Gewalt aus, die er sich anmaßte. Er verläßt ein treues Weib, sein Kind, um sich von Stella lieben zu lassen; seinen Unfrieden mit sich selbst verbirgt er hinter einer Tyrannei der Liebe. Er hat selbst nichts, was ihn genau bezeichnen kann, und erscheint nur durch die Gefühle geschildert, die er erweckt. Da Neigung unerklärlich ist, so ist es auch aus der Natur gegriffen, daß man Alles in einen Gegenstand hinein legen kann, der nur auf einer Seite uns anziehend sein könnte, wenn die ruhige Vernunft allein den Zügel führte. Man begreift, wie Fernando, der, absichtlich oder nicht, so viel Unheil

anrichtete, auch den letzten Entschluß fassen konnte, dem Leben den Rücken zu kehren. — Die liebenswürdige Marie Beaumarchais, ein Opfer der Verführung und Eitelkeit eines Mannes auf andere Art wie Stella, gehört auch zu den weiblichen Charakteren, die gut gehalten sind. Die kältere, ernste Schwester steht auch da an ihrem Platz, um zu trösten und zu pflegen. Die männlichen Charaktere sind kräftig und gut geschildert, obwohl ihre Wahrheit nicht wohl thut. Beaumarchais edler Zorn, seiner Schwester Ehre zu retten, begeistert ihn. Die Erzählung, die er Clavigo macht, ist ein Meisterwerk der Sprache und des Tons. In einer jugendlichen Einbildungskraft malt der Dichter den Tod und die Versöhnung auf dem Sarge mit der Geliebten aus. Dieses Stück wird nie seine Wirkung verfehlen, so lange es auf dem Theater noch gute Declamation gibt. Das Gefühl wird für die verlassene Marie tief bewegt; des Bruders Charakter ist schön gehalten. Clavigo soll nicht heldenmäßig da stehen; er soll zeigen, wie alle Talente, aller Verstand, alle Ehrenbezeugungen nicht hinreichen, einen wahren Menschen zu bilden, wenn das Herz mangelt.

Diese Erscheinungen waren schon alle vorüber gegangen in Goethens Gemüth, als er nach Weimar kam. Das Leben der Gesellschaft forderte seine Rechte. Jeder wollte ihn in seinen Kreis ziehen. Es war ein geselliges eifersüchtiges Streben in diese Welt gekommen. Jede Frau wollte auf ihn Einfluß haben, und man dachte sich den Dichter so gern unter den Geschöpfen seiner Phantasie; man suchte Züge in ihm auf, die er seinen Helden gegeben, und versäumte diesem zum Großen strebenden Gemüth menschlich reine Empfindungen zu zeigen. In den einzelnen Gedichten „der Mensch, die Harzreise, Mahomet" und manchen andern spricht sich die Einsamkeit dieses Herzens aus, dieses menschliche Sehnen nach dem Großen, und der Schmerz, der es überfällt, wenn es die engen Bedingungen der menschlichen Existenz beobachtet.

In jedem großen, weit umfassenden Geist muß Trauer über das Leben entstehen, das so viele Fragen und Zweifel unbeantwortet

läßt; doch durch das Streben nach dem Höhen der Natur, nach ihren Bildungen den forschenden Blick zu wenden, in der Kunst zu suchen, was zum Aufschluß der Natur führt, ist einem immer fortschreitenden Geist die schöne Aufgabe des eigenen Lebens. Diesen Kampf mit dem wirklichen, nicht genügenden Leben mußte auch Goethe früh oder spät bestehen. Er hat unendlich gearbeitet, beobachtet und sich eine Uebersicht über schöne Wissenschaften, Kunst und Naturwissenschaft gegeben, die Erstaunen erregt. Er ist durch die Anschauungen zu Resultaten gelangt, die nur er sich verschaffen konnte, weil ihm so Vieles zu Gebote stand, weil er in allen Fächern Mittheilungen fand, die er zu seiner eigenen Fortbildung glücklich gebrauchte. So steht er am Ende eines reich gestalteten Lebens in günstiger Ruhe des Gemüths da; und wer solch einen Schatz von Erfahrungen bewahrt, dem ist bleibende Jugend zu Theil geworden.

Die Entstehung der Iphigenie ist eine Frucht dieser durch Studium und Anschauungen erworbenen Existenz. Dem Studium der griechischen Tragiker haben wir dieses plastische Kunstwerk zu danken, welches durch Gefühl für das Hohe und Edle auch alle diese Eigenschaften zur Sprache bringt. Es ist ein ruhiges Walten der Nemesis, die dem Schicksal der Nachkommen des Atreus Rache bereitet, Rache verkündet; aber die edle Gestalt der Iphigenie, die nur durch die reinsten Gefühle der Kindesliebe, der Schwesterliebe lebend uns mild erscheint, löset die unheilbringenden Flüche in Segen. Sie, die in dem Tempel der Diana selbst die entfernteste Erinnerung an Achilles verloren, steht wie ein erhöhter und gereinigter Geist vor uns. In der Scene der Iphigenie in Aulis, wo sie, zum Opfer bestimmt, noch den freundlichen Blick nach dem Leben zurück wendet, weil sie den Spruch der Götter sich deutete, am Traualtar mit dem größten Helden der Zeit Gelübde auszutauschen, geht sie mit Ergebung dem Opfertod entgegen. Sie tröstet die Mutter, verzeiht dem Vater, der ihr diesen Betrug, diese Täuschung nicht ohne eigene Schuld bereitete, und wendet schuldlos,

liebend den letzten Blick zur Sonne, um Abschied zu nehmen. Da erscheint Diana, rettet sie, und die Priesterin verzeiht den Irrthum der Welt. Sie gibt alle Hoffnung der Liebe hin und lebt nur für ihr Gelübde, für das Andenken ihres Bruders, und um die Schuld der Mutter zu versöhnen durch eigenes, frommes Leben. So weist sie alle Gefühle zurück, lebt nur für den Bruder und entflieht von Tauris, um in Griechenland den Göttern zu opfern; sie verschmäht Thoas Liebe, weil sie für Achilles verloren, und, nur den höhern Pflichten lebend, bewahrt sie noch dankbare Treue für den Retter ihres Lebens und Beschützers; sie legt dankbar ihre Hand in die seinige und fleht um Segen zur Fahrt. Wie nach einem schwülen Gewitter athmen wir freier, wenn Orest zuerst durch die Nähe der Schwester geheilt ist, sie ihn erkennt und ihm wieder gegeben, wenn der Fluch, den die Rachegöttinnen ausgesprochen, gelöst ist; wenn die letzte Bedingung erfüllt worden, und die Geschwister mit dem Bildniß ihrer Göttin, den Barbaren geraubt, den blauen Fluthen zueilen. Es ist nichts Kleinliches, Enges in der ganzen Behandlung, und kein anderer Dichter hat so rein diese Aufgabe gelöst und zu lösen verstanden. Die Freundschaft des Orest und Pylades, der Wahnsinn des Ersteren sind vortrefflich ausgedrückt. So wie Thoas von dem Ufer der Barbaren die Priesterin fliehen sieht mit ihrer Göttin, wo er die Menschen erretten hilft, die sein Gesetz zum Tode verurtheilt, wo er lange diesen wunderbaren Ereignissen nachsinnt, ohne zu begreifen, wie sie sich entwickelten: so steht auch diese unnachahmliche, einzige, dichterische Bildung da und ist der Menge beinahe noch ein Räthsel; sie staunt wie Thoas und erkennt die Göttergebilde, die wie die Gaben der Götter glänzend erscheinen, ohne ihre Spuren zu verkünden und so auch unsern Blicken verschwinden.

Da Iphigenie früher in Prosa schon geschrieben und so des Dichters Freunden mitgetheilt worden war, so kann man es wohl glauben, daß der Umgang mit Herder, viele Gespräche über die Griechen zur Entstehung dieses Werkes beitrug. Herder mußte

großen Einfluß im Umgang haben, wenn er seine Ideen mittheilte, wenn beide Geister sich ihre Anschauungen offenbarten.

Im Gang seiner Studien, seines Scharfsinnes mußte sich Herder mehr zu Wieland neigen. Denn Beide gingen einen andern Weg in der Dichtkunst als der götterbegünstigte Dichter, der nur die Erscheinungen seines Geistes festhalten durfte, und der jede augenblickliche Gunst der Götter in Worte zu fassen verstand.

Wieland suchte durch Fleiß, durch Mühe seine Phantasie zu stimmen; die Grazien und Musen, die er anrufte, flochten ihm erhörend die Kränze um seine Stirn. Er konnte nicht das Bild des Augenblicks festhalten, aber durch seinen Verstand, seinen Geist sich die vergangenen Momente ausmalen. Es ist immer eine angenehme Stimme, die uns mit sich fortreißt; wir hören zu; das Gehörte erfreut uns; aber kein tiefer Schmerz bleibt zurück, wenn er ihn auch erwecken wollte.

Herders Wesen war wie sein Geist reich und anmuthig. Seine schöne Natur spricht sich immer aus; sein Streben nach Kenntnissen hat ihm der Erfolg belohnt, und seine schöne dichterische Einbildungskraft zeigt ihm Schätze, die er durch sein Forschen erworben, die bei andern Naturen als die seinige niemals in diesem Kreis zur Sprache gekommen sein würden. Die orientalischen Dichtungen, die er als Geistlicher bedurfte, gaben ihm eine immer harmonische Sprache und Stimmung; seine Gefühle waren zart, lieblich. Er wußte auch die griechischen Dichter in seinen Geist zu verflechten und so wieder zu geben, wie er z. B. an seine erste Reise zu Schiff so glücklich Ulysses Fahrt knüpft.

Seine frühere Geschichte [1] ist sehr merkwürdig und lehrt uns aufs Neue, daß die äußeren günstigen Umgebungen nicht nothwendig sind, um den Geist zu erwecken, daß es öfter die Naturkräfte weckt, Hindernisse zu besiegen, und daß es reichlich belohnt sich den Wissenschaften hinzugeben blos um der Wissenschaft willen. Doch war bei Herder das Menschliche eben so ausgebildet; dazu mag die

[1] Siehe die Erinnerungen aus dem Leben J. Gottfrieds v. Herder 1820.

Nation, der er angehörte, viel gewirkt haben; denn man weiß, was die Preußen, des Nordens zumal, für rege Kräfte für das Gute in allen Zeiten besessen; wie viel ging aus diesem Lande hervor! Kant, Winckelmann, so viele geehrte Namen, die Alles aus sich selbst genommen. Ein gründlicher Unterricht konnte auch dort mehr wirken; und Alles bestrebte sich, die innern Kräfte lebendig zu erhalten, da der trübe Himmel, wie die Wellen des Meeres an den sandigen Buchten nicht zur Erhellung des Gemüths beitragen konnten, das nur, indem es zu der Stimme im eigenen Busen Zuflucht nahm, auf höhere Stufen des Wissens gelangte. Da wo der Bewohner eines glücklichen Himmelstriches in Ruhe sein Nachdenken ausbildet, den Kampf der Elemente nicht zu bestehen bedarf, und der Sinn sich zum Himmel durch eine glanzerhellte Natur richtet: da lachen die Gegenstände so freundlich und laden zum Genuß ein, und statt zu den Studien seine Zuflucht zu nehmen, schöpft der begünstigte Mensch aus dem Leben der reichen Natur. Doch wenn der Südländer durch die hohen Naturschauspiele in Träumen sich einwiegt, schüttelt im Norden der rauhe Boreas seine Schwingen, und erschreckt sucht jedes Wesen sich in Schutz zu begeben; da erwacht das Streben nach Befriedigung des Geistes stärker, und wir denken der Noth mehr als der Freude. Der stille Segen, den ein Gemüth empfindet, wenn es durch eigenen Fleiß und Nachdenken eine Wissenschaft erweitert, lohnt oft für die fröhlichen Eindrücke einer günstigen Umgebung.

Sein Streben nach Kenntnissen ist sehr rührend. Weil er fühlte, wie viel Schwierigkeiten er selbst zu überwinden hatte, war das Schulwesen ihm ein wichtiges Geschäft; und hätte er den Wirkungskreis gefunden, wo er ohne Hindernisse hätte wirken können, so würde etwas sehr Gutes entstanden seyn. Aber der Streit zwischen dem Genius und den Schulgelehrten brachte auch da nicht zur Reife, was Herders hoher Sinn zur Anschauung hätte bringen können. Er kehrte tiefer in sein eigenes Wesen zurück; er selbst verlor nichts, aber er verlor den schönen Glauben, daß es gelingen könnte, mehr

Bildung und mit diesen menschlich schöne Eigenschaften zur Wirklichkeit zu bringen. Er wurde bitter gegen die Gelehrten, die nicht in seinem großen Sinn wirken wollten; er klagte über die Hindernisse, die er fand, und es entstand eine Schwermuth in ihm, die die Sehnsucht in die Ferne erweckte. Er strebte von einem Ort zum andern; aber wo er wirksam war, wirkte er ganz und streute manchen Samen des Guten aus, Früchte, die seinem eigenen Herzen den besten Lohn gewährten. Dafür wird ihm auch sein höheres Sein noch Früchte bringen, die er auf der Erde nicht genießen konnte und sollte. Sein Herz fühlte nur zu bald, daß er keiner dankbaren Mitwelt sich erfreuen konnte. Wenige bessere edle Menschen erkannten und vertrauten ihm, dessen Herz so warm alle Dankbarkeit und Liebe empfand. Eine Art Zauber umfloß seinen näheren Kreis, und er belebte und tröstete manches Gemüth, das sich an das seine anschloß. Er hatte die seltene Gabe, fremde Schönheiten tief zu empfinden; seine Begeisterung riß seine Umgebung hin, und es war in jedem Sinn des Worts eine erhöhtere geistige Lebensweise.

Seine äußerst geistreiche, ihn innig liebende Frau umzog ihm sein häusliches Leben mit einem glänzenden Gewebe; sie empfand den Werth ihres Lebensgefährten und suchte sich immer mehr an ihn anzubilden. Sie theilte seine Studien und verarbeitete auf ihre Weise, was sich ihr nähern konnte, und so wurde sie ihm Freundin und Rathgeberin, wo sein kindliches Gemüth, das er bis in spätere Zeiten sich erhielt, sich gerne anschloß und fügte. Eine Reihe trefflicher Kinder vermehrte die Liebe zum stillen Leben, und so war er bald von dem Geräusche der Welt, wie von den engen Ansichten gesellschaftlicher Verhältnisse abgeschlossen und lebte in den düstern Mauern seiner Wohnung, reich in sich selbst und seiner Geliebten. Seine Sehnsucht nach ausgebreiteter Wirksamkeit, nach einer Lehrstelle auf einer Universität [1] wurde nicht erfüllt, und vielleicht sehr zu seinem eigenen Frieden. Goethe war einer der Ersten,

[1] Erinnerungen, S. 52.

Herdern an die Stelle zu berufen, die eben erledigt war;[1] er fühlte, was ein Mann seiner Art werth war. Wie viel Beide durch Mittheilungen genossen, spricht Goethe dankbar aus. Wie viel die Geschichte der Menschheit[2] auch Goethe beschäftigte, zeigt der Brief, den er aus Italien schrieb, als sie erschien.[3]

Gleich Anfangs fesselte die lebendige Liebe für Kunst und Poesie die Herzogin Amalie an Herder, der sie bis an seinen Tod als Freundin ehrte. Eine andere Erscheinung, die jüngere Herzogin, die für alles Große und Schöne empfänglich war, mit edler Schüchternheit aber die Liebe dazu nicht laut werden ließ, wurde bald von Herders zartem Sinn für das weibliche Wesen erkannt, hochgeachtet und verehrt. Die ältere Herzogin hatte sich unabhängiger von dem Hofleben gemacht; in ihrem Hause, in ihren Landsitzen fanden alle Arten Vergnügungen Statt. Kleine Festlichkeiten, Fischerstücke und manche anmuthige Dichtungen gaben dieser Periode noch mehr Reiz; sie konnten nur entstehen, wo so viele Talente zur Reife kamen. Jeder Abend war beinahe mit andern Beschäftigungen ausgefüllt. Wie viel Wieland, der so viel Empfänglichkeit für äußere Eindrücke hatte, dabei gescherzt hat, und wie belebend und geistreich seine gutmüthige Laune wirkte, ist noch in bleibender Erinnerung. Er wurde zuweilen selbst bitter, und blieb hartnäckig bei seinen aufgestellten Grundsätzen.[4] Goethe durchhieb den gordischen Knoten durch einen lustigen Einfall, und die Laune war vorüber. Es war überhaupt Ton in dieser Gesellschaft, Scherze aufzubringen, die nur persönliches Interesse hatten und Kinder des Augenblicks waren; es war eine eigene Sprache unter ihnen; und lange noch, nachdem Alles vorüber, hallte in den Köpfen, die nur die Worte, nicht den Sinn zu bewahren wußten, der falsche Ton wieder, und es ist wohl zu glauben, daß diese

[1] Als Generalsuperintendent 1775. Aus Herders Nachlaß I. S. 12 und 54.
[2] Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
[3] Werke XXIV. S. 121, 125, 129.
[4] Düntzer, Freundesbilder, S. 339 ff.

Mitglieder der Gesellschaft durch falsche Ansprüche außer ihren Mauern lästig, wo nicht lächerlich gefunden wurden. Jeder theilte von seinen Beschäftigungen mit; auch manche Dichtung Wielands kam zum Vorschein. Herder theilte aus seinen morgenländischen Dichtarten, seinen griechischen Uebersetzungen mit, Goethe, was ihm sein Genius eingab. — So war es ein reiches Leben und würdig zu nennen, weil keine geistige Kraft ohne Anklang noch Anregung blieb. Aber alles Menschliche verhallt, und selbst die Stimmen der Zuhörer gehen der Vergänglichkeit entgegen; nur Wenige leben noch, die mit aller geistigen Kraft sich der Vergangenheit rühmend erfreuen können. Die Welle der Zeit umspült die Ufer; der Strom reißt die Lorbeern wie die Eichkränze mit sich fort, und Alles mahnt an Vergänglichkeit unter den Sternen. Aber ein Blick hinauf in die Welten, die Jahrhunderte vor uns schon strahlten, deren Strahlen, selbst ehe sie zu uns gelangten, schon manche menschliche Generation untergehen sahen, zeugen von der bleibenden, ewig schaffenden Macht, die uns lehrt, daß nichts vergänglich ist und sein wird, was von ihr geleitet und beseelt wird; und so halten wir das, was mit dem ewigen Geist aufwärts strebt und zum Ewigen führt.

Manches Jahr entfloh unter der Vereinigung dieses Kreises. Viele Vorübergehende blieben freundlich gelockt von denen, die mit allem Recht auf die geistige Ausbildung der Nation wirkten, in der Nähe, und es war eine Zeit, wo, was von Weimar ausging, in Weimar entstanden war, zur Richtschnur des Geschmackes für ganz Deutschland galt.

Goethe unterbrach zuerst dieses Leben. Seine Liebe für Italien erwachte lebendig; schon durch die Neigungen des Vaters fühlte er sich in dem Lande der Kunst einheimisch, und der Trieb sich vielseitig auszubilden mit dem innern Streben nach rastloser Thätigkeit, die Begierde, ein eigen gewähltes Leben statt dessen der engern Verhältnisse einer kleinen Gesellschaft zu führen, war natürlich. Von Herzen ging ihm der Ausruf in den Elegien:

Ehret, wen ihr nur wollt, nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt.
Fraget nach Oheim und Vetter und allen Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.

Man erräth, wie die gesellschaftlichen Forderungen sein Gemüth beengten; er hatte sein eigenes Gefühl des Lebens verloren und wollte nun jeden Genuß ergreifen, um wieder den Standpunkt seines Herzens zu finden. Später hat er den Ausdruck von Schwermuth verloren, der ihn in den Schranken, in denen er seinen Geist freiwillig oder erzwungen fühlte, fest hielt. Seine ganze Gestalt, seine schönen dunklen Augen hatten den Ausdruck eines nicht befriedigten Lebens.[1] Er selbst hielt diesen Augenblick für den besten, und daß die Art, wie er sich von seinen Freunden los zu machen wußte, die letzteren sehr schmerzlich ergriff, zeigt, wie er dem Ruf des Gottes in ihm, der Sehnsucht nach dem Lande, wo ewiger Frühling weilt, nicht widerstehen konnte und fort eilte, ohne sich weder links noch rechts umzuschauen. Gewaltsam mußte dieser Schritt geschehen; sonst hätte er ihn vielleicht nie gethan, da er überhaupt eine gewisse Bestimmtheit des Handelns selten erscheinen ließ und der Nothwendigkeit nicht immer gehorchen wollte. So stimmte der rasche Entschluß ganz mit seiner Gesinnung und Neigung überein, und seine poetische Freiheit wurde auf Kosten seiner Anerkennung in der gesellschaftlichen Meinung gerettet. Man wollte ihm nicht verzeihen, so unvorbereitet wegzueilen, und man hätte die Freiheit eines solchen Geistes ehren sollen. Aber die Gesellschaft, durch das Dasein eines Goethe schon verwöhnt, glaubte auch Rechte an ihn geltend machen zu können und forderte schon eine Beständigkeit seiner Neigungen, wo er nur wohlwollend und theilnehmend war. Was sein Herz übrigens erfahren und empfunden, mögen die Billigdenkenden

[1] Lotte spricht aus eigener Erinnerung an ihren Jugendaufenthalt in Weimar.

auffinden und mild verzeihen wo er vielleicht hart schien. Man kann weder Neigungen fest halten noch sie zur Erwiederung zwingen, wenn die Zeit vorüber ist, wo die Leidenschaft Alles vereinigen will.[1] Was seine Entfernung für eine Lücke machte, wie die eigentliche Freude schwand, wie Alles seinen Geist vermißte, und die näheren Freunde klagend sich wieder fanden, das versteht jedes Herz, das ihm später oder früher nahe kam; aber doch muß man eingestehen, daß er, nur fremde oder eigene Widersprüche fürchtend, rasch handelte.

Sein Fürst war der Vertraute seiner Plane; dieser gab ihm Erlaubniß und Freiheit zur Reise; so begleiten wir ihn, für ihn das Beste hoffend, über die hohen Gebirge Tyrols. Die ersten Eindrücke der Reise waren noch einseitig; er wußte sich die neue Freiheit noch nicht zu gestalten; er bezeichnet noch genau die Gegenstände, die ihn umgaben; er forscht noch nach der Erde, nach ihrer Beschaffenheit, folgt den Wolkengebilden; Alles ist ihm neu und erfreulich, und späterhin erst lenkt sich sein Blick auf die Menschen, auf ihre Verschiedenheiten, und jede Kenntniß, die er im Stillen sich aneignet, findet ihren Antheil und Antwort in seinem Innern. Je weiter er nach Rom fortrückt, je mehr nehmen die Erscheinungen des wirklichen Lebens Platz, und die Welt mit allen Genüssen behauptet ihre Rechte. Hätte er aus den reichen Gegenden seiner Vaterstadt, wo die Natur keinen Vortheil versagt hat, diese Reise gemacht, ohne erst die unbedeutenden Thüringer Berge zu bewohnen, die Eindrücke wären weniger mächtig geworden, und er wäre in seinem Anschauen der Künste, reich begabt mit Geist sie zu benutzen und zu fassen, nicht so ganz hingezogen worden, als es jetzt geschah, wo er mit durstigen Zügen das Entbehrte suchte und alle Eindrücke lebendig aufnahm und auf sich wirken ließ, die er in einer Art Entsagung von der Welt in sich verschloß. Man kann getrost behaupten, daß Goethe als ein anderer Mensch in Italien lebte und auch da die Richtung seines Geistes feststellte, in welcher er noch

[1] Die Verfasserin hat besonders das Verhältniß zu Frau v. Stein im Auge.

wandelt. Die Trauer über das unauflösbare Räthsel des Lebens, dessen Bedingungen er erklären wollte und nicht vermochte, diese Stelle aus der siebenten Elegie schildert seinen Zustand deutlich genug und drückt Alles aus, was ihn einengte, was er von sich warf.

O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfieng,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Gemüthlich und weich nahm er den fremden Reichthum auf, und es sind gewiß wenige Reisende so durch diese Anschauungen gestärkt und erquickt worden, und keiner wird nach ihm so groß die Gegenstände in sich aufnehmen. Die Schilderung von Rom, die Geschichte seiner Entstehung, ist in der fünfzehnten Elegie einzig ausgesprochen.

Wir müssen, wenn wir Goethe genauer betrachten wollen, alle Stellen seiner Dichtungen in Anspruch nehmen, um seinem Wesen Klarheit zu geben. Denn eben bei einem solchen Dichter, wo nur die Anklänge ertönen, die seine Brust hervorruft, wo er nur dem Ruf folgt, der ihn beseelt, ist jede ausgesprochene Stimmung zum Gefühl seines Zustandes wichtig, und statt aus seinen Handlungen ihn zu schildern, muß man seine Poesie mit dem Leben zusammenhalten. Ohne diese Poesie sich deuten zu wollen, erscheint Manches nur als Bruchstück, denn er verweilte nur, so lange sein Geist ihn antrieb, bei Gegenständen der Kunst, wie der Wissenschaft; das Leben allein hatte selten, beinahe noch niemals seine Rechte behaupten können. Die Dichtkunst und die Naturwissenschaften theilten sich in sein Leben. Er hat immer mit Maß seine großen Kräfte geleitet. Dieses bürgt für einen unerschöpflichen Reichthum. Er hat auch

immer einen festen Fuß in dem, was er treibt, weil, wenn eine Materie erschöpft ist, er schnell und mit Sicherheit eine andere fest hält. So gelangte er zu seltenen Kenntnissen und wäre schon ohne die Gunst der Musen einer der bedeutendsten Gelehrten geworden; was für einen Menschen in den Wissenschaften das ganze Leben erfüllt haben würde, war für ihn nur ein Wechsel von einem Studium zum andern. Doch diese Zierde hoffen auch Andere mit Mühe zu erreichen. Aber die Muse allein vermag Keiner zu beschwören und um die Kränze zu buhlen, mit denen sie nur Günstlinge schmückt.

Während er in Italien war, führte eine unbedeutende Veranlassung Schiller nach Weimar: es war im Jahr 1787, als dieser schon früher mit dem Herzog in Bekanntschaft getreten und durch Vermittelung des Darmstädter Hofs einen Titel erhalten, der ihn berechtigte, sich in Weimar zu zeigen. Durch die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe war Schiller schon als eine seltene Erscheinung aufgetreten, als alle drei vorhergehenden Dichter und Gelehrte durch zuvorkommende Anerkennung und Huldigungen die Früchte ihres Strebens früh erreicht sahen, den Platz auf dem Helikon ohne Streit behaupteten und sich sicher und ruhig ausbilden konnten, um weiter streben zu können. Wieland und Goethe hatten mit keinen Weltverhältnissen zu kämpfen. Herder allein sollte unter diesen dreien das schwerste Geschäft haben: er sollte auf die Bildung der Jugend wirken; doch ehe er dieses konnte, hatte er mit dem Pedantismus der Geistlichkeit, wie mit der Dumpfheit der Schullehrer zu kämpfen. Man war froh, seine eigene poetische Natur als ein Hinderniß an der Wirksamkeit für das Leben anzunehmen und widerstrebte aus Dünkel eben so als aus Unwissenheit. Das eine, was Noth ist, ist die Aufgabe, die Menschen durch eine gewisse Aufklärung auf den Zweck ihres Lebens zu richten; denn große Kräfte, große Naturanlagen kommen in so vielen Zeiträumen oft nicht zur Anschauung, und die Mittelmäßigkeit in Künsten und Wissen verleitet oft nur sich für etwas zu halten, was man nicht ist. Dieß ist noch die harmloseste Klasse von Menschen, denn diese gehen

ihren Weg ruhig fort und glauben am Ende ihrer Kunst zu sein, und bilden langsam sich nach den Begriffen der Bessern. Falscher Dünkel befördert die Unwissenheit nur, und das Traurigste ist, durch die Anwendung ungeregelter Kräfte Andere absichtlich zu betrügen, damit man selbst ungehindert, wo nicht Böses, doch Unwissenheit unter der Hülle der Vielwisserei verbreite, und diese Art Naturen sind die am häufigsten zu findenden, und wie manche Kraft und wahrer Geist ist durch diese unterdrückt worden und nicht zur Sprache gekommen. In das Heiligthum seines eigenen Herzens und Geistes flüchtete sich Herders Genius, und ihm ward die Poesie das Bedürfniß sich über die Gegenwart zu erheben, und darum sind Klagen, Sehnsucht, Spott so oft der Ausdruck seines Gefühls, weil sie die Eindrücke der Gegenwart vernichten sollten. Seine philosophischen, wie seine allgemeinen Studien wendete er glücklich an, um seine Ideen in denen zur Geschichte der Menschheit aufzubewahren, die ein schönes Denkmal seines Forschens sind; er bezeichnet uns den Weg, den er genommen, und seine reiche Einbildungskraft kleidet wie ein morgenländischer Dichter die Resultate der Natur, wie der Geschichte, zu denen er gelangte, in eine poetisch gewählte Sprache ein. Er konnte nichts auf eine gewöhnliche Weise schreiben, und wenn die eigentlichen Schulgelehrten den Schmuck der Rede nicht zu bedürfen glauben, so müssen wir uns ergötzen an einem Geist, dem Alles zum Symbol, zum Schmuck geworden, wenn er das Leben und seine Forderungen ausspricht. Man könnte verleitet werden beim Ende des Buches zu fragen, ob es möglich sei, sich deutlich jede Form des Gedankens anzueignen. Das ganze Resultat, das unmöglich zu geben ist, soll erst die Zeit lösen; uns genüge es, wo nicht immer belehrt, doch reicher durch die Ansichten der Natur und den Zauber der Sprache geworden zu sein, und die trockenen Angaben so manches Reisebeschreibers zu einem schönen Kunstwerk geordnet zu sehen.

Die Zusammenwirkung so reich begabter Menschen war von unendlichem Einfluß; und wenn die Umgebungen, theils zu sehr mit

sich und ihrem kleinlichen Leben beschäftigt, allen Vortheil aus diesem reichen Blüthenkranz hätten ziehen können, so wäre dieses enge von der trüben Ilm durchflossene Thal der reichste Fleck der Erde geworden.

Die Klasse von Menschen, die Goethe in Wilhelm Meister Anempfindler nennt, die so viel Sinn haben, das Gute zu erkennen, doch nicht das Schlechte abzuwehren, die, wenn der Dichter sie auf die Höhen der Menschheit erhebt, mit eigenen Schwingen zu schweben sich dünken: diese Klasse machte eine der Hauptumgebungen aus. Wie eine reich gestaltete Blume, die Krone und Blätter im schönsten Ebenmaß erzeugt; wo es nicht Bedingung ist, daß eine Blume zu Grunde gehen muß, damit der übrige Theil sich reicher ausbilden könne: so stand Alles bunt neben einander. Wenn ein kleiner ausgebildeter Kreis sich still sammelte, um ein entstandenes Kunstwerk zu vernehmen, wenn der Dichter in dem engen Kreis seine Welt sich suchen mußte, so waren die Andern des weitern Kreises mit Weltbelustigungen zufrieden und hielten es mehr für Gewinn, in einem leeren Gespräch sich zu ergötzen, als stille Zuhörer zu sein, die von den Götterbildern nur die Namen kannten, denen in der Stille die Bessern huldigten. Eine durchgehende Bildung war für die Gesellschaft, die eines theils das Hofleben ergriffen hatte, andern theils ihre Pflichten für das öffentliche Leben abtragen mußte, unmöglich. Aber verwundern mußte es den Beobachter doch, wie groß der Abstand der Gesellschaft unter einander war, und wie Jeder, der beide Gesellschaften zufällig theilte, in zwei verschiedenen Elementen zu leben genöthigt war.

Bemerkungen über Eugenia von Goethe.

Es ist wohl kein Produkt Goethe's so seiner Natur entsprossen, als Eugenia, aber nicht der ersten genialischen, die Götz und Werther mit kühner Hand hinzeichnete, und sich die großen kecken

Umrisse schuf, wovor die Beschauer, weil sie ihre Aermlichkeit fühlten, zurück bebten, und lieber nicht untersuchten, weil es ihnen gar zu fremd war. Aber es ist die Hand des Genius, der die Welt erforschte, die Ideale, die er sich einst schuf, schon zertrümmert sieht und neue geregelte Formen ergreift, um den Drang des Lebens auszusprechen. Es ist eine andere Welt, in der er die Spitzen der äußersten Cultur und der reinsten Menschheit vereinigte. Zwischen Götz und Eugenia liegt eine ganze Welt der Empfindungen und Erfahrungen.

Er nahm damals die rohe Ritterwelt nicht so idealisch, als die verfeinerten Franzosen in der natürlichen Tochter. Aber eigentlich freut es uns Deutsche, daß er nicht die nationellen Züge dieser Nation ausmalte, sondern eben die Personen nur rein menschlich in veredeltem und verfeinertem Leben der üppigen Welt hinstellt. Eugenia könnte eine Deutsche, eine Engländerin eben so gut sein, als sie eine Französin ist; sie legt nur einen lebhaften Werth auf die Erreichung der Wünsche, die in ihrem Lebenskreis ihr natürlich Werth haben mußten; sie möchte neben ihrem Vater glänzen und liebt ihren König mit allem Enthusiasmus ihrer Jugend.

Sie ist eben so weiblich ausgemalt als Elisabeth, Clärchen, Gretchen, Eleonore und Iphigenia; nur in einem andern Cirkel, und auf den Grenzen einer politischen wankenden Welt als ein reiner Genius schwebend. Der Vater ist als Vater vortrefflich gezeichnet; die andern Personen stehen jede an ihrem Platz und geben uns den Zustand und das Bild ihres Lebens in einer idealischen Form und Gestalt wieder. Die Scene der Klage des Vaters über die Tochter würde in Euripides uns nicht fremd erscheinen; sie hat das griechische Gepräge. Auf eine herzergreifende Art, und doch mit einer hohen Resignation wie Iphigenia in Aulis sich opfert und ausruft: „O Licht des Tages, lebe wohl!“ [1] so stellt der Dichter das Schreckenvolle und das Hohe des Todes neben einander, und die

[1] „Geliebte Sonne, fahre wohl“ — Schlußwort der „Iphigenie in Aulis, übersetzt aus dem Euripides.“

Kunst dünkt einem noch größer, wenn man weiß, daß es nur leere Klagen sind, aber dem Vater doch die tiefste Wahrheit; sie ergreifen uns auch, als wären sie über dem Leichnam der Tochter gesprochen, und doch wissen wir sie lebend.

Daß sie bei der Aufführung nicht den Effekt macht, wie ein Stück mit lebendig fortgehender Handlung, da nur Reflexion und Empfindung erscheint, wird auch den Dichter selbst nicht befremdet haben; denn er weiß zu gut, wohin er den größern Theil der Zuhörer hinstellen soll, und was von dem Urtheil der Menge zu halten ist. Aber auch selbst Gelehrte, denen die Griechen befreundet sind, die Geschmack und Bildung über ihr Zeitalter wegführen sollte, haben Stellen getadelt, die die höchste reinste Schönheit haben, wie

Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf sich selbst.

Wer sich erst fragen muß, ob er eine solche Stelle recht fühle, der beurtheile keine poetischen Werke.

Eben der Reichthum der Poesie, die ernstesten Wendungen im Spiel vorzutragen, und alles Hohe, Ernste in das Gefällige der Poesie einkleiden zu können, dieses ist des Dichters Gabe, deren derjenige, welcher die Gabe im eigenen Herzen empfangen sollte, nicht werth ist, weil er sie nicht aufzunehmen vermag. Die Stimme dieses einzelnen Mannes soll nicht gerügt werden, nur in so fern er die Empfindungen einer Klasse ausdrückt, ist er in Erwägung zu ziehen.

Bemerkungen über Kant.

1823.[1]

Eine der eigensten menschlichen Erscheinungen ist Kant. Man könnte sagen, eine der größten, wenn er Liebe gefühlt hätte; aber

[1] Am 23. April 1823 äußert L. in einem Briefe an Knebel S. 544 sich sehr ähnlich.

dieses höchste der menschlichen Gefühle war ihm fremd, und daher ist etwas Mangelhaftes in sein Wesen gekommen, was nur daraus zu erklären ist. Sein scharfer Blick erspähte mit einer Klarheit die Welt, die menschliche Natur, die unbegreiflich sein würde, wenn sie nicht existierte. Aber sein Gefühl hatte keine Stimme. Daher auch das Mangelhafte in seinen philosophischen Ansichten über das ihm Unbegreifliche. Daher seine Ansicht von den Frauen, die ganz mangelhaft ist, weil er ihre Natur nicht in den Kreis seiner Erfahrungen ziehen konnte.

In seine Bemerkungen über Genie und ästhetische Urtheile möchte das Gefühl nicht immer einstimmen, und eben da mangelt auch der allbeseligende Hauch einer höhern Liebe, die sich zur höchsten Blüthe in den menschlichen Erscheinungen bildet und, durch sie belebt, erst die Vollendung gibt.

Bemerkungen über Frau v. Staels Delphine.

Es ist nicht der Wiederschein eines Dichtergeistes, nicht die Gewalt des Reichthums einer schaffenden Phantasie, die sich belebt, um Leben auszudrücken, die die Schöpferin Delphinens beseelte. Sie kann als Kunstwerk nicht befriedigen; als reiches Gewebe eines Gemüths entzückt sie nicht durch ihre Schilderungen, sondern sie scheint als Abdruck eines Individuums, das mit großer Kraft begabt und mit Verstand und Erfindungskraft die Begebenheiten des Weltlebens anordnet und ausführt, aber Armuth des Gemüths ist nicht zu verkennen. Warum der ewige Kampf über die Leidenschaft, warum die Motive der widerwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, der Meinung in ein Kunstwerk verflechten? Keine Schilderung der Sitten, kein Bild der Gesellschaften kann ein Geist ausmalen, der selbst nur durch Leidenschaften Sprache und Ton erhält. Nur der Widerstreit des Gefühls mit dem Schrecklichen, nur der Streit

der Sinnlichkeit mit der Vernunft (Moral kann man nicht sagen) ist in Bewegung gesetzt. Delphinens Charakter ist allein ausgeführt, und der Charakter von Madame de Vernon; die übrigen sind nur sichtbar als Gegenbilder und haben vom Leben selbst so wenig erhalten als möglich. Aber Delphinens Charakter ist der einer jungen Frau, die weich und lebendig fühlt, sich jedem Eindruck überläßt, ohne andere Gaben des Geistes, die man nur voraussetzt, weil es gesagt wird, daß sie sie besitze, nicht gezeigt, daß sie sie besitzen könne. In den Augenblicken höchster Begeisterung überfällt das Gemüth eine Bangigkeit, ein unzusammenhängendes Bewundern und Bedauern, und ein unbefriedigtes Streben nach Wärme und Leben.

In Vergleichung der Corinna erscheint Delphine menschlicher gedacht und empfunden, aber mit dem wahren, reinen Ausdruck einer dichterischen Einbildungskraft begabt, erscheint sie doch nicht. Als rhetorisches Kunstwerk, als Muster die Sprache zu dem Ausmalen der Situation, wie zur Schilderung der Weltansichten und der geselligen Verhältnisse zu gebrauchen, ist es wohl ein Kunstprodukt, doch nicht Kunstwerk zu nennen. Man fühlt nicht menschlich die Verhältnisse, sondern nur künstlich hingezogen wird man zu den Gemälden der Gesellschaft und der Welt, in welcher man sich fremd fühlt, und in welcher man nicht leben möchte.

Als Werk des Genies, kann man kühn behaupten, schließt es sich eben so wenig an die Kunstwelt an, als der Roman des Herrn Necker selbst, der in einem Kaufmannsgeist geschrieben, und wo der Verlust des Vermögens das höchste Unglück ist. In der Delphine ist es der Verlust der Meinung; diese beiden Motive sind doch nicht eigentlich die höchsten in der moralischen Welt.

Was in Corinna durch ihre Talente erreicht wird, die Welt zu bezaubern, ist in Delphine die angeborne Liebenswürdigkeit und Güte ihres Wesens. Beide sollen den höchsten Effekt hervorbringen, und die Letztere hat es mehr noch erreicht als Corinna, weil diese ganz unnatürlich ist und handelt. Diese beiden Werke haben viel

Schönes, wie ein geistreiches Wesen nichts Leeres denken noch schaffen kann, weil der Verstand auf alle Weise ausgebildet ist. Aber die Seele, das Gemüth, spricht nur die Seele aus; so ist es in der Liebe.

Frau v. Stael wird immer sagen können, was man thun soll, aber nicht wie sie es thun wollte; denn im Leben und Handeln ist oft weniger Nachdenken nöthig, weniger Berechnung um das Schöne zu erreichen, um die Tiefe des menschlichen Herzens auszusprechen. Wenn man liebt, geliebt hat, ist es, als könnte man sich über manche Gefühle, die sie in Anspruch nimmt, nicht Rechenschaft geben; sie sind vorüber, wenn sie ausgesprochen werden. Dieser ewige Kampf der Leidenschaft ist nicht Liebe; er ist nicht dieser hohen Abkunft würdig.

Man sieht zu viel Absicht in der Anlage, wohin es kommen soll, nicht wohin das Schicksal leitet. In dieser Rücksicht ist der Roman äußerst charakteristisch, und nur das Gemüth, das von solchen Tönen ergriffen wurde, kann es wieder geben. Er ist wahr, stark ergreifend, aber nicht rührend, nur erschütternd; und eben deßwegen sucht das Gemüth den treuen Anklang der Natur vergebens, der in andern Kunstwerken so schön ausspricht, was das Gemüth zu dem reinsten höchsten Willen begeistert.

Nicht veredelt wird man das Buch aus der Hand legen, weil über das Unglück nichts Höheres gestellt ist. Die Religion, die trösten kann und soll, ist nicht mit der Stärke dargestellt, daß man sie als den höchsten Zweck fühlt. Sie ist in Mathilden traurig und tödtend, in Delphinen nicht innig genug, um über das Unglück zu erheben, und in Madame Ervins als ein Irrthum des Geistes behandelt. Man ehrt den Verstand, das Wesen der Dichterin, aber man kann ihre Liebe, wie ihre Leidenschaft nicht begreifen. Man möchte die Welt nicht zu der seinigen wählen, die sie erschaffen hat.

Bemerkungen über Frau v. Staels Corinna.

Ich habe soeben die Corinna geendigt. Diese merkwürdige Natur, die in ihren Produktionen sich wunderbar selbst ausspricht, ergreift und verblendet das Gemüth auf eine zauberische Art, wie ihr Gespräch. Aber so sonderbar es scheinen mag, so ist es doch so, daß eigentlich das Gemüth erschüttert, aber nicht tief bewegt wird. Der Grund davon liegt, meinem Gefühl nach, darinnen, daß die Produktion selbst, die uns begeistern und ergreifen soll, nicht sowohl aus der Tiefe der Imagination hervorgeht, sondern die Imagination aufregen soll.

Mit Delphine verglichen, deren Haupteindrücke mir nur noch gegenwärtig sind, erscheint Corinna als ein künstliches Kunstwerk, jene als der Aufflug einer heißen, glühenden Natur, die den eigenen Kampf der Leidenschaft in ihrem Busen beschwören will durch die Kraft Wesen ihrer Einbildungskraft zu erschaffen, und das Gemüth wird mehr bewegt. Auch gelingt es ihr mit Kunst die Charaktere zu entwickeln, und die Klarheit über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie mit ihrem eigenen Verstand noch mehr erleuchtet, blendet einen überraschend. In der Corinna sieht man immer das Streben, dieselben Effekte hervor zu bringen. Meinem Gefühl nach ist es ihr aber weniger gelungen, und die wenigen Abweichungen in den Grundzügen der Charaktere zwischen Delphine und Corinna, in deren Hintergrund immer nur der eigene Charakter der Verfasserin liegt, sind nur durch die veränderte Lage und Lokale anders. Dieselbe Coquetterie, die bei Delphine in ihrem Kreis als Französin das größte Motiv ist, erscheint wieder, nur kunstreicher in den Charakter einer Römerin verwandelt, die durch Alles, was sie umgibt, durch den Schwung ihres romantischen Wesens, durch ihre unabhängige Lage, durch den Boden, der ein empfängliches Gemüth über alle kleinen Verhältnisse des Lebens erheben muß, diese Haltung erhält, durch ihre öffentliche Existenz

diese Freiheit; und Delphine, die die Sclavin der Meinung ist, muß durch ihre Leidenschaft sich über Verhältnisse erheben, die Corinna gar nicht mehr zu besiegen hat.

Diese beiden Schwestern, als Kinder einer Phantasie, haben eine Familienähnlichkeit, die unverkennbar ist. Sie sind beide Musen aus der Kraft eines schöpferischen Genies entsprungen; und wenn Corinna, auf ihre Maske gestützt, wie eine Römerin wandelt, so tanzt Thalia in leichten, gefälligen Wendungen mit aller Grazie ihres Geschlechts durchs Leben, und ihre Leidenschaft allein gibt ihr einen tragischen Takt.

Künstlich hat die Verfasserin ihre eigene Natur in diesen zwei Naturen ausgesprochen, und man möchte fast sie beschuldigen, daß nur sie selbst die Form gebe zu den Geschöpfen, die sie mit Liebe behandelt, und sie sich gefiele in allen Mannigfaltigkeiten, Situationen des Lebens sich zu zeichnen und ihr Wesen aufzustellen. Ein ewiger Kampf mit der Leidenschaft, der ihr eigenes Leben ausfüllt, ist auch in ihren Erfindungen das Hauptmotiv, und eben, weil sie ihre eigene Natur immer darstellt, gelingt ihr keine fremde. Sie muß eigentlich nie geliebt haben, nie einen Mann in der ganzen Größe und Reinheit seines Wesens, ohne eigene Leidenschaft in ihrem Herzen, aufgefaßt haben; denn ihre Männer sind die widerlichsten Naturen, die man kennt. Man fühlt, sie sollen mit aller Absicht liebenswürdig sein, und man kann niemals mitfühlen, warum die Heldin so vieler Aufopferungen fähig ist um einer solchen Natur willen? Hätte ihr eigener Geist, ihr Gemüth je einen männlichen Charakter nur mit Liebe, mit der unendlichen Liebe ergreifen können, die allein Liebe ist, die sich aber nicht ausspricht, weil das Gefühl davon zu wahr und innig ist, um Worte und Kraft, es mitzutheilen, auffinden zu können: so würde sie über Liebe anders sprechen. Sie würde nicht die rastlose Leidenschaft, die nur nach einem Besitz trachtet, für Liebe nehmen; sie würde ihre Helden menschlich bilden, statt daß sie Gliederpuppen aus ihnen macht. Sie kann nur die Fehler in dem Charakter der Helden

recht bemerkbar machen, aber niemals ihre Tugenden. Auch einen stillen, weiblichen Charakter, der im Gefühl für ein anderes geliebtes Wesen sich verklärt, der durch die Liebe sich schöner und reicher entfaltet, kann sie niemals schildern. Es sind kalte Drahtpuppen, die nur ihre Pflicht ohne Anmuth des Lebens erfüllen, und die durch ihre Rechtlichkeit Langweile machen. Diesem gegenüber wird eine reich ausgestattete Natur, die alle Talente vereinigt, immer hervorstechen; und wer wird es einem Mann verdenken, wenn er diese einsylbigen, steifen Frauen verläßt für Corinna und eine anmuthige Delphine? Sie macht einem mit den moralischen Naturen, die sie schildert, ganz enge ums Herz, und man fühlt, wie's einem Mann nicht wohl sein kann, wenn er in einem andern freien Element sich bewegen kann.

Die Stellen, wo ihr Verstand, ihre Reflexion spricht, gelingen ihr immer vorzüglich. So sind ihre Bemerkungen über Religion äußerst schön. Ihre Kunstbemerkungen sind es weniger, denn eigentlich hat sie für Alles, was nicht sich mit ihrem Wesen identificiert hat, keine Sprache als die gewöhnliche; darüber wird sie nie neue Dinge sagen. Die Schilderung von Neapel hat mich als Tableau am lebendigsten ergriffen, weil man da den Zauber des milden Himmels lebhaft fühlt. Das enge Leben der englischen Nation, die Schilderung der Provinzialstadt ist gewiß wahr; denn man fühlt es recht lebendig mit, und es ist an dieser Stelle, um Italien, die ungebundene Lebensweise, den Einfluß der Künste auf das Leben recht fühlbar zu machen, recht schön gewählt, und ihr Verstand hat sich reich und schöpferisch gezeigt, die feinen Nüancen des geselligen Lebens aufzufassen.

Man sieht auch in diesem Produkt, wie die Revolution auf ihr Gemüth gewirkt hat; denn der Hang zum Krassen in den Situationen, die in einer Phantasie, die nicht durch ungewöhnliche Ereignisse gebildet ist, nie lebhaft werden, ist mit ihrer Natur eng verwebt. Wie die ungefällige Katastrophe des Helden der Delphine, wie ihr eigenes Herabsinken aus den feinen Schranken der

Verhältnisse, so geht auch Corinna unter durch ihre Leidenschaft. — Daß Oswald nach England zurückkehren kann, und es unbestimmt gelassen ist, ob er ein gewöhnlicher kalter Ehemann geworden und in unseliger Einförmigkeit seine Tage beschlossen, ist unbefriedigend. Man fühlt, daß auch er nicht hätte leben können, wenn er geliebt hätte.

Der Charakter der jungen Lucile ist sehr wahr und rührend gezeichnet, aber die Haltung in den spätern Perioden, in der ewigen Zurückhaltung ihres Gefühls, in der Kälte, mit der sie die Neigung ihres Herzens verbergen möchte, ist etwas Abschreckendes und Unwahres.

Mathilde erscheint wieder, aber im gefälligen Gewande. Der Comte de Erfaeuil ist vortrefflich mit Geist gezeichnet, und er repräsentirt seine Nation vollkommen, sowohl wie auch ein einzelnes Individuum.

Briefwechsel.

I.

Charlottens Brautstand.

Am 16. December 1789 erhielt Frau v. Lengefeld den am 15. aus Erfurt geschriebenen Brief Karolinens (Schiller und Lotte S. 558). Hier ihre Antwort:

[16. December] 1789.

Dein heutiger Brief, meine Karoline, hat mich so erschüttert und überrascht, daß ich nicht im Stande bin, eine einzige Zeile darauf zu antworten. Dieß kann Lottchen versichert sein, daß nie mein Mund heuchelte, wenn ich Euch sagte: daß auf Eure Glückseligkeit meine ganze Wohlfahrt gegründet sei. Mehr heute zu sagen ist unmöglich. Ich bitte Gott, daß er uns alle regieren möge; auch ich verlasse mich fest auf die Vorsehung, und wehe mir, wenn ich solches nicht thäte, da ich bestimmt zu sein scheine, in die sonderbarsten Lagen von der Welt zu kommen, ohne einen Freund oder Rathgeber zu haben, dem ich mich anvertrauen kann...

Lebt wohl; ich bin ewig Eure treue Mutter

v. Lengefeld.

Am 18. hat Schiller in dem in Schiller's Leben S. 213 abgedruckten Briefe um Lottchens Hand. Die Antwort erfolgte so schnell als möglich, eher als Schiller selbst zu hoffen gewagt hatte (Schiller und Lotte S. 574); er erhielt sie nicht erst in Weimar, wohin er am 24. zum Weihnachtsfeste reiste (ebendaselbst S. 575), sondern am 22. in Jena (an Körner 2, S. 153). Diese Antwort scheint also am 20. bis 21. geschrieben zu sein:

Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich. Verzeihen Sie aber der Besorgniß und der Pflicht einer Mutter: ist es möglich, Lottchen mit Ihnen, nicht ein glänzendes Glück, sondern nur ein gutes Auskommen zu verschaffen? Können Sie mich hier beruhigen, so nenne ich Sie mit Freuden Sohn. Wäre ich reicher, könnte ich Ihnen mit meiner Tochter ein ansehnliches Vermögen geben, wie gern würde ich Ihnen da zeigen, daß Verdienst und ein Herz, so wie ich mir das Ihrige denke, die schätzbarsten Dinge der Welt für mich sind. Da aber mein Vermögen nicht hinreichend ist, um Ihnen mit meiner Lottchen ein gutes Schicksal zu machen, so müssen Sie mir meine Frage vergeben.

Mit wahrer Ergebenheit und aufrichtiger Freundschaft nenne ich mich Ihre treue Freundin

v. Lengefeld, geb. v. Wurmb.

Schiller dankte auf der Stelle:

Jena, den 22. December 89.

Meinen innigsten, unaussprechlichsten Dank, verehrungswürdigste theuerste Mutter, für die ganze Glückseligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele ist tief bewegt und zu sehr, um Ihnen mit aller Fassung jetzt zu schreiben. Aber ich kann in diesem Augenblick der Freude nicht schweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausströmen! O wie erhöhen Sie noch das Geschenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es thun! Dieses großmüthige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben — wie vermehrt es meine grenzenlosen Verpflichtungen gegen Sie! Glauben Sie, daß ich es fühle, was Sie mir anvertrauen, und, was es Sie kosten mußte, alle Ihre Aussichten für Lottchens Glückseligkeit auf meine Liebe allein einzuschränken. Aber ich fühle es

nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Ursache finden werden, dieses Vertrauen zu bereuen.

Ein glänzendes äußeres Glück kann ich ihr weder für jetzt noch fürs Künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand gesetzt sein werde, ihr ein angenehmes Leben zu verschaffen. Sie wissen, worauf alle meine Aussichten beruhen: bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längst schon kennen, aber mein Fleiß ist auch hinreichend, uns ein sorgenfreies Dasein von Außen zu verschaffen.

Mit 800 Rthlr. können wir in Jena leidlich gut ausreichen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man sich in den ersten Jahren gleich zu helfen wüßte. Dreihundert Thaler sind mir eine sichre Einnahme von Vorlesungen, die mit jedem Jahre steigen wird, so wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150—200 Rthlr. kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umsonst gedient habe, nicht versagen. Da er dieses Geld aus seiner Schatulle geben muß, so wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieses kleine Opfer gewiß bringen. Neben diesen 400—500 Rthlrn. bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Ressource gewesen ist, und welche sich mit jedem Jahre verbessert, da die Arbeiten mir leichter werden, und man sie mir auch immer besser bezahlt. Ehe ich nach Jena kam, hatte ich bei sehr wenigem Fleiß doch alle zwei Jahre zwischen 800 und 900 Rthlr. mir erworben. Eben dieses kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzustrengen; dabei habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal so hoch bringen könnte. Ein solcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einschlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Rthlrn. sicherte, fast ohne alle eigne Arbeit. Aber ich bringe jetzt nichts in Anschlag, worüber das Glück erst entscheiden muß. Sie sehen aus dem Bisherigen, daß mir mein Verhältniß mit der hiesigen Akademie (im Fall der

Herzog nur etwas weniges für mich thut) 400 Rthlr. und meine Schriften eben so viel eintragen; und mit 800 Rthlr. können wir leben.

Ich läugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich schwerer werden wird, als alle folgenden, weil ich in diesem Jahre alles das erst neu ausarbeiten muß, was nachher für immer gethan ist. Folgte ich bloß der Klugheit, so würde ich in diesem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieses ganze Jahr von meiner Glückseligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen nicht beschreiben, meine theuerste Mutter, wie schmerzlich mir schon das Vergangene durch meine Trennung von Allem, was ich liebe, geworden ist. Selbst zu meinem Fleiße ist es eine wesentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beschäftigungen leichter werden. Dieses fühlen Sie. Ich brauche nichts hinzuzusetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den ersten Jahren. Ich bin nicht ohne Aussichten, und ein Ruf auf eine andere Akademie wird meinen Gehalt in Jena verbessern. Wenn ich mich selbst erst in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, so kann es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin selbst zu sehr an Ihr ganzes Haus gebunden, sonst würde ich in Jena mein Glück nicht aufsuchen. Ich lege Ihnen diesen Brief von dem Coadjutor bei, der Alles für mich thun wird, sobald er kann, und dieß letzte kann jeden Tag geschehen.

Morgen [1] schreibe ich an den Herzog von Weimar und werde Ihnen höchstens in acht Tagen decisiv schreiben können, ob und was er für mich thun wird. Vertröstet er mich auf das Jahr 1791, so lege ich Ihnen einen neuen Vorschlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird, und den der Herzog auch gewiß gern genehmigt.

[1] S. an Körner 2, S. 153 am 24. Decbr. „Gestern schrieb ich an den Herzog." Der „neue Vorschlag" bezieht sich auf den Plan in Rudolstadt zu wohnen, ebds. S. 147.

Wie viel, Theuerste, Verehrungswürdigste, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu sagen, aber es werden schöne Stunden kommen, wo es sich gegen Sie ganz entfalten wird.

Mit innigster Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der

Ihrige

Schiller.

Nach seiner Rückkehr von Weimar, wo er mit Lotte, Karoline, Karoline v. Dachröden und ihrem Bräutigam Wilhelm v. Humboldt, so wie ihrem Freunde Karl v. La Roche [1] zusammengetroffen war, schrieb er am 3. Januar 1790 den im literarischen Nachlaß der Frau v. Wolzogen I. S. 360 abgedruckten Brief [2] nach Erfurt, wohin beide Schwestern ihre Freundin begleitet hatten. Lotte antwortete darauf im folgenden Briefe:

W., den 6. Jenner 90, 12 Uhr.

Ich habe heute immer gehofft, das Botenmädchen würde Briefe von dir bringen und mich herzlich darnach gesehnt, mein Geliebter, Dein Brief vom Sonntag hat mich in eine wehmüthige Stimmung versetzt. Also hat deine gute Mutter nicht mehr den Brief erhalten können, hat sich keine Vorstellung von mir machen können! Hoffentlich hat sie aber doch deinen Brief erhalten und hat sich eine Idee deines künftigen Lebens, deines Glücks machen können. Denn glücklich mußt du werden, mein theurer Geliebter! O ich könnte die ganze Welt aufbieten, um dir Glück zu geben! Es ist ein freundlicher Gedanke, daß ich dich glücklich machen kann, durch meine Liebe, durch mein Bemühn, dir das Leben leicht und schön zu machen.

Wir sind nun wieder ganz einsam. Karl und Wilhelm sind Montag Abend fort, und es war mir leid, daß sie ihre Abreise so verzögerten; denn Karoline litt viel, und ich fürchtete ihre Anfälle. Es wäre mir doppelt schmerzhaft gewesen, weil es auch unserer

[1] Nicht von Wolzogen, wie der Herausgeber des literarischen Nachlasses der Frau Karoline von Wolzogen I. S. 361 meint, sondern von La Roche, dem Sohne der Frau Sophie von La Roche, der Karoline D. liebte (Schiller und Lotte S. 541). Seine Briefe werden ein Bild von ihm geben.

[2] Wir lassen die dort gedruckten Briefe aus.

Karoline Gesundheit hätte wieder zerrütten können. Aber es ging doch so vorüber. Daß H. und L. R. fort sind, ist mir eigentlich recht. In der Länge thut es mit Karl nicht gut, und er leidet mehr, als er sich gestehen will. Und unruhig war es auch, von früh an, daß man keinen Augenblick für sich sein konnte; es ließ sich nichts mit ihnen vornehmen. Lina möchte ich wohl immer um mich haben, aber Karl und Wilhelm nicht so unbeschäftigt. Ich habe einiges an Wilhelm bemerkt, was mir zuweilen weh gethan hat und mir aufgefallen ist. Er hat zuweilen einen Mangel an Feinheit im Betragen und im Ausdruck, den ich nicht liebe, selbst gegen Lina zuweilen; und ich wünsche, daß sie es nie so fühlen mag; es würde ihr weh thun. Feinheit, auch im engsten Umgang ist unentbehrlich, um das Leben angenehm zu machen. Es gibt so verschiedene Nüancen derselben, die fast der Beobachtung entgehen, aber die doch fühlbar genug sind, um einen guten Eindruck zu machen. Ich habe wenig Männer gefunden, die so viel Feinheit haben, wie du, mein Lieber, und dieser Zug macht mir dich um so lieber.

Gestern früh um zehn Uhr sind wir mit der St. und Lina fortgefahren und haben viel unterwegs gesprochen. Mittags beim Papa war der Coadjutor, der immer gleich gut, gleich freundlich ist; und Abends sind wir in der Gesellschaft gewesen, wo Kraus,[1] Schulz[2] und Lips[3] waren. Die Bekanntschaft des Letzteren hat mir Freude gemacht; er ist recht interessant und erzählt gar artig. Die drei haben Abends mit uns bei Dalberg gegessen, und ich saß bei Schulz, der nicht übel spricht, so leicht wie er schreibt. Er hat mir seine ganze Philosophie gleich entdeckt, und ich fand doch, daß es bei dem erstenmal sehr zu früh wäre, so viel über sich zu

[1] Seit 1780 Director der herzoglichen Zeichenschule.

[2] Friedrich Schulz, der schon mehrere Romane geschrieben hatte und eben von Paris zurückgekehrt war. Schiller und Lotte S. 443.

[3] Johann Heinrich Lips, ein Schweizer, den Goethe gegen Ende des vorigen Jahres aus Rom nach Weimar als Lehrer an der Zeichenschule gezogen hatte. S. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 7. Schiller an Körner 2, S. 179.

sagen. Unter Andern sagt er mir: wenn man Alles in der Welt gesehen, alle Länder durchreiset hätte, Alles genossen, so bliebe nichts, als sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen; und er setzte hinzu, dazu hätte er noch fünf Jahre Zeit. Ich fand dieß gar sonderbar und brach ab. Er hat übrigens auch gar viel Geziertes und Unnatürliches. Wenn ich ihm eben begegnete in Gesellschaft, so spräche ich mit ihm, weil es sich besser mit ihm als ganz platten Menschen sprechen läßt; aber unter Andern, die mir lieb wären durch ihren Verstand und Kenntnisse, müßte er wohl zurückstehen. Wir sind erst gegen elf Uhr, nachdem wir noch Thee bei Papa getrunken, weggefahren und um zwei Uhr hier angekommen. Mein Kopf ist daher ein bischen zerstört. Der Coadjutor hat mit der St. von dir gesprochen und gesagt, er hoffe gewiß dich einmal in Mainz zu haben. Die St. ist so gewiß und sicher und interessiert sich so für dich und liebt dich so sehr. Sie hat mir etwas vom Herzog erzählt, das mich ordentlich gerührt hat. Er hat ihr gesagt, daß er so gern etwas für dich thäte. Aber — hat er traurig hinzugesetzt — er dankt mir's wohl nicht einmal und geht bei der ersten Gelegenheit. Fände sich indessen ein sehr vortheilhafter Platz, so wäre er doch auch zu vernünftig um nicht einzusehn, daß er nicht so viel für dich thun könnte. Man findet oft mehr in dem Menschen, als man je ahnen konnte. Die nähere Bekanntschaft des Herzogs gibt mir viel Freude, weil ich sehe, wie fein er ist, und wie viel er in sich hat, woran ich bei ihm gar nicht denken konnte. In dem Verhältniß mit G. und der St. [1] verhält er sich auch äußerst fein und vermeidet jede Gelegenheit, wo er nur entfernt der St. weh thun könnte.

Das Botenmädchen ist hier und will den Brief mitnehmen. Es freut mich, daß er heute Abend in deinen Händen ist.

Leb wohl, mein theurer Geliebter. Ich möchte meine ganze Seele diesen Zeilen einhauchen können. Schreib mir ja, was du wieder für Nachrichten aus Schwaben hast.

[1] Das seit dem Juni 1789 sich gelöst hatte.

Meine ch. m. wird wohl morgen an uns schreiben.

Leb wohl! Leb wohl!

Deine

L.

Nach dem Empfang dieses Briefes schrieb Schiller am 7. an die Mutter folgenden Brief:

Jena, den 7. Jänner 90.[1]

Ihr Stillschweigen auf meinen letzten Brief, meine theuerste Mutter, macht mich unruhig und ungewiß, ob ich durch das Detail meiner Umstände, welches ich Ihnen darin gab, Ihre Sorgen wegen der Zukunft, wie ich's wünschte, gehoben habe. So gewiß ich selbst überzeugt bin, daß von dieser Seite nichts unser Glück wird stören können, so gehört es doch unumgänglich zu meiner Beruhigung, daß Sie mit mir davon überzeugt sind und für Lottchens äußere Lage nichts fürchten. Vielleicht aber erwarteten Sie nur, bis ich Ihnen das, was ich in meinem Brief als bloße Hoffnungen angab, zur völligen Gewißheit machen würde. Dieses kann ich jetzt, der Herzog hat mir eine Pension von 200 Rthlr. ausgesetzt, welches freilich nicht viel ist, aber doch genug, um neben dem Uebrigen, zu unserer Subsistenz hinzureichen, und Alles, was ich für jetzt mit Billigkeit von ihm verlangen kann.

Zu dem Inhalt meines vorigen Briefes weiß ich nichts mehr hinzuzusetzen; er enthält Alles, was ich über meine gegenwärtige Lage sagen kann. Sehr wahrscheinlich werden sich meine Umstände besser machen, als ich sie Ihnen in meinem Brief angegeben habe, aber ich wollte Ihnen nur das Gewisse schreiben, und nichts in Berechnung bringen, als wozu ich die gegründetsten und unfehlbarsten Aussichten habe.

Wenn Sie aber über diesen Umstand befriedigt sind, meine verehrteste Mutter, so erlauben Sie mir noch eine Bitte. Lassen Sie mich bald, lassen Sie mich gleich jetzt im Besitz meiner Wünsche

[1] Vergleiche Schiller an Körner 2, S. 158. Das Datum scheint statt des 9. verschrieben zu sein, (der Brief vom 10.)

sein. Von außen hindert unsere Vereinigung jetzt nichts mehr; meine Lage wird sich auch in diesem Jahre nicht weiter verbessern, daß ein längerer Aufschub dadurch gerechtfertigt würde. Aber wieviel wird für meine, und ich darf sagen, auch für Lottchens Glückseligkeit gewonnen, wenn wir gleich jetzt zusammen leben können. Hier in Jena sind die nothwendigsten Anordnungen in wenigen Wochen gemacht. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung, weil dieses Haus in jedem Betrachte eins der besten ist, die ich hier finden könnte. Bloß einige Zimmer mehr brauche ich zu miethen, und ich kann sie auf derselben Etage haben. Mein Logis ist meublirt und recht anständig, so daß ich die Meubles auch ferner behalten kann; ich wäre nicht dafür, jetzt gleich etwas auf eigene Meubles zu verwenden. Eben so wenig wäre es nöthig, dächte ich, sogleich eine eigene Menage anzufangen. Ich habe bisher einen recht guten Tisch in meinem Hause gehabt, und um einen überaus billigen Preis. Mit 12 Rthlr. des Monats glaube ich Mittags und Abendtisch bestreiten zu können. Wie viel Umstände werden dadurch erspart. Ich brauche dann nur eine Domestique für Lottchen; im Hause finde ich alle sonst nöthige Bedienung. Die übrigen Artikel, z. B. Wäsche, haben hier alle eine so billige Taxe, daß man bei einer kleinen Haushaltung, wie die unsrige sein wird, fast besser thut, sie außer dem Hause besorgen zu lassen. Sie sehen, daß von dieser Seite keine Verzögerung stattfinden wird. Es wird also bloß von Ihrer Güte abhängen, meine theuerste Mutter, ob wir uns unserer Vereinigung bald zu erfreuen haben sollen. Wenn Ihnen meine Glückseligkeit etwas gilt, so lassen Sie mich die vielen Freuden in Anschlag bringen, womit Lottchen mein jetziges verlassenes Dasein in Jena verschönern wird. Meiner Geschäfte für diesen Winter sind so viele, daß mein Herz einen wohlthätigen Einfluß von außen nicht entbehren kann. In Lottchens Besitze glücklich, werde ich mit noch einmal so freiem Geist meine Geschäfte abwarten, jetzt zerstreuen Verlangen und Sehnsucht mein Gemüth. Ich brauche Ihnen nicht erst zu beweisen, wie viel anders es ist, mit einem befriedigten

Herzen zu arbeiten, als mit unbefriedigten Wünschen. Da Sie doch jetzt von Lottchen getrennt leben, so kann es Ihnen gleich viel seyn, meine theuerste Mutter, Lottchen in Jena oder Weimar zu wissen; genug, daß Sie wissen, daß sie glücklich ist. Sollen Lottchen und Karoline jetzt zu Ihnen nach Rudolstadt kommen, und wollen Sie mir erlauben, daß ich sie dort aus Ihren Händen empfange? Entscheiden Sie, und erfreuen Sie mich bald mit Ihrer gütigen Antwort.

Voll Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der

Ihrige

Schiller.

Auf den Brief voller Zweifel und Sorgen, welchen Lotte am 3. Januar 1790 geschrieben hatte (Schiller und Lotte S. 581), verschob Schiller zu antworten (siehe seinen Brief vom 5. literarischer Nachlaß I. S. 364). Auf seinen eingehenden Brief vom 8. (Schiller und Lotte S. 582) antwortete Lotte am folgenden Tage:

Weimar, den 9. Jenner gegen 3.

Ich merke wohl, ich werde dir heute wenig sagen können; ich habe schon einen Anfang eines Briefes an dich zerrissen, weil er mir zu verworren war, und es mir heute an Zeit fehlt, so recht ausführlich reden zu können. — Mein Lieber, ich wollte dir keine Vorwürfe machen durch meine Zweifel, mein Geliebter! aber sie kommen mir zuweilen, wenn mein Herz durch das Gefühl der Liebe zu dir, zu heftig bewegt ist, und ich fühle dann doch wieder, wie wenig ich dir geben kann, wie wenig überhaupt sich die Empfindung dieses Gefühls ausdrücken läßt. Dies macht mir weh, und diese Stimmung meiner Seele hat sich meinem Brief eingeprägt. Ich war überhaupt zu angespannt, zu viel nur mit meinen Gefühlen beschäftigt die Zeit über, besonders da wir so wenig Ruhe hatten. Und dies Alles hat vielleicht beigetragen, daß mein Brief so wurde. Es ist nicht gut für Wesen, wie ich, immer nur so zu leben, und Einsamkeit, stille Beschäftigungen geben meiner Seele erst die rechte Richtung, die ich haben muß, um mich glücklich zu fühlen. Dies fehlte mir, da ich dir schrieb, und noch kann ich

das geschäftlose Leben, das wir im Kaffeehause führten, nicht ganz vergessen; es hat mir keine angenehmen Eindrücke gemacht. Und so mag uns das Schicksal nie wieder alle Sechse so unbeschäftigt zusammen führen. — Jetzt leb wohl; es ist 3, und ich muß einen Besuch geben bei der Stein ihrer Mutter. [1]

Othello wird gegeben; ich bin gar begierig auf das Stück und freue mich darauf.

Abends 8 Uhr.

Ich bin sehr in meiner Hoffnung betrogen worden; es war gar schlecht; kein Funken von Shakespeare's Geist ist in die Uebersetzung übergegangen; und es wurde so übel gegeben. Ich war froh, wie es zu Ende war. Bei Hamlet ist es anders; er mag vorgestellt werden, wie er will; es bleibt einem immer etwas; aber hier gar nichts. — Neumann hat schlecht gespielt, und die Ackermann paßt gar wenig zur Desdemona.

Ich komme wieder auf deinen Brief. Wir werden noch manches in uns entdecken, mein Geliebter in der Zukunft; wir kennen uns eigentlich noch wenig. Als du den Sommer bei uns warst, drückte mich die Ungewißheit unseres Verhältnisses, meines Schicksals, und hinderte das freie Spiel meines Wesens. Vorigen Herbst war mir dies Gefühl, von dir geliebt zu sein, noch zu neu, und ich lebte in der Zauberwelt der Liebe. Je mehr wir uns kennen, hoffe ich, je mehr wird sich unser Wesen vermischen, und wir werden es nicht bereuen, einander gewählt zu haben.

Daß die gute Mutter nun meinen Brief bald haben wird, [2] freut mich herzlich; mag er ihr einen frohen Tag geben!

Ich lege dir hier einen Brief vom Lorbeerkranz [3] bei, den ich heute erhalten habe. Er dauert mich fast; auf dem Fuß, wie ich jetzt bin, will ich bleiben, und recht höflich sein; aber die enge Verknüpfung der Herzen, wird nie vor sich gehen.

[1] Frau v. Schardt.
[2] S. Schiller und Lotte S. 578.
[3] Frau Griesbach.

Gute Nacht, lieber Theuerster! Mein Herz umfängt dich, mit wahrem, innigem Gefühl der Liebe!

Deine

L.

Sch. an L. Sonntag Abends 10. Jan

Der heutige Tag war so freundlich helle, daß es mir eine harte Prüfung gekostet hat, meine Liebsten, ihn nicht mit euch zu verleben. Hätte ich etwas früher daran gedacht, so hätte ich eine Zusammenkunft in Ketschau vorgeschlagen, und ihr hättet sie vielleicht angenommen. Ach, ich hätte euch doch gesehen, und ein Strahl des Lichts hätte mein trübes Dasein hier beschienen. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt sein. Ich ertrüge es nicht. Oft mache ich mir Vorwürfe über diesen Mangel an Stärke, an Selbständigkeit; Unmännlichkeit würden es Andere mit dem gelindesten Namen nennen. Sonst war ich mir selbst mehr, weil ich mir Alles sein mußte; meine Wünsche waren genügsamer, und mein eigenes Herz reichte hin, sie zu stillen. Ich umschlang die Geschöpfe der Einbildung, dichterische Wesen, mit einem Herzen der Liebe, mit einer geselligen Freude. Das ist jetzt Alles vorbei, meine Liebsten. Im Gedanken an euch, in der rastlosen Sehnsucht nach euch verzehrt meine Seele alle ihre glühenden Kräfte, und kein anderer Gegenstand bringt es bei mir auch nur bis zur Wärme. Nie bin ich in mir selbst so arm und so wenig gewesen, als jetzt in der Annäherung zu meinem seligsten Glück. Da es noch weiter entlegen war, ging ich sparsamer um mit den Freuden des Augenblicks, und hielt mich fest an der Hoffnung. Aber in dieser Nähe der Erfüllung verschmäht die trunkene Seele das geringere Glück. Die Gegenwart ist mir nichts mehr, die Freuden der Hoffnung nichts mehr, und doch seid ihr mir noch ferne.

Gerne will ich mich selbst verloren haben; reicher und schöner werde ich mich aus den Händen der Liebe, aus euren Händen, zurückempfangen. Was für selige Tage warten auf uns! Alles

liegt um uns bereit, was uns glücklich machen kann, denn wir brauchen ja nichts als Vereinigung. Theuerste meines Herzens! Ach, wie ist Alles bis jetzt schöner gegangen, als ich jemals hoffen konnte! Was ich mir kaum in ferner Zukunft als möglich denken konnte, ist wahr, ist so gut als wirklich! Hätte ich es mir auch nur vor einem Jahr noch geträumt, daß eine solche Zukunft mir beschieden wäre? Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören, der Liebe, die in allen Gestalten mich umschweben wird. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel aller dieser Empfindungen!

Der Mutter habe ich gestern geschrieben und ihr anschaulich gemacht, wie nichts uns mehr hindert, vereinigt zu sein, und welche Einrichtung ich treffen werde. Auf den Dienstag erwarte ich ihre Antwort.[1] Heut muß ich abbrechen, meine Liebsten, aber morgen erhaltet ihr wieder etwas. Lebt wohl, Geliebteste. Meine Seele hängt mit tausend Küssen an euch. Wärt ihr bei mir! Adieu.

Rudolstadt den 11. Januar.

Ihre Glückseligkeit ist mir gewiß nun so theuer und werth als meine eigene, denn habe ich Sie nicht in die Zahl meiner Kinder aufgenommen, und welche Mutter liebt ihre Kinder zärtlicher als ich die meinigen? und es ist der heißeste Wunsch meines Herzens, von meinen Kindern wieder geliebt zu werden. Und dazu haben Sie Sich auch, indem Sie mein Sohn werden, verbindlich gemacht. Ihr Zutrauen, Ihre Liebe machen von nun an einen Theil meines Vergnügens mit aus, so wie Ihnen meine mütterliche Liebe als dem erwählten Mann von meiner zärtlich geliebten Tochter aufrichtig gewidmet ist. Sie haben mich in Ansehung Ihrer gegenwärtigen Lage beruhigt, das Uebrige erwarte ich von der Vorsehung und Ihren Verdiensten. Ich will Lottchen des Jahrs 150 Rthlr. Zuschuß geben, doch kann ich nicht gewiß bestimmen, ob ich, wenn ich wieder

[1] Sie kam richtig an dem gewünschten Tage. Man wird sie gern hier angefügt sehen.

von Hofe gehe, immer das Nämliche thun kann. Sollte dieses nicht möglich sein, so müssen sich bis dahin auch Ihre Einnahmen verbessert haben. Meine Kinder sind indeß von mir überzeugt, daß ich immer gern Alles für sie thue was ich kann. Ihre Einrichtung in Jena gefällt mir wohl: je kleiner die Wirthschaft, je sorgenfreier kann man leben. In Ansehung Ihrer nahen Verbindung mit Lottchen war mein Plan, ich wollte in einigen Wochen auf ein paar Tage zu Ihnen nach Jena kommen; da sollten Sie Sich den Tag nach meiner Ankunft entweder in Jena oder auf einem Dorf trauen lassen.[1] Mein Bedenken ist nur, ob Ihre Hausleute nicht zu sehr durch meine und Karolinens Gegenwart belästiget werden; schreiben Sie mir bald Ihre Meinung davon. Der Brief vom Coadjutor folgt zurück,[2] ich freue mich, daß er Ihren Verdiensten Gerechtigkeit thut, aber auf Ihr Versprechen, uns Lottchen nicht zu weit wegzuführen, verlasse ich mich. Leben Sie wohl, mein guter Sohn, und glauben Sie, daß ich mit treuer mütterlicher Liebe die Ihrige bin.

v. Lengefeld.

[1] Schiller an Körner 2, S. 159.

[2] Dieser Brief, aus dem Schiller nicht wußte was er machen sollte (Schiller und Lotte S. 481), und den er in seiner Rathlosigkeit auch an Körner schickte (2, S. 139 und 143), lautet:

Hochgeehrtester Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnehmung und Ihr Vertrauen. Seit mehreren Jahren bewundere ich Ihren Genius, dessen Blüthen und Früchte für mich so oft stärkend und herzerhebend waren. Hienge es von mir ab, so wäre Ihr Wunsch auch mein Wunsch, Ihr Anerbieten wäre mit lebhafter Freude angenommen: Sie würden hier oder in Mayntz so angestellt, daß Ihr Geist nach eigenem Trieb sich seinem Flug überlassen könnte. Nun hängt die Sache vom Churfürsten von (Maintz) ab, dem es mit Recht am liebsten ist, wenn Männer von Ihren Verdiensten sich ohnmittelbar vertrauensvoll und ohne alle Empfehlung an ihn selbst wenden. So stellte er Müller, Forster, Heinze und andere an. Ich bin mit großer Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Erfurt den 11. November 1789. ergebenster Diener

Dalberg.

Am 17. December schrieb Schiller, daß in Mainz nichts zu machen sei (Schiller und Lotte S. 563).

Dienstag Abends. (12. Januar).

Die Mama hat mir heute geantwortet und verspricht in einigen Wochen nach Jena zu kommen, um da das heilige Geschäft verrichten zu sehen. Es ist mir gar lieb, daß wir uns in Jena trauen lassen, und daß die Mama doch deine äußere Lage im Hause bei dieser Gelegenheit sehen wird, meine liebe Lotte. Wir lassen uns in meinem Zimmer so ganz in der Stille trauen, daß wir, wenn die Mama und Karoline dabei sind, keine fremde Zeugen nöthig haben. Von hier kann ich Niemand dazu nehmen, wenn ich Griesbach's nicht beleidigen will, und Griesbach's will ich nicht nehmen. Brauchten wir aber nothwendig noch jemand Fremdes, so müssen wir auf jemand aus Weimar oder auf die Erfurter Karoline denken.

Ich fürchte, meine liebe Line, daß ich dir vor Ostern kein bequemes Logis bei mir werde geben können, weil ein Zimmer, auf das ich Rechnung gemacht habe, noch von Studenten besetzt ist, die ich jetzt nicht sogleich hinaustreiben kann. Auf Besuche geht es wohl an, aber ich weiß, daß, wenn du dir irgendwo gefallen willst, du ein Zimmer ungestört für dich haben mußt — und eins, wo du ganz ungestört wärst, könnte ich dir jetzt nicht geben. Solange du mit der chère mère hier sein wirst, wird schwerlich viel einsam von dir gelebt werden, also da geht es recht gut an.

Ich kann euch heute nichts schreiben als Einrichtungssachen, meine Liebsten. Durch die Gespräche mit meinen Hausjungfern sind alle Saiten meiner Seele abgespannt worden.[1] Aber das wollte ich euch schreiben: können wir einander diese Woche nicht halbwegs Jena sehen? oder soll ich lieber ganz nach Weimar kommen? Ich habe euch so lange nicht gesehen, ich bedarf eures lieben Anblicks so sehr. Auch haben wir noch verschiedene Dinge mit einander abzumachen, ehe die Mama kommt. Lieber wäre mir's, euch halbwegs Jena zu sehen. Ich ersparte drei Stunden verlorne Zeit auf der Hin- und Herreise. Sonst aber will ich gerne ganz zu euch kommen,

[1] Die Briefe vom 18. und 31. (literarischer Nachlaß S. 366 ff.) handeln über die Hauseinrichtungen.

oder soll ich diese Woche gar nicht kommen? Schreibt mir doch gleich Antwort deßwegen.

Meine Theuergeliebten, lebt wohl! An meinem Herzen, wie ich an dem eurigen. Ich umschließe euch mit Armen der Liebe. Adieu.

S.

W. den 12. Jenner 90 gegen 3.

Wie geht es dir, mein theurer Lieber! Was magst du heute machen? O es wird schön, wenn ich dir nahe bin, wenn ich jeden Laut deiner Seele auffassen kann, und mir dein Bild immer nahe ist! Jetzt suche ich so oft dein Wesen, umfasse es mit inniger Sehnsucht, und du bist es nicht, meine Phantasie schafft sich nur dein Bild nahe, aber du selbst bist weit von mir.

Gestern und heute ist die Farbe des Himmels so eigen, und es ist mir oft weh. Du wirst diesen Zug zum Traurigen, diesen Ernst in meinem Wesen noch oft bemerken; auch wenn ich glücklich bin, kommt diese Stimmung; verkenne sie nicht in der Zukunft und trage keine Zweifel über mein Glück und über den Mangel des Gefühls dafür. Dieser Hang zum Ernst, zur Melancholie ist von meinem Wesen unzertrennlich, und sie muß sein, um mir die heitre, ruhige Stimmung bleibender zu machen; die traurigen Momente sind nur vorübergehend; denn eigentlich liegt eine Ruhe und Heiterkeit in mir, die mich selten verläßt; aber auch eine traurige Stimmung, die mir aber nicht weh macht. Vor einigen Jahren würde ich à la Siegwart davon gesprochen haben.

Eine Zusammenkunft in Ketschau[1] wäre wohl thunlich, aber es sind doch nur wenige Stunden!

Sonntag war die Wiedeburg bei uns; sie ist mir so ganz angenehm, und dann dauert sie mich.[2] Gestern haben wir den Abend bei der Kalb zugebracht. Ich war mit ihr und der Schröder[3] einige

[1] Schiller und Lotte S. 460. Hierauf antwortete Schiller gleich Abends. Nachlaß S. 364.

[2] Schiller und Lotte S. 556.

[3] Corona, mit der Frau v. Kalb sehr befreundet war.

Zeit allein, weil Karoline ein Feuerwerk sahe. Sie war sehr freundlich, sprach viel, aber dachte nicht an dich, noch an deinen Besuch. Ihre letzten heftigen Aeußerungen gegen mich mögen ihr selbst aufgefallen sein; denn sie ist so freundlich und theilnehmend gegen mich; sorgt immer für meine Gesundheit u. s. w. um mir zu zeigen, daß ich sie interessiere. Mit Lina hat sie letzt über uns gesprochen und viel über Karoline gesagt, und von mir, ich wäre sehr interessant. Ihre Schwester war auch bei ihr; es ist gar ein angenehmes Geschöpf.[1]

Ich lese gar fleißig in Rousseau,[2] und es hat mich sehr interessiert die Geschichte der Entstehung seiner Julie zu wissen. Wie er auf einem Landhause bei Paris lange gelebt hat, fühlt er wieder die Leere in seinem Herzen stärker, die er immer nicht ganz ausfüllen konnte, und das Bedürfniß zu lieben, bis er endlich in seiner geschaffenen Welt anfängt zu leben und die Wesen seiner Phantasie liebt.

Mittwoch 1 Uhr (den 13. Januar).

Nun hast du, Lieber, unsre Briefe. Wie freue ich mich auf den Freitag. Zwar sehen wir uns unter einer Menge Menschen: aber eben diese Menschen thun uns nichts; wir sind doch allein, und unsre Herzen verstehen sich ohne Worte. Daß wir uns Sonnabend früh sehen, ist gar freundlich. Den Abend wird Cosa rara gegeben. Wenn ihr bleiben könntet, sähen wir uns länger.

Es ist heute so ein wunderbarer Tag; so weit, so umfassend ist mein Herz; ich möchte, wir wären bei einander. Vielleicht kommt die Stein Sonnabend zum Kaffee zu uns. Auch habe ich mir halb ausgedacht, Lips könnte gebeten werden; ich will sehen, wie er dir auf der Redoute gefällt; ich möchte, du kenntest ihn, und er

[1] Eleonore, die an den Präsidenten v. Kalb verheirathet war. Schiller und Lotte S. 538 und Karolinens Dachröden Brief vom 13.

[2] Den Confessions; Schiller und Lotte S. 547. Knebel an seine Schwester Nro. 96: „die letzten Bände von Rousseau's Confessions sind nun auch erschienen... Sie verursachen hier viele pour et contres.“

besuchte uns zuweilen.[1] Ich habe heute angefangen an einer Platte zu zeichnen, die ich radiren soll, unter seiner Aufsicht. Ich habe einen großen Trieb zu dieser Kunst, und ich möchte gar gern es zu etwas bringen; auch glaube ich, es würde mir gelingen; wenn er uns dann und wann besuchte in Jena; so könnte er mir noch Vieles sagen. Wenn ich doch zu deinen Werken die Platten machen könnte in Zukunft; es wäre gar artig, nicht wahr? Wären wir heute bei einander, so müßte die bequeme Frau gehen; es ist so ein schöner Tag, und der Gedanke, daß auch du heiter heute bist, ist mir auch freundlich in der Seele, mein theurer Lieber!

Meine Brust ist heute besser als gestern, aber noch hat die Empfindung nicht ganz aufgehört.

Ich glaube nicht, daß du uns vor Freitag noch einmal schreiben kannst.

Diese Woche ist's recht unruhig hier. Gestern waren wir im Klubb Nachmittags, und nach der Komödie wieder, und heute sind wir wieder zu einem Thee. Die Stein ist mir eine recht angenehme Erscheinung; wo die ist, ist es mir auch wohl; sie ist mit uns in Gesellschaft heute.

Goethe war gestern mit uns in Gesellschaft, und er war gar artig. Uebrigens habe ich die Menschen hier recht satt, und sie kommen mir eben so vor als in R., nicht klüger, und wenn man so eine Weile unter ihnen ist, so verliert sich der fremde Anstrich, und sie sind comme chez nous. Wie glücklich, wenn wir sie Alle nicht sehen!

Die Tage, als du in R. warst, geben mir oft eine angenehme Erinnerung. Ich weiß noch, wie ich mich immer auf den Abend freute, der übrige Tag war mir nichts. Wenn wir dir entgegenkamen, und die Sonne schon halb hinter dem Berge stand, und unsre Gegend so schön beleuchtet war: ich hätte dir es da so oft sagen mögen, wie viel du mir warst schon damals! Unser liebes

[1] Schiller hatte für den Nachmittag empfohlen, eine Visite zu bitten, und die Stein genannt.

Brückchen müssen wir fleißig besuchen.[1] Wir sind gerade die schönste Zeit in R.; im Frühling ist es so wunderschön dort! Daß ich dich oft an meiner Liebe zweifeln ließ, betrübt mich aber, so oft ich mir unser Leben denke. Papa[2] würde sagen, es war der Wille der Vorsehung, daß du durch Mißverständnisse erst mich solltest kennen lernen, und dieser Unglaube an mein Herz hat dich nun nur gewisser gemacht, und du fühlst nun erst, wie ich lieben kann. Wenn meine chère mère zuweilen ihren Glauben nicht zu weit triebe, so rührte sie mich oft durch ihre kindliche Einfalt, mit der sie vom Vertrauen auf Gott spricht. Dem Papa auf der Solitude mag's auch so gehen wie ihr, denke ich.

Ich kann heute gar nichts recht im Zusammenhang schreiben, und du wirst es meinem Brief anmerken.

Leb wohl Lieber! Ich möchte den Stunden gebieten können, daß sie eilten, daß es schon Freitag wäre!

Adieu, adieu!

Donnerstag Abend.

Das Mädchen war fort, als es unsern Brief mitnehmen sollte. Morgen sehen wir uns! Wie freue ich mich!

Leb wohl, lieber Theurer! Ich habe heute eine angenehme Stunde bei der Stein gehabt: sie liebt uns so, und ich möchte, wir könnten etwas zu ihrer Freude thun. Daß du sie auch liebst, freut mich gar sehr; wir werden sie oft sehen, hoffe ich, und ihr Umgang wird uns manche angenehme Stunde geben. Sie will einige Wochen in Jena auf's Frühjahr bleiben, und will sich ordentlich ein Quartier miethen. Diese Aussicht freut mich sehr.

Adieu, adieu!

Schiller kam am Freitag und schrieb nach seiner Rückkehr am 18. den im Nachlaß S. 366 abgedruckten Brief.

[1] „Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten.“ Schillers Leben S. 123.

[2] Schillers Vater.

Vor seiner Abreise beeilte er sich, der chère mère zu danken und sie über die Zeitung zu beruhigen.

Jena den 15. Jenner 90.

Wie nahe lassen Sie mich die neue schöne Epoche meines Lebens erwarten, theuerste Mama! ich weiß nicht, wie ich es ausgehalten hätte, meine Glückseligkeit in weiter Entfernung zu sehen. Also ich darf hoffen, daß Sie über unsere äußere Lage beruhigt sind? Sie wird sich vom nächsten Jahre an schon verbessern; über die Zukunft können Sie einmal für immer ganz beruhigt sein. Möchte der Fall bald kommen, von dem Sie sagen, daß er Sie hindern würde, so viel für uns zu thun, als jetzt; ich wollte, ich könnte ihn beschleunigen. Wenn mein Glück mit Lottchen einer Vermehrung fähig ist, so ist es dadurch, daß Sie, theuerste Mama, es mit uns theilen und Zeuge davon sind. Dazu würden Sie Sich alsdann vielleicht, zuweilen wenigstens entschließen. Daß ich mich jetzt unter Ihren Kindern weiß, kann mir bloß erlauben, Ihnen die achtungsvolle Liebe zu gestehen, die Ihnen, frei von aller Pflicht, mein Herz schon seit früheren Zeiten freiwillig gewidmet hat. Und dieß kann Ihnen nicht entgangen sein.

Wie sehr stimmt Ihr Plan, wegen unsrer Verbindung, mit meinen Wünschen überein! Sie werden sich ein treueres und, ich denke, auch ein angenehmeres Bild von Lottchens äußerer Lage machen können, wenn Sie zugleich den Ort gesehen haben, wo sie lebt, und die ganze Einrichtung überhaupt Sich gegenwärtig machen können. Ihr und Karolinens Aufenthalt bei mir macht keinem Menschen Unbequemlichkeit. Meinen Hausjungfern ist dieses ihre höchste Freude; ich kann mich durch nichts mehr bei ihnen empfehlen, als wenn ich sie auf diese Art beschäftige. In meinem Hause kann die Trauung sein, und, wenn es nicht nothwendig gefordert wird, ohne alle fremde Zeugen. Wenn es Ihnen recht ist, so fahren Karoline und Lotte an demselben Tage hieher, und wir fahren Ihnen bis nach Kahla oder Rothenstein zusammen entgegen.

Für das, was Sie für uns thun wollen, danke ich Ihnen,

liebste Mama mit dem kindlichsten Herzen. In den zwei ersten Jahren kommt es uns sehr zu Statten, und jetzt besonders, da einige starke außerordentliche Ausgaben einfallen.

Ich glaubte es Lottchen und Ihnen schuldig zu sein, das Opfer, das Sie mir von einer Seite bringen, Ihnen so leicht zu machen, als in meinen Kräften ist, und Lottchen wenigstens einen anständigen Rang hier zu geben. Ich mache sie zur Hofräthin; das ist Alles was ich kann; vor einigen Tagen habe ich das Patent dazu von Meiningen erhalten. Es ist ein Geschenk von dem Herzog.[1]

Das 82, Blatt vom Courier du Bas-Rhin erhalten Sie ganz gewiß; ich habe die Besorgung der akademischen Buchhandlung übergeben, und diese erwartet es alle Tage. Die Bestellungen nach Straßburg gehen immer einen Schneckengang; aber eine Zeitung ausleihen ist ja etwas Erlaubtes; — da das Stück gewiß nicht ausbleibt, so könnten Sie Sich, dächte ich, immer auf das Ausleihen berufen.

Mit freudiger Ungeduld, theuerste Mama, erwartet Sie hier

Ihr

ewig dankbarer Sohn

S.

L. an S. Weimar den 22. gegen 4 (Freitag).

Du wirst heute früh auf einen Brief von uns gewartet haben. Es thut mir gar weh, daß wir nicht schrieben, mein Lieber, aber der unglückliche Postzettel war nicht bei der Hand, und wir sahen erst heute, als wir dachten, wir wollten dir heute etwas sagen, daß es zu spät war. Morgen, denke ich, kommt das Botenmädchen von Jena. Es wird mir gar unheimlich, wenn ich denke, du hast

[1] An Körner 2, S. 161. Schillers Bittschrift vom 22. December und das Dekret des Herzogs Georg vom 2. Januar bei Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen S. 244 ff. Aus den oben Nro. 1 und 2 mitgetheilten Stellen erhellt, daß Bechsteins Aeußerung, Schiller habe „in seinem stürmischen Drange die mütterliche Einwilligung gar nicht abgewartet“, ungegründet ist. Er schrieb vielmehr unmittelbar, nachdem er sie erhalten hatte.

heute einen Brief erwartet. Morgen kommt Nachricht von dir; mein Herz bedarf ihrer. Noch eine Schwägerin hat gestern geschrieben und sich gefreut so einen würdigen Mann, wie du, zum Schwager zu haben. Die beiden Beulwitzens werden dich gar zu lieb kriegen. Es wäre gut, wenn die Fragerin ein intérêt du coeur für dich hätte; da fragte sie nicht so viel; denn seit sie ihren Onkel lieb hat, fragt sie weniger.

Gestern hat uns Knebel gar schön einladen lassen ein Mädchen zu hören, das auf der Harfe spielt. Die beiden Kalbschen Familien[1] waren dort, Herders, die Stein und G. und Schardts. Da war Knebel recht in seinem Glanz; es war aber artig bei ihm. In seinem Hause ist er mir erträglicher wie wo anders, weil er nicht so viel spricht.[2] Wir, K's, und die J.(mhoff) blieben zum Essen bei ihm und waren recht munter, denn die Herrn erzählten Gespenstergeschichten. Ich dachte fast, ich würde ein Gespräch mit der K. haben müssen, aber die Unterhaltung war immer allgemein, und wir waren Alle friedlich und einträchtig zusammen. Nein gewiß Lieber; sie ist nicht gemacht dir zu gehören, sie hat so viel Härten in ihrem Wesen, die dich nicht glücklich gemacht hätten. Unsre Verbindung wäre bei einem näheren Verhältniß mit dir ganz zerstört worden; du wärst gar nicht mehr für uns da gewesen. Wir wären uns fremder geworden und zuletzt ganz getrennt, denn sie hätte uns nicht in deinem Herzen wissen mögen. Ein guter Genius bildete mein Wesen, um einst wohlthätig auf das deine wirken zu können. Meine Stimmung, meine Art die Dinge anzusehen, wird dich nie anstoßen, dir nie widrige Gefühle geben; dieß weiß ich gewiß; es ist nicht eine Hoffnung die mich täuschen wird und kann.

Ich muß jetzt aufhören, weil ich Anstalten machen muß, mich zu putzen; es ist heute Klubb und wird getanzt.

[1] Frau Charlotte mit ihrem Mann und Eleonore, die Gattin des Präsidenten, Knebel mit seiner Schwester Nro. 92, 99 (nicht 51).

[2] Dieser Gesellschaft gedenkt Knebel in einem Brief an seine Schwester vom 5. Januar als „letzthin" gegeben. Da aber Schillers Antwort vom 25. sich auf den vorliegenden Brief bezieht, muß das Datum des Knebelschen Briefes falsch sein.

Sonnabend früh.

Auch heute kam kein Brief von dir, mein Geliebter! und ich erwartete ihn mit Sehnsucht, wolltest du es uns entgelten lassen? Es wäre wohl billig; aber weh thut's immer nichts von dir zu hören.

Heute ist es so winterlich und kalt. Kommen thust du wohl nicht, oder willst du uns überraschen? Der Schnee thut mir nicht wohl; auch habe ich wieder Empfindung im Hals. Ich glaube, ich muß mich vor Erhitzung hüten, denn als ich gestern tanzte, spürte ich's schon wieder.

Karoline will zumachen. Da ich wünschte, daß du heute von uns hörst, so eile ich mit meinem Brief.

Adieu! Mein Herz umfaßt dich mit inniger Liebe.

S. an L. Montag Abends (25. Januar).

Hier, meine Liebe, auch von meinem Papa ein Brief an dich; du wirst daraus hoffentlich deine Pflichten gegen mich kennen lernen und dir sagen, was du werden sollst — meine Gehilfin in der Oekonomie! Lachen muß ich über den lieben Papa, der es so herzlich gut meint und so herzlich schlecht sagt. Aber sie werden dich beide, mein Vater und meine Mutter, recht lieb gewinnen; und den Wunsch, alle Monate, oder alle zwei, zu schreiben, mußt du ihnen erfüllen. Du brauchst nichts als über die Wirthschaft und über die Vorsehung zu schreiben; die Vorsehung ist auch dort ganz erstaunlich am Brett, und mit der Genugthuung steht es noch viel schlimmer — ich werde unterbrochen. —

Ihr habt es zu unruhig aufgenommen, daß ich nicht schrieb. Dieß kann bei mir durch Zufall geschehen, da ich allein bin; von euch, da ihr zu zwei seid, müßte mir's schwerer zu erklären sein; aber ich hab' euch durch meine Pünktlichkeit verwöhnt. Würde ich nur ein wenig ernstlich krank, ich schrieb' es euch gewiß; eine so schöne Gelegenheit, euch zu sehen, würde ich ni[illegible]benützt lassen, das glaubt mir. Aber in vollem Ernst, wir [illegible]en einander diese Zwischenzeit seltener schreiben; es ist sonderbar genug,

daß ich euch darum bitten muß. Ich bin für jedes Geschäft sonst verloren, und mein Dasein wird mir unleidlich; wie mir der Versuch gelingen wird, weiß ich nicht, aber ich muß suchen, mich für etwas Wissenschaftliches zu interessieren. Ich besann mich, ob ich nicht lieber mein jetziges Logis gar aufkündigen sollte, da es doch zu enge ist, aber meine Demoiselle, mit der ich darüber sprach, versichert mir, daß auf Michaelis Platz genug da seie und sie mir ein Zimmer auf's schönste tapeziren lassen wollte. Auch einen großen, schönen Garten mit einem Hause, das man bewohnen kann, haben sie auf dem Wege nach Rudolstadt, und dieser steht ganz zu meiner Disposition. Schon dieß allein könnte mich in diesem Hause halten. Indessen wünsche ich doch, Liebe, daß du das Logis sähest und mir sagtest, ob es dir leidlich ist, denn jetzt, da wir nicht pressiert sind, ließe sich vielleicht noch ein besseres finden. Nur ist dieser Umstand nicht zu übersehen, daß wir in meinem jetzigen Hause alle Meubles finden, die wir nicht selbst anschaffen, und daß wir den Tisch darin haben können. Du magst jetzt darüber entscheiden.

Dem Lorbeerkranz[1] habe ich endlich von unserer Verbindung gesagt. Es war eine widerwärtig-empfindsame Scene, ich habe einen Kuß von ihm ausstehen müssen. Aber ich fürchte, er hat sich auf einer Falschheit betreten lassen, die ihm nicht verziehen wird, wenn ich dahinter komme. Er wollte mich überreden, daß ich seiner Empfindung durch meine Kälte am Neujahrsmontag schmerzlich weh gethan habe. Stellt euch vor, er zog ein Papier aus dem Schranke und las mir einen schriftlichen Aufsatz vor, den er an jenem Abend, um seinem Herzen Luft zu machen, aus Drang der Empfindung niedergeschrieben habe. Der Titel heißt: Rechtfertigung meines Betragens gegen Schiller. Mir ist erstaunlich darin geräuchert,

[1] [illegible] erkannten Schillers die freundschaftlichen Gesinnungen der Griesbach'sche[illegible]lie und erwiederten sie auf das Herzlichste. Die Frau hatte ihm gleich beim ersten Anblick gefallen (an Körner I. S. 169); später erschien sie ihm zudringlich, da er sein Geheimniß hüten mußte.

und in Ausdrücken, wie kein gescheidter Mensch sie in einem Aufsatz, der nicht gelesen werden soll, niederschreiben wird. Das Ganze ist also wahrscheinlich ein Theaterstreich, womit der Kranz auch bei dir vielleicht sein Glück noch versuchen wird; vielleicht meint er, wenn er dir ihn vorliest, dadurch Eingang zu deinem Herzen zu finden. Ich schließe auch daraus, daß es Betrug ist, weil sie darin sagt, daß sie uns gleich am Anfang unsrer Bekanntschaft mit ihr im Herzen für einander bestimmt habe; und mir sagte sie doch einmal im vorigen Sommer, daß sie mir zutraue, keine Adeliche zu heirathen. Jetzt kann ich ihr nicht helfen, sie wird auf die Probe gesetzt, und besteht sie schlecht, so habe ich kein Erbarmen. Bringe ich aber heraus, daß sie wirklich Theil an uns nimmt, so muß man sie wenigstens nicht beleidigen. Sie läßt sich euch schön empfehlen. Line aus Erfurt hat mir auch vor einigen Tagen geschrieben; die Erinnerung an unser letztes Beisammensein lebt noch in ihrer Seele. Sie ist doch ein unvergleichliches Geschöpf. Dich, Karoline, rechnet sie noch immer, nach unsrer Verbindung auf einige Wochen in Erfurt zu haben.

Ich habe Paulussens schon vor acht Tagen zugesagt, auf die kommende Freitagsredoute nach Weimar mit ihnen zu reisen, und nun muß ich Wort halten. Sehen werden wir einander wohl nur auf der Redoute, wo ich darauf rechne, meine Lieben, euch zu finden; denn ich darf meine Vorlesung der Redoute zu gefallen nicht versäumen, das würde mir schrecklich ausgelegt werden! und kann also erst Abends gegen sechs von hier wegfahren und vor neun schwerlich ankommen. Bleiben werden wir wohl nicht, wenn ich anders Paulus nicht dazu bringen kann, weil wir sonst das Fuhrwerk auf zwei Tage bezahlen müssen. Auf jeden Fall schreibe ich noch das Nähere, und ob uns der Heinrich Mäntel bestellen soll.

Ich umarme euch, meine Theuersten. Bei euch ist [illegible]e Seele. Ach, sie ist es mehr, als sie oft sollte. Lebt wohl!

S.

L. an S. Weimar den 26. Jenner früh.

Guten Morgen theurer Lieber! Deine Zeilen waren mir heute wohlthuend; mit wundem Herzen legte ich mich nieder; dein Brief gestern that mir weh; dich unruhig zu wissen verbitterte mir alle Freude, und ich war froh endlich mich zur Ruhe zu legen. Heute früh erweckten mich deine Zeilen, und der Brief des Papas hat mir rechten Spaß gemacht; daß er mich lieb gewinnen wird, hoffe ich. Er ist doch gar artig und galant und sagt mir die schönsten Sachen, daß er immer an mich gedacht hätte, und daß ich ihm gefallen habe. Ich werde mich recht gut dazu anstellen die Oekonomie zu verwalten, und denke es wird sich Alles darüber freun, wer mich nur kennt. Im Ernst traust du mir weniger Kenntnisse zu als ich habe auf diesem Punkt. Deine Gehilfin wird durch ihre Talente sich schon kennen lernen lassen.

Mit der Vorsehung scheinen unsre beiden Mamas und Papa sehr in gutem Vernehmen zu stehen, merke ich wohl; wir wollen ihnen ihre Stütze gern lassen, so wie sie sie annehmen, glaube ich sie auf allen Fall nicht; aber meine eigenen Ideen habe ich doch darüber zuweilen.

Karoline wird dir schreiben, wie sie es in ihrem letzten Brief gemeint hat, und dir sagen, wie sie es mit der ch. m. eingerichtet hat. Ich selbst kann nicht ausführlich darüber sein; es thäte mir weh auf die schöne Aussicht, bald mit dir zu leben, nicht bauen zu können; bis Ostern ist doch noch lange hin. Manche traurige Stunde der Trennung würde mir dieser Aufschub gekostet haben. Aber ich hoffe, es soll nicht sein. Das Leben ohne dich ist mir nur wie eine vorübergehende Erscheinung; nur in deinen Armen, an deinem Herzen fühl' ich, daß ich lebe, daß ich da bin, um glücklich zu sein. Gestern hat Karoline geschrieben und gar viel, zumal von Dalberg. Dieser hat gesagt, er hätte sich lange nicht so sehr über zwei Heirathen gefreut als über die von Karoline, weil er gewiß wüßte, Humboldt schickte sich für sie, und über die unsre, weil du ein so merkwürdiger Mensch wärest, und ich glücklich durch

dich werden würde. Er ist mir gar lieb geworden, daß er deinen Werth so fühlt. Auch die bewußte Dame unter dem Namen Circe,[1] die dem Coadjutor alles nachplappert und ihn und Lina belauscht hat, als er von dir sprach, hat gesagt: Je me fais une grande fête de la connaissance de Schiller, malgré que Goethe soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.

Karoline hat ihr gesagt, du wärest in Gesellschaft gar nicht so gesprächig (denn es hat ihn geärgert, daß sie so Alles dem Coadjutor nachspricht). Karoline fügt hinzu, sie spräche so viel von dir, weil ihr Geist die kleinen Soupers ahnete, die sein würden, wenn du in E. wärest. Die Dalberg von M. kommt gar nicht; die chère mère ist aber, fürchte ich, nicht hinzubringen; sonst wäre es recht artig, wenn wir ein Paar Tage in E. sein könnten mit ihr. Bei Frau Circe würden wir auch sein und in die alten Mauern einziehen und ihre bezauberten Sachen ansehn.[2] Ich bin heiter heute; und die Sonne und der blaue Himmel geben mir eine heitre Stimmung. Möchtest du es auch sein, mein theurer Geliebter!

Gestern Nachmittag war ich recht unglücklich; ich mußte ausgehen und hatte so wenig Freude an der Welt. Wir waren erst in einem Konzert und dann zum Thee bei der Schmidt,[3] wo die Kalbischen Familien, die Schröbern, Scharbten waren, Kraus und Schulz waren auch dort, und ich habe am Ende doch lachen müssen; sie haben Sprüchwörter gespielt und es gar artig gemacht. In solcher Gesellschaft ist Schulz artig und hat gute Einfälle.

Mein Herz wird der Kranz wohl nicht ganz rühren können; aber sie beleidigen wollen wir doch auch nicht. Es ist mir schon

[1] Wie sich aus folgendem Billet Danneckers aus Erfurt 29. April 1804 ergibt, eine Frau v. Knorr: „Ich war nicht so glücklich, in der v. Knorr'schen Auktion etwas zu erhalten. Es scheint, die Kirke habe noch über ihr Grab gewirkt... Was der Zauber nicht thut!" ...

[2] Schiller und Lotte S. 566.

[3] In der Familie des Kammerpräsidenten Schmidt.

mit so vielen Menschen geglückt, sie gut zu erhalten und sie doch nicht oft zu sehen. Ich will ihr heute doch auch schreiben und ihr davon etwas im Vorbeigehn hinwerfen; ihrer freundschaftlichen Vorsorge werde ich mich wohl hüten mich zu empfehlen, denn sie nimmt es gleich zu ernstlich. Unser öfteres Reisen nach R., Besuche von Karoline, dieß Alles unterbricht die Zusammenkünfte so, und ich habe erstaunende Geschäfte immer; da wollen wir schon fertig werden mit ihr. Uebrigens wird sie meine scheinbare Gelehrsamkeit auch abschrecken, hoffe ich. Daß wir uns Freitag sehen, wie schön ist dieß, mein lieber Theurer!

Das große Werk ist vollbracht! Ich habe dem Kranz geschrieben, ihm gesagt, daß ich oft nicht wohl wäre, und daß es dann aussähe, als wäre ich nicht heiter, und daß mich mein Schicksal in ihr Thal führte, daß ich hoffte, sie zuweilen zu sehen rc. Thu du nur auch, als wäre ich oft nicht wohl; da gewöhnt sie sich daran, daß ich nicht ausgehe. Heute war es ernst, denn in manchen Momenten ist der Schmerz auf der Brust gar heftig, und ich kann mich nicht lang anhaltend bücken. Dieß wird vorüber gehn; der ewige Winter hat dieß in mir hervorgebracht, die strenge Kälte, denn vorher hatte ich nie Empfindung davon. Die milde Frühlingsluft, die Ruhe, Alles wird mir wohlthun, und ich werde gesund. So ein Zustand der Erwartung, der Sehnsucht vermehrt jeden körperlichen Schmerz; dieß wird besser sein, wenn mein Herz ruhig ist; wenn ich glücklich bin mit dir zu leben und die Trennungsgedanken nicht immer unsre Freuden verbittern.

Ich habe den Brief von Papa schon einigemal gelesen, und er macht mir gar viel Spaß; er ist so treuherzig. Ich kann mir dich unter dem Namen Fritz gar nicht denken, und es wird mir so lächerlich, wenn ich mir vorstelle, daß ich dich Fritz rufen könnte.

Den Demoisellen ihr Garten im Sommer freut mich sehr; wenn wir da oft sein könnten, oder gar einige Wochen da wohnen, dieß wäre sehr schön. Der Natur nah sein zu können erhöht immer die

Freuden meines Herzens. Ich möchte diesem Brief Flügel geben können, daß er bald bei dir wäre.

Leb wohl, Lieber! mein Herz umfaßt dich mit inniger Liebe. Adieu, adieu!

W. Dienstag den 2. Februar gegen 12.

Da ich jetzt Zeit habe, so muß ich dir einiges über den Brief unsers Körner [1] sagen, was mir, als ich ihn las, wohl gleich klar wurde, aber ich konnte es nicht so sagen, weil mein Kopf zu dumpf war. Ich glaube nicht, mein Geliebter, daß der Fall oft kommen könnte, daß ich dich verkennen sollte. Ich habe schon oft seine Bemerkungen auch bei dir gemacht und finde diese Züge so in dein Wesen verflochten, daß sie unzertrennlich mit dir sind; wenn du auch Fehler hättest, würde ich nachsichtig sein. Es ist nicht Liebe, wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft, und diesem selbst alle Vollkommenheiten gibt; sondern dieß ist Liebe, die Menschen so zu lieben wie wir sie finden, und, haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen mit einem Herzen voll Liebe. Meine Phantasie führt mich bei dir gewiß nicht irre, mein Geliebter; dein Bild steht klar und hell in meiner Seele, und auch du hast, hoffe ich, das meinige so aufgefaßt; denn verlieren möchte ich nicht, wenn du mich näher kenntest.

Auch ich habe in mir bemerkt, wie meine zuweilen zu große Ernsthaftigkeit, eine gewisse Ruhe in mir und dann doch auch wieder ein Hang zur Schwermuth, wie dieß Alles vielleicht zuweilen dir das Bild meiner Liebe nicht so hell und wahr zeigen könnte, als ich sie im Herzen trage. Aber auch du wirst dich von den abwechselnden Gestalten meiner Seele nicht verführen lassen. Ich habe doch schon Manches gelitten im Leben, manche schöne Hoffnung war mir geraubt; ach es gibt so Manches, das einen betrüben kann! Die Erfahrungen, die ich gemacht habe, haben diesen Hang zur Schwermuth in mir entwickelt; und nun kann ich's nicht ändern,

[1] Briefwechsel mit Körner 2, S. 162.

wenn in manchen Momenten diese Saiten berührt werden, daß ich traurig bin. Ich möchte dir meine Art zu sein recht vor Augen legen; denn ich habe gern, wenn mich Menschen, die ich liebe, so kennen, wie ich bin.

Bist du wieder ganz munter von deiner Reise? Mir hat es recht viele Mühe gekostet mich zu erholen, ob ich gleich den Sonnabend Abend recht gut schlief und du noch gefahren bist. Auch gestern noch habe ich's gefühlt und war Sonntag ordentlich krank. Es ist doch nicht gut, wenn gleich ein Paar Stunden weniger Schlaf einen krank macht. Aber die Hitze von Freitag und Sonnabend möchte wohl auch etwas dazu beigetragen haben. Ich kann die große Hitze eben so wenig als die strenge Kälte vertragen. Wenn du Körner schreibst, so sag' ihm tausend Schönes von mir; daß er mir ein gar lieber Freund wäre. Auch die Frauen grüß' recht freundlich wieder. Ich weiß nicht, warum B.(eulwitz) nicht schreibt. Wir fürchten, er ist früher wieder da als wir wünschen. Die kriegerischen Aussichten in Deutschland können gar leicht ein Vorwand werden sie zurück zu rufen, weil ohnedem die Reise viel kostet. Ich kann mir B...s Existenz unter uns gar nicht leicht mehr denken; es war uns so heimlich ohne ihn; doch wird es hoffentlich besser gehen, als man denkt, ist mein Trost!

Abends gegen 8.

Guten Abend, theurer Lieber; was machst du jetzt? O, es wird schön sein, wenn ich dir diese Frage thun kann, und nur eine Thür zu öffnen brauche. Ich wäre heute Abend recht glücklich, wenn ich mich recht pflegen könnte und ein interessantes Gespräch lesen oder hören könnte. Mein Kopf selbst ist nicht gut; er thut mir weh, und die feuchte Luft breitet ein Wehsein durch den ganzen Körper aus. Wie wohl wird der Frühling thun! Die Natur sprach mir lange nicht ans Herz; jetzt da ich glücklich und ruhig sein werde, wird sie mir viel geben. Seit zwei Jahren war ich immer zu viel mit meinem Herzen beschäftigt, und ich vernahm ihre Schönheit nicht so. Warst du mit mir, so vergaß ich gern das Andere

um mich her; warst du fern, so erfüllte nur Sehnsucht mein Herz. Jetzt da ich weiß, daß wir einander gehören und Trennung nicht mehr uns immer nachfolgt, so wird es ganz anders sein, und die Welt wird in neuen Gestalten vor mir auftreten. Sage Paulussens viel schöne Grüße; es ist mir recht heimlich unter ihnen und ich denke wir werden manchen vergnügten Abend mit einander zubringen. Morgen hoffe ich von dir zu hören. Leb wohl, mein theurer Lieber!

Deine

L.

Dienstag Nachmittag (2. Februar [1]).

Du bist also glücklich angekommen mein Lieber, und die kalte feuchte Luft hat dir nicht geschadet. Wir ließen die O.[2] Sonntag Abend reden und uns vorlesen. Den Abend war mir um meinen Hals leid; ich konnte kaum sprechen; ich legte mich bald nieder und blieb auch gestern den ganzen Tag zu Bette. Nun ist's besser und nur der Kopf ist schwer heute. Es wird nicht besser zu Hause, sonst scharrte ich mich ganz ein. Wir haben deine Einrichtungen überdacht, und das Resultat davon ist, daß jedes in seiner Stube auf dem Sopha schlafen kann; da brauchen wir keine Anstalten weiter zu Tapetenthüren. Es ist gar leicht die wenigen Betten früh gleich wegtragen zu lassen, und die Stuben bleiben ganz ordentlich. Wir schlafen hier auch auf Sopha's; da wird Lina's Stube nicht durch Betten verstellt, und die große Stube soll auch immer gar schön ordentlich bleiben; denn sobald ich aufstehe, wird Alles wieder weggetragen. Du wirst unsern Verstand bewundern, nicht wahr? Wir haben doch etwas gar Kluges ausgedacht. Daß eine ordentliche Kammer für Heinrich da ist, ist mir recht lieb. Wir haben noch über deine Anstalten recht gelacht, mein Lieber!

Wenn du Körners schreibst, so sage ihnen auch wieder schöne Grüße von uns. Ich denke, wir sollen uns immer recht gut stehn

[1] Antwort auf den im literarischen Nachlaß I. S. 369 gedruckten Brief vom 31. Januar.

[2] Fräulein v. Oertel?

und uns immer begrüßen. Ich möchte, Körner könnte einmal ohne die Frauen abkommen und bliebe einige Tage, oder Wochen mit uns; er ist mir recht lieb. Line wird dir auch über die Einrichtungen schreiben. Ich besinne mich nichts mehr, was ich darüber sagen wollte. Wir gehen heute vor der Komödie zu Herders; ich habe sie lange nicht gesehn.

9 Uhr.

Nur noch eine gute Nacht, mein Theurer! Wir haben so lange in der Komödie bleiben müssen; aber es war ein artiges Stück von Gotter.

Adieu! Mein Herz ist bei dir.

Deine

L.

Mittwoch früh. (3. Februar).

Heute früh erhältst du unsre Briefe von gestern Abend, mein Lieber! Mich hat vor weniger Zeit der deine geweckt.[1] Ich möchte, du wärest heute hier; es ist Karolinens Geburtstag. Der vorige verging mir recht traurig; du fehltest mir. Jeder Tag, den ich mir seit unsrer Zusammenkunft vom Sommer in R. denke, und der mir merkwürdig ist, ist mir doch immer traurig vergangen, weil, wenn ich mich freuen wollte, du mir immer fehltest.

Wie es mit dem Brief zugegangen, weiß ich nicht. Ich habe seit lange, wenn ich die Briefe zugemacht habe, immer zwei Umschläge gemacht. Karoline weiß sich's auch nicht anders zu denken; doch könnte es sein, daß wir es einmal nicht gethan hätten. Uebrigens bin ich zuweilen mißtrauisch gegen gewisse Menschen, die sich in der heftigen Gemüthsstimmung Manches erlauben könnten, was sie mit ruhigem unbefangenem Sinn nicht thun würden.

Nun Adieu! Es ist zehn vorbei und ich muß in die Akademie. Morgen hörst du wieder von uns.

L.

[1] Im Nachlaß S. 368 mit dem falschen Datum 26. Januar statt 2. Februar gedruckt.

Den 4. Februar gegen 12 Uhr.

Nur ein Paar Worte heute, mein Lieber! Ich glaube nicht, daß ich viel Zeit habe. Wir sind den Mittag bei der Stein, wo auch Lips sein wird. Du wirst große Freude an meiner Kunst erleben, Lips hat sich sehr verwundert, wie ich's so gut gemacht habe, und lobt mich. Es macht mir gar große Freude; ich bin wie ein Kind; ich möchte immer nur daran arbeiten.

Nun zu etwas Ernsthaftem. Mit den Briefen ist's mir bedenklich. Du hast also zwei Briefe später bekommen, als du sie hättest haben sollen. Du hattest Freitag einen bekommen, der dir hätte Mittwoch zukommen sollen; denn wir haben ihn Dienstag auf die Post geschickt.[1] Als du mir sagtest, du hättest Freitag einen Brief erhalten, der dir hätte früher zukommen sollen; so meinte ich, es wäre der, den wir Mittwoch geschrieben, und den das Botenmädchen hätte mitbringen sollen; weil sie schon fort war, schickten wir ihn Donnerstag Abend auf die Post,[2] und der ist erst Montag zu dir gekommen. Wo sie so lange geblieben sind, weiß ich nicht. Ganz ohne Muthmaßungen bin ich nicht.[3] Die bewußte Familie männlicher Seite ist sehr pfiffig, und könnte sich wohl dazu verstehn, so etwas zu thun auf Antrieb der — (Kalb), die so neugierig ist; und zumal wenn Leidenschaft sich ins Spiel mischt, traue ich nicht, weil sie ganz von sich ist, denke ich mir. Ihre Eifersucht auf mich haben Viele hier bemerkt; zumal da, als du nach R. gingst, und man sagte hier, du liebtest mich, so hat sie gesagt, so ganz verächtlich, du würdest mich nicht lange lieben können; ich könnte nicht lange deine Aufmerksamkeit auf mich heften. Auch jetzt noch haben Einige darüber geredet, und eine

[1] Den Brief Nro. 14 vom 26. Januar.

[2] Dieser Brief vom 27. bis 28. Januar fehlt.

[3] Auch Knebel klagt am 14. September 1789 (aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Nro. 90) über die Unsicherheit der Weimar'schen Post. Es ist also möglich, daß Lottens Vermuthungen unbegründet waren. Eben so räth Goethe im Jahr 1775 Herder (Herders Nachlaß I. S. 56) „siegle die Briefe wohl und gib auf die Siegel der meinigen Acht."

Person hat so verwundert gethan, wie sie einmal hörte, wir wären bei ihr gewesen. Dazumal fiel mir's nicht auf, aber nun, da ich darüber nachgedacht, es fragen wenig Menschen so gerade ohne Ursache.

Karoline hat dir neulich auch von den Gesprächen von H..s (Herders?) geschrieben, die gewiß auch durch die — kommen. Wären wir zusammen in Italien, wo das Klima die Menschen noch lebhafter macht, und die Leidenschaften heftiger ausbrechen, so könnte mir ein Dolchstich in eine andere Welt helfen. Gut, daß unser rauhes Klima, auf die überspannten Köpfe so wohlthätig wirkt und die Wärme der Leidenschaften mäßigt.

Nun leb' wohl Lieber! Ich möchte, du kämst morgen wieder. Mein Herz ist bei dir.

Leb' wohl, recht wohl!

L.

S. an chère mère. Jena den 6. Februar 90.

Kommende Woche hatte ich mir Hoffnung gemacht, meine beste Mama, daß Sie nach Jena kommen würden, aber, wie mir Karoline schreibt, so soll ich Sie erst in acht Tagen erwarten. Karoline will ihren gänzlichen Abschied von Weimar damit verbinden, und so kann ich freilich nichts dagegen einwenden, aber für meine Wünsche geht die Zeit doch einen gar zu langsamen Gang. Endlich kann ich doch den Zwischenraum nach Tagen berechnen! Wir sehnen uns nach Ihrer Gegenwart, theuerste Mama, und versprechen uns recht schöne Stunden in unserm stillen Familiencirkel. Könnte ich nur auch meine Mutter an meiner Freude Theil nehmen sehen! Sie war sehr krank, und noch jetzt soll sie nicht außer aller Gefahr sein; aber die Nachricht von meinem Glück hat schon viel zu ihrer Besserung gethan, und es wird sie ungemein erheitern, wenn sie mich mit meiner Lotte endlich verbunden weiß. Meine Eltern und Schwestern erinnern sich noch recht lebhaft des Besuchs, den Sie vor sechs Jahren auf der Solitude ihnen gegeben haben. Wer hätte

es damals gedacht, daß sich ein so schönes Band zwischen uns flechten würde!

Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, beste Mama, daß wir in Jena und in Rudolstadt zugleich müssen aufgeboten werden, und daß beide Consistorien Integritätszeugniß, wie sie es nennen, verlangen, das Jenaische wegen Lottchen und das Rudolstädtische wegen meiner. Auch müssen wir von beiden Orten Dispensationen haben, sowohl wegen des nur einmaligen Aufgebots, als auch, weil es in die Fastenzeit fällt, die schon von morgen über acht Tage an gerechnet wird. Weil wir auf den nächsten Sonntag müssen proclamiert werden, so leidet diese Sache keinen Aufschub, und es wird nöthig sein, beste Mama, daß Sie auf's Bäldeste mit dem Superintendenten in Rudolstadt wegen des Zeugnisses und der Dispensation sprechen.

Da die Trauung sonst an dem Wohnort der Braut zu geschehen pflegt, so wird der Rudolstädter Geistliche auch dafür bezahlt sein wollen. Können Sie es irgend nur möglich machen, so wäre es gar gut, wenn Sie zwischen Sonntag Mittag und Montag frühe diese Angelegenheit berichtigten, daß ich auf den Dienstag das Zeugniß über Lottchen erhalten könnte; das wegen meiner wird der hiesige Superintendent alsdann sogleich verabfolgen lassen.

Wenn es Ihnen recht ist, beste Mama, so können wir uns eine Viertelstunde von Jena auf einem Dorfe trauen lassen; ich habe mit dem Superintendenten Oemler schon gesprochen, und es hat gar keine Schwierigkeiten.

Wie sehne ich mich nach dem Augenblicke, wo ich Lottchen endlich mit vollem Rechte mein nennen kann! Bis dahin ist kein Leben für mich. Wollen Sie mich auch wissen lassen, theuerste Mama, an welchem Tage ich Sie hier erwarten kann? Je früher es geschieht, desto willkommener werden Sie sein

Ihrem

gehorsamsten Sohn

Friedrich Schiller.

L. an S. Sonnabend (6. Februar) früh 10 Uhr.

Guten Morgen, Lieber; ich habe mich heute so herzlich gesehnt, etwas von dir zu hören, und deine Zeilen [1] waren mir gar angenehm. Geschwind ein Wort über die Trauungsgeschichten. Bestimme mit deinem Herrn Oemler nichts Weiteres. Die chère mère hat letzt geschrieben daß es in R. erlaubt wäre, sich in den Fasten trauen zu lassen. Da wir ihr bis Kahla entgegen kommen, so wäre es eben so leicht geschehen, wir führen noch zwei Stunden weiter nach Ezelbach; da geschähe das heilige Geschäft, und wir führen dann mit der chère mère denselben Tag noch nach Jena. Reisen wir von hier den Tag vorher ab, so ist es nachher gar leicht geschehen, und wir können gegen Mittag in Ezelbach sein und Nachmittag von da aus gar gut fortfahren und den Abend in Jena sein; es sind nur sechs Stunden und guter Weg. Wir wollen dieß der chère mère vortragen, da brauchte es gar keine weiteren Umstände mit der Proklamation u. s. w. Bei mir ist es nicht nöthig, daß es in R. geschehen muß; ich werde auch ohne dieß getraut. Wenn du dich nicht in Jena trauen läßt, so weiß ich auch nicht, ob es da nöthig wäre, doch thut es auch nichts, wenn es dort einmal sein muß, das weiß ich nicht. Es ist das erstemal, daß ich an so wichtige Dinge denken muß, und ich bin gar unbekannt in der Welt. Du hast wohlgethan, dich an die chère mère zu wenden; die wird meine Nachrichten sich schon geben lassen von dem Consistorium. Ich dächte, dieser Plan mit der Trauung kann der chère mère auch recht sein, und sie kommt deßwegen doch nach Jena. — Sie wird aber wohl vor dem Altar erst die Fr. Zeitung [1] verlangen, ehe sie mich dir gibt; denn sie hat sie wieder erinnert. Willst du mich also, so bemühe dich um das Blatt. — Der Brief vom Dienstag hatte nur ein Couvert, wie Karoline sagt. Hier ein Brief von Wolzogen. Die Memoires folgen nächstens. — Er hat einen langen, langen Brief geschrieben, den du ein andermal sehen sollst. Ich

[1] Vom 5., Nachlaß S. 670.

[1] S. m. Anm. vom 15. Januar.

fürchte, es wird nichts aus seinem Aufenthalt in Paris und überhaupt aus seinem Leben. Lebe wohl jetzt. Morgen mehr! Ich drücke dich an mein Herz.

Deine

L.

Sonntag früh. (7. Februar).

Guten Morgen mein Theurer! Unsre Zeilen von gestern hast du wohl richtig erhalten? Wir haben gestern Kabale und Liebe aufführen sehen, und es hat mich bewegt und recht unruhig gemacht. Sie haben es leidlich gegeben. Es war mir ein eignes Gefühl etwas von dir zu hören. Aber fast erkennt dich mein Herz nicht in der Sprache, die darinnen herrscht, und jetzt könntest du nichts mehr so schreiben, glaub ich gewiß; schönere, sanftere Bilder erfüllen deine Seele jetzt; der Ton deiner Farben ist milder. Wie unterschieden ist nicht Karlos von diesem früheren Produkte deiner Muse! und wie viel mehr greift er ans Herz! Die Ackermann hat die Lady Milford sehr gut gespielt, und ihr Anstand war edel. Diesen Charakter hab' ich sehr lieb. Ich möchte wohl, wir könnten einmal nach Hamburg oder Mannheim reisen, um eins von deinen Stücken geben zu sehn.

Am Donnerstag waren wir bei der Stein den ganzen Tag. Abends kamen Herders, und die Stein, der wir die Memoires der Comnena gegeben haben. Ich zeigte sie ihm, und es wurde die universalhistorische Uebersicht gelesen. Ich habe mich gefreut, daß H. so viel Sinn dafür hat, und daß sie ihm so gefallen hat. Er lobte überhaupt dein Unternehmen mit den Memoires. Wer nur jetzt das Buch sieht, will es kommen lassen. Ich freute mich den Abend recht über Herders; sie sind doch recht interessant, und wäre ich mit ihnen an einem Ort, so könnte mir ihr Umgang viel geben.

Die ** ist krank schon seit einiger Zeit. Ich besuche sie nicht, denn es ist gerade nicht meine Sache, ihre heftigen Ausdrücke anzuhören, und so etwas hat sie wohl mit mir vor. Ich möchte es

doch eigentlich wissen, wie es mit den Briefen wäre. So ganz gewiß rede ich nicht dagegen, daß man sie nicht auffangen könnte; es würde sie am meisten ärgern, daß ihrer so gar nicht erwähnt wird; und für wichtig hält sie sich doch gewiß und meint, man müsse nur immer darauf Acht geben, wie sie sich beträgt. Es ist mir so ganz gleich, was sie von mir nun denkt und sagt. Sonst war sie mir wirklich lieb; aber es war nicht das, was sie wirklich hat, sondern was ihr durch den Umgang mit dir geblieben war; dieß liebte ich eigentlich nur, ist mir jetzt klar geworden, denn übrigens sind wir doch ganz ungleichartige Geschöpfe, und die vielen Härten in ihrem Wesen passen gar nicht zu mir.

Es sind schon wieder acht Tage vorbei, und wir sahen uns nicht; die Zeit ist mir so lang, wenn ich dieß denke. Die vorige Redoute war mir so leer; ich sahe die Plätze, wo wir miteinander waren, und sie waren mir lieb deßwegen; wir waren nicht lange da.

Morgen schreiben wir an die chère mère unsern Vorschlag mit Ezelbach. Ich denke, ich habe mich dir verständlich gemacht mein Lieber, und es kommt dir thunlich vor? Wenn es der chère mère so großen Spaß macht uns zu besuchen, so ist mir's auch recht. Aber ich möchte doch noch lieber, sie käme im Frühling, wenn wir wieder von R. zurückgehen. Einen Tag muß die Bohlen [1] zu uns kommen; da ist schon ein Tag besetzt. Ich habe sie gar lieb zum Umgang und höre sie gern sprechen; auch fühlt man immer so, wie es ihr wohl ist, wenn sie von Dingen sprechen kann, die ihren Verstand interessieren. Sie ist wirklich von einer besondern Art Menschen, deren es nicht viel so gibt; und du, Lieber, mußt dich nicht stören lassen in deinen Geschäften; die chère mère wird sich eher freuen, wenn du so eifrig bist. Es macht ihr freilich viel Freude einmal mit uns zu sein.

Beulwitz hat auch geantwortet, und du sollst die zärtliche

[1] Die poetische Bürgermeisterin in Lobeda, die Schiller schon im Jahr 1787 besucht hatte (an Körner I. S. 170).

Antwort selbst sehen. Jetzt ist sie noch bei der chère mère, der ich das Herz mit gelabt habe.

Nun leb' wohl Lieber! Ich muß mich zu rechte machen zur Stein zu gehen; sie ist krank.

Adieu, adieu!

S. an L. Montag Abends. (8. Februar).

Ich habe eben einen Brief an die *** geendigt, und zwar eine Antwort auf einen, den ich heut von ihr erhalten habe.[1] Sie beträgt sich wie gewöhnlich sehr ungraziös, und ich habe mich, däucht mir, sehr schön an ihr gerächt.

Die Veranstaltung mit Ezelbach ist mir ganz recht, meine Liebe, doch zweifle ich, ob die Mama von ihrem alten Plan abstehen wird. Ich hoffe, ihr habt es so zart behandelt, daß sie nicht mißtrauisch werden kann, ob wir sie jetzt gerne in Jena haben. Es ist mir lieb, daß mein letzter Brief an sie nicht mit diesem Vorschlag übereinstimmt; so sieht sie daraus, daß wir keine Abreden miteinander treffen. Ich schrieb ihr von einem Dorf bei Jena, wo ich wünschte, daß die Trauung geschähe. Morgen erwarte ich ihre Antwort und die Nachrichten wegen dir vom Consistorium. Vergiß ja nicht in dem allernächsten Brief mir deinen ganzen Vornamen und den deines Vaters zu schreiben. Ein Tag um den andern vergeht, und doch rückt der schöne Tag unsrer Vereinigung immer weiter in die Ferne. Meiner sichern Rechnung nach wären wir übermorgen verbunden; jetzt soll es noch siebenzehn Tage anstehen. Mein jetziges Leben hier ist mir gar unleidlich; ich sollte auf meine Collegien denken, und meine Gedanken sind weit weg. Wie schön meine Liebe, wenn unser Leben einmal in einem ordentlichen stillen Strom geht, und wir unsre ganze Glückseligkeit zwischen unsern vier Wänden beisammen haben. Der *** habe ich von unsrer Glückseligkeit geschrieben; dieses war meine Rache und sie hat sie reichlich verdient.

[1] Nachlaß I. S. 375.

Durch deine Freude am Zeichnen wirst du mir noch Geschmack am Zeichnen beibringen. Ich werde mich zum Kenner machen müssen, um deine Arbeiten zu beurtheilen und zu schätzen. Wie freut mich das Interesse, das du daran nimmst. So hast du doch auch deine kleinen Arbeiten für den Tag, und wir werden dann beide am Abend von unserm Fleiß sprechen und uns dafür belohnen können. Sage Linen, daß ich nichts dagegen habe, wenn sie auf den nächsten Sonnabend die Reise nach Erfurt machen will. Wenn wir um neun wegfahren so sind wir vor zwölf in Erfurt und können gegen eins beim Coadjutor oder Dachröden sein. Wir bleiben bis neun Uhr Abends und sind um zwölf wieder in Weimar. Es ist gerade Mondschein, glaube ich, und wenn auch nicht, so können wir eine Fackel nehmen. Gleich nach der Hochzeit wäre mir's freilich lieber, aber meine Hindernisse sind nicht wichtig genug, wenn Line wünscht, daß es bald geschehen möchte.

Meine Liebe, lebe wohl. Wenn der Brief heute noch fort soll, muß ich schließen. Schickt mir doch Wolzogens Brief an euch, wenn ich ihn lesen darf. Er ist mit seiner Lage nicht zufrieden, und es scheint nicht, daß er in Paris seine Zwecke erreicht. Ich werde ihm bald schreiben, er hat mir ein Geschäft aufgetragen. Die Memoires von Mounier schicke mir auch. Ich umarme dich theure Liebe und Linen. Lebt wohl. Morgen mehr mit der Botenfrau!

Chère mère an S. (Rudolstadt 8. Februar.)

In der größten Eile überschicke ich Ihnen, mein guter Schiller, Alles, was Sie von Seiten meiner Tochter zu Jena nöthig haben. Hier in Rudolstadt ist weiter nichts erforderlich. Sie werden hier gar nicht aufgeboten: ich schicke Ihnen den Brief unsres Oberpfarrers mit. Sie brauchen mir also keine Zeugnisse von Sich zu schicken. Da Sie einmal wegen der Fastenzeit Dispensation haben müssen, so will ich in Gottes Namen den 22. Februar zu Ihnen kommen, und da kann hernach den Tag darauf Ihre Verheirathung vor sich gehen. Leben Sie wohl, die Vorsehung schenke uns in allem

Betracht die glücklichste Zusammenkunft und erfreue dadurch das Herz Ihrer Sie mit Aufrichtigkeit liebenden Mutter

von Lengefeld.

L. an S. W. den 9. (Februar) Abends nach 9 Uhr.

Guten Abend, mein theurer Lieber! Wie ging es dir heute? Ich denke, du hast einen Besuch gehabt von Salis, dessen Bekanntschaft wir heute[1] machten und ihm sagten, wenn er sich in Jena aufhielte, daß er zu dir gehe und dir von Wolzogen erzählen sollte, den er in Paris sah. Wolzogen ist gar komisch; er trägt unsre Briefe immer zur Schau; er hat auch Salis Briefe von Line gewiesen; ich werde sie ihm nun alle nehmen, daß er nichts von mir in der Tasche tragen kann, weil ich das nicht gern habe. Ich habe eine gute Idee von Salis; der Ton in seinen Gedichten ist so einfach und natürlich; auch ist er so bescheiden, und er selbst hat mir gar wohl gefallen; er hat so einen artigen Ton. Die französischen Sitten haben ihm nicht die schweizerische Offenheit und Treuherzigkeit geraubt; ich könnte ihn recht gern sehen, lebte ich mit ihm an einem Ort. Ich glaube, er wird dir auch gefallen haben.

Daß du der *** recht viel von unserm künftigen Leben gesagt hast, ist recht gut; sie sieht nun vielleicht ein, daß du mich wirklich liebst. Es scheint ihr daran zu liegen, diesen Glauben den Menschen zu nehmen, und sie hat unter die Leute gebracht, du liebtest mich nicht um meinetwillen, sondern Linen wegen, und was sie mehr sagt. Auch hat sie Beobachtungen angestellt auf der Redoute, auf der ersten, wo sie auch war, daß wir nicht oft zusammen gewesen wären u. s. w. Es scheint ihrem Stolz ganz undenkbar, daß du sie um meinetwillen hättest vergessen können, und ich weiß nicht, ob sie's dir oder mir nun durch all dieß Gerede zur Last legen will. Wie sie noch so viele Mühe sich geben kann, ein Herz zu gewinnen, das zu ihr nicht paßt, kann ich mir nicht denken. Ich

[1] Nachlaß II. S. 191, wo irrig der Januar genannt wird.

gestehe, ich hätte zu viel Stolz, um meine Schwächen so zu zeigen, um meine Liebe da aufzudringen, wo sie nichts mehr wäre. Dieß paßt gar nicht zu ihrem übrigen Wesen (daß sie aber vielleicht nur dem Schein nach hat), daß sie sich so um die Liebe eines Menschen bewerben kann. Alle diese Menschen sollen uns nicht kümmern; unser Leben wird schön und ungetrübt vergehn; wenigstens werden wir es uns selbst nicht trüben, und auch das Schicksal wird es nicht können, da auch selbst wenn Stürme kommen sollten, die im Leben oft unvermeidlich sind, die Liebe sie leichter uns ertragen lassen wird.

Die chère mère hat heute wieder geschrieben, und in R. werden noch mehr Umstände des Trauens wegen gemacht. Es wird also dabei bleiben, daß es in Jena geschieht; auf dem Dorfe, wo du willst, wäre es recht gut und mir lieber als im Hause. Sie will nun erst den 22. kommen; es ist also einen Tag später; doch darüber sprechen wir noch selbst. Daß du mit uns nach Erfurt gehst, freut mich gar sehr; der Coadjutor wird sich nicht wenig freuen über diese Nachricht. Auch daß wir die Woche vor der Trauung dort bleiben, ist mir lieb; da sind wir der Abschiedsbesuche hier überhoben. Es soll ihr schon die Zeit nicht lang werden.

Hier ist der Brief von Beulwitz; er ist gar höflich und freundschaftlich.[1]

Es schlägt zwölf Uhr, und ich muß noch in die Akademie heute, um mein Kunstwerk zu vollenden. Adieu! Sonnabend sehen wir uns, hoffe ich. Leb wohl, so recht wohl mein Lieber!

L.

S. an L. Dienstag Abend (9. Februar).

Wie ergeht dir's, meine Liebe, bei diesem traurigen Wetter? Ich fürchte, es wird nicht gut auf dich wirken und dir die Heiterkeit nehmen. Ihr sitzt jetzt wohl beim Thee zusammen, jedes still und in sich gekehrt — so denke ich euch mir. Ich komme eben aus dem Collegium und habe vor acht Minuten noch gelesen. Nun

[1] S. die Beilage.

muß ich diesen Abend noch in Gesellschaft, wohin man mich gebeten hat. Salis ist hier und war diesen Nachmittag bei mir. Er erzählte mir von Wolzogen, von Paris, was mich interessirte. Ueberhaupt hat er mir wohl gefallen; er scheint etwas Stilles und Ernstes in seinem Wesen zu haben, was mich an ihn fesselt. Diesen Abend werde ich noch mehr mit ihm umgehen, ich verspreche mir viel Vergnügen. Ich glaube, ihr seid ihm gut aus seinen Gedichten, und dieß hat ihn mir noch mehr empfohlen.

Die Mama hat heute geschrieben und die Nachrichten geschickt. Ich erstaune über ihre Pünktlichkeit und Geschwindigkeit. Ich habe dein Taufzeugniß in meiner Schatulle, und daraus seh' ich, daß du eine Christin bist und des Herrn Johann Christoph v. Lengefeld eheleibliche Fräulein Tochter — mit drei gar schönen Namen — die mir alle so wohl gefallen, daß ich dich künftig Charlotte Louise Antoinette rufen werde. Die chère mère hat uns schon wieder zwei Tage zugelegt. Nun schreibt sie, daß sie den 22. Februar kommen wolle, nicht ohne die Vorsehung, versteht sich. Die gute Mama! Wir müssen ihr, wenn sie sich nicht anders entschließt, recht viel Vergnügen zu machen suchen. Wäre es nur auf den Tag schönes Wetter, so ließe sich vielleicht eine Landpartie machen. Die Bohlin sollst du selbst einladen. Läßt sich die Stein nicht auch bereden, auf einen oder zwei Tage herzukommen? Sie kann ja auch im Segnerischen Hause wohnen. Da die Mama erst Montag über acht Tage kommt, so wäre mir's lieber, erst Sonnabend über acht Tage mit euch nach Erfurt zu gehen. Gleich nach der Erfurter Reise wäre dann unsre Trauung, und die Zerstreuungen folgten auf einander. Reisen wir schon am nächsten Sonnabend, so gibt mir dieß eine Unterbrechung in meinen Geschäften, die jetzt gerade nicht gut angebracht ist. Aber ihr habt mich einmal unter der Scheere, und ich muß geschehen lassen, was die Scheere mit mir machen will. In Rudolstadt werden wir nicht aufgeboten: der geheime Rath hat uns Dispensation gegeben, aber in sächsischen Ländern ist es scharf befohlen, und es ist auch zu unbedeutend, um

viel gute Worte oder Geld um die Dispensation zu geben. Vom Oberpfarrer Cellarius hat die chère mère einen Brief beigelegt, den ich euch hier schicke; schickt mir ihn aber wieder zurück, daß ich ihn Sonnabends der chère mère wieder ausliefern kann.

Schreib' mir bald wieder, meine Liebe! Jetzt da wir einander zehn Tage lang nicht sehen sollen, müssen Briefe wieder Alles thun. Laßt mich keinen Posttag umsonst erwarten. Die letzten Briefe kamen pünktlich, und jetzt ist die Post durch eure Anfragen gewarnt. Jetzt wird nicht leicht etwas gewagt werden.

Wie gerne schriebe ich mehr, aber es schlägt sieben Uhr, und ich muß in Gesellschaft. Ich umarme dich, meine Lotte; tausend Grüße an Line. Morgen schreibe ich ihr. Lebt wohl, meine Lieben. Leb wohl! Dein

S.

L. an S. Den 11. Februar gegen 5 Uhr.

Ich habe gestern recht lachen müssen, wie mir Line erzählte, sie hätte geschrieben, es wäre besser, du holtest uns in Erfurt ab, und ich schrieb, es wäre besser, du kämest jetzt mit uns. Aber meine Sehnsucht nach dir gab mir diese Sprache. Line wird dir sagen, daß es so, wie du es ausgedacht ~~hast~~, zu beschwerlich ist. Es ist mir ein eigenes schönes Gefühl, wenn ich denke, daß wir in einigen Wochen zusammen sind, und uns nichts mehr trennen kann von außen, und das, was uns trennen könnte, wird es nie; denn unsre Herzen werden sich immer näher sein, und nichts Fremdes wird sich zwischen deine und meine Liebe stellen. Ich fühle es tief, es ist ein eigenes, zartes Band, das uns an einander knüpfen wird. Offen und frei wird meine Seele sich vor dir entfalten. Es fiel mir letzt ein, daß ich zuweilen dir könnte auffallen und du mich nicht so verstehn; es ist in meinem Umgang mit dir oft eine Zurückhaltung, die dir in den Momenten, wo wir uns am nächsten sind, auffallen könnte. Aber dieß kommt von dem langen Zwang her, den sich meine Neigung hat thun müssen

durch Umstände. Bald war ich, wie du in R. warst zuerst, über dich selbst ungewiß; bald wollte ich mich den Beobachtungen der chère mère und Andern entziehen, und dieß Achtunggeben auf mich selbst hat noch dieß in mir zurückgelassen, bilde ich mir ein, daß ich noch immer einen gewissen Anschein von Zwang habe, als könnte sich mein Herz nicht so ganz frei vor dir enthüllen. Dieß wird sich verlieren, und du wirst klar und deutlich fühlen, wie frei meine Seele vor dir sich in mancherlei Gestalten wandelt. Ja wir werden glücklich sein! Meine Ruhe, wenn ich an die Zukunft denke, ist eine Ahnung meines künftigen Lebens. Mögen die Menschen um uns her denken und sagen, was sie wollen, wir brauchen sie nicht. Es ist mir nur zuweilen ärgerlich, daß sich die Menschen um mich bekümmern, da ich ihrer so gerne ganz vergessen kann. Aber eben deßwegen, da sie mir so gleichgültig sind, mögen sie auch sagen und thun, was sie wollen.

Gestern waren wir bei der Stein. Die K** ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut; sie mochte nicht erwartet haben uns dort zu finden; wir waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen wäre. Sie klagt über den Kopf; sie saß unter uns wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Aber so stößt mich so Vieles zurück. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht.

Adieu Lieber! Alleweil ist die Mandelsloh[1] gekommen. Leb' wohl, lieber Theurer!

Hier ist ein Brief, der nach Jena gehört; sei so gut und lasse ihn bestellen.

[1] Geborene v. Gleichen, eine Jugendfreundin aus Rudolstadt.

Erfurt den 15. Februar 90.

Es ist gar lange, mein Lieber, daß wir uns nicht gesehen haben, schon vierzehn Tage vorbei, und noch eine ganze Woche nun! Aber dieß wird die letzte Trennung sein, wenigstens auf einige Zeit doch gewiß; denn ich hoffe nicht, daß dir das Leben in Jena so durch mich verleidet werden könnte, daß du eine lange Reise ohne mich unternehmen würdest. Wie sehnt sich mein Herz nach dem ruhigen, Umgang mit dir. Man genießt das Leben nur halb, wenn es immer durch Trennung unterbrochen ist. Wir haben hier schon recht gesprochen und unsre Herzen ergossen mit Karoline; wir waren den Sonnabend für uns hier im Gasthof, und der Schnupfen war ein guter Vorwand uns zu Hause zu halten. Gestern Abend waren wir beim Coadjutor, und es wird einem immer wohl bei ihm; seine Erscheinung ist immer wohlthätig. Er freut sich sehr, dich zu sehen. Auch Papa versichert es. Ueber deinen letzten Brief,[1] wo du von der *** schreibst, habe ich dir auch noch nichts gesagt; ich erkläre mir nun ihre Verlegenheit. Was sie von den giftigen Zungen sagt, ist mir nicht recht klar; die letzten Tage war es recht, als müßten wir sie immer finden; sie war auch bei der Schardt, als wir da waren; da war sie anders gestimmt, schien es, und wollte mich bereden, ich sollte mich doch lassen von Lips zeichnen. Eins hat mich belustigt, wir sprachen mit Knebel von Mirabeau, der ihn so erschrecklich erhob. Ich sagte, er hätte doch eine elende Existenz, sich immer in Verhältnisse drängen zu wollen, wo er nicht hingehörte; dieß fiel ihr auf, und sie schien es auf sich zu deuten. Daß es nicht ganz richtig mit den Briefen ist, fällt mir immer mehr auf; denn die letzten von uns, die wir nicht früher abgeschickt haben, hast du doch gleich den folgenden Tag erhalten. Ich möchte doch wissen, was sie mir hat sagen wollen. Ist es was, wodurch sie vielleicht mein Verhältniß hat stören wollen, oder hat sie ausforschen wollen, wie ich von ihr denke, und was ich von ihr weiß? Eine unangenehme Scene habe ich mir erspart. Und ihr ist nicht

[1] Vom 12. Nachlaß S. 373 ff.

die Freude geworden, sich ganz auslassen zu können. Entweder sie hat mein Herz rühren oder mich kränken wollen. Beides ist fehl geschlagen. Sie könnte mir gewiß nichts sagen, was mich von dir abbringen könnte; dieß könnte Niemand. Dein Wesen steht in einem eigenen Gesichtspunkt in meiner Seele, und diesen kann niemand Fremdes anders richten. Adieu, leb wohl; ich muß mich nun zu rechte machen, daß wir nicht zu spät bei Papa kommen. Du erhältst noch einen Brief, wenn die Post vor Freitag wieder in Jena ankommt. Mein Herz ist bei dir, meine Seele umschließt dich mit inniger, treuer Liebe.

Deine

L.

Auf diesen Brief schrieb Schiller den im Leben S. 219 umgeänderten, im Nachlaß S. 377 ganz abgedruckten Brief vom 14. und kam am 18. selbst nach Erfurt. Der Mutter war in dem angefügten Brief auf den 22. in Kahla ein Rendezvous gegeben. Die Trauung erfolgte am 22. in Wenigenjena, worüber das Zeugniß des dortigen Kirchenbuchs das Nähere besagt.

Jena den 17. Februar 90.

Haben Sie Dank, beste Mama, daß Sie meinen Wunsch so bald erfüllt und mir die Zeugnisse zugeschickt haben. Das Aufgebot ist am letzten Sonntag vor sich gegangen und von dem hiesigen Superintendenten mit vielen Glückwünschen begleitet worden. Vor der Welt bin ich also jetzt schon Ihr Sohn, und noch wenige Tage, so bin ich es in der schönsten Bedeutung des Wortes. Umsonst, theuerste Mama, würde ich versuchen Ihnen die Freude zu beschreiben, wovon meine Seele jetzt durchdrungen ist. Ich sehe mich dem Ziel meiner Wünsche nahe; ein schönes heitres Leben erwartet mich in den Armen meiner Lotte. Mit der glücklichsten Ruhe sehe ich in die Zukunft, nichts soll unsre Glückseligkeit zerstören, selbst Schicksale werden es nicht können. Ja ich hoffe mit Zuversicht, daß Sie sich freuen sollen, Lottchens Glück meiner Liebe anvertraut zu haben, daß Sie in jedem künftigen Augenblick eben so daran denken sollen, wenn es bei Ihnen stände, Ihre Wahl zu wiederholen. Nicht

Selbstzufriedenheit, sondern meine herzliche Liebe für Lotte legt mir dieses Geständniß in den Mund.

Wir erwarten Sie, beste Mama, mit Sehnsucht. Wie viel ist geschehen, seitdem wir Sie zum letztenmal sahen, und wie verlangt mich die Bestätigung Ihrer mütterlichen Liebe in Ihren Augen zu lesen und die Dankbarkeit, die herzliche Liebe, die Freude, welche meine Seele füllen, und die ich mit Worten nicht aussprechen kann, in unserm stillen und fröhlichen Cirkel offenbaren zu können. Der Himmel führe Sie nur gesund zu uns; alles übrige hat er in unsre Hand gegeben.

Morgen, als den Donnerstag, gehe ich von hier ab nach Erfurt, um meine Braut abzuholen, und dem Coadjutor zugleich einen Besuch abzutragen, den ich den ganzen Winter aufschob, und den meine Verhältnisse zu ihm nothwendig machen. Montags zwischen zehn und elf, denke ich, werden wir in Kahla eintreffen und Sie bald dort finden.

Ewig mit unwandelbarer Ehrfurcht und Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Schiller.

Auszug

aus dem Kirchenbuche der protestantischen Pfarrei Wenigenjena im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Seite 91, Nr. 2.

Im Jahre Eintausend Siebenhundert und Neunzig (1790) den zwei und zwanzigsten (22.) Februar Nachmittags halb sechs Uhr ist Herr Friedrich Schiller, Fürst. Sächs. Meining'scher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in Herzoglich Württemberg'schen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Louise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Carl Christoph von Lengefeld's, Fürstlich Schwarzburgisch-Rudolstädtischen Jägermeisters und Kammerraths zu Rudolstadt hinterlaßenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage



Kirche in Wenigenjena

worin Schiller getraut wurde.

Von Charlotte von Schiller nach der Natur gezeichnet 1790.

Invocavit zu Jena einmal vor allemal proclamirt, auf Concession des Herrn Superint. Demler allhier in aller Stille getrauet worden.

Für die Treue des Auszugs bürgt mit Unterschrift und Kirchensiegel (*L. S.*)

Wenigenjena, am 3. März 1856.

Dr. J. K. Schauer, Pfarrer.
J. C. Lucke, Schullehrer.

Beilagen.

Ein anonymer Brief, den Lotte im Winter 1789 in Weimar erhielt und einer Bekanntin, die auf Schillers Liebe sich Rechnung machte, zuschrieb.

Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen, und sehr viel durch seinen Umgang von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Fantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie Sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dieses mündlich sagen; doch da dieses nicht ist, achte ich mir es als Pflicht, Ihnen dieses schriftlich zu sagen.

Ein Brief der liebsten Jugendfreundin, Friederike v. Holleben, verehelichte v. Gleichen, und später Schwiegermutter ihrer jüngsten Tochter Emilie, schildert den Eindruck, welchen Lottens Verlobung in ihrer Heimath machte.

Rudolstadt den 13. Jenner 90.

Sehr viel Freude empfand ich über deinen Brief, beste Lotte! Du sagst mir, daß du so glücklich bist, und was könnte wohl meinem Herzen lieber sein, als dieß von dir zu hören. Du sollst und mußt es auf immer bleiben, theure Seele! denn du verdienst es. Wegen deiner lieben Mutter, wirst du, hoffe ich, auch bald

Dagegen wünschte ihr Schwager v. Beulwitz ihr in einem sehr herzlichen Tone Glück, und wir theilen diesen Brief um so lieber mit, da er deutlich zeigt, wie es lediglich das Verhältniß Karolinens war, welches die gelegentlichen ungünstigen Aeußerungen Schillers und Lottens über diesen mit der Lengefeld'schen Familie eng befreundeten Mann veranlaßte. Ein am 5. Mai von Frankfurt aus an Schiller gerichteter Brief [1] athmet dieselben freundschaftlichen Gesinnungen, welche B. auch später bewahrte. Am 30. Oktober 1818 verwandte er sich für Ernst v. Schiller bei dem damaligen Kronprinzen von Bayern K. H., und noch sein letztes Schreiben an Lotte 15. März 1820 beweist seine treue Ergebenheit.

Genf den 27. Januar 1790.

Daß ich an der Entscheidung Ihres Schicksals, liebes Lottchen, den lebhaftesten Antheil nehme, dafür bürgt Ihnen meine Freundschaft für Sie. Mögen Sie mit dem Manne, den Sie sich gewählt haben, in allen künftigen Lagen Ihres Lebens immer so glücklich sein, als es Ihr gutes edles Herz verdient. Einer meiner sehnlichsten Wünsche wird dadurch erfüllt werden. Schiller, der mir bereits für seinen Geist die größte Achtung eingeflößt hat, soll nun auch in dem neuen Verhältnisse, in welches ich mit ihm durch Sie gesetzt werde, herzlich willkommen sein, und ich bitte Sie, ihn von meiner aufrichtigsten Freundschaft zu versichern. Es ist freilich eben so gar artig nicht, daß Sie so mit einenmale Ihrem alten Lehrer aus der Schule laufen und mich, Ihren alten Freund, verlassen. Allein ich würde zu viel Eigennutz verrathen, wenn ich mich zu sehr darüber beschweren wollte, und Knebeln muß es doch eigentlich recht wohl thun, seine Schülerin nun als hochgelehrte Frau Professorin auf der hohen Schule zu wissen. Ich will einmal von Ihnen recht viel lernen, vorzüglich rechne ich sehr darauf, durch

[1] Hier habe ich einen Ihrer Stuttgartischen Bekannten, den Obristen Rau gefunden, der sich Ihrer mit vieler Theilnehmung erinnert hat, und zu Mainz habe ich Hubern gesprochen. Er liebt Sie von ganzem Herzen und hat mir aufgetragen, Ihnen viel schönes in seinem Namen zu sagen und Sie für ihn und die Frau Rheingräfin v. Salm um die baldige Fortsetzung Ihres Geistersehers zu bitten. Er hat nebst Heinsen einen Abend bei uns zugebracht, und Beide haben uns sehr angenehm unterhalten. Sein neues Stück, das heimliche Gericht, ist ohnlängst zu Mannheim aufgeführt worden, hat aber des meisterhaften Spiels von Iffland ohnerachtet gar nicht gefallen.

Ihre Vermittelung bisweilen etwas von Schillers historischen Vorlesungen zu erhalten. Seine erste in den M(erkur) eingerückte Vorlesung habe ich kürzlich gelesen. Sie ist ganz meisterhaft, und hat mir außerordentlich gefallen. Schiller behandelt die Geschichte genau so, wie ich immer gewünscht habe sie behandelt zu sehen. Jede einzelne Geschichte wird durch seine Darstellung ein schöner Theil von einem großen harmonischen Ganzen, von der Geschichte der Menschheit.

Daß Sie uns zu Rudolstadt nicht ganz vergessen, und daß Sie sich so einrichten werden, daß Sie alle Ferien bei uns mit Ihrem Freunde zubringen, darauf zähle ich sicher. Sobald ich zurückkomme, eile ich zu Ihnen. Ihrem Urtheil über Rousseau in Beziehung auf seine Confessions stimme ich völlig bei. Der gute Mann verdient Mitleiden. Er war seelenkrank. Aber in Ansehung der Madame Staël kann ich ohnmöglich Ihrer Meinung sein, die Prätensionen und das süffisante Wesen dieser Frau, das bei jeder Zeile sich verräth, ist mir unausstehlich. Man sieht es deutlich, wie ängstlich sie nach dem Ruf einer gelehrten Frau ringt, und in Allem, was sie schreibt, herrscht eine tödtende Kälte.

Ein andermal ein Mehreres davon. Leben Sie wohl, liebes Lottchen, und lassen Sie bald wieder etwas von sich hören.

v. Beulwitz.

Einen theilnehmenden Glückwunsch von Herders Frau wird man gern eingeschaltet finden.

An Fräulein von Lengefeld.

Ich habe den freundschaftlichen Kreis bei Ihrer Durchreise durch meine Gegenwart nicht stören wollen, meine Liebe; ich kann aber nicht umhin Ihnen unsre treusten Wünsche zuzurufen zu Ihrem Wohl und Glück, dem Sie mit einer so seltenen reinen Seele zueilen. Das gute Schicksal bereite Ihnen alles das wahre Gute, wodurch wir allein unser Dasein genießen; es gebe Ihnen so viel heitere Tage als es geben kann, und wenn manchmal ein trüber

kommt, so denken Sie, daß ihn die Natur sehr weise darunter gemischt hat, um manches sonst ungesehene Gute hervorzulocken.

Liebreich und segnend sehe der gute Gott morgen auf Ihr Bündniß herab, bei dem auch unsre Gedanken sein werden.

Frau v. Stein wird die Güte haben Ihnen zu sagen, daß wir uns morgen das Vergnügen Ihrer Gegenwart haben erbitten wollen; wie schmäle ich jetzt mit mir, daß ich die flüchtige Zeit nicht besser benutzt habe!

An die Frau Schwester empfehlen wir uns mit großer Hochachtung.

Nochmals den besten Segen Gottes, meine Theure!

Karoline Herder.

Sonntag Nachmittags (21. Februar).

Meines Mannes Wünsche vereinigen sich mit den meinigen und segnen Sie auf's Schönste!

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1789 bis zu seiner Heirath stand Schiller auch mit Karolinen in einem vertraulichen Briefwechsel, aus welchem diejenigen Stellen mitgetheilt werden, die für Lottens Verhältniß wichtig oder von allgemeinerem Interesse sind.

Sonntag Kochberg (13. Sept. 89, s. Sch. und L. S. 419).

Ich lebte leidlich mit den Frauen hier, wenn ich überall da lebte, wo ich bin. Die St. ist aufgerieben in sich — arme Seele, sie schmerzt mich, vielleicht ist sie ein sehr gutes Wesen, das ein besserer Genius hätte leiten sollen.

Sonnabend Abends (Rudolstadt 24. Oktober 89.)

Die Stein kam heute; weißt du, daß der Kalb ihr Mann in Weimar ist? Die S. sprach mir heute lange über G. Es sind böse Reminiscenzen in ihr geblieben, doch ein andermal. Hier ein Brief von Karoline; ihre Gesundheit ist mir noch zweifelhaft, ihre Ruhe sehr schön. O! möchte sie uns geschenkt sein! Mich verlangt sehr nach H's[1] Ankunft, das Entschiedene dieses Verhältnisses würde auch ganz gut auf Karoline wirken.

[1] Humboldts.

Sonntag (1. November 1789, s. Sch. und L. S. 446).

Die Stein ist heute weg, und Lottchen ist mit —

Montag früh (2. November).

Ich stimmte die letzten Tage unseres Zusammenseins besser mit der Stein. Sie war in eine stille Trauer über ihr Verhältniß mit G. gesunken, und da schien sie mir wahrer und harmonischer als in der widernatürlichen (Stimmung) von Gleichgültigkeit oder Verachtung. Ein zwölfjähriges zärtliches Verhältniß kann sich nicht in so widrige Empfindungen auflösen, ohne die besten Kräfte des geistigen Lebens zu vernichten. Viele Schwächen muß G. haben, und zur Freundschaft gehört Stärke. Ueber die Vertraulichkeit der Stein und Kalb habe ich mich betrogen, sie geht nur auf ihre Ehegeschichten, und über Lottchen hat sie ihr seit vergangenem Herbste nicht gesprochen. Findest du es gut, so erkläre dich gegen die chère mère.

Die Stein sagt, daß die Kalb nicht unedel sei, aber neugierig und indiscret und étourdie; fatal wäre es, wenn meine Mutter mehr erführe, als sie sollte, und von andern Menschen als uns.

Mittwoch (den 4. November 89).

Zwischen der Stein und meiner Mutter hat es Herzensergießungen gegeben, die nach und nach gegen mich wieder zur Sprache kommen werden.[1] Die Stein ist ein verständiges Weib, aber für die zartesten Herzensverhältnisse ist ihr jetzt der Sinn verschlossen, sie ist ohne Glauben daran. Diese Stellung der Gemüther wirkt Entfernung zwischen uns; ihr Zustand thut mir weh, und ich kann ihr nichts geben, nichts tönt in ihrem Wesen wieder, dessen das meine voll ist. Die Gesellschaft der zwei Frauen[2] ist doch sehr leer, und ans Entwickeln und Verfolgen der Ideen ist mit ihnen nicht zu denken, die ihren drehen sich ganz um den Kreis des gewöhnlichen Lebens herum, und alle Kleinigkeiten machen sie wichtig, daß mir die Zeit sehr lang dabei wird. Kenntnisse haben

[1] Schiller und Lotte S. 479.

[2] Frau v. Stein und v. Imhoff.

sie auch nicht in der Deutlichkeit, sie mittheilen zu können. Das Gewebe von Coquetterie, Rivalität und Armseligkeit in ihrer Weimarischen Gesellschaft, das mir aus ihren Erzählungen deutlich wird, gibt mir eine unangenehme Aussicht auf meinen dortigen Aufenthalt — sie werden mich damit ennuyieren, eben weil ich keine Partei nehme. Wenn ich nicht manchmal etwas Vernünftiges von Goethe oder Herder zu hören bekomme, so verspreche ich mir Langeweile, oder liegt es in meiner Seele?

Die Stein weiß so viel als ihr gut ist über unser Verhältniß, aber, ich glaube, sie ist mit der Kalb vertraut und hat sie durchsehen lassen, und der K. traue ich nach Allem, was ich von ihr höre, die Feinheit nicht zu, das Geheimniß zu verschweigen. Es wird wunderliche Scenen mit ihr geben, denke ich; sie dauert mich, aber nach allen Bildern, die ich von ihr fasse, danke ich dem Himmel, daß sie deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich. Ich werde mich entfernt halten und es zu keiner Intimität kommen lassen, wie du es wünschest. Wenn du meiner Mutter geschrieben hast, so kann Lottchen offen gegen die Stein sein, und sie wird dann gut auf sie wirken (auf meine Mutter).

Sonntag Morgen (15. Novbr.).

Des C. Brief hat mich gefreut; in Mainz ist also eine sichere Aussicht, sobald er Kurfürst wird — er ist der Mann nicht, sich zurückzuziehen. Die Aussicht freut mich sehr.

Der Coadjutor hat ein ewig Treiben dich zu sehen, du mußt darauf denken, ihn zu besuchen. Ich wünschte, du würdest sein Freund, er ist es werth und hat tausend angenehme Züge, die ein feines Band unter euch knüpfen würden.

(Aus Weimar.) Donnerstag früh (3. December 89).

Morgen ist der Coadjutor in Jena mit dem Herzoge, vielleicht mußt du ihn sehen; ich wäre begierig auf seine Aeußerungen; wenn du ihn allein sähest, würde er sicher über etwas Bestimmtes sprechen.

Logiere ja im Elephanten, wenn du herkommst; er ist gleich neben uns; ich habe es schon mit Krankein angefangen und heute

das Ausgehen abgeschlagen. Mein Quartier ist freundlich. Der Weg hierher ist doch kurz — schreibe mir ja, wenn du kommen kannst, sage ob du keinen Schnupfen von der nächtlichen Wanderschaft hast.

Sonnabend Abends (5. December).

Ich lebte heute recht in der lauten Welt. Den Coadjutor sah ich am Hofe, sprach ihn nicht viel, aber er scheint mir ein herzensguter Mensch; er bat mich mit vieler Wärme, Karoline bald in Erfurt zu besuchen und war gar umgänglich — es ließe sich recht angenehm mit ihm existieren, glaube ich, unter die genialischen Menschen gehört er gewiß. Der Würgengel wird sein Amt bald verrichten müssen.

Die Herzogin war mir recht lieb, sie sprach mir von dir mit vielem Interesse für ihre gewöhnliche Kälte — sie hatte noch nicht Gelegenheit gehabt dich zu sprechen und sprach von deinen Schriften mit Sinn. Sie ist mir immer ein sehr wohltönendes weibliches Wesen.

Goethe war artig; er dauert mich so: sein Liebchen ist in Kindesnöthen seit fünf Tagen und wird vermuthlich sterben, er sah milder aus als gewöhnlich und zerstreut. So steht die hiesige Welt; es macht mir Spaß sie anzusehen, es ist doch eine lebendigere Tapete als die Rudolstädter. Diesen Nachmittag gehe ich zur Kalb, sie ist sehr zuvorkommend mit uns, doch will ich Intimität vermeiden. Vernünftig beträgt sie sich noch zur Zeit sehr. Die Stein hat mir letzthin eine Unterredung mit ihr erzählt, in der sie über dich und Lottchen zusammengesprochen haben; die Kalb hat unwissend gethan, doch so zweifelnd gesprochen, daß die Stein vermuthete, du müßtest gegen die Kalb dich einmal verrathen haben. Komisch ist es, daß beide das Geheimniß wissen, und Eine es der Andern verbergen will.

Montag (7. December, s. Sch. und L. S. 532).

Nun noch etwas über die K***. Am Sonntag war ich bei ihr, sie hatte mir sagen lassen, daß sie sehr wünschte mich zu sehen. Sie war sehr zuvorkommend freundschaftlich, aber gedrückt in der

Unterhaltung, däucht mir. Die Schröder war bei ihr. Die K*** hat eine zarte Sprache, und es schien mir, als wollte sie eine Meinung von sich geben; ich war in meiner Bequemlichkeit, mir dünkt, natürlich. Ich sprach über Körners, über dich — über deine Arbeiten nämlich, versprach ihr dein Tableau von der Comnena, sie ließ sich nicht tief darauf ein und fing nun selbst von dir zu sprechen an; es war dunkel im Zimmer, ich konnte den Ausdruck ihres Gesichtes nicht erkennen, sie drückte mir einigemale die Hände und bat mich sie oft zu sehen — es ist wahr, der Ausdruck ihres Gefühles elektrisiert nicht, zu etwas Individuellem wird es nicht mit mir und ihr kommen. Ich kann mir nun denken, wie euer Verhältniß war, aber nicht recht, wie sie dich anfänglich anzog, sie hat so gar keinen ungezwungenen Ton und etwas Studiertes und Prämeditiertes. Knebel kommt uns doch nicht so geradezu ins Haus — wir wollen es so erhalten, er will gebeten sein, so haben es ihm die Damen hier weiß gemacht, und dafür hat er Ruhe. So ist er ein recht guter Bediente, der Alles schafft, was man will. Er wird uns nicht im Wege sein. Wenn du nur bald kommen könntest. Auf den Montag gehe ich zu Karoline; diese Woche schreibe ich der chère mère, halte deinen Brief bereit, aber schicke ihn nicht eher, als bis ich dir wieder schreibe, mein Theurer.

Donnerstag (10. December).

Der Plan, Goethe in unsere Projekte zu ziehen, ist gar nicht übel, nur möchte ich die Stellung seines Gemüthes noch etwas zuvor beobachten.

Er ist krank oder sagt sich krank, seines Liebchens wegen, und geht nicht aus. Wenn ich ihn nur noch einige Male gesehen habe, dann wird sich eher etwas bestimmen lassen; ich meine nicht, daß das Verhältniß mit der Stein die Zutraulichkeit mit ihm stören wird.

Die K*** sah ich nicht wieder, mein seltenes Kommen wird ihr schon auf keine Intimität deuten. Knebel kommt nicht ins Haus aus Furcht, man möchte denken, er mache uns die Cour, das ist gar gut. Der Coadjutor hat die Stein auch über dich und

Lottchen gefragt; er soll sehr indiskret sein, also müssen wir ihm noch schweigen.

Ich zweifle, daß die Claudine auf den Sonnabend gegeben wird. Ach wann sehen wir dich dann?

(20. December 89, Sch. und L. S. 576).

Humboldt war diesen Morgen bei mir — glücklich in Karolinens Glück und Heiterkeit — wie es mich freut, das Leben dieses lieben Wesens einmal in reinem Zusammenklang des Herzens mit den äußeren Verhältnissen zu vernehmen. Sie sind im Klaren zusammen und einverstanden, daß die Heirath kein Band der Seelen ist, so werden sie sich nicht falsch begegnen, und H. ist ein sehr feines Wesen und Feinheit das erste Element des dauernden Umgangs. Mich verlangt sehr, ob du meine Ansicht richtig findest in H.'s Bekanntschaft. Komm doch Weihnachten, sollte es auch nur ein Tag sein, es ist schrecklich lange bis zum neuen Jahr. H. geht dann mit dir zurück; die paar Stunden, die du mit ihm sprichst, sind nicht verloren.

Donnerstag Nachmittag (28. Januar 90).

Wir waren eben bei der Stein zu Mittag, ich konnte den Boten nicht gleich wieder abfertigen. Lottchen muß sich eben zeichnen lassen von Lips und der Stein, sie umarmt dich.

Sonntag (31. Januar 90).

Bei Herders war ich letzthin, wir trieben Possen, es war mehr Gesellschaft, er hat beinahe ein kindliches Frohsein zuweilen, das gar angenehm ist. Goethe ist sehr artig mit uns.

II.

Charlottens Ehe.

Jena den 3. März 90.

Der Bote ging mir gestern zu schnell wieder ab, sonst hätte ich ihm auch einige Zeilen an Sie mitgegeben, liebe Mama. Haben Sie nochmal herzlichen Dank für Ihre liebe Gegenwart und für Alles, was Sie uns waren. Diese kurzen, schnell entflohenen Tage sind uns ein Vorbild derjenigen gewesen, die uns in der Zukunft erwarten. Ich denke mir Sie so gerne unter Ihren Kindern, und erfüllt der Himmel meinen Wunsch, so wird ihr Schicksal von dem unsrigen unzertrennlich sein. Bis jetzt ist es so ruhig geblieben, als es war, wie Sie uns verließen, und es ist uns allen so wohl, von keinem fremden Gesicht heimgesucht zu werden.

Der Kranz[1] scheint abgeschreckt für jetzt. Die Versuche wird er zwar nicht aufgeben, aber wir werden uns dagegen verwahren können. Herzlich wünschte ich, daß es der Stein immer besser bei uns gefiele, und daß sie endlich gar ihren Sitz hier aufschlüge. Wir hätten dann gar keine fremde Gesellschaft mehr nöthig und würden leben wie die Engel.

Ich verwundre mich noch über den ruhigen Uebergang in das häusliche Leben. Wir haben uns so still und schnell darein gefunden, und es war gar nichts von der Unruhe dabei, womit solche

[1] Frau Griesbach.

Veränderungen gewöhnlich begleitet sind. Es wird so bleiben, und bei unsern mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eignen Herzen finden kann. Lottchen ist wohl, und auch Karoline kommt mir hier viel gesunder und heitrer vor,[1] als in Weimar. Auf den Sommer aber wird es für uns beide gut sein, eine Kur zu gebrauchen.

Wie freue ich mich jeden Abend, daß ich der Zeit, wo wir in Rudolstadt zusammen sein werden, um einen Tag näher gerückt bin. Ich verspreche mir einen freundlichen Aufenthalt, und so viele Gegenstände, so viele Plätze sind mir dort durch die Empfindungen wichtig geworden, die ich damals noch in mein Herz verschließen mußte, ohne jemals zu hoffen, daß sie in eine so schöne Erfüllung gehen würden. Ich werde sie jetzt wieder sehen und mich der unverhofften Wirklichkeit erfreuen.

Sie sind, wie ich hoffe, wieder ganz gesund, liebe Mama, und haben Alles was Ihnen in Rudolstadt lieb ist, wohl aufgefunden. Haben Sie die Güte mich meinen Fräulein Schwägerinnen[2] und Gleichens[3] recht schön zu empfehlen.

Von meiner Familie habe ich noch immer keine Nachricht, so daß mir meiner Mutter wegen bange ist. Was auch der Himmel über sie verhängt hat, so ist mir dieses ein Trost, daß sie die Nachricht von unsrer Verbindung noch erfahren und sich meines Glückes erfreuet hat.[4]

Leben Sie wohl, theuerste Mama, und erhalten Sie mir Ihre mütterliche Liebe. Ihr

ewig dankbarer Sohn

Fr. Schiller.

Lotte reiste zu dem Geburtstag ihrer Mutter (27. Juli) nach Rudolstadt, wahrscheinlich auch um die „bedenklichen Anfangswochen" (lit. Nachl. 1, S. 382)

[1] Sie war in Jena zurückgeblieben. An Körner 2, S. 172.

[2] Beulwitzens Schwestern.

[3] Hr. v. Gleichen und seine Gemahlin Friederike, geb. v. Holleben.

[4] Lit. Nachlaß 2, S. 382.

nach ihres Schwagers Rückkehr in dessen Hause zuzubringen. Hr. v. B. war am 8. noch in Dresden gewesen und von dort über Freiberg zurückgekehrt (Körner 2, S. 195).

R. den 27. Juli 90 gegen 12.

Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich dir, theurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe, jetzt schläfst du wohl; ach mir ist's immer, als müßte ich dich aufsuchen, als hörte ich den Laut deiner Stimme. Ohne dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten wärmsten Gefühle sind nach dir hin gerichtet. Wie lebst du? Um unsrer Liebe willen strenge dich nicht zu sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir so angst werden, daß du dir doch wirklich schaden könntest.

Meine Reise war wie ich's befürchtet hatte. Es war so eine drückende Hitze, die einen ganz gedankenlos machte. Ich las in Lucullś Leben;[1] aber bald konnte ich's nicht mehr und saß da, abgespannt und ermattet. Ich kam um halb acht Uhr an; fand Niemanden zu Hause als den Gri,[2] der gar freundlich war. Bald kam aber Line und l'époux, der sich freute mich zu sehen, und so verging der Abend mit Sprechen. Er ist so gut gegen mich und freundlich, daß ich kaum weiß, warum er so ist; verdienen thu' ich's nicht. Es wird mir oft bange in dem Trois; ach warum kann sich nicht sogleich Alles lösen! Meine chère mère kam gleich mit frühem Morgen und ist gar erfreut mich zu sehen. Auch Gleichen kam und die Schwägerin, Nachmittags waren wir bei Hof, und diesen Abend haben wir den Geburtstag begangen mit Gleichens und dem Obersten. Ich habe mit der Frau wenig noch sprechen können allein, und so, denke ich, wird's auch leider fort gehen.

Die Prinzen[3] waren heute immer mit uns; sie sind nicht

[1] Von Plutarch, dessen sie schon früher gedenkt, Sch. und L., S. 130, 188, 294.

[2] Den Hund Grigri.

[3] Ludwig Friedrich, geb. 1767 und Karl Günther, geb. 1771, die eben in Begleitung der Herrn v. Beulwitz und v. Kettelhodt von Genf zurückgekehrt waren.

übel, und reden doch ganz vernünftig. Ich weiß, wer mehr Anspruch auf das Grasen auf Jura's triftenreichen Höhen [1] machen könnte, der U. und Molch.

Wie klar fühle ich's täglich und jetzt, daß nur bei dir, nur unter deinen Augen das Leben mir liebliche Blüthen geben kann. Arm und leer wäre mein Herz ohne dich. Mein besseres Leben lebe ich nur bei dir. Ach das Scheiden auf stundenlang thut mir schon weh, und vollends auf Tage! Mir war es gestern so bang; eine lange Trennung trüge ich nicht! Ich kann mich hier gegen Niemand aussprechen darüber; Linen würde es wehe thun, wenn sie fühlte, wie so weh es mir ums Herz ist. Ach ich möchte ihr jetzt nur Freuden geben, denn sie bedarf es so sehr; es muß bald anders werden; in manchen Momenten ist mir das Verhältniß ganz unerträglich.

Gute Nacht, mein Alles! Ich möchte nur Namen finden dich zu nennen; es drückt keiner aus, was du mir bist. Ich bin wohler, als ich's erwartet habe.

Mittwochs Nachmittag (2 Uhr).

Mein Herz sehnt sich nach diesem Abend. Nur ein Laut von dir mein Liebster, und es wird mir wohl!

Was machst du bei der entsetzlichen Hitze? Mir ist so warm; ich bin so kraftlos; aber Kräfte des Geistes bedarf man hier nicht, und ich bin so stille und lasse mich gehen, und lasse die Andern reden. Welch ein anderes schönes Leben ist es mit dir, du Liebster! O daß du immer fühlen könntest, wie viel du mir gibst! Ich kann dieß so wenig sagen, denn meine Gefühle sind so still; ich denke oft, wie viel ich dir zu sagen hätte, dich zu fragen, und ich sage doch so wenig, aber ich lebte immer so einsam; was ich dachte, theilte ich nie mit aus Furchtsamkeit, und daher wird es mir oft schwer, über die Dinge zu sprechen; es wird sich aber geben; der längere Umgang mit dir wird mir mehr Selbstvertrauen geben.

[1] Aus Iphigenie in Aulis („Auf Ida's triftenreichen Höhn," Werke 3, S. 29). U.(rfus) und M. sind B. und K.

(Ich komme da in diese Erklärung und weiß nicht wie; denn ich wollte etwas ganz anders sagen.) Ich wollte von der schönen Zukunft sprechen; ach wie anders wird es uns in M.[1] sein, dich zu hören, wenn du mit dem G. S.[2] sprichst, mit solchen Menschen von Geist umzugehen, wie ihr. Wie abgeschmackt ist das Leben hier dagegen. Es stumpft sich Alles ab; man fühlt kein Interesse bei Anderen für nichts, und da erstirbt das eigene.

Meine chère mère spricht gar von vierzehn Tagen, die ich hier sein sollte; aber so lange von dir sein kann ich nicht, mein bester Liebster! Höchstens bleib ich Sonntag noch hier; weil Freitag etwas bei Hof ist, daß ich die chère mère nicht auch sehen kann. Aber es ist eine lange, lange Zeit. Schone dich aber um Alles in der Welt; arbeite nicht zu viel, daß du nicht ernstlich dir schadest; Ich möchte dich nur einen Moment sehen können.

Adieu, heute Abend noch ein Wort, ehe die Familie[3] abgefertigt wird; ich bin recht froh, daß wir sie haben; da höre ich morgen ein Wort von dir.

Ehe ich's vergesse, Lieber, gib dem Jungen Linens Kasten mit, den ich vergessen habe; versiegle ihn aus Vorsorge noch einmal; und Gustav Adolph, wenn du ihn nicht nöthig hast. Der Epoux wünscht ihn auch zu lesen. Wir trinken heute Thee im Holze am Schloß bei der chère mère.

Abends.

Eben erhalte ich deinen Brief,[4] mein Bester, es ängstigt mich, daß du krank bist; laß mir's ja wissen, wenn du gar noch Fieber dazu bekommst. Schick mir gleich eine Chaise; ich bitte dich um Alles; ach ich kann nicht ruhen, wenn ich dich nicht wohl weiß!

[1] Mainz, Sch. an Körner 2, S. 172.

[2] „Geld-Schatz," dem Coadjutor, auch „Schatz," lit. Nachl. 2, S. 2. Diese Spitznamen waren wohl in Erfurt aufgekommen, wenigstens excellierte Karoline v. Dacheröden darin.

[3] Wohl eine Botenfamilie, mit der chère mère, wie sie am 2. Mai schreibt, accordieren wollte.

[4] Vom 27., lit. Nachl. 1, S. 387.

Ungeduldig erwarte ich den morgenden Abend, Ich drücke dich an mein Herz.

Lotte.

Ich lege den Brief mit Fleiß in ein Buch, damit ihn die Familie nicht verlieren kann. — Hier ist ein Buch, das dich vielleicht interessiert. Macht es dir Spaß, so bringe ich die folgenden Theile mit. Adieu, adieu!

An Lolo.

(29. Juli 1790.)

Sei ganz ruhig meiner Gesundheit wegen, liebstes Herz. Das Zahnweh hat nicht angehalten, und sonst fehlte mir nichts. Ich war gestern Abends leidlich genug, um zu lesen, und auch zu Hufeland in den Klubb zu gehen, wo uns der schöne Abend und ein interessantes Gespräch verführt hat, bis nach eilf in dem schönen Garten zu bleiben. Mir ist heute frei und wohl um den Kopf, und nichts fehlt mir, als meine Lolo. — Aber sieh jetzt ja nicht auf mich, liebstes Herz; dein Dortsein ist eine Erleichterung für Line; sie kann den ganzen Tag dich genießen, und ich nur wenige Stunden. Mir ist es großer Trost, daß ich dich um Linens willen entbehre, und daß du ihr Freude machst.

Heute und morgen lese ich noch Collegien, weil mein Kopf am besten dabei ausruhen kann. — Von Montag an oder Dienstag befinde ich mich krank.

An den G. S. will ich nächste Woche gewiß schreiben. Wenn du Zeit findest, so schreib doch an meine zweite Schwester; ich bin ungeduldig nach Nachrichten von Hause. —

Diese Noten schickte gestern die Oerteln. Ich erbrach das Paquet, weil ich dachte, es wär' eine Zeichnung. Vielleicht kannst du die Musik jetzt in R. brauchen. Ich weiß nicht, welches Kästchen du meinst. Ich schicke dir dieses unter dem kleinen Tische.

Chère mère grüße herzlich und dem Epoux empfiehl mich.

Auf den Sonnabend schreibe ich wieder.

Adieu, liebstes Herz!

An Linen.

Sei doch ja froh, meine Liebe, daß U. sich so beträgt, da jetzt doch noch nichts geschehen kann. Eine anhaltende, verstimmte oder gar unfreundliche Existenz mit ihm könntest du nicht ertragen. Suche aber seine Weichheit dazu zu benutzen, daß er dir Freiheit über dich selbst läßt.

Liebe, ich kann mich in die Trennung von euch Beiden kaum finden. Mir ist als hätte ich diese fünf Monate in einem langen Traum gelegen, und aus diesem wäre ich nun erwacht zu meinem vorigen Leben. O wie selig, daß unsre Verbindung keine vorübergehende Erscheinung ist! daß ich Wirklichkeit umfasse!

Was macht Karoline? hat sie dir geschrieben? Willst du an G. S. schreiben, so kannst du mir den Brief zum Einschluß geben. Sag ihm etwas Leidliches über U. Ich glaube, es machte ihm Freude. So lange in der Hauptsache nichts geschieht, so kann ihn, wie ich denke, nur dein gutes Verhältniß mit U. beruhigen, und er öffnet sich dir um so viel freier, wenn er sich darüber keine Sorgen machen darf.

Liebste, lebe wohl! Ich kann euch nur flüchtige Worte sagen. Meine beste Seele ist bei euch. — Sieh, daß du hier bleiben kannst, wenn U. dich bringt.

Ich umarme euch meine Theuersten.

Lebt wohl!

Freitag gegen 11. (30. Juli 1790.)

Nur ein Wort heute, mein Liebster! Wie wohl that mir dein Brief gestern; denn es war mir so ängstlich, in Ungewißheit wegen deiner Gesundheit zu sein. Ich möchte dir heute viel sagen, aber meine chère mère ist krank und geht nicht aus; da soll ich Mittag bei ihr essen. — Montag bin ich wieder bei dir, mein Theurer! — Sollte aber die chère mère kränker werden, daß sie gar zu Bette liegen müßte, so bliebe ich noch ein Paar Tage bei ihr; sie ist so weich jetzt, und man muß sie so schonen. Es drückt sie etwas, so

scheint mirs, und vielleicht öffnet sich heute ihr Herz, und ich kann sie trösten, ihr Muth einsprechen. Doppelt fühle ich jetzt den Kummer Anderer, da ich selbst so glücklich bin, da ich in dir Alles finde, was mir nur werden kann, da du mir Alles gibst. Ach ich fühle nun stärker, wie viel man entbehrt, wenn man nicht glücklich ist! — Du bist in unsrer Mitte, mein Geliebter! Leb wohl, wohl! Mein Herz umfaßt dich. — Morgen schreibe ich an deine Schwester Louise.

Chère mère grüßt herzlich.

Deine

Lotte.

Hier ein Brief von der Stein. Du sollst deinen Gruß selbst lesen. —

Es ist besser, du wirst Montag krank, mein Lieber; denn es kann sein, daß eine Visite von hier nach Jena kommt, die ich sehen muß, und du nicht zu sehen brauchst, wenn du krank wärest!

Nach Empfang des im lit. Nachlaß I. S 387 abgedruckten Briefes vom 31. reiste L. am 2. August zurück.

(Rud. 4. Oct. 1790.) Montag gegen 12. [1]

Guten Morgen Liebster! Ich habe heute beim Erwachen die freundliche Sonne gegrüßt und mir gedacht, du würdest dich des Tags freun. Gehe ja recht viel spazieren; besuche das Rauchthal und unsern Fels. — Aber erst muß ich dir sagen, daß der Gri lebt; vielleicht erholt er sich wieder.

Nun zum Gold △,[2] denk nur! man hat in Erfurt gesagt, er sei gefährlich krank; aber man hatte leider bald wieder andre Nachrichten aus Mainz. Es könnte doch eine Vorbedeutung sein, und auf des lieben Mannes Ende deuten. Wenn es eintreffen

[1] An demselben Tage schrieb Sch. den im liter. Nachlaß I. S. 390 abgedruckten Brief.

[2] Dem Kurfürsten von Mainz, dessen Nachfolger Dalberg geworden wäre.

sollte, so darfst du nicht mehr über unsern Aberglauben lachen. Ich fand einen Brief von Karoline hier, die uns schön nach E. einladet. — U. ist fast platter geworden, dünkt mir. Gestern Abend war er nicht da. Ich hoffe, die lustigen Brüder hier, werden ihn schon anziehn.

Die Stein fragte mich gestern allein nach dem Kalender; da sagte ich ihr, sobald Alles gedruckt wäre, sollte sie die Geschichte haben.[1] Aber ich befahl ihr sehr strenge zu schweigen, ehe du herkömmst, und wenn du ein Exemplar mitbringst, so könntest du ihr wohl von Jena eins schicken; es machte ihr Freude, und sie fühlt, wie sehr man behutsam sein muß; doch hängt es nur von dir ab, mein theurer Lieber. — Ich möchte wissen, was du eben jetzt machst. Mir ists immer, als müßtest du mit mir sein, und fühle ich, daß du fern bist, so fühle ich mein Wesen nur halb, und Leerheit, wo ich hin sehe. O das schöne Schicksal, das uns vereinigt hat! Du mußt bald kommen, mein Bester! Alle wünschen es; U. auch sehr, der freundlich und artig über dich spricht und sich auch über mich gar sehr freut. Aber ich hoffe, man sieht ihn so viel nicht, und wir können zusammen sein. Adieu, adieu! — Ich schließe dich an mein Herz. Bewahre die königliche Tochter wohl. Laß bald von dir hören; mein Herz ist immer mit dir!

Donnerstag Abend. (7. Oct. 1790.)

Du denkst wohl jetzt, Liebster, deine kleine Frau schläft schon, aber spaße du sachte. Hier jagt sie Niemand zu Bette; aus einer Stube wohl in die andere; aber zu Bette jagt sie nur der Schlaf.[2] Dieser ist aber ganz bescheiden, denn er zögert lange mit seiner Ankunft und verläßt mich sehr frühe wieder. Aber ich bin doch wohl übrigens. Die Sonne scheint nur zu früh ins Zimmer und macht es zu helle.

Denk Lieber! Wie wir gestern bei der chère mère waren,

[1] Des dreißigjährigen Kriegs. Sch. Antwort s. im lit. Nachl. I. S. 391.
[2] Sch. lit. Nachlaß I. S. 391.

kam auf einmal der Onkel mit seinem Sohn, den er von hier aus nach Dresden schickt.[1] Er scheint nicht so bald gehen zu wollen. Er ist sehr kränklich und dauert uns. Auch läßt Lina sagen, er sollte uns gar nicht genieren; du solltest nur thun, als schriebst du früh. Ueberhaupt frühstückt Alles nach Zeit und eigenem Gefallen für sich. Du weißt ja, wie gut wir die Menschen entfernen können. Er sagt nichts über dein Schweigen, und du thust freundlich und artig mit ihm; da verliert er alle Ideen, die ihm vielleicht dein Schweigen gegeben haben; sei unbesorgt darüber! — Komm ja Sonntag; ach ich sehne mich so! Wie wird Alles schöner sein, wenn du da bist. — Ich habe den Abend die Arie gesungen quand le bien aimé reviendra und an meinen bien aimé gedacht. Wie mir dieser liebe Anblick wieder wird Freude geben! — Dein Brief[2] kam mir heute unerwartet; ich erwartete aus Bescheidenheit keinen, weil ich weiß, wie viel du zu thun hast! — Da du so viel zu thun hast, Liebster, so wollte ich dich erinnern, ehe du gehst, den Zettel ans schwarze Brett schlagen zu lassen. Ich will nur dir beweisen, daß ich auch ein gutes Gedächtniß habe, und höre das so gerne, wenn du deine kleine Frau lobst, daß sie an Alles denkt. —

Gute Nacht, bester Theuerster! Ich möchte schon die Stunden genau zählen können, wenn du hier sein kannst; komme ja Sonntag. — Die chère mère freut sich, dich zu sehen. Sie ist wohl und ruhig; zuweilen scheint es mir aber auch nicht so.

Der Tod des Gold △ ist ihr auch ein freundlicher Gedanke. Wir haben eine schöne Lektüre gefunden; eine Liebesgeschichte unsers Großvaters, der chère mère ihr Vater. Da haben wir ausgemacht, daß wir eine komische Familie wären. Mein Großpapa aber hat unedel gehandelt; aber nur das Romanhafte dabei ist mir lustig.[3]

[1] Sch. gab dem jungen Wurmb, der ins Cadettenhaus ging, einen Brief an Körner mit (2, 204).

[2] Nachl. I, S. 391.

[3] Aus dieser mysteriösen Verbindung stammte wahrscheinlich eine Halbschwester der Frau v. Lengefeld, die als Mad. Grivel née de Wurmb in Aubonne am

Freitag früh.

Den schönsten guten Morgen, Liebster! — Einen recht närrischen Einfall vom alten △ mußt du hören; der Kopf neigt sich nach dem Grabe. Die Krönung sollte den 4. Octbr. sein, der König wünschte es sehr; aber weil des Alten Staatswagen, den er in Paris machen läßt, noch nicht fertig ist, so muß der Kaiser bis zum 12ten warten. Das könnte man ihm als eine List auslegen und ihn seines Kurhuts berauben, nach unserm Plan. —

Die Frau läßt dir sagen, sie sehnte sich nach dir. Komme ja Sonntag; ich bitte dich so schön. —

Befiehl ja die königliche Tochter den Schätzen [1] an. —

Grüß Paulußens von uns! Adieu, adieu! Ich habe angefangen zu malen. — Ich schließe dich an mein Herz!

Lotte. [2]

Weimar, Mittwoch früh gegen 11. (12. Januar 1791).

Guten Morgen, theurer Lieber! Es ist schön, daß dich dein Husten verläßt. Mir ist oft so bang, und ich sehne mich nach dir. Wie ich das Leben ohne dich hätte tragen können, wenn uns das Schicksal nicht vereinigt hätte, könnte ich mir nicht denken, denn die kurze Entfernung thut mir schon so weh. —

Gestern hab' ich Beck [3] im Verbrechen aus Ehrsucht spielen

Genfer See wohnte, von ihren Verwandten besucht worden war und sowie ihre Töchter und Schwiegersöhne an Lotten freundliche Briefe schrieb, die sich noch erhalten haben. Diese Schwester meinte Schiller vielleicht in seinem Briefe an Streicher vom 14. Januar 1783, worin er den hier erwähnten Onkel, den Major Ludwig von Wurmb, als seinen Freund rühmt. Aus dem Ton von Lottens Briefe geht hervor, daß die Erinnerung an jenes auflodernde Freundesgefühl Schiller, wahrscheinlich beiden Theilen peinlich war. Ueber den Onkel vergleiche Bechstein, Mittheil. aus dem Leben der Herzoge von Sachsen-Meiningen, S. 201 ff.

[1] Den Fräulein v. Seegner, ihren Hauswirthen. „Die königliche Tochter,“ auch „Infantin“ ist die Katze.

[2] Sch. kam am 11. Oktober nach R.

[3] Aus Mannheim, dessen Gastspiel die Herzogin Amalia am 7. Febr. 1791 gegen Knebel rühmt (Knebels lit. Nachl. I. S. 205). Er spielte den Eduard Ruhberg in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht am 11. Januar 1791, an dem Tage,

sehen. Er spielt sehr schön; er würde dir Freude gemacht haben; ob es gleich die Andern natürlich schlecht gemacht haben, so hat mich das Stück doch sehr gerührt. —

Heute geh ich zu Wielands; die sind nicht weit von uns,[1] und morgen sollen die andern Besuche abgetragen werden. — Die Stein geht heute noch nicht aus. — Ich hoffe dich Sonnabend oder Freitag zu sehen, Liebster.

Wir haben eben Lips Portefeuille, wo gar schöne Sachen sind. —

Grüß Paulußens von mir, und nimm dich doch ja der Infantin[2] an.

Die liebe Stein grüßt dich herzlich; sie will mich jetzt zeichnen.[3] —

Leb wohl, wohl theurer Lieber! Sei gesund, und denke deiner kleinen Maus oft. —

Morgen lasse ich dir sagen, ob wir Freitag, oder Sonnabend kommen.[4]

Der Frau Hofräthin Schiller,
abzugeben bei der Frau von Stein
Pressant. in
Aus Gefälligkeit. Weimar.

Samstag, den 15. (Januar 1791).[5]

Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn du gleich nach Empfang dieses Briefs einen Wagen nähmest und hier her führest.

als Schiller von Weimar, wo er Beck zu seiner Freude angetroffen hatte, in Jena eintraf (an Körner 2, S. 224). Lotte war mit Karoline von Erfurt in Schillers Gesellschaft nach Weimar gekommen und einige Tage bei Frau v. Stein zurückgeblieben.

[1] Sie wohnten neben dem Gasthof zum Erbprinzen.

[2] Der Katze, über die Sch. auch am 5. Okt. berichtet (lit. Nachl. 1, S. 391).

[3] Das hübsche Bildchen ist noch in Emilie von Gleichens Besitz. Schon im vorigen Jahre hatte Frau v. Stein Lotten zeichnen wollen (s. Karolinens Brief vom 28. Januar 1790), war aber, wie es scheint, nicht dazu gekommen.

[4] Durch den folgenden Brief, der zeigt, daß Sch., als er von einer schrecklichen Krankheit befallen wurde, allein war, wurde der Schwestern Aufenthalt ein jähes Ende gesetzt.

[5] Die ganz entstellten Züge dieses Briefes zeigen, welche Anstrengung er dem Kranken gekostet hat.

Meine Krankheit ist wieder gekommen; weil ich darauf zählte dich heute zu sehen, so schrieb ich nichts. Aber dich länger zu vermissen wäre mir schmerzhaft. Gefahr hat es keine mehr. Stark ließ mir eine tüchtige Aderlässe thun, und auf das hat das Fieber sich in etwas gebrochen. Grüße die Stein, lebe recht wohl, und laß mich dich ja heute noch bei mir sehen.

S.

Mittwoch früh (29. August 1794).[1]

Guten Morgen, Liebster! Der Bote ist mir herzlich erwünscht, denn ich sehnte mich von dir zu hören und dir etwas von mir zu sagen. Deinen Brief habe ich noch nicht von der Post, hoffe ihn aber noch zu bekommen. Schreib auf die Adresse künftig: Abzugeben bei dem Hofgärtner Kohlmann. Da bekomme ich sie etwas früher, weil der Postillon durchs Schloßthor gehen muß.

Der kleine liebe Sohn ist wohl und freundlich und ist ziemlich bekannt hier, sein Näschen ist bald wieder besser. Unterwegs war er nicht so ruhig als auf der großen Reise und weinte, wenn er stand, daß er keinen festen Tritt fassen konnte. Ich bin wohl und lebe so ruhig fort in mir. Von außen ists nicht so ruhig um mich, und ich treibe mich hier und dorthin; doch sind Alle so gut hier, dies macht mir Freude in Ermangelung des Besseren. Die Fürstin interessirt mich mehr, als ich glaubte, sie ist so verständig; über U. spricht sie sehr vernünftig und gut. Die Frau[2] ist hier, als wäre nichts vorgefallen und spaßt über die Scheidung u. s. w. Dank für die schönen Trauben, hier sind Pfirsiche dafür. Adieu, Lieber, grüße Bills[3] herzlich.

Der kleine liebe Sohn schläft. Er sieht sich immer sehr um, wenn ich frage, wo ist Papa?

Adieu, Adieu! Morgen mehr.

Die chère mère grüßt herzlich und die Frau.

[1] Sch. an Körner 3, S. 192.

[2] Karoline.

[3] Humboldt's Bill, William.

Sonntag früh (2. Sept. 94).

Guten Morgen, Lieber! ich hoffe, dir ist wohl, der kleine liebe Sohn wird nun bald noch Zähne bekommen, auch im Schlaf greift er sich in den Mund. Er ist gar artig, alle Morgen weckt er mich und legt sein Köpfchen so freundlich an. Auch alle Menschen, die er sieht, lacht er an, bis auf die Garde-Reuter vor den Zimmern, und freut sich sehr über Alles.

Leb wohl, lieber Bester, bleib gesund. Die chère mère grüßt herzlich. Ich hoffe, du hast nun meinen Brief von gestern und die Pfirsiche. Auch die Frau grüßt. Die Zeit ihrer Reise ist noch unbestimmt. Grüße Bills herzlich. Adieu! Adieu!

Montag, den 8. Sept. 94.

Hier ein Brief von der Kalb an dich und zwei von Wolz. an die Frau. Da du gar nicht schreibst, wann die Frau zurückkommen werde, so wollte ich diese Briefe nicht hier liegen lassen. Indessen will ich noch hören, ob der Bote mir keine bestimmtere Nachricht bringt. Auf den Mittwoch kommt Prof. Paulus durch Rudolstadt und wird dich, wenn er kann, einen Augenblick sehen. Solltest du Zeit haben, so könntest du ihm etwas von Briefen mitgeben. Ich habe an Danneckern geschrieben.[1]

Sonst ist hier weiter nichts vorgefallen; der kleine Bill[2] hat noch kein Fieber, obgleich schon der neunte Tag ist, aber die Wunde ist entzündet. Li[3] ist auch besser und hat mich heute Vormittag besucht.

Ich bin noch nicht ausgegangen. Gestern schlief ich vor 11 Uhr auf dem Sopha ein. Bill kam, und ich führte im Schlaf ein Gespräch mit ihm. Er ging bald und ich schlief glücklich fort bis früh ½6 Uhr, wo ich ordentlich zu Bette ging und mich, wie ein anderer Mensch, auszog.

[1] An Körner 3, S. 204.
[2] Wilhelm v. Humboldt, dem die Blattern eingeimpft waren.
[3] Karoline v. Humboldt.

Große Tractamente fallen jetzt nicht bei mir vor. Gewöhnlich bestelle ich das Mittagessen, wenn es schon auf dem Tisch stehen sollte, und da besteht es denn höchstens in einem Eierkuchen oder in Kartoffeln. Weil ich aber viel schreibe, so habe ich wenig Appetit und gehe manchmal ungegessen schlafen. Obst ist indessen gar nicht ins Haus gekommen, und die Pfirsiche habe ich mit Bills getheilt, weil ich dem Obst nicht mehr traue.

Ich freue mich auf den Boten, der mir von meinen lieben Kindern Nachricht bringen wird. Dem Goldsohn tausend Küsse. Lebe wohl.

Sch.

Ezelbach, den 10. früh (September 1794).

Paulus hat mich gestern verfehlt; er fragte hier im Gasthof nach mir, aber da Gleichens und die chère mère gestern in die Comödie gefahren waren, so glaubte man, ich wäre auch mit und sagte es ihm. Ich blieb lieber hier, denn ich hätte eine Nacht wegbleiben müssen und also den kleinen Sohn verlassen müssen; von euch beiden Lieben kann ich mich unmöglich trennen.

Die Frau wird wahrscheinlich Sonntag abreisen; so lange bleiben wir hier. Mir thut die Ruhe recht wohl, und ich freue mich der schönen Gegend doppelt. In R. ist es doch sehr unruhig und ein ewiges Treiben, das man auf einen Tag wohl vertragen mag, aber man fühlt es doch in der Länge nicht angenehm.

Ich bin recht in Sorgen, Liebster, daß du nicht gut versorgt wirst, und möchte die Louise recht auszanken, daß sie an gar nichts denkt. Die unordentliche Diät könnte dir doch schaden. Bei Goethe wirst du ordentlicher leben müssen hoffentlich. Ich freue mich darauf, daß du mit ihm leben wirst; es wird dir viel schönen Genuß gewähren, und ich möchte wohl eure Gespräche hören können, und seine Kunstsachen sehen.

Morgen kommt vielleicht die Stein her; dies freute mich sehr,

wir haben sie eingeladen. Des U. Verlobte[1] ist auch eine Gelehrte (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch hier) und macht Gedichte; ein Buch voller Sentenzen ist ihr Lieblingsbuch. Du stehst bei ihr in großem Ansehen, und sie heißt dich nur den Einzigen! W. hat wieder mancherlei unangenehme Geschichten gemacht und mengt sich in Sachen, die ihn gar nichts angehen, aus allzugroßer Geschäftigkeit und Leerheit. Die Kalb ist die wärmste Vertheidigerin der Frau und interessiert sich mit solchem Eifer für sie, daß es allen Menschen auffällt. Was hat die Hölderlin geschickt?

Ich fürchte, der kleine Bill bekommt die Blattern spät, und meine Abwesenheit von dir wird dadurch verlängert, und es thut mir weh, daß ich nun nicht mehr die Tage so genau zählen kann. Der kleine liebe Sohn arbeitet noch immer an seinen Zähnen, nun muß hoffentlich bald einer erscheinen. Sonntag ist sein Geburtstag; daß du mit uns sein könntest, Lieber! Heut' hat er Papa gesagt, er ist gar freundlich und macht es allen Thieren nach; die freie Aussicht und gute Luft thun ihm wohl. Alle haben ihn lieb, der Mann, den er Ma ruft, gibt sich viel mit ihm ab, das Kleine auch und die chère mère.

Er legt sein Köpfchen so artig an die chère mère, wenn man fragt, wo ist Großmama? Auch geht er fleißig am Laufband. Uebrigens schlägt er auch oft und hat letzthin die Herzogin geschlagen und macht mit Niemand Complimente. Sein Näschen ist ganz gesund.

Ich wollte heute gern etwas von dir hören, Lieber, aber es kam nichts, nun hoffe ich auf den Sonnabend. Die Stein geht erst den 19ten nach Kochberg, da besuchst du sie wohl, wenn du in W. bist. Adieu, Adieu! Ich umarme dich herzlich. Alle grüßen dich.

Freitag, den 12. Sept. 1794.

Ich habe seit einigen Tagen mit rechter Ungeduld auf Nachricht von dir gehofft, ob ich gleich wußte, daß ich keine zu erwarten

[1] Geb. v. Bibra.

hatte. Zwischen dem Dienstag und Sonnabend ist ein gar langer Zwischenraum, der sich aber jetzt hoffentlich aufheben wird. Auf den Sonntag oder Montag[1] gehe ich nach Weimar ab, wenn irgend meine Gesundheit es verstattet, und dann verändern sich unsere Posten. Hieher nach Jena wirst du vor dem 10ten October nicht kommen dürfen, denn das Blatterngift hat bei dem kleinen Bill nicht gefaßt, und er ist heute wieder inoculiert worden. Du kannst aber, wenn es dir in R. nicht mehr gefällt, sobald nach Weimar kommen als du willst, denn nunmehr ist von mir keine Ansteckung zu fürchten. Ich werde mich in W. nach einem Logis für uns erkundigen, denn sobald du kommst, ziehe ich von Goethen aus, wo ich doch einige Bequemlichkeiten vermissen dürfte. Herzlich verlangt mich nach meinen Lieben, und ich bin doppelt froh, daß es sich so gefügt hat, daß wir einander in Weimar früher wieder sehen, denn ohne diesen Zufall wären wir volle 5 Wochen von einander entfernt gewesen.

Ich lege dir eine englische Iphigenia[2] bei, die mir Goethe gestern geschickt hat.[3] Sie wird dir Freude machen. Auch ist an die kleine Maus noch ein anderes Geschenk gekommen, das sie aber erst finden kann, wenn sie nach Jena kommt. Es ist sehr hübsch und sehr brauchbar. Eine Schweizerische Bekanntschaft von euch, H. Rieter aus Winterthur, wird auch dieser Tage nach Rudolstadt kommen und euch aufsuchen. Er soll sehr gut malen.

Die Stein hat mir dieser Tage geschrieben, daß Goethe kürzlich bei ihr gewesen,[4] welches mir unerwartet gewesen ist. Von allen Orten her erfahre ich jetzt, wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut. An Meiern in Dresden hat er, wie

[1] Nach dem Briefwechsel zwischen Sch. und G. Nr. 11 Sonntag Nachmittag.
[2] An Körner 3, S. 198.
[3] Briefwechsel Nr. 10 und 11 (unter demselben Datum).
[4] Wegen einer Bestellung an ihren Sohn. Goethe an Frau v. Stein 3, S. 64.

Körner schreibt,[1] vieles darüber geschrieben und auch mit der Stein viel davon gesprochen.

Die Herzogin Mutter kommt auf einige Wochen hieher.[2]

Alexander[3] hat an mich geschrieben und freut sich sehr über die Horen und die Verbindung mit mir. Auch Jacobi[4] will mitarbeiten.

Ramdohr war hier und hat mich besucht. Eine nicht ganz uninteressante Bekanntschaft für mich, obgleich nicht sonderlich viel an ihm sein mag. Er spricht über Kunstsachen verständig, obgleich viel zu anmaßend; aber da ich jetzt gerade mit diesem Fach umgehe, so freute mich doch mit einem so heterogenen Kopf darüber Ideen zu wechseln.[5]

H. Jenisch schickte mir dieser Tage seine berüchtigte Borussias zum Geschenk und entwaffnet mich dadurch, daß ich über dieses elende Product nun nichts sagen werde.

Mit meinem Schlafen ist es diese ganze Woche recht gut gegangen, und überhaupt habe ich mich viel erträglicher befunden. Jetzt spüre ich das unruhige Wetter wieder, doch geht es noch. Heute Mittag hat Bill Henderichen[6] und Fichten bei mir tractiert. Li konnte aber nicht kommen, weil man den kleinen Bill nicht austragen darf.

Ich corrigiere jetzt meine Correspondenz mit dem Prinzen v. A. und lasse daran abschreiben. Diese Arbeit bekommt nun ein ganz anderes Ansehen und gelingt mir sehr.[7] Nun bin ich voll Erwartung, was die Berührungen mit Goethen neues in mir

[1] Körner 3, S. 194.

[2] Sie zog am 9. Oktober nach Weimar (Knebels Briefw. mit seiner Schwester, S. 123).

[3] v. Humboldt, damals preuß. Oberbergmeister in Baireuth.

[4] Friedrich (s. Sch. an Goethe Nr. 11 und an Körner a. a. O.).

[5] Seine Charis hatte er im Jahr 1793 gelesen. Sch. an Körner 3, S. 197 und S. 147.

[6] Major v. Hendrich.

[7] Die Briefe über die ästhetische Erziehung, an Körner a. a. O.

entwickeln werden. Wir finden bei ihm einige schöne Landschaften, die er dieser Tage von Neapel erhielt. Jetzt lebe wohl, liebes Herz. Den Goldsohn küsse mir tausendmal zu seinem Geburtstag.[1] Schreibe ja recht fleißig, wie es dir und dem Kleinen geht, und was sich etwa neues an ihm entwickelt. Deine künftigen Briefe laufen nach Weimar. Grüße alle Rud. Freunde herzlich. Lebe wohl.

Sch.

Weimar, 16. Sept. 94.

Seit 3 Tagen bin ich hier und nun schon ziemlich bei G. eingewohnt. Ich habe alle Bequemlichkeiten, die man außer seinem Hause erwarten kann, und wohne in einer Reihe von 3 Zimmern vorn hinaus. Diese meiste Zeit aber bin ich fast immer mit G. zusammen gewesen, doch ohne den ganzen Genuß dieses Umgangs, weil ich mich selten wohl befand. Die Nächte waren viel besser, und ich schlief bald ein, aber meine Krämpfe incommodierten mich den Tag über so sehr, daß ich nicht einmal die Stein besuchen konnte, ob ich gleich heute Nachmittag schon auf dem Wege war, und ihr Haus erreicht hatte. Sie war aber bei ihrer Mutter, wohin ich auch invitiert war, und dorthin konnte ich mich nicht mehr tragen, mußte also in ihrem Hause eine Viertelstunde anhalten, um mich zu erholen und dann wieder nach Hause gehen. Sage ihr doch dieses und entschuldige mich.

Ich habe bei G. schon schöne Landschaften gesehen. Wir haben viel über Sachen gesprochen, auch von seinen Arbeiten in der Naturgeschichte und Optik hat er mir viel Interessantes erzählt. Doch alle diese Sachen, die für Briefe zu weitläufig wären, will ich aufsparen, bis wir uns sehen. Gesehen habe ich hier noch Niemand, doch bin ich heute Vormittag mit G. im Stern spazieren gewesen. In seinem Hause sah ich noch Niemand als ihn.

Ich habe auch nach besserer Ueberlegung gefunden, daß es

[1] 14. September.

besser ist, wenn du nicht hieher kommst. Da die Stein nicht hier ist und es schwer halten würde, in Goethens Nachbarschaft gleich ein Logis zu finden, so würde für uns beide nicht viel dadurch gewonnen. Besser also, du bleibst noch 14 oder 18 Tage in R., bis die Blattern vorbei sind. Es ist überhaupt möglich, daß sie gar nicht ausbrechen, denn Bill schreibt mir, daß die zweite Wunde auch schon wieder heile. Auf den Sonnabend muß es sich entscheiden.

Ich sehne mich doch herzlich nach euch, ihr Lieben, und nach dem ruhigen Zusammenleben mit euch. Es wird mir nach der langen Träumung desto willkommener sein. Lebe wohl, mein Liebes, und küsse den Goldsohn tausendmal.

Der chère mère meinen herzlichen Gruß.

Sch.

Mittwoch den 17. Sept. 1794.

Ich hoffe, dir ist bei der schönen milden Luft auch wohl, mein Lieber, und du genießest sie im Park. Ich bin gestern und heute schon den ganzen Tag im Freien gewesen. In der chère mère Garten ist's so angenehm jetzt, so schattig, und Alles ist so fruchtbar; ich war gestern zum erstenmal da. Und es ist mir doch ein trauriges Gefühl, daß die gute chère mère, die so gern mit ihren Kindern lebt und in Karolinens Umgang so viel Freude fand, jetzt sich so in ihren Hoffnungen betrogen sieht. Ich änderte es gern, wenn ich könnte.

Ich lebe wie die ersten Tage meines Aufenthalts hier, mit derselben Gesellschaft. Vorgestern Abend war Souper beim Geheimerath, da war ich denn auch mit. Er ist noch immer der Alte, sehr freundlich und gütig gegen mich. Er hat sich lassen von Lips in Kupfer stechen.

Hast du den 4ten Theil von Herders Briefen gelesen? Ich glaube, es würde dich freuen. Was er über die Humanität Homers sagt, hat mich interessiert. Bode kommt auch darin vor, und sein Lob ist nicht übertrieben; daß er Verdienste als Uebersetzer hat,

ist doch wohl nicht zu läugnen, und viel mehr sagt auch Herder nicht von ihm. Ich bin sehr begierig, ob du auch mit Herder näher bekannt wirst.

Ich hoffe, du schreibst mir durch den Boten ein paar Zeilen, daß ich höre, was du machst. Es vergeht doch ein Tag nach dem andern, und es wird hoffentlich nicht mehr lange währen, daß wir wieder beisammen sind.

Der kleine liebe Sohn ist wohl und sagt jetzt ordentlich Papa. Er ist viel im Freien bei dem Wetter. Die chère mère hat ihm einen schönen Fallhut geschenkt zum Geburtstag von blauem Atlas, aber es ist keine Möglichkeit, ihm ihn aufzusetzen, weil er ihn gleich wieder abwirft. Wir haben uns schon alle Mühe gegeben; nach und nach lernt ers, denke ich. —

Leb wohl, lieber Bester, ich sehne mich sehr nach Nachricht von dir, sei wohl und genieße deinen Aufenthalt bei Goethe recht. Grüß ihn von mir. Adieu! Adieu!

Lotte.

Weimar den 20. Sept. 94.

Meinen Brief von Weimar wird mein Liebes nun vermuthlich haben. Seit dieser Zeit ging es ganz ordentlich mit mir, bis auf ein Reißen in den Lenden, das ich mir durch eine Erkältung zugezogen haben mag, und das einmal früh Morgens so stark war, daß ich mich nicht im Bette rühren konnte. Es hat aber schon denselben Tag abgenommen und hindert mich doch nicht mehr an den nothwendigsten Bewegungen.

Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu, so daß ich, bei meinem langen Schlafen, kaum für die nöthigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis Nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr decent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen

Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen und dergleichen. Ich habe ihm meinen Plan zu den Maltesern gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der reg. Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut dazu Rath werden, denn er hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als Wallenstein. Er hat mich gebeten, seinen Egmont für das Weim. Theater zu corrigieren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch thun.[1] Meinen Fiesko und Cabale und Liebe räth er mir auch nur ein wenig zu retouchieren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden. Was seinen Antheil an den Horen betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns, und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessieren, und dieser Briefwechsel soll dann in den Horen gedruckt werden.[2]

Herdern sprach ich gestern zum erstenmal nebst Rehberg und dessen Schwester, die eben hier sind. Rehberg hat eine fatale Physiognomie und mißfällt überhaupt, wenigstens auf den ersten Anblick. Seine Schwester ist ein artiges Geschöpf. Herder hat sich sehr alt gemacht, war aber recht freundschaftlich. Ich werde ihn nächstens einmal besuchen. Ausgegangen bin ich noch nirgends.

Humboldt war unterdessen wieder bei mir.[3] Er zweifelt, ob die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden, und in diesem Fall könntest du also in 8 Tagen ohne Anstand nach Jena zurück. Zwar hat Hufeland sein Kind inoculiert, dieß wird aber auf unsern Karl keine Folgen haben. Wann ich wieder nach Jena zurückgehe, weiß ich noch nicht. Jetzt ist es gerade eine Woche, daß ich hier bin, und da ich gar nichts hier arbeiten kann, so will ich es doch

[1] Im J. 1796 geschah es.
[2] An Körner 3, S. 204.
[3] Bis zum 19.

nicht zu lange machen. In 8 Tagen werde ich mich also wohl auf den Rückweg machen. Wie froh will ich sein, meine Lieben da zu finden! Grüße chère mère und unsre Rud. Freunde recht schön von mir. Dem Goldsohn tausend Küsse. Vergiß nicht, mir die Sevigné, die Heloise und den Rollin mitzubringen. Adieu, liebes Herz.

Sch.

W. den 24. Sept. 94.

Bill schreibt,[1] daß die Hoffnung nun ganz verschwunden sei, daß die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden. Du kannst also ohne Anstand auf den kommenden Sonntag als den 28sten, wenn du willst, deine Rückreise antreten. Wo möglich werde ich an dem nämlichen Tag, wenn nicht früher, auch in Jena sein.[2] Meine Briefe, die ich von hier aus an dich schrieb, wirst du hoffentlich nunmehr haben. Den letzten habe ich erst vorgestern abgeschickt. Von dir habe ich gestern zwei zugleich erhalten.

Die Nachrichten vom lieben Sohn freuten mich sehr. Ich vermuthe, daß ich ihn sehr verändert finden werde; weil du ihn täglich siehst, so können dir seine Fortschritte nicht so auffallen. Herzlich sehne ich mich nach euch beiden.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir übrigens sehr gut. Stelle dir vor, daß ich die zehen Nächte, die ich nun schon hier zugebracht habe, vortrefflich geschlafen habe, ohne durch Krämpfe gestört worden zu sein. Gewöhnlich war ich schon halb 12 Uhr, auch manchmal noch früher, im Schlaf. Bei Tage aber war es in dem Verhältniß nicht besser, wiewohl ich noch ganz gut mit meinem Befinden zufrieden bin. Meine guten Nächte sind vielleicht meiner gänzlichen Enthaltung von Kaffee, Thee und Obst zuzuschreiben, und vermuthlich auch dem ordentlichen Abendessen, wo ich immer Wein und niemals Bier trinke. Ueberhaupt trinke ich

[1] Briefwechsel zwischen Sch. und H., S. 106.
[2] Er kam schon am 27. (an Körner 3, S. 202).

des Tags mehr Wein als gewöhnlich, und dieser scheint mir besser als warme Getränke zu bekommen. Gemüse esse ich Mittags und Abends, und doch vermehren sie meine Blähungen nicht.

Das Spazierengehen mit G. abgerechnet, bin ich hier noch gar nicht ausgegangen, und noch bei Niemand gewesen. Ich war zu Herdern invitiert, befand mich aber nicht wohl genug dazu. Den Tag darauf sprach ich ihn und sie mit Rehbergs hier im Hause.

Alles Uebrige mündlich. Lebe wohl, Liebstes, und tausend Küsse dem Goldsohn. Chère mère grüße herzlich, auch Ulriken und Gleichens sage viel Freundschaftliches von mir. Adieu.

Weimar den 26. Sept. 94.

Dieß ist der vierte Brief, den ich dir von hier aus schreibe, rechne also nach und sieh, ob keiner verloren gegangen ist. In dem letzten schrieb ich dir, daß du den 27. oder 28sten ungehindert zurückkommen könnest, weil der kleine Bill die Blattern nun nicht mehr bekommen kann. Ich selbst werde Sonnabend Mittag wieder in Jena eintreffen und euch mit Sehnsucht erwarten.

Vergiß nicht, die Bücher von der Bibl. und der chère mère mitzubringen.

Herzliche Grüße an unsre Freunde und tausend Küsse dem Goldsohn.

Die Frau ist diesen Mittwoch hier durch mit Humboldt. Ich habe sie nicht gesehen. Adieu. Sch.

Montag Nachmittag, 11. Juli 96.

Freude, liebe chère mère! Vor zwei Stunden kam unsere liebe kleine Frau mit einem frischen und muntern Jungen glücklich nieder.

Wie würde chère mère uns erfreuen, wenn sie uns jetzt auf eine Zeitlang besuchte. Lolo würde alles noch einmal so leicht überstehen, und auch mir würde es ein wahrer Trost sein. Auch rechnet Lolo gewiß darauf und hofft Sie auf den Mittwoch oder spätestens Donnerstag, wo der kleine Ernst getauft werden soll, hier zu sehen.

Haben Sie die Güte, beste chère mère, Inlage an den

Oncle zu befördern und die gute Botschaft Gleichens und Ulriken, die ich schönstens grüße, zu überbringen.

Lolo grüßt chère mère aufs beste; der kleine K. machte große Augen über das Brüderchen und kann sich noch nicht recht darein finden.

Leben Sie tausendmal wohl und denken Sie, daß wir Sie für gewiß in wenigen Tagen hier zu sehen hoffen.

Aufs herzlichste grüßt Sie

Ihr

ewig dankbarer und ergebener Sohn,

Fr. Schiller.

Nur ein paar Worte, chère mère, damit Sie wissen, wie es nach Ihrer Abreise um uns steht. — Mit dem Kleinen geht es noch so, wie Sie ihn verlassen haben, und Starke meint, daß ihm die Säure zu schaffen mache, und alle seine Krämpfe davon herkommen, deßwegen er ihm auch Magnesia verordnet hat. Lolo ist recht brav und umarmt chère mère tausendmal. Ich lasse sie die nächste Post und Botentage noch nicht schreiben, und was also neues geschieht, müssen Sie von mir sich erzählen lassen.

Daß die Franzosen in Würzburg, ja schon in Schweinfurt sind, wissen Sie wohl; doch ist noch immer keine Gefahr, daß sie uns einen Besuch machen. Die Frau aber könnte es wohl aus Bonnland hierher treiben.

Wir wünschen, daß chère mère recht glücklich angekommen ist und Alles eben so dort gefunden haben möge.

Tausendmal danken wir Ihnen für Ihr Hiersein, seit Sie weg sind fühlen wir uns so einsam und verlassen.

Adieu, chère mère. Nächsten Sonnabend hoffe ich Ihnen wieder gute Nachrichten zu geben.

Karl grüßt schön. Lolo küßt chère mère tausendmal die Hände.

Ihr

Jena, den 26. Juli 96.

gehorsamster Sohn

Schiller.

Jena, den 25. Dec. 97.

Wie angenehm bin ich vorgestern überrascht worden, chère mère, als ich beim Aufstehen Ihre schöne glänzende Gabe und die niedliche Weste fand. Für beides danke ich Ihnen herzlich; ich wüßte wirklich nicht zu sagen, welches von beiden mir das liebste ist. Denn die Weste ist überaus schön, und da Sie selbst Sich damit beschäftigt haben, so werde ich sie mit einer wahren Freude tragen. Das silberne Geschenk hat mich ordentlich erschreckt, denn es ist sehr kostbar, und was haben wir, chère mère, um auch Ihnen wieder eine Freude zu machen. Wären Sie wenigstens öfter bei uns, so könnten wir Ihnen doch unsre herzliche Liebe zeigen.

— — — — — — — —

(Das Ende abgeschnitten.)

ich Ihnen etwas vorlesen zu können, was Ihnen Vergnügen macht, und das wird auch mein Vergnügen seyn, denn ich ehre Ihr Gefühl, es ist zart und wahr, und wenn ich Sie rühren kann, so bin ich mit meiner Arbeit zufrieden. Kommen Sie ja, sobald es die Umstände erlauben.

Wenn der Wallenstein fertig ist, so kommen wir gewiß nach Rudolstadt. Ich denke mit Vergnügen daran, denn Rudolstadt ist mir durch so Vieles theuer; ich finde dort die Erinnerung an eine frohe Zeit meines Lebens. Der Kreis, worin Sie leben, würde sehr anziehend für mich sein, und ich würde es für ein Glück halten, immer darin leben zu können. Und nun leben Sie wohl, beste chère mère. Lolo und Karl grüßen Sie aufs schönste. Bleiben Sie gesund und seien Sie immer so glücklich als Ihnen wünscht

— — — — — — — —

(Die Unterschrift ist abgeschnitten, daher auch die oben angezeigte Lücke.)

Rudolstadt, den 4ten Juni 98.

Es ist mir wie ein Traum, daß ich an dich schreibe, Lieber, und ich kann es noch nicht recht glauben, und es ist mir, als wenn du auch kommen müßtest.

Der Postillon, dem wir bei Kahle begegnet sind, wird dir hoffentlich gesagt haben, daß wir glücklich bis dahin gekommen sind. Der Weg war gar nicht so schlimm, und von Wasser keine große Spur mehr als auf den entfernteren Wiesen zu sehen. Griesbachs haben es früh schlimmer gefunden, nach der Aussage des Kutschers, und daher kam ihre Aengstlichkeit. Um halb 11 Uhr sind wir angekommen und mußten zu Fuß den Schloßberg hinaufsteigen, weil die Pferde zu müde waren; dies war die einzige Unbequemlichkeit. Der K. hat sich sehr gut gehalten, wenn der Wagen so arge Stöße gab, so fragte er nur, ob wir nicht bald in Rudolstadt wären. Zuweilen hat er die Zügel in die Hand genommen und hat sich eingebildet, er führe uns.

Die chère mère fanden wir schon im großen Négligé und die Prinzeß im Bette, und der K. bekam nichts als Gebackenes mehr zu essen, weil es so spät war. Da fragte er mich diesen Morgen ganz ernsthaft: heute essen wir aber doch? Die Fürstin hat ihre große Freude über den K., und sie ist überhaupt sehr artig und gut, und man muß sie sehr lieb haben.

Die chère mère will nicht, daß ich Freitag gehen soll und will dir selbst schreiben. Ich habe ihr gesagt, ich wolle dir schreiben. Wenn du wohl bist und Ernst auch, und die Hausgeschäfte werden ordentlich besorgt in Goethens Anwesenheit, so will ich noch bis Sonntag bleiben,[1] denn die chère mère will es so gern; daß ich aber gern zu dir komme, weißt du. Schreib mir Mittwoch durch die Post; wenn ihr wohl seid, und sonst Alles ordentlich geht, daß ich nicht denken muß, du mußt etwas entbehren, so schreib mirs, und ich thue es der chère mère wegen. Sie meint, wer wüßte, ob ich bald wieder so wegkommen könnte. Es hat mir einen Entschluß gekostet, dich zu verlassen gestern, Liebster, mehr als ich dachte, und hätte ich meinem Gefühl gefolgt, so wäre ich geblieben, und doch hätte es mir weh gethan, der chère mère nicht die Freude zu

[1] 11. Juni schreibt G. grüßend: „(Sie) Ihre liebe Frau, wie sie angekommen ist."

machen; sie freut sich so sehr über mich und den K. Aber sage mir ja offenherzig, wie es dir am liebsten ist. Das Ernstchen sehe ich immer im Geist, und jedes Kind, das ich sehe von seinem Alter, rührt mich.

Ich wollte dir noch sagen, wenn dir das Lokal fremd ist in dem Anfang des Gedichts, ich vergaß es gestern. Die ewige Jungfrau ist ein Gletscher, und das Denkmal des Fremdlings, ist ein Obelisk, den der Abbé Raynal Wilhelm Tell zu Ehren auf dem Vierwaldstädter See hat errichten lassen. Es macht mir Freude, wenn du es liest, ich habe so eine Liebe dafür. — Der Herr K. schreit und springt mit dem Prinzen vor der chère mère Fenstern herum und ist sehr lustig. Sei so gut und sage der Christine, daß sie meine Stube scheuert, wenn du sie nicht brauchst eben. Ernstchen küsse von mir, ich schließe dich an mein Herz. Grüß Goethe und schreib mir ja offenherzig, ob es dir recht ist, wenn ich bleibe.

Liebe Lolo.

Eure gute Ankunft bei der chère mère freut mich herzlich. Das Wetter blieb auch hier den ganzen Nachmittag schön und beruhigte mich wegen deiner Reise.

Goethe kam Montag Abend hier [1] an und läßt dich grüßen. Ernstchen ist wohl auf und unterhält mich an einem fort mit seinen vier Wörtern. Ich habe mich bis jetzt auch wohl befunden. Die Leute machen ihre Sachen recht, so daß du wegen deines längern Ausbleibens ganz beruhigt sein kannst.

Von der Kalb ist der Cotta'sche Calender mit einem Billet, das ich beischließe, eingelaufen.

Grüße chère mère herzlich von mir, ich freue mich, daß wir sie bald hier sehen werden. Karlchen einen Kuß, lebe recht wohl und sei vergnügt Dienstag Abends.

6. Juni 1798.

Sch.

[1] Er muß also zwischen dem 20. Mai (an Schiller 2 S. 93) und dem 5. Juni einmal abwesend von Jena gewesen sein.

Jena den 29. Dec. 98.

Ihre schönen Geschenke, beste chère mère, haben uns neulich große Freude gemacht und den alten Kindern wie den jungen. Nehmen Sie unsern herzlichen Dank dafür. Es war überhaupt ein Tag des Glücks für mich, da ich den Abend vorher [1] die Piccolomini fertig gemacht und an Iffland abgeschickt hatte.

Gräfin Schimmelmann [2] hat uns wieder einen recht schönen Brief geschrieben. Ich lege ihn bei, Sie werden daraus sehen, daß wir auch ein Präsent von ihr zu erwarten haben. Ernstchen ist ein rechtes Goldmännchen im Hause.

Herzlich grüßen wir Sie, liebe chère mère. Ich kann heute nur kritzeln, denn ich habe einen bösen Finger.

Sch.

Mittwoch Abend. (10. April 1799.) [3]

Es ist mir ganz wunderbar, daß ich ohne dich hier bin, es ist, seit du in Weißenfels [4] warst, das erstemal. Ich habe der Sch. [5] einen langen Brief geschrieben, und bin ganz müde. Ich vergaß heute noch zu fragen, ob du am Tage den Rudolf nur zu gewissen Stunden brauchst, daß ich ihn könnte viel bei dem Karl haben. Sonst müßte ich eben die Mine mitbringen, die dort wohl nicht viel hilft, und hier zu arbeiten hat. Sag' mir morgen nur ein Wort darüber, daß ich meinen Entschluß fassen kann. Der Herr K. jammert sehr, daß der Papa fort ist und den schönen Regenbogen nicht gesehen hätte diesen Abend. Der Er ist schon ein paarmal böse und gut gewesen heut, und hat sich auch über den Regenbogen gefreut und die grüne Farbe. Adieu, adieu.

[1] Am 24. (an Goethe Nro. 561).

[2] Ihre Briefe folgen im 2. Bande.

[3] Sch. war am 10. nach Weimar gegangen, um die Vorstellung von Wallensteins Tod vorzubereiten (an Körn. 3, S. 131). Wahrscheinlich folgte ihm Lotte später. Die Vorstellung fand am 20. Statt.

[4] Im August 1794 zur Zusammenkunft mit Körner (an K. 3, S. 188).

[5] Schimmelmann.

Liebster, leb wohl, kein Brief ist gekommen, aber Herr Haarbauer, der es ganz unbegreiflich gefunden, daß du sein Werk mitgenommen hast; ich glaube, er fürchtet, du läßt es in deinem Namen drucken. Adieu, adieu.

Lotte.

Ich melde nur in zwei Worten, beste chère mère, daß Lolo diese Nacht (den 11. Oktober) gegen eilf Uhr glücklich mit einem Mädchen niedergekommen ist. Lolo fängt jetzt an, sich zu erholen, und grüßt chère mère herzlich. Das Kind ist stark und gesund.

Wir erwarten Sie nun aufs bäldeste, chère mère. — Herzliche Grüße an die Freunde.

Ihr

Jena, 11. Oktober, Nachts um 12 Uhr. 1799.

gehorsamster Sohn
Schiller.

(Weimar 4. December 1799.) [1]

Noch einen herzlichen Gruß an meine liebe Lolo. Ich bin ganz beruhigt, da ich sie heute so wohl gefunden und bei unsrer lieben Frau v. Stein so gut aufgehoben weiß. Alle Erinnerungen an die letzten acht Wochen mögen in dem Jenaer Thal zurück bleiben, wir wollen hier ein neues heiteres Leben anfangen. Gute Nacht, liebes Kind, meine herzlichen Grüße an die Gesellschaft, die bei dir ist.

Hier schicke ich ein Pulver, das über eine Bouteille kaltes Wasser gegossen und in eine gelinde Wärme gestellt wird, wie chère mère weiß. Das andere ist von der Apotheke bestellt.

Schiller.

[1] Am Tage nach der Uebersiedlung nach Weimar, wo L., die von ihrer schweren Krankheit sich erholte, bei Fr. v. Stein abgestiegen war, während Sch. die neue Wohnung einrichtete. Ihre Mutter hatte sie begleitet.

(Weimar 5. December 1799.)

Herzlich erfreut bin ich darüber, daß ich dich heute wieder so wohl gefunden und daß unsere chère mère so getröstet wegreisen kann. Wir werden sie in einigen Wochen recht froh wiedersehen, und du wirst sie dann in deinem eigenen Hause bewillkommen. Sage ihr nochmals meinen herzlichen Gruß.

(Anfang und Ende abgeschnitten.)

In dieselbe Zeit gehört noch folgendes Billet:

Die Schwenkin [1] hat ihre Sache ordentlich gemacht, und es fängt nun an recht freundlich und bewohnlich im Haus zu werden. Der lieben Lolo wird es gewiß wohl darin gefallen.

Ich bin nicht in die Oper gegangen, ich hatte zu thun, und will auch nicht eher etwas hören und treiben, was meine Phantasie reizen kann, bis ich alle mechanischen Arbeiten und uninteressanten Geschäfte abgethan habe; die nächste Woche hoffe ich in Ordnung damit zu kommen. Unterdessen erholt sich meine Lolo auch und zieht bei mir ein. Gute Nacht, liebes Kind. Viele Grüße an die Stein und an die Frau, wenn sie bei dir ist.

Sch.

(W. 5. December 1799.)

Ich mache eben Feierabend von meinem Geschäft und sage meiner guten Maus noch einen Gruß. Ich benütze diese Tage der Zerstreuung, um jedes Geschäft abzuthun, bei dem ich mich nicht erheitern kann, und so werde ich, wenn du wieder da bist, mit desto mehr Lust und Stimmung zu meiner wahren Thätigkeit zurückkehren.

Ich habe Wolzogens heute nicht gesehen; grüße die Frau von mir, wenn sie noch bei dir ist. Morgen sei so gut, dir von einem hiesigen Juden Cattun zu zwei Kleiderchen für Ernst auszusuchen. Wenn ich komme, werde ich das Geld mitbringen. Ernst ist ein

[1] In Karolinens Diensten.

lieber Junge, er hat sich heut recht ordentlich bei mir beschäftigt, und hat mich gar nicht gestört.

Schlafe recht wohl, Liebe. Der Frau von Stein empfiehl mich.

Sch.

(6. Dec. 1799.)

Es freute mich, ein paar Zeilen von meiner lieben Lolo zu erhalten und zu hören, daß du wohl geschlafen hast. Diesen Nachmittag gegen 3 Uhr will ich bei Karolinen sein, wo ich dich mit Frau v. Stein zu treffen hoffe. Hier sende ich 1 Carolin. Wenn du mehr brauchst, so wirst du mirs sagen. Adieu Liebes.

(7. Dec. 1799.)

Ich werde mich heute zu Hause halten, Liebes, weil ich gestern die Krämpfe stärker gespürt, also nur diesen schriftlichen Gruß, den dir der kleine Ernst bringen wird. Mein Trost ist, daß du in ein paar Tagen selbst wieder da bist, und es der Weitläuftigkeiten nicht bedarf, uns zu sehen. Karl sagte mir, daß du wohl seiest, das freut mich sehr. Lebe wohl, liebes Herz; viele Grüße an Frau v. Stein.

Sch.

(W. 8. December 1799.)

Da das Wetter heut so schön ist, so wirst du hoffentlich ausgehen und besuchst mich vielleicht einen Augenblick. Laß michs nur wissen, und um wie viel Uhr? Ich habe gut geschlafen, werde aber doch wohl noch zu Hause bleiben. Adieu Liebes. Grüße Frau v. Stein.

Sch.

(W. 9. December 1799.)

Du sollst das Zimmer morgen eingerichtet finden, Liebes. Ich halte es auch, des Badens wegen, einstweilen für das Beste, darin zu schlafen.

Die Vorhänge habe ich bei der Griesbach bestellt und an die chère mère auch geschrieben. Gern hätte ich dich heute Abend besucht, aber Goethe schickte schon diesen Vormittag zu mir, daß ich den Abend mit ihm zubringen möchte.[1] Diesen Nachmittag wollte ich zu dir kommen, aber da kamen mir Leute vom Theater über den Hals.

Das Beste ist, daß du morgen selbst einziehst.

Schlafe wohl, liebes Herz. Viele Grüße der guten Frau v. Stein.

Sch.

Weimar den 8. Dec. 99.

Unsre besten Wünsche, chère mère, haben Sie nach Rudolstadt begleitet, und wir hoffen zu hören, daß Sie recht glücklich angekommen sind und jetzt endlich die so wohl verdiente Ruhe genießen. Auch hier steht Alles gut, unsre liebe Lolo, die Sie tausendmal grüßt, befindet sich täglich besser, und hat mich noch heut recht lebhaft und ganz nach ihrer alten Art unterhalten. Diese Woche wird die Stein sie noch bei sich behalten, welches mir deßwegen sehr lieb ist, weil in dieser Zeit auch hier im Hause alles fertig werden kann, daß es ihr gleich recht wohl und bequem ist, wenn sie kommt. Morgen geht der Tüncher an die Stube, die er bald fertig zu machen verspricht; auch der Ofen in der Leutestube wird ohne große Kosten zum Kochen eingerichtet.

Ich soll Ihnen sagen, daß die Perücke angekommen ist und Ihnen mit der ersten Gelegenheit wird zugeschickt werden. Weil es eine reitende Post ist, die diesen Brief nach Jena bringt, so konnte ich sie nicht gleich mit schicken. Der Lolo steht die ihrige recht gut; ich habe sie heute darin gesehen.

Da Sie doch einmal an den Magdeburger Jammergeschichten Interesse genommen, so lege ich zu Ihrer Unterhaltung den Brief

[1] Briefwechsel Nro. 681.

bei, den ich indessen erhalten.[1] Sie sehen daraus, daß die Hauptschuld an Loders Voreiligkeit liegt, und daß jene Menschen nicht unverschämt, sondern blos arme Teufel sind.

Wie sehr, beste chère mère, wünschte ich Ihnen jetzt Ruhe, daß Ihre Gesundheit von der langen Anstrengung des Geistes und Körpers sich recht erholen möge. Ich werde es mein Lebtag nie vergessen, wie viel Sie uns Allen und mir besonders gewesen sind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück recht kennen lernt, so hat diese schreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in seinem ganzen Umfange fühlen lernte, was wir an unsrer chère mère besitzen. Die Erfahrungen, die ich darüber machte, sind meinem Herzen so theuer, daß ich selbst an diese so traurige Veranlassung nie ohne eine gewisse Zufriedenheit werde denken können.

Empfehlen Sie uns den guten Gleichens aufs herzlichste, und seien Sie meiner unbegrenzten Verehrung versichert.

Schiller.

Weimar, den 2. Januar 1800.

Herzlich danken wir der chère Mère für die vielen schönen Sachen, die Sie uns geschickt; sie haben große Freude gemacht; auch das atlasne Kleid, weil es gleich fertig ankam. Ich finde es gar nicht theuer.

[1] Vom 28. November. Loder hatte nach vorliegenden Briefen die Magdeburger Direktion bei seiner Anwesenheit veranlaßt, mit Sch. wegen des Wallenstein zu unterhandeln und letzterem am 24. Oct. 20 Ld'or mit dem Bemerken angeboten, daß es die Kasse bis auf 30 werde bringen können. Als darauf Sch. 20 Carolin forderte, der Rathmann Fritze aber nur 10 bot, gerieth er in großen Zorn (an Goethe 675 und 676), um so mehr als die Manuscripte schon in Fritzens Händen sich befanden. Es ergab sich aber aus dem bescheidenen Schreiben, womit Fritze die Manuscripte zurücksandte, daß er nach Loders Aeußerungen hatte glauben müssen, Sch. werde wegen der Bedingungen sich an ihn wenden, und jenem gesagt hatte, daß man für ein großes Stück nur 6 Frd'or gebe. Daß diese Rechtfertigung eine triftige war, spricht Sch. hier mit seiner gewohnten Biederkeit aus.

Gestern war unsre liebe Lolo auf einem Ball; es ging gottlob immer gut mit ihr, und Starke, der öfters hieher kam, erst noch gestern hier war, ist recht wohl mit ihr zufrieden.

Die Kinderchen sind wohl, und das liebe Karolinchen erfreut jeden, der es sieht.

Wir sind jetzt ziemlich hier eingewohnt, und es gefällt uns sehr. Ich kann auch nun wieder arbeiten. Auf das Frühjahr freue ich mich sehr; es wird uns mit unserer chère mère wieder vereinigen und auf eine fröhlichere Art.

Gleichens grüße ich herzlich. Wie würde ich mich freuen, den guten Mann und das Kleine einmal hier zu sehen.

Sch.

Sonnabend früh.(17. Mai 1800).

Ich freue mich heute sehr, von dir zu hören,[1] denn diese kleine Abwesenheit dauert mir schon sehr lang, und mein Herz vermißt dich, Lieber.

Bei uns geht Alles wohler als es sollte, denn die Kleine will kein Blatternfieber bekommen, gestern hätten sie sich heben müssen,[2] und Huschke wollte, ich sollte ihr Wein geben, und ich gab ihr zwei Löffel Caravallos, aber es scheint heute, wo sie noch schläft, sich nichts gezeigt zu haben von Bedeutung. Stark kommt heute, der wird entscheiden, ob es Blattern sind, die gelten können. —

Goethe ist gestern Mittag gekommen,[3] ich ging durch Zufall an seinem Garten spazieren, da kam er heraus, und wir gingen mit einander, die Herzogin aufzusuchen, die beim Barre-Spiel war, und uns schon von weitem gesehen hatte.

Goethe ist recht zufrieden von seiner Reise und sehr gesprächig, und hat vielerlei erzählt. Morgen wird er dich besuchen.

[1] Sch. war, um Maria Stuart zu vollenden, nach Ettersburg, einem herzoglichen Jagdschlosse, gegangen (an Körner 4, S. 174, F. v. Wolzogen S. 284).
[2] Sie war am 4. Mai geimpft worden. An Goethe 745.
[3] Von der Reise zur Leipziger Messe (Briefwechsel 743 und 745).

Die Herzogin hat mir viel über Macbeth gesprochen, sie ist sehr davon erfreut und liebt überhaupt Shakespeare, sie eifert sehr gegen die, die sich über das Stück aufhalten und es gegen Mahomet stellen wollen und überhaupt die Franzosen dagegen erheben.

Man versteht wohl, daß es deren hier gibt, und weiß, auf wen sie deutet.[1] Sie freut sich, es heut wieder zu sehen und hat mich sehr eingeladen, doch auch wieder zu kommen. — Man sagt aber, Vohs sei krank geworden, doch weiß ich nichts Bestimmtes. —

Die Stein ist wieder da, und ich darf sie wiedersehen zu meiner großen Freude, weil sie sich jetzt nicht mehr fürchtet.

Das Ernstchen ist gestern mit mir herumgezogen und ganz ernsthaft und feierlich neben der Herzogin hergegangen, sie hat ihn ins römische Haus geführt, das hat ihn gefreut. Es spricht sehr oft vom Papa, und wenn es eine Kutsche sieht, denkt er, du kämst wieder. Der gute Karl hat eine große Sehnsucht, dich zu besuchen, und ich habe ihm gestern den Wald gezeigt, wo du wohnst. Da freute er sich sehr.

Cotta's Paquet habe ich erbrochen, weil ich dachte, daß ein Brief seine Ankunft bestimmen würde. Morgen über acht Tage käme er, denke ich. Das Geld[2] habe ich in die Chatoulle geschlossen, ich denke wohl, du läßt nicht Alles hinkommen.

Ich schreibe, ehe ich meine Kräuter zu mir nehme, weil ich hernach eingeladen bin, mit der Geheimeräthin Voigt spazieren zu gehen. Wolzogens sind noch nicht viel besser. — So wenig ich mich hier allein fühle, so sehr vermisse ich dich doch, Lieber, und die leeren Zimmer, wo ich dich nicht finde, sind mir gar traurig. Adieu, Adieu!

Lotte.

Das Karolinchen war eben bei mir, und man sieht nichts Neues in seinem Gesichtchen. Die Wunden findet Huschke, wie sie sein sollen.

[1] Sch. an Goethe Nro. 744.

[2] Das Goethe hatte mitbringen sollen (Nro. 745).

Ettersburg, 18. Mai 1800.[1]

Ich befinde mich ganz wohl hier, liebe Lolo, und habe auch schon etwas weniges arbeiten können. Gestern ging ich viel spazieren, aber heute ist es hier sehr rauh und windig.

Laßt mich wissen, was ihr macht, und wie sich das kleine Schätzchen mit den Blattern befindet. Schreib mir auch, ob etwa Goethe angekommen, und wenn es ist, so grüße ihn und Meiern von mir.

Die Kost ist hier recht gut, es fehlt mir an nichts.

Grüße Wolzogens und lebe du recht wohl mit den lieben Kindern. Dein

S.

Ettersb., 18. Mai (1800).

Da eben eine Gelegenheit in die Stadt geht, so grüße ich die liebe Maus mit den kleinen Kindern und bitte mir Nachricht und wie es geht. Ich befinde mich zwar ganz wohl, aber das rauhe Wetter ist freilich sehr gegen meinen Plan, es hindert mich nicht nur am Spazierengehen, sondern setzt mir auch zu Hause durch Kälte zu, weil die großen Stuben sich gar nicht erwärmen lassen.

Schicke doch an Meiern 10 oder 12 Laubthaler für mich, er möchte sie mir mitbringen, wenn er gelegentlich hieher kommt. Auch sei so gut mir bei der nächsten Gelegenheit meinen Schlafrock und noch einige Hemden zu schicken; lebe recht wohl.

Grüße Wolzogens. Dein

S.

Sonntag Nachmittag (18. Mai 1800).

Meier wird dich besuchen diesen Nachmittag und dir die Nachrichten von mir wie von den Kleinen bringen.

Huschke meinte heut, da die Wunde der Kleinen noch eiterte, so könnte man vielleicht noch neues Blatterngift hineinlegen, aber

[1] Vor dem Empfang des vorigen Briefs geschrieben, wenn nicht vielleicht das Datum verschrieben ist, statt des 17.

ich muß gestehen, daß ich daran keinen Glauben haben kann für jetzt, und meiner Meinung nach wäre es besser, man versuchte erst in ein paar Jahren die Inoculation wieder, und kommt alsdann nichts zum Vorschein, so kann man ruhig sein.

Das Wetter ist mir deinetwegen sehr fatal, und ich stelle mir es recht kalt vor in den großen Zimmern. Mir dünkt, die Phantasie leidet auch darunter, und ich fürchte, deine Arbeiten greifen dich doppelt an deßwegen. Greife dich ja nicht zu sehr an, Lieber, bitte ich dich. Mir ist es ganz gut, doch fühle ich mich auch unbehaglich bei der Kälte, und war auch deßwegen nicht im Macbeth gestern. Ich war bei Wolzogens, die noch immer krank sind, sie haben Stark gestern gefragt, der dem Alten[1] Medizin verschrieb und der Frau den Egerbrunnen verordnet hat.

Ernst und Karl sind wohl, der gute K. hat die größte Sehnsucht, zu sehen, was der Papa macht. Das Ernstchen läßt sagen, Papa sollte herkommen. Er lärmt recht im Hause herum. Das kleine Schätzchen lacht den ganzen Tag, vom Fieber spürt es gar nichts.

Ich will morgen durch Goethe das Geld schicken, das du verlangst. Leb wohl, Lieber, ich bin oft bei dir, und möchte keine lange Trennung von dir mir wünschen. Deine

Lotte.

Mittwoch, 21. Mai (1800.)

Ich sehne mich wieder etwas von euch zu hören, weil gestern keine Post gegangen ist. Da sich das Wetter verbessert hat, so genieße ich meinen Aufenthalt hier auch besser und bin nun schon in einer ziemlichen Uebung des Spazierengehens. Gestern und vorgestern habe ich den Wald zwei, drei Stunden lang frisch durchwandert, mich ganz wohl darauf befunden. Die Arbeit rückt auch fort, obgleich in den ersten Tagen die Kälte mir viel Unbehaglichkeit verursachte.

[1] So heißt Wolzogen gewöhnlich.

Vor etlichen Tagen habe ich unter lauter Forstleuten und Jägern zu Mittag gegessen, denn der Stein[1] aus Weimar war hier und noch etliche Oberförster aus der Nähe; da hat meine Wirthin sich sehen lassen und uns mit prächtigen Fischen und Krebsen tractiert, obgleich hier weit und breit kein Wasser ist. Ich ergötzte mich sehr in der Gesellschaft.

Vorgestern bekam ich einen unerwarteten Besuch vom Herzog, der hier durchkam und mich beim Arbeiten überraschte.

Diesen Morgen wird der General Voß mit seiner Frau hier erwartet. Das sind meine Neuigkeiten. Möge ich von euch viel Gutes hören. Wolzogens grüße vielmals.

Adieu Liebes. Dein

S.

Mittwoch früh, (21. Mai 1800).

Haarbauer[2] wird dir diesen Brief bringen, Liebster. Die milde Luft thut mir doppelt wohl, weil ich fühle, daß sie deinen Aufenthalt in Ettersburg angenehmer macht, es muß recht schön dort sein im Walde.

Bei uns geht Alles wohl; die drei Tage, wo Stark bestimmte, wo sich die Flecken bei der Kleinen mehr erheben sollten, sind vorüber, und es ist nichts weiter erhoben noch hervorgekommen; am Arm bei der Wunde ist eine einzige Blatter, die vielleicht genug ist, aber einen doch nicht beruhigen kann.

Ich selbst bin wohl und habe heute meine Kräuterkur beschlossen und bin froh, daß ich nicht alle Tage sogleich den Morgen durch Gehen anfangen darf, ob ich gleich es zuweilen gern thue und auch fortsetzen werde.

Ich schicke hier H. Ungers Brief; weil ich neugierig war, wie theuer die Spiegel wären, habe ich ihn aufgemacht. Sie sind gar

[1] Oberforstmeister. S. Lotte an Fritz Stein, 2. Febr. 1801.

[2] Der Sch. in der letzten Krankheit treu gepflegt hatte.

nicht theuer für ihre Größe; sie sind ohne Gold, aber die Rahmen und Landschaften sind freundlich. Sie nehmen die ganze Wand ein beinahe, denn sie sind 2 Ellen und $1\frac{1}{2}$ Viertel hoch.

Du wirst die Schardt wohl sehen diesen Morgen, am Montag hab' ich mit Voßens bei ihr soupiert, heut Mittag hab' ich mir die kleinen Staffs gebeten, dem H. K. zum Spaß auch. Es sind so artige Kinder.

Uebrigens lebe ich nur halb hier, denn ich fühle zu sehr, daß ich von dir getrennt bin, Lieber, und es überfällt mich zuweilen eine große Sehnsucht, und der Wald, der dich von mir trennt, scheint mir unendlich. —

Goethens einziges Pferd ist nun auch krank, und es ist wohl die Ursache, warum er dich noch nicht besucht hat.

Der Herzog hat mir gestern erzählt, daß er dich besucht habe. —

Wolzogens sind noch immer nicht ganz besser, doch heut ist's wieder leichter als gestern. — Adieu, Adieu! Ich schicke hier 12 Laubthaler mit. —

Leb wohl, Bester! die Kinder grüßen dich sehr und sind wohl und gut, ich war gestern mit ihnen in Oberweimar, da waren sie sehr lustig. Laß ja bald von dir hören, ich sehne mich sonst so sehr.

Deine

Lotte.

Weimar den 27. (Mai 1800).

Mich hat recht verlangt, von dir zu hören, wie du angekommen bist in Ettersburg, und wie es dir geht, Lieber; und es ist mir sehr lieb, daß Rudolf heut kam.

Gestern sind die Briefe angekommen, die ich mitschicke.[1] Man sieht doch, daß es der Mama nicht sehr angst ist bei der Nähe der Franzosen, und daß die Posten ordentlich gehen.

Heut werden die Räuber gespielt. Ich gehe hinein. Es

[1] Sie finden sich nicht in den „Beziehungen."

wundert mich übrigens, daß eine Schauspielerin [1] gerade die Rolle der Amalie wählt, um zu debütieren, weil sie doch, sollte ich denken, nicht als Hauptrolle angesehen werden kann und auch nicht schwer darzustellen ist.

Die Kinder sind alle wohl und haben gestern alle drei mit mir einen Spaziergang gemacht; der Herr K. hat tausend Wünsche zum Jahrmarkt, die aber leider unbefriedigt bleiben müssen, weil sie thöricht sind. Mir ist heute mein Kopf durch den Jahrmarkt ganz angegriffen, es zieht eine Musik mit einem Tamburin herum, die alle Nerven erschüttert, und der man nirgends entfliehen kann. —

Um auf Künste zu kommen, so muß ich dir doch sagen, daß ich in Herders Buch [2] gelesen habe, und gerade diesen Theil zuerst, wo er von den Künsten spricht. Ich habe darin viel Schönes gefunden und kann nicht begreifen, daß es sollte für schlecht gehalten werden. Die Behauptungen von Kant, die er widerlegt, sind so herausgewählt, daß man ihm, so verständig er ist, doch ein kaltes Raisonnement immer ansieht und er nur Spitzfindigkeit zeigt, da hingegen Herder in seinen Widerlegungen mit Kraft, Feuer und Gefühl die Seite der Dinge zeigt, und ich weiß doch nicht, wer eigentlich gewinnt. Was Kant über Musik zum Beispiel sagt, hat Herder so schön widerlegt, und eine Abhandlung von Leibnitz über die Musik hinzugesetzt, die sehr schön ist. —

Wolzogens sind noch immer sehr angegriffen, der Alte macht mir beinah' Angst, er kann noch nichts vertragen, der kürzeste Gang im Freien bringt ihn so in Schweiß und macht ihn so matt, daß er sich kaum erholen kann, — auch ist er merklich mager geworden. Die Frau ist auch sehr angegriffen, und Adolf auch nicht wohl. Es ist recht übel, und bis jetzt sehe ich nicht, wie es besser werden soll.

Bei der Stein war ich gestern, sie ist recht wohl, ich freue

[1] Mad. Haßloch.

[2] Der eben erschienenen Kalligone.

mich sehr, daß ich wieder zu ihr kann. Adieu, adieu! Ich wünsche schöne und günstige Erscheinungen.

Deine

L.

Mittwoch früh. (28. Mai 1800).

Ich will dich gleich in der schönen Morgenstunde begrüßen, Lieber. Ich habe gestern die Räuber bis auf den letzten Akt angesehen. Vohs hat sehr schön gespielt, Becker nicht zum Besten, die Schauspielerin hat eine nicht üble Manier, aber doch zu affektiert, um angenehm zu sein; zuweilen kann sie Töne angeben à la Teller.[1] Sie liebt das Heroische, scheint es und hat, so viel wie möglich, die Amalie so gehalten. Gefühl auszudrücken versteht sie. Den letzten Akt habe ich Beckers willen nicht sehen wollen auch schon sein Anzug hat mich gestört, er hatte eine widrige Perücke und so einen rothen Tuchrock. Mir däucht, er hätte nicht so gemein sich zeigen sollen, denn häßlich darf Franz wohl sein, aber doch nicht unedel. Er sah aus wie ein Apotheker. Dem Vohs möchte ich ordentlich ein Compliment machen über sein Spiel, er hat sich sehr schön gehalten. — Die Herzogin Louise war darinnen; ich sagte ihr, wenn du wüßtest, daß sie die Räuber wieder hörte, so würde es dir ängstlich sein. Da lobte sie das Stück sehr und freute sich darüber. Heute wird Don Juan gegeben; ich möchte, du kämst; Herr Haßloch spielt den Juan, und seine Frau die Anna, und das Jagemännchen die Elvira.

Wolzogens gehen auf den Freitag nach Allstedt auf acht Tage, da bin ich recht allein!

Es war so voll im Comödienhaus und Ab. susp., daß im Parterre und auf der Gallerie kein Apfel zur Erde konnte. Herr K.[2] mag sich gefreut haben.

Alles, was von Jena kommen konnte, war hier, gewiß alle Studenten. Haarbauer war auch da, er grüßt dich sehr.

[1] Trat am 21. Jan. 1799 zuerst als Gräfin Orsina in Emilia Galotti auf (vgl. auch Briefwechsel 558—60 und 572), gest. 27. Juli 1810.

[2] Hofkammerrath Kirms, der finanzielle Leiter

Adieu, Lieber, leb wohl und sei fleißig, damit du bald wieder zu uns kommst. Das kleine Volk ist wohl und lustig.

Lotte.

Schreib mir doch, wieviel ich beim Breslauer Theater für Macbeth und Maria verlangen soll, ich will morgen gern schreiben an Stein; wenn morgen Gelegenheit hingeht, so laß michs doch ja wissen. Ich hab' es vergessen.

Donnerstag früh (29. Mai 1800).

Ich komme eben aus dem Bade und kann noch wenig schreiben, ich will dich nur begrüßen, Lieber. Die ganze Familie hat heut einen Badtag und ist wohl und lustig. Ernst war gestern auch im Juan, hat aber das Letzte verschlafen, doch ist er sehr erfreut über das, was er gesehen hat.

Der Herr Haßloch hätte uns wohl seinen Juan schenken können, denn er spielt ihn sehr gemein.

Denk' dir mein Unglück, daß gestern ganz ungemeldet die Thüre sich öffnet und Madame Ebert aus Braunschweig [1] hereintritt. Ich habe sie ziemlich kalt empfangen und so geschwind wie möglich zu Herders spediert. Sie setzt ihr Schmarozerleben auch nach des Mannes Tode noch fort.

Goethe hat heute ein großes Gastmahl. Madame Sander ist da und der Mann, den du kennst. [2] Sie waren gestern in meiner Loge, die Frau ist nicht übel und hat schöne Züge, aber etwas Abgelebtes und Leichtes. Sie hat erzählt, daß Goethe versprochen habe, sie solle dich sehen, und du bist vor einer Visite nicht sicher.

Denk', daß die Ebert sehr nach dir fragte, und wie sie hörte, du seist eine Stunde von hier, so bat sie mich, ich möchte doch einen Spaziergang mit ihr dahin machen; das habe ich aber sehr verbeten. Ich schließe mich ein und lasse Niemanden herein, denn sie ist gar zu fatal.

[1] Johann Arnold Ebert's Wittwe.

[2] Buchhändler in Berlin. Ihrer gedenkt G. XXVII. S. 85.

Die Göchhausen grüßt dich, und ladet dich nach Tieffurt ein, du solltest den ganzen Tag und die Nacht dableiben, wenn du wolltest.

Der Regen thut einem heut so wohl, man fühlt, wie Pflanzen und Bäume erquickt werden. —

Die Sachen habe ich noch nicht ausgenommen, weil des Jahrmarkts wegen die Leute nicht zu Hause waren und auf dem Markt das Aussuchen nicht geht. Morgen soll es geschehen. Adieu. Der Er grüßt sehr schön den Papa und der K. Das Kleine lacht den ganzen Tag.

S. an L. Ettersburg 30. Mai 1800.

Ich danke der Maus für ihre zwei Patschbriefe, wie die chère mère zu sagen pflegt; sie haben mich sehr gefreut, und auch was du mir von Herders Buch schreibst, hat mich interessiert, ob ich gleich gar nicht damit übereinstimmen kann. Uebrigens kenne ich das Herdersche Buch noch wenig und weiß nur aus dem Wenigen, was ich darin las, daß ihm der Begriff der Sache ganz fehlt und daß er bloß darüber gesalbadert, worüber mündlich einmal mehr.

Ich freute mich, noch so leidlich gute Nachrichten von der Mama aus Leonberg zu erhalten. Ihr Bedürfniß nach Umgang und ihr Ennui bei Louisen und Franken macht sie mir ordentlich werther, und ich wünschte sehr, sie in eine Societät gebracht zu sehen, die ihr angenehm wäre. In Stuttgart, fürchte ich, wird sie's bald zu theuer finden.

Daß dich die widerwärtige Ebertin so heimgesucht hat, ist sehr fatal, du mußt sie dir, wenn es nicht anders geht, durch Grobheiten vom Halse schaffen. Ein Besuch von den Berlinern würde mir nicht angenehm sein, es kommt nichts dabei heraus und man verliert nur die Zeit. Gestern habe ich Schauspieler hier gehabt, Vohs und seine Frau, Beckern und Haydeu. Es ist aber nicht viel geschehen, die Zeit ist verschwazt worden anstatt zu probieren. Ich bin seit meiner Zurückkunft nach Ettersburg noch nicht recht wieder

ins Geschäft gekommen; die Einsamkeit, scheint es, macht es allein noch nicht aus, ich habe zu Hause oft mich weit mehr sammeln können. Länger als fünf oder sechs Tage denke ich nicht mehr hier zu verweilen und freue mich wieder bei dir zu sein und die lieben Kinder zu sehen. Grüße sie herzlich und befinde dich nur immer fort so wohl. Mir ist es hier auch ziemlich wohl gewesen, und geschlafen habe ich immer ordentlich.

Adieu liebes Herz.

S.

L. an S. Weimar, Sonnabend früh (31. Mai 1800).

Ich freute mich sehr von dir zu hören, Liebster, denn ich sehnte mich nach Nachricht von dir. — Hier ein Transport von der Frau, den sie mir empfohlen hat und mir sehr recommandiert; ich habe auch gestern müssen durchsehen, ob der Schreiber Alles recht von ihrer Hand gelesen hat. Montag soll ich ihn fortschicken, und sei also so gut, es durchzusehen, und mir lieber Montag durch einen Boten das Manuscript zu schicken, daß ich es Montag Abend fortschicken kann, damit Cotta sieht, daß die Frau Wort hält.[1]

Wenn dein Geschäft nicht sehr fortrückt, so komme doch lieber auf den Mittwoch oder früher zurück; es wäre mir sehr lieb, denn ich sehne mich recht. Du kannst dich hier noch ein paar Tage isolieren. Auf jeden Fall hole ich dich gern ab, denn ich habe ein recht Verlangen, den Ettersburger Wald zu durchgehen. Gestern war ich Abends bei der Amalie,[2] da sah ich deinen Wald, ein tiefer grauer Nebel stieg auf, und die Sonne als eine roth feurige Kugel stand strahlenlos da, es war prächtig zu sehen und du mußt schöne Beleuchtung gehabt haben.

Die Berliner Dame war gestern bei mir und treibt es sehr, dich zu sehen und fragte so, ob sie dir wohl recht käme, und ich sollte ihr einen Brief an dich mitgeben, ich habe aber natürlich

[1] Walther und Nanny, für das Taschenbuch für Damen, das Cotta 1800—1802 herausgab.

[2] Von Imhoff.

gesagt, sie bedürfte keiner Empfehlung. — Sie ist aber recht artig, und nicht geziert; ich kann aber Goethens Neigung doch nicht begreifen, denn sie scheint eher in den Zirkel zu passen, den er nicht gern hat. Die Madame — — — zum Beispiel, auch Campens, die sie sehr preist. Aber hübsch ist sie. Sie wird heute oder morgen Thee bei mir trinken; da will ich die Jagemann dazu bitten, die junge Voigt ist ihr aufgebürdet, denn sie war auch mit bei mir, die muß ich auch dazu bitten. — Die Ebert hat hoffentlich meine Aufnahme nicht nach ihrem Geschmack gefunden; sie war bei der Gräfin Bernstorf, hat gesagt, sie möchte ihr doch ein Diner geben und Goethe, Herder und dich bitten. Da hat ihr die Bernstorf geantwortet, sie müsse gestehn, daß sie euch selbst nicht sähe, ob sie gleich hier wohne.

Die Kinder sind wohl und lustig. Hier ein Brief von der chère mère. Den neuesten Nachrichten nach, ist noch nichts vorgefallen in Schwaben, und ich denke, Cotta wird glücklich hinkommen. Die Armeen stehen noch einige Stunden von Ulm. Man spricht aber doch von einem Waffenstillstand. —

Adieu! Adieu! Ich möchte wohl, daß dein nächster Brief enthielte, daß du zu uns kommst. Die Kinder grüßen. Schicke ja Montag das Manuscript der Frau, sie hat mirs auf die Seele gebunden, ich sollte in ihrem Namen einen Boten bezahlen.

Deine

Lotte.

Sonntag Mittag. (1. Juni 1800.)

Ich will dich nur begrüßen, Lieber, und fragen, was du heute anfängst? da Herr Gödike[1] eben schickt. Vielleicht kannst du auch das Manuscript der Frau mit dieser Gelegenheit schicken, wenn du es durchgesehen.

Ich habe heut die Sandern wollen bitten, aber die junge Voigt ließ mir wissen, daß jene nicht über ihre Zeit disponieren könnte und nur von Böttiger abhänge, und daß sie schon versagt sei, ich

[1] Der Buchdrucker (Briefwechsel Nro. 556 und 557).

habe also nun gethan, was die Höflichkeit forderte. Da wird sich nun wohl der Besuch bei dir nicht realisieren, denn unter dieser Leitung werden sie nicht nach deiner Burg geleitet. —

Mir ist es heut recht einsam hier. Die Frau fehlt mir auch, zu der ich sonst flüchtete, wenn mir es im Hause nicht heimlich war.

Die Stein muß an Hof. —

Ich muß mich für mich zu unterhalten suchen, es fehlt mir auch nicht an Mitteln, sondern an Ruhe, denn das Volk tobt immer um mich herum. Adieu, adieu! Sei herzlich gegrüßt von uns Allen.

Deine

Lotte.

S. an L. Weimar 29. Jun. 1800.

Da sich eben eine gute Gelegenheit findet, so will ich sie nicht vorbei lassen, dir einen schönen Gruß zu sagen. Die Kinder sind wohl, Karlinchen hat diese Nacht keine neuen Blattern mehr bekommen. Starke war gestern hier und hat mit Huschke gesprochen, der auch eine neue Medizin geschickt hat. Stark zweifelt aber doch sehr, ob dieses die rechten Blattern seien. Sonst hat er aber das Kind recht gut und die Blattern gar nicht bedenklich gefunden.

Schröder aus Hamburg ist seit gestern hier, ich hab' ihn aber noch nicht gesprochen. Gestern fuhr ich mit Goethen nach Ettersburg, wo wir Griesbach's einen Rendezvous gaben, die sich recht wohl amüsierten.

Heute bin ich Mittag und Abend bei Goethen, und gestern Abend bei Wolzogens gewesen. Du siehst, ich lebe viel außer dem Hause und gehe auch viel spazieren.

Chère mère sage recht viel Schönes von mir und den guten Gleichen. Lebe wohl, liebe Maus, und grüße mir den Ernst, schreibe auch bald, wie es dir geht und was Herr Er macht. Karl hält sich recht brav und hat schon viel nach der Mama gefragt. Er

ist viel mit Adolf[1] und August[2]. Es sind Ombres chinoises hier, und er wird morgen hineingehen.

L. an S. Rudolstadt den 30. Juni 1800.

Ich muß dir heute ein paar Worte sagen und von unsrer Reise erzählen, Lieber. Wir sind um 10 Uhr angekommen bei der guten chère mère, und das Ernstchen hat sich recht gut gehalten, es war im Wagen recht comfortable und gut. Hier findet es sich zuweilen noch nicht in die vielen Sachen, die zu sehen sind, und staunt noch über Alles. Dieß gibt ihm ein weniger kluges Ansehen als er sonst hat, aber ich glaube, der Aufenthalt hier wird ihm gut sein, denn er lernt sich selbst mehr helfen. Auch will er sich nicht immer in die fremden Leute finden, und immer bei mir nur sein. Der Herr K. freilich wird sich gleich bei Allen empfehlen, weil der zu allen Menschen Vertrauen hat und leicht Alles aufnimmt. Ich hätte ihn freilich auch gern hier, denn er könnte manche Freude genießen, aber ich denke auch, es ist recht gut für den Er, daß er sich einmal umsieht, und er wird in diesen zehn Tagen manche Fortschritte machen. Die chère mère ist wohl, dankt dir sehr, daß du mich zu ihr geschickt hast, läßt sie sagen. Gleichens sind, wie immer, gut und freundlich; die Fürstin und Prinzeß Karl haben auch eine Freude mich zu sehen, wir machen immer große Spaziergänge mit einander. Man gewinnt die Schwestern[3] immer lieber, weil sie so sicher sind und gleich, und es ist mir sehr wohl mit ihnen. — Da ich dich doch in Weimar auch in guter Gesellschaft weiß, so bin ich ruhiger hier als sonst, da wir noch in Jena waren. Doch fehlst du mir immer, Geliebter!

Ich hatte nicht gedacht, daß Schröder so bald käme. Er wird auch hier erwartet in dieser Woche, und wird zum O.(nkel) kommen. Die Freimaurergeschichten machen eine Liaison. Böttiger wird auch

[1] v. Wolzogen.
[2] v. Goethe.
[3] Geborne Prinzessinnen von Hessen-Homburg.

mitkommen. Der wird recht den Fuchsschwanz streichen nach dem Sprüchwort. Ich habe letzt die Ulrike recht embarassirt, daß sie so einen berühmten Mann nicht kenne; sie erzählte, daß Hartknoch einen Brief bekommen hätte von einem gewissen Böttiger aus Weimar; da sagte ich dann, ob sie diesen berühmten Mann nicht kenne, den ganz Deutschland verehre? Da wurde sie ganz beschämt und verlegen. —

Wenn er dir gefällt, und du mit ihm zu etwas kommst, so gib ihm einen Brief an mich mit, denn ich möchte ihn sehr gern kennen; vielleicht kommt es hier zu einer Vorlesung, ich möchte ihn sehr gern hören. Die Frau grüß' schönstens von mir und der chère mère und auch die liebe Stein, wenn du sie siehst. Ich wünsche sehr von dir zu hören, und hoffe, du bist wohl und Karl und das kleine liebe Schätzchen. Ich hoffe sehr, daß das Friesel vorüber ist, wenn ich komme; wenn Huschke nicht kommt, so schicke sie doch hin, daß es nur nicht so lange bleibt. Leb wohl, Liebster, schreib ja bald, was du vernimmst, ich wünsche glückliche Gedanken. Das Kleine grüßt herzlich. Die Line Roeder ist mit einer Tochter niedergekommen.

Das Ernstchen grüßt schön, und will dir schreiben. Die chère mère grüßt herzlich. Adieu, Adieu!

Deine

Lotte.

Rudolstadt den 2. Juli 1800.

Dein Brief, Liebster, hat mir viel Freude gemacht. Du wirst heut den meinigen erhalten. Ein Ausdruck über das Liebchen hat mich erschreckt, weil du sagtest, Stark hielt es nicht für die rechten Blattern, ich hoffe, du hast Windblattern sagen wollen. Ich habe es in der Stille bei mir behalten, um ja Niemanden diese Angst mitzutheilen, weil man sich hier auch vor dem Gedanken schon fürchtet. — Es ist mir noch immer recht heimlich hier, und da ich dich wohl weiß und in guter Gesellschaft, so ist mirs auch

leichter ums Herz. Auch wenn mein guter Karl wohl ist und mich nicht so vermißt, freut es mich sehr. Das kleine Karolinchen denkt wohl noch nicht viel an mich und kann meiner am ersten entbehren. Der Ernst ist recht munter jetzt und humanisiert sich, er ißt Mittags immer allein bei Gleichens und hat die Tante Gleichen sehr lieb. Wir essen jetzt, weil kein Hoftisch ist, mit der Fürstin bei Prinzeß Karl und daher nicht bei Gleichens. Heute aber, weil Tafel ist, esse ich mit Gleichen. Der Hofmeister des Prinzen ist ein sehr guter, einfacher Mensch, und recht klug. —

Schröder sähe ich sehr gern, er wird Freitag hier erwartet. Er kommt wohl der Freimaurer wegen.

Ich schicke hier dem K. eine Schreibtafel, wo er hineinzeichnen kann. Grüß' ihn recht von mir, und das kleine Liebchen küsse ich. Grüße Wolzogens, Goethe und Meyer von mir.

Der Stein schicke diesen Brief bald. Durch die Botenfrau hoffe ich etwas von dir zu hören und den Kindern. Leb wohl, Liebster, die chère mère grüßt herzlich. Dein Haus in Volkstädt habe ich schon gesehen, wir sind vorbeigefahren. Adieu, Adieu!

S. an L. Weimar 4. Juli 1800.

Es freute mich, von dir zu hören und zu erfahren, daß dirs mit dem Herrn Er wohl geht. Dem Karl fehlt es hier nicht an Zerstreuungen; er ist vor einigen Tagen in den Ombres chinoises gewesen und wurde auch vorgestern zum Prinzen invitiert; Karolinchen bessert sich auch, es ist immer freundlich, wenn man mit ihm spricht, und, wie Christine sagt, so schläft es jetzt auch besser. Mir selbst ist es bisher auch ganz wohl gegangen, und der Plan zu meiner neuen Tragödie[1] ist bald fertig.

Schrödern habe ich nicht gesehen, er ist ganz in Böttigers Klauen und scheint sich um nichts als freimäurerische Dinge zu bekümmern. Uebrigens ist er der Beschreibung nach ein eingebildeter Flegel und ein lederner geistloser Patron. In Tiefurt hat

[1] Der Jungfrau von Orleans.

er seltsame Propos von sich gestellt und die Zeiten Gottscheds besonders gerühmt.

Kirms hat mir noch kein Geld geschickt,[1] und ich bin mit meinen Finanzen sehr auf der Neige. Von Berlin und Leipzig kann ich vor 3 oder 4 Wochen nichts erwarten, weil da Alles langsamer geht.[2] Könntest du etwas mitbringen, so wärs recht gut, es brauchte nicht länger als auf einen Monat zu sein, und wenn Kirms oder Iffland bald zahlt, so könnte es vielleicht schon in ein paar Tagen zurückgezahlt werden.

Der chère mère und Gleichens sage recht viel Schönes von mir. Ich hätte großes Verlangen, sie wieder zu sehen.

Lebe recht wohl, liebes Herz, ich sehne mich nach deiner Zurückkunft. Die Frau läßt vielmals grüßen und Herr Ka. auch, der für die Schreibtafel recht schön dankt.

Der Wallenstein kostet 2 Thlr.

Sch.

L. an S. Mittwoch den 9. Juli 1800.

Nur einen Gruß schreib' ich dir, Lieber, denn zu vielen läßt einem die Hitze nicht Zeit. Es ist erschrecklich warm bei uns, und wir verleben die Morgen und Mittage ganz ruhig, und des Abends machen wir große Spaziergänge und fahren auch den Berg herauf, da ist es nicht zu angreifend. Die Gegend ist vortrefflich schön! ich genieße sie jetzt von neuem, da alle Wege so gut gemacht werden. So wohl es mir hier ist, so fehlst du mir doch, Lieber, und mein Karl und das kleine liebliche Kind. Der Er ist wohl und artig, er bleibt recht in seiner eignen Natur, und wenn er noch so viel Kinder sieht, so spielt er allein oder nur mit einem. Er ist sehr umgänglich und folgt recht. Du wirst, denke ich mir, seine Entwickelung auch fühlen. Denn die fremden Menschen und Dinge haben ihn gebildet.

[1] Von der Aufführung der Maria Stuart. Er schickte am 29. 150 Thlr.

[2] Von Berlin wurden am 11. Nov. 36 Dukaten angewiesen. Von Leipzig fehlen die Nachrichten.

Sonntag oder Montag bin ich bei dir und werde früh von hier weggehen, wenn es so heiß ist wie die Tage. Die Hitze, fühle ich, greift meinen Kopf an, und ich habe Kopfweh.

Wäre Karoline fort, so schreib mirs, und auch ob die Stein fort ist.

Chère mère grüßt und Ernst, auch den guten K., erzähl' ihm, daß die Ziegenböcke nicht mehr Mode sind und ruhig in ihrem Stall bleiben; dafür sucht der Prinz Kräuter. Ich bin auch botanisieren gegangen und will es fortsetzen in Weimar, weil es die Kinder beschäftigt. Leb wohl, Lieber, Bester, ich drücke dich an mein Herz. Deine

L.

S. an L. Weimar, 10. Juli 1800.

Es war mir freilich nicht lieb, statt deiner einen Brief zu erhalten, der deine Ankunft noch um vier Tage später ansetzt. Doch freue ich mich, daß es dir wohl geht; auch bei uns ist Alles in gutem Stand, das Kleine bessert sich täglich, ich lasse es jetzt in der untern kühlen Stube schlafen, weil es in den Mansarden unerträglich heiß ist.

Schrödern hab ich vorigen Freitag noch gesehen; durch einen Zufall wurde mir seine Karte, die er gleich den Tag nach seiner Ankunft abgegeben, erst 6 Tage nachher von Rudolf vorgezeigt; ich war in der ganzen Zwischenzeit im Wahn gestanden, daß er sich gar nicht gemeldet habe und wollte natürlicherweise nicht den ersten Schritt thun. Uebrigens ist mit ihm kein Umgang, da er mit seiner Zeit nicht fortgegangen, voll Anmaßung und Vorurtheile ist. — Hier ist es jetzt sehr einsam, da das Theater[1] und der Hof weg ist. Auf den Sonnabend wird auch deine Schwester wegreisen. Vielleicht entschließe ich mich diese Woche nach Jena zu gehen. Körner hat mir einen Rendezvous in Leipzig vorgeschlagen, ich hab' ihn hoffen lassen, daß es vielleicht in Lauchstädt geschehen könnte.[2]

[1] Nach Lauchstädt.
[2] Körner 4 S. 175 u. 177.

Die Maria ist dort mit einem großen Succeß gegeben worden, ich lege dir hier Beckers[1] Brief bei. Indessen hat Körner noch nichts von sich hören lassen, und ich bin entschlossen, wenn ich etwa wegreisen sollte, diesen Anlaß zu ergreifen und zu mahnen. Es ist mir indeß sehr lieb, daß uns chère mère doch einiges Geld schicken kann. Jeden Tag erwarte ich von Iffland und von Opitz[2] gleichfalls Geld, aber das Eintreffen ist immer ungewiß, und man darf es nicht darauf ankommen lassen.

Grüße chère mère herzlich von mir; Karl empfiehlt sich, er ist jetzt in der Schule, sonst sollte er selbst schreiben. An Gleichens recht viel Schönes. Lebe wohl und komme sobald du kannst.

Sch.

Eben erhalte ich deinen Brief. Die Stein ist noch hier und wird heut Abend mit der Frau Goethen besuchen um sein Portrait von Bury zu sehen.

Es freut mich zu hören, daß du dich leiblicher befindest; vielleicht geht das Uebel auf einen Schnupfen hinaus, wie beim Karl; denn daß du keinen Geschmack und Geruch hast, beweist mir, daß es sich zu einem Schnupfen anläßt.

Ich habe erst gegen den Morgen einschlafen können, bin aber desto länger im Bett geblieben. Meinem Haus gegenüber ist eine Braut, der man die halbe Nacht Musik gemacht hat, und gegen Morgen erst ward es ruhig. Vormittag wurde die Aussteuer unter den größten Umständlichkeiten auf Wagen geladen, und des Geschreies war kein Ende. So muß mich der tollste Zufall von der Welt gerade einer Hochzeit auf dem Lande, die vielleicht in einem Umkreis von 3 Meilen die einzige ist, gegenüber logieren,

[1] Heinrich B., Regisseur des weimarischen Theaters in Lauchstädt. Sein Brief wird nebst einer Reihe anderer Theater- und Litteraturbriefe einer spätern Publikation vorbehalten.

[2] Regisseur des sächsischen Hoftheaters. Aus einem Brief desselben (Leipzig 23. Sept. 1801) erhellt, daß Sch. damals die Idee hatte, „das Süjet des Coriolanus neu bearbeiten zu wollen.“

gerade wenn ich aus der Stadt flüchte, um einsam zu sein. Lebe recht wohl, erhole dich bald, vielleicht seh' ich dich heut Abend in der Stadt, küsse die Kinder.

Ob. W., 16. Aug. 1800.[1]

Sch.

L. an S. Sonnabend früh, (7. März 1801).

Ich hoffe, Lieber, es geht dir gut,[2] und du findest dich schon in der Arbeit, damit der Zweck deiner Reise erfüllt wird; so will ich mich auch in die Trennung finden, die mir, ich läugne es nicht, recht schwer fällt.

Die paar Tage sind ziemlich unruhig vergangen, und ich wurde so müde gestern — von Besuchen, daß ich ordentlich sehnlich den Abend herbei wünschte. Ich hatte die Schröder bitten lassen. Die Stein kam auch, und die war mir sehr lieb. Die Frau hatte Besuch haben sollen von Schilden und Schierbrandt —, und um sie los zu werden, bringt sie sie mir mit. Wie ich denn die Stube voll hatte und die drei Kinder lärmten, kommt noch Lawrence, der die Frau wohl auch aufsuchte. Er erschreckte mich doppelt, weil ich ihn des Tags zuvor mit Haller bei der Frau gesehen hatte, und konnte diese beiden Ungethüms nicht von einander trennen in der Phantasie und glaubte nothwendig, er müsse auch noch kommen. Zum Glück kam er nicht. —

Die Schröder hat uns den Taucher gesungen, den sie sehr glücklich componiert hat, und so gut vorgetragen, daß es einem einen rechten Genuß gab. Sie hat so einen Schwung in der Composition, wie sie selten in andern Liedern hat, das Ganze ist sehr einfach. Auch die Würde der Frauen hat sie sehr glücklich componiert und die verschiedenen Strophen in einem sehr hübschen Ton angegeben. Dein Geschenk benutzt sie wirklich sehr glücklich, und es ist recht

[1] Mit dem Brief aus Ober-Weimar vom 17. an Goethe (Nro. 760) fast gleich lautend.

[2] Sch. war, um die Jungfrau von Orleans zu beendigen, am 5. in sein Gartenhaus bei Jena gezogen, das er bis Ostern benutzen konnte.

gut angewendet. Sie ist über der Christel[1] Stimme erstaunt und hat gesagt, die Theater könnten mit allem Recht eine solche Stimme mit 4000 Thaler bezahlen, wenn sie so eine Sängerin finden könnten. Auch die kleine Hausfrau kam noch und hätte bald einen Streit angefangen mit der Schröder über Kranz,[2] den sie, weil ihn Gores protegieren, sehr vertheidigt, und die Schröder als Sängerin nahm der Jagemann Partie, das Gespräch war sehr lebhaft.

Die Kinder sind wohl, und das kleine Liebchen benutzt deinen Sopha, an dem es heute und gestern recht herum spaziert ist und bald Muth hat, allein zu gehen. Es ist heute vom Sopha zu einem Stuhl ohne Widerspruch gewandelt und hält sich sehr leicht nur an.

Die gute chère mère hat dem kleinen Liebchen eine ganze Garderobe geschickt: ein Kleidchen, Hemden, Strümpfe, Unterröckchen. Sie ist am Donnerstag mit Beulwitz nach Sondershausen gereist und kommt Montag wieder.

Wolzogen wird auch erst den 18ten wieder kommen,[3] weil ihn der Herzog darum gebeten. Die Königin hat ihn sehr über die Agnes ausgefragt, und wie er gesagt, er habe den zweiten Theil nicht gelesen, so hat sie ihm ein Exemplar, in Maroquin gebunden, geschenkt und hinein geschrieben: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfasserin zum ewigen Schimpf und Schande.“ Seitdem ist die Agnes in diesem Zirkel sehr en vogue, und sogar die alte Oberhofmeisterin hat alle Buchläden durchsuchen lassen nach der Agnes. Da kann Herr Unger noch etwas absetzen.

Ein merkwürdiger Brief ist in diesen Tagen angekommen, den die Göchhausen cirkulieren läßt, vom Schulz aus Wien, der sich sehr über die Jagemann ausläßt und die schrecklichsten Dinge über ihren Leichtsinn sagt. Wahrscheinlich sieht seine kranke Lunge die Welt so

[1] v. Wurmb. Frau v. Wolz. in Schillers Leben, S. 285. Die Gespräche daselbst S. 286 ff. können nicht alle aus dem J. 1801 sein, weil Sch. einen Theil des März in Jena war, und gehören wahrscheinlich in das Jahr 1802. (So auch Palleske II. S. 420.)

[2] Den Kapellmeister.

[3] Der den Herzog zum Carneval nach Berlin begleitet hatte.

bitter an, aber die, die den Brief in Händen haben, werden doch ihr Mögliches thun, um die Sachen auszubreiten. —

Ich fange meine Correspondenz schon wieder so an, wie die nach Ettersburg.

Ich möchte dich bitten, mir aus Jena die Schrift von Kant zu schaffen über die Erscheinungen, sie ist hier, aber ich werde sie wohl lange nicht bekommen, die Stein liest sie. Vielleicht haben sie die Philosophen. Sie soll nicht schwer zu verstehen sein, du erfreust mich recht damit. — Ich hoffe heut noch von dir zu hören, Liebster, es verlangt mich zu wissen, wie du Alles gefunden hast, und wie es dir zu Muthe ist.

Von Goethe habe ich nichts gehört gestern, auch Meyer war nicht da beim Ernst. Ich wollte, er käme, damit der En fertig wäre, wenn du kommst.

Ich schicke dir einen Christweck mit, es fiel mir ein, daß es gut ist, so etwas im Hause zu haben, weil die Communikation doch schwerer ist. Auch wolltest du längst einen haben.

Adieu, Adieu, lieber Bester, ich wünsche, daß es dir wohl ist, und ein guter Geist deine Arbeit fördert, damit wir nicht so lange ohne dich sind. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 10. März 1801.

Ich versetze mich in meiner einsamen Stube zu euch hin, meine Lieben, und wünsche einige Stunden unter euch verleben zu können. Ruhig genug ist es um mich her, aber in diesen ersten Tagen, wo ich Besuche zu geben und zu empfangen hatte, habe ich die absolute Einsamkeit, die mir Noth thut, noch nicht recht finden können. Auch ist mein Geist von der Schwierigkeit meiner jetzigen Arbeit noch zu sehr angespannt, ich hetze und ängstige mich und komme dadurch nicht weiter. Wenn es nicht bald besser vorwärts geht, so verliere ich meine Zeit vergebens.

Ich habe die Griesbachs und Loders besucht; Paulus und Hufeland habe ich vorgestern in einem Kränzchen bei Niethammers gesehen. Diese Letzteren haben mich Abends schon etliche mal besucht und wir haben gespielt. Bei Niethammer habe ich auch ein neues Getränk kennen lernen, das eine Art von Punsch ist und mir noch besser schmeckt, es wird aus Portwein, Zitronen, Zucker und Muskatnuß warm bereitet und ist für den Magen comfortabel.

Uebrigens befinde ich mich wohl und habe mich gestern und heute des angenehmen Wetters sehr gefreut.

Grüße die Kinder und sage der Frau und Christel was Schönes von mir. Ich sehne mich nach Nachrichten von euch und umarme dich herzlich.

Sch.

L. an S. Weimar, den 10. März 1801.

Mich freut das heitre Wetter, weil es dir wohlthun wird, der Wind ist wohl noch scharf, aber ich hoffe, die Sonne, die freien Spielraum hat, wird doch durchdringen. Daß dir mein Einfall, Schöttchen zu schicken wohlbekam, freut mich recht.

Es ist hier eine große Gährung über die Thekla, und ich wünschte der Herzogin wegen, die Geschichte wäre auf irgend eine Art beigelegt, daß sie nicht böse wird, denn wenn Goethe nicht nachgibt, ist es sehr unhöflich, daß sie compromittiert ist. Am Sonnabend im Oberon hat es mit der Jagemann und Vohs eine Erklärung gegeben; nach allerlei spitzigen Erklärungen über das Rollenwegnehmen hat die Vohs erklärt, sie wolle der Jagemann die Thekla überlassen, obgleich die Herzogin ihr die schmeichelhaftesten Dinge durch ihren Mann habe sagen lassen; da der Jagemann dieser Ton auffiel, so hat sie hinwiederum erklärt, sie wolle sie nicht spielen. Am Sonntag hat die Herzogin sich sehr gegen die Löwenstern expectoriert und gesagt, sie wäre compromittiert, wenn die Jagemann nicht spielte. Gegen die Frau hat sie sich sehr beklagt, daß Goethe und du sie nicht unterstützt hättet. Die Frau hat ihr erklärt, daß

du nicht frei beim Theater handeln könntest. Es ist so ein Gewebe von Lügen und Bosheit in dem Ganzen, daß man nicht durchschauen kann. Mir liegt nur am Herzen, dich bei der Herzogin zu rechtfertigen, da du es schuldig bist, weil sie dir zu gefallen die ganze Unterhandlung angefangen. Wer alles mit hinein schwatzt, weiß der Himmel, denn vorhin war die Frau bei mir und sagte mir im Vertrauen, daß man auch der Herzogin hatte glauben machen, du wolltest lieber der Vohs die Rolle geben. Die Frau wollte, ich soll es dir nicht sagen, die Stein hat es ihr verboten, aber ich finde es nothwendig, dir es zu sagen, weil du zu klug bist, um es nicht zu verschweigen, daß du es weißt und es doch benutzen kannst. Die Frau hat gestern mit Meyer gesprochen darüber, was die Herzogin ihr am Samstag sagte, der es dem Goethe gesagt, und Goethe soll einen Brief diesen Morgen an die Herzogin geschrieben haben. Meyer kömmt hernach zu mir und wird mir es unbefangen erzählen. Denn Alles ist so passioniert, daß man nichts Klares hört. Ich wollte dir eigentlich rathen, du bätest dir aus von der Direktion, daß der Wallenstein jetzt ganz ruhen bliebe und ließest ihn erst vom Iffland spielen. Da hätte Niemand seinen Zweck erreicht. Ueberlege es, wenn es dir vernünftig dünkt, so folge dem Rath, der mir einkam und mir, wie ich es ansehe, der beste Ausweg dünkt.

Der Herr Hartmann[1] ist Sonnabend angekommen; wir haben gestern sein Bild vom Aeneas gesehen, das mir sehr bedeutend scheint. Es ist so einfach und groß gedacht wie der Rhesus. Es ist der Moment, wo Kreusa und Julus den Aeneas zurückhalten wollen in das Gefecht zu gehen, Aeneas will die Stufen herab, und Kreusa kniet hinter ihm und will ihn halten. In dem Thore steht Anchises, geführt von einem Knaben, in dessen Gesicht der Ausdruck des Schreckens und Entsetzens sehr gut ausgedrückt ist. Von fern sieht man die Stadt brennen, und Aeneas Helm ist von

[1] Aus Stuttgart, Briefwechsel 798–806. Sch. an Körner 4, S. 212. Lit. Nachl. II. S. 287.

der Flamme geröthet; auch der Agastus[1] (glaub' ich) der ihn abholen will, ist sehr gut. Auf der Seite an der Stadt sieht man dunkle Gruppen von fliehenden Müttern, die ihre Kinder festhalten, und Krieger. Es ist ein sehr großes Bild, es nimmt sich aber sehr gut aus, der Ausdruck des Aeneas ist so kräftig, und doch ist er nicht so kolossalisch gedacht als der Hektor. Der Herr Hartmann selbst ist recht gut und artig. Man sieht den Schwaben ihm an, der sich recht zierlich benehmen will, aber das Treuherzige und Derbe sieht doch heraus. —

Meyer war bei mir, G. hat eben sich sehr ereifert und gesagt, er dürfe nicht nachgeben, weil er sonst um jede andere Schauspielerin auch geplagt würde und das Protegieren satt hätte, das ihn schon ehmals bei der Göchhausen und Herzogin über die Rudorf[2] so gequält hätte u. s. w. Daß er Unrecht hat, ist keinem Zweifel unterworfen — wenn du dich noch in die Sache wieder mischen willst, so thu' es der Herzogin wegen, der du es schuldig bist, weil du sie dazu veranlaßt hast. Oder gib ihr auf irgend eine Art eine Erklärung, daß sie kein Mißtrauen in dein Betragen gegen sie setzen kann. Wir sind es ihr schuldig.

Goethe ist mir unbegreiflich, Kirms lügt, denn die Herzogin hat es ihm ja aufgetragen, mit G. zu reden, und G. behauptet, es habe sich Niemand an ihn gewendet. Er ist noch krank, man muß auch ihn schonen. Aber dies ist nöthig, der Herzogin zu zeigen, daß man sie und ihre Wünsche ehrt, und sie nicht compromittieren mag. — Diese Sache ist mir recht verdrießlich, und ich möchte gar nichts mehr davon hören. Du solltest auch nichts mehr hören, wenn mir nicht die Herzogin am Herzen läge.

Die Kinder sind wohl, und der K. hat gestern angefangen, Latein zu lernen beim H. Eisert, da habe ich ihm eine lateinische Grammatik holen lassen für 8 gr., die mir Eisert aufgeschrieben.

Der Eu ist lustig und hat sich seine Krause an dem Hemd

[1] Achates?

[2] Früher Kammersängerin, seit 1798 Knebels Frau.

zerschnitten in voller Lustigkeit und sich sehr naiv geäußert, warum er es gethan.

Wir waren gestern im Webicht, und da haben sich die Kinder sehr gefreut, daß es dort zum Papa hinginge. Das kleine Liebchen ist auch wohl und zieht herum in der Luft, und sie bekömmt ihm wohl. Es war heut mit uns im Park und sehr freundlich. —

Adieu, Bester, lebe wohl, du wirst heut ein Briefchen erhalten durch eine Gelegenheit. Morgen hoffe ich von dir zu hören. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 13. März 1801.

Ich danke dir, liebe Maus, daß du mir so fleißig und ausführlich Nachricht von euch gibst, und daß Alles so gut bei euch steht, freut mich herzlich. Die Klatschereien in W. über die Thekla kommen mir hier in meiner Abgeschiedenheit doppelt lächerlich vor; an Ort und Stelle würden sie mich wahrscheinlich mehr ärgerlich machen. Uebrigens ist ein Wort genug, die Herzogin in Ansehung meiner zufrieden zu stellen, und ich will diese einzige Rache an dem Hofkammerrath Kirms nehmen, daß er selbst das, was man gegen mich gesagt, widerrufen muß. Nicht ohne Absicht habe ich das Theater-Exemplar vom Wallenstein zurückbehalten, es liegt in meiner Stube in W., und der Wallenstein kann ohne dasselbe nicht gespielt werden. Dieses Exemplar liefere ich nur unter der Bedingung aus, daß Kirms schriftlich erklärt, die Thekla wäre gegen meinen Willen der Jagemann genommen und der Vohs zugetheilt worden, wie es sich auch in der That verhält. Nächste Woche werde ich auch ausdrücklich deßwegen an die Herzogin schreiben.[1]

[1] Es liegt ein Brief von Heinrich Becker an Kirms vom 21. März, dem Tage der Aufführung von Wallensteins Tod, vor, der das Faktische so darstellt: „Da Mad. V. sich geäußert hatte, sie würde die Th. spielen, und, wie sie sagte, ihr vergangenen Sommer vor der Abreise nach Lauchstädt auch Hoffnung dazu gemacht worden, so wollte der Herr Hofrath Sch. den Weg der Güte wählen: und ich mußte Mad. V. sagen, daß, wenn sie die Th. hier würde spielen wollen,

Sei so gut, beiliegende Correktur sogleich an Gödike zu schicken.

Ich befinde mich wohl, und es geht auch besser mit der Arbeit. Zerstreuungen kann ich freilich nicht ganz verhindern, fast alle Abende gibt es irgend eine Einladung, und heute Mittag mußte ich mit den H. von Ziegesar, Griesbach und dem Geh. Rath Hufeland bei Loder zu Mittag essen. Die Lodern hat mir versprochen, dich morgen in der Comödie[1] zu sehen und dir meinen Gruß zu überbringen. Lebe wohl, küsse die Kinder und grüße die Frau und die Christel von mir.

Sch.

P. S. Das Paquet an Gödike hat der Postillon bei mir abgeholt.

L. an S. Sonntag früh.(15. März 1801.)

Eine Gelegenheit, die eben jetzt geht, kommt mir erwünscht, damit ich dich begrüßen kann, Lieber.

Der heutige Sturm wird's wohl wieder kalt in deiner Wohnung machen, fürchte ich und wünsche es zugleich, denn seit ich

Madll. Jagemann ebenfalls auch einmal die Maria Stuart spielen würde, worauf ich zur Antwort bekam: sie würde die Th. spielen, die M. nicht hergeben und sich von ihrem Recht auf beide Rollen nichts nehmen lassen! Darauf beschloß der H. H. Sch., eine eigene Rolle von seinem Diener schreiben zu lassen und sie mit seiner eigenen Unterschrift an Madll. Jag. zu überschicken, welches auch geschehen ist. Da aber M. V. für L. und Rudolstadt ebenfalls eine Rolle der Th. haben mußte, wie das in mehreren Opern und Stücken der Fall ist, so hat sie auf Geheiß des H. H. Sch. die Rolle der Th. für L. und R. durch mich erhalten und nicht durch den H. H. Sch., wie M. V. zu sagen beliebt."

Nach einem Briefe vom 23. an Sch. hatte Goethe beschlossen, „daß sie (Mad. Vohs) sie diesmal spielen sollte, aber für die Folge hat er sich die Besetzung noch vorbehalten. Sie hat der Rolle nicht Genüge geleistet, sie hat sie zu weichlich und ein wenig ans Platte grenzend gegriffen. ... Indeß hat sie, wenn man nach dem Applaus gehen will, außerordentlich gefallen."

Ein Billet von Kirms an Sch. vom 26. weist aus, daß Becker von Kirms in Schillers Auftrag zur Abfassung seines Briefs veranlaßt wurde.

[1] Wo das Lager und die Piccolomini gegeben wurden.

fühle, daß du doch den Zweck der absoluten Einsamkeit nicht erreichst in Jena, so möchte ich doch lieber, wir sehen dich auch. —

Die Jenaischen Comödienliebhaber haben recht lange auf dem Weg zubringen müssen, und vor drei Uhr kann Niemand nach Hause gekommen sein. Bis 10 Uhr beinahe haben die beiden Stücke gedauert; ich glaube doch nicht, daß es sich ferner so machen läßt, diese beiden Stücke zu vereinigen, da das erste doch gewiß bald bis 9 Uhr dauert, denn das Lager kann nicht über eine Stunde dauern.

Ich wollte dir sagen, daß du lieber nicht an die Herzogin schreiben sollst; sie hört jetzt sehr ungern über die Sache sprechen, und du bist völlig gerechtfertigt durch G.'s letztes Billet an Kirms, in ihren Augen. Ein Brief würde sie verlegen machen; wenn du sie siehst, ist es schon veraltet, und es ist hernach vielleicht eine natürliche Veranlassung da, ihr ein Wort zu sagen. Da du auch nicht der allerpromptefte Briefschreiber bist, so kannst du dich auch der Mühe überheben.

Es ist so eine unruhige Zeit, und die Frühlingsluft wirkt auf mich, meine Nerven sind ordentlich irritiert, daß mir gestern Abend eine absolute Einsamkeit sehr gut that. Damit doch Jemand im Hause die Feder führt, bin ich auch mit meiner angefangenen Geschichte beschäftigt, die vielleicht doch so wird, daß man sie brauchen kann. Ich gehe streng zu Werke und lasse mir nichts hingehen, und so wollen wir sehen, was heraus kommt.[1]

So lieb ich die Christel habe, so stört sie mich doch in meinem Schreiben, und da ich schon mit den Kindern zu thun habe, so bin ich freilich ruhiger, wenn nicht auch noch ein anderes Wesen, das nicht Antheil an meinen Geschäften nehmen kann, meine Gedanken zerstreut. — Den nächsten Sommer will ich recht fleißig sein und die Zeit, die mir die Kinder übrig lassen, zu benützen suchen.

Uebrigens ist die Christel, wenn sie mit mir allein ist, recht gut, und vernünftig, nur geistvoll ist sie niemals (nach Schlegels Art zu reden).

[1] Sie liegt handschriftlich vor mit Sch's Correcturen.

Die Sonne scheint eben so freundlich, und ich hoffe, sie soll dir auch wohlthun. Hast du Stark schon besucht? – Ich möchte wissen, ob er nicht, ehe ich die Kräuter trinken kann, schon etwas für die Brust thun könnte, da mir, wenn ich eine Höhe ersteige, doch enge wird, wieder wie voriges Frühjahr auch, auch habe ich einen starken Antrieb des Bluts nach dem Kopf. —

Leb wohl, Lieber, laß bald von dir hören, die Kinder und Christel grüßen; Letztere hat es einmal für allemal gesagt, daß ich dich immer von ihr grüßen sollte.

Deine treue

Lotte.

Vergiß doch nicht, die Schrift von Kant mir zu schaffen, bitte ich dich.

S. an L. Jena, 16. März 1801.

Ich bin in den letzten drei Tagen ganz ungestört geblieben und dadurch auch in meiner Arbeit gefördert worden. Gegen das Tumultuarische in W. ist mein Aufenthalt im Garten doch ohne Vergleich ruhiger und der Arbeit günstiger. Ich denke den Rest meines Stücks hier noch im Groben durchzuarbeiten, daß dasjenige, was zur Erfindung gehört, fertig ist, ehe ich nach W. zurückkomme, denn ausarbeiten und in Ordnung bringen geht dort eher an, aber zum Schaffen gehört absolute Ruhe. Bis zum Osterfest könnte also wohl mein Aufenthalt hier noch dauern, unterdessen komme ich einmal hinüber oder sehe euch hier, wie es dir am liebsten ist.

Eine Frühlingskur wird dir recht gut thun, und ich will dir am nächsten Botentag Starks Meinung schreiben, den ich morgen oder übermorgen besuchen will. Arbeite deine Geschichte nur mit dem möglichsten Fleiße aus, daß sie schon eine Gestalt hat, wenn du sie mir mittheilst. Sie gibt uns dann eher Gelegenheit, das Wesentliche, worauf es ankommt, zur Sprache zu bringen und über die Grundsätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen.

Von Kant existiert keine Schrift unter dem Titel: Die Erscheinungen, aber eine andere: Träume eines Geistersehers. Wenn du diese meinst, so will ich sie zu bekommen suchen, es wird sie aber schwerlich Jemand hier haben; Reinhold, weiß ich, war der einzige.

Meinen Brief an die Herzogin unterlasse ich recht gern. Sie wird zwar immer etwas böse auf mich sein, daß ich sie wenigstens unschuldig veranlaßt habe, sich in die Sache zu mischen, ohne des Erfolgs gewiß zu sein, aber das vergißt sich bis zu meiner Wiedererscheinung im Comödienhause.

Eben schickt mir Kirms einen Expressen wegen dem Wallenstein. Du kannst ihm das Theater-Manuscript, welches in meiner Stube liegt, ausliefern.

In Stuttgart werden Capitalien zu 5 Procent von der Landschaft aufgenommen. Ueber das Geld ist völlige Sicherheit, weil die Landschaft durch das Land selbst garantiert ist. Man muß aber binnen 4 Wochen das Geld hinschaffen. Da die chère mère, wie ich weiß, ihr Geld nur zu 4 Procent stehen hat, auch ihre Capitalien schnell zurückgezahlt bekommen kann, so wäre bei einer großen Summe kein unbeträchtlicher Gewinn zu machen, auf jedes zehntausend, hundert Thaler mehr. Schreibe ihr das doch, und wenn sie Lust hat, so soll sie unverzüglich an mich hieher schreiben. Lebe wohl, liebe Maus, umarme die lieben Kinder, grüße die Christel und die Frau.

Sch.

L. an S. W. (Mittwoch), den 18. März 1801.

Wenn du fleißig bist und dich nicht stören läßt, so will ich mich darein ergeben, dich vielleicht gar bis Ostern zu entbehren; aber wenn ich mir vorstelle, daß du dich in den Jenaischen Clubbs herum drehst und dir die Zeit rauben läßt, so möchte ich freilich lieber, du wärest hier.

Sonntag bei Goethe war eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft, die Schrödern und Jagemann unter andern; die Letztere war sehr

artig und gefällig und sang wunderschön, die Erstere zeigte aber recht in ihrer Art, sich gegen die Jagemann zu betragen, die alte Jungfer, und es betrübte mich ordentlich, da ich sie letzthin über ihr Urtheil und Billigkeit gegen die Jagemann bewunderte, sie nun zu sehen, wie sie doch dem Gefühl unterlag, daß sie nichts mehr von allem dem aufzeigen könne, wodurch jene sich auszeichnet, und zumal schien der beleidigte Ton aus der Betrachtung des schönen Staats der Andern zu entstehen, freilich die empfindlichste Seite für ein eitles Wesen.

Herrn Falk und seine Frau habe ich auch dort gesehen, aber er hat gar nicht gesprochen, die Frau ist ziemlich gemein in ihrer Art sich zu äußern, ihr Gesicht ist artig.

Am Montag war ich in der „Ueblen Laune" von Kotzebue; es ist doch eins von seinen Stücken, wo seine Hauptfratzen nicht so vorkommen, und da, wo es komisch gehalten ist, ist es lustig zu sehen. Aber freilich der Greis von hundert Jahren, der den Uebellaunigen bekehrt, ist recht fratzenhaft. —

Gestern war das erste Liebhaberconcert, wo die Jagemann und Brühl schön gesungen haben. Auch H. Schmidt hat sich hören lassen, der einen sehr angenehmen Baß hat, gar nicht das Widrige von einer starken Stimme. Er selbst hat sich recht gut gezeigt und gefallen. Es ist kein Geheimniß mehr, daß er aufs Theater will; aber daß die Eltern sein Unternehmen im Grund veranlaßt haben, ist ein Geheimniß, und sie thun nur, als wenn sie es mißbilligten. Man sagt, sie wären banquerott und hätten nichts mehr, um den Sohn zu unterstützen zu seinen ferneren Studien, das wollen sie aber freilich so lange wie möglich verbergen.

Kirms hat sich noch nicht bei mir gemeldet, um das Stück holen zu lassen. Die Herzogin hat eine große Sorge, daß es ja auf den Sonnabend gespielt wird, ehe der Herzog hier ist, er kömmt Sonnabend an, da bleibt sie auch aus dem Theater. Sie fürchtet hernach, G. möchte sich hinter den Herzog stecken, um sie zu bereden, hinein zu gehen.

Auf dich ist sie gar nicht böse, sie hat mir es ordentlich versichern lassen, seit sie G.'s Billet an Kirms gelesen. Es freut mich nur, daß sie ihrem Charakter treu geblieben ist, und ich gönne auch G. diese kleine Kränkung. Auch die Vohs hat es gefühlt nach dem, was ich hörte. Der Jagemann ist es natürlich auch ein Triumph. Die arme Jagemann thut mir so leid, weil ihr Bruder in Wien, den sie sehr liebt, vielleicht jetzt schon todt ist; sie hat Nachricht bekommen, daß er ein hitziges Nervenfieber hat, und der Brief selbst gibt wenig Hoffnung. Sie hat bei der Probe der Iphigenie so geweint. Ich fürchte mich ordentlich vor der Vorstellung, denn sie wird so rührend sein, daß man weiter kein anderes Gefühl mehr braucht, um bewegt zu werden.

Heut Abend nach der Comödie müssen wir leider noch in Gesellschaft, denn Einsiedel hat die Christel und mich und die Frau zum Souper eingeladen. Da ich den Einsiedel gern habe, so mochte ich es nicht abschlagen, obgleich mir freilich die Ruhe nachher lieber gewesen.

Die Kinder sind wohl, das Liebchen sagt jetzt Papa recht ordentlich und ganz freiwillig. Meyer hat jetzt den Ern coloriert, und es ist ein sehr freundliches Köpfchen; er hat das Zarte in seinem Gesicht nicht gefaßt, aber das Kindliche sehr gut, dünkt mir.

Karl ist fleißig und gut und recht folgsam und artig. Adieu, Liebster, lebe wohl, Ich wünsche immer gute Nachrichten von deinen Geschäften.

Der chère mère will ich schreiben, aber ich weiß doch nicht, ob man sicher trauen kann, denn die Franzosen werden schon sorgen, daß das Land auch keine Sicherheit mehr geben kann, denn es ist fürchterlich, wie sie die Würtemberger mitnehmen. —

Adieu! Adieu! Alles grüßt. Deine

Lotte.

Mittwoch Abend, (18. März 1801).

Nur ein Wort, Lieber, und einen guten Abend. Ich wollte dir nur sagen, daß der Christel Bruder gekommen ist, diesen Mittag.

Er hat ein großes Verlangen, dich zu sehen. Bis Dienstag bleibt er hier. Vielleicht könntest du einmal in diesen Tagen oder wir könnten zu dir kommen, denn die Christel gibt ihn nicht gern allein her. Es ist ein guter stiller Mensch, der einem Freude macht. Ich muß aber zum Souper.

Adieu, Liebster, Bester, ich umarme dich. Karl grüßt dich, er ist eben bei meinem Schreibtisch. — Möge es dir heute wohl gegangen sein! Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 20. März 1801.

Es soll mir recht angenehm sein, den Vetter zu sehen, und da ihm vermuthlich an Jena nicht viel gelegen ist, so will ich etwa auf den Montag hinüber kommen. Kämet ihr aber gerne hieher, so ist es mir nur desto lieber, und ich gewinne die Zeit des Hin- und Herfahrens für meine Arbeit. Laß mich mit dem Botenmädchen wissen, wie du es halten willst.

Der immerwährende und heftige Wind hat mich schon 4 Tage am Ausgehen verhindert, ich habe daher noch Starken nicht gesehen. Wenn ich morgen nicht ausgehen kann, so will ich ihn zu mir herbitten und wegen deiner mit ihm reden.

Sonst befinde ich mich hier ganz wohl, ich habe in den vierzehn Tagen, die ich nun hier bin, alle Nächte gut geschlafen und bin zu rechter Zeit aufgestanden.

Griesbachs habe ich seit 12 Tagen nicht gesehen; diesen Abend bin ich zu einem Concert bei Hufeland eingeladen, wo der Don Juan gesungen werden soll. Niethammers besuchen mich die Abende öfters und sind sehr gefällig. Sonst habe ich wenig Zerstreuungen und würde in meiner Arbeit weit kommen, wenn die gute Stimmung immer da wäre. Indeß geschieht jeden Tag etwas, und endlich gelangt man doch zum Ziel. Lebe wohl, ich umarme euch von Herzen. Grüße den Vetter, die Christel und Karolinen.

Dein

Sch.

L. an S. Weimar den 21. März 1801.

Ich freue mich, Liebster, daß es dir wohl ist; das Wetter ist nicht freundlich jetzt, doch hoffe ich, auf den Montag [1] soll es doch in Jena recht freundlich sein. Es ist besser, wir kommen zu dir, weil die Zeit, die du unterwegs verlierst, für uns nicht so verloren ist, und wir haben weniger Verlust davon als du. Ich denke, wir fahren hier um 9 Uhr fort, so können wir hernach bis 6 Uhr Abends dort bleiben. Karl und Ernst werden mitkommen und freuen sich sehr darauf.

Fritz ist ein recht guter Mensch und erweckt einem das Gefühl des Wohlwollens, aber er ist noch verschlossener wie die Schwester, und sieht so gedrückt und abgelebt aus, daß er einen betrübt. — Ich habe bei diesen beiden Geschwistern rechte Betrachtungen über die Erziehungsweise gemacht und mich über den Onkel recht geärgert von neuem; denn er ist allein Schuld daran, daß sie so sind, weil er sie so viel geprügelt hat. Sie werden niemals zeigen können, daß sie froh sind und den Menschen wohlwollen, weil sie frühe so viel Furcht hatten. Unsre Kinder, die wir gottlob nicht so erzogen haben, gehen ordentlich unter denen herum als Wesen anderer Art. Sie zeigen ihr Wohlbehagen und ihren Schmerz, und haben kein physisches Uebelsein zu fürchten. Man sieht es ihnen schon an, daß sie, weil es ihnen wohlgeht, auch wohlwollende und liebende Gemüther haben.

Dem armen Fritz scheint das rauhe Soldatenleben und das Elend, davon er so oft Zeuge sein muß, schwer aufzuliegen, und ich möchte recht, man könnte ihm eine andre Laufbahn öffnen. Er hat jetzt die Belagerung von Würzburg mitgemacht, das hat ihn aber sehr angegriffen.

Dich hat er so lieb und hat gesagt, er hätte noch so ein

[1] Sie kamen schon am 22. (an Goethe Nro. 807). Es scheint derselbe Vetter zu sein, der 1790 ins Kadettenhaus nach Dresden gegangen war), an Körner 2, S. 204. Er wurde später Forstmeister der Herzogin von Sagan in Wartensleben (Bechstein, Mittheilungen S. 213).

lebendiges Bild von dir, weil ihn Niemand noch so interessiert hätte. Es ist mir recht lieb, daß du ihn sehen willst.

Meyer ist recht fleißig, und der gemalte Ernst wird dir große Freude machen, wie der wirkliche. Heute wird er fertig. Laß doch mein Bild von Griesbachs holen, ich denke, man kann es vom Rahmen abmachen und zusammenrollen, da will ich's mitnehmen, bei ihnen weiß der Himmel, wo es herumsteht. — Hier ist nichts bedeutendes Neues geschehen. Mündlich davon. — Der Wolzogen kommt erst Mittwochs wieder, weil der Herzog in Berlin krank war. Er bekam so schnelles Brechen, daß es den Shawl der Erbprinzeß von Mecklenburg traf; das hat ihn sehr verlegen gemacht. —

Du brauchst nichts weiter zu bestellen für uns in Jena, ich will Kuchen und kalten Braten mitbringen. Fritz ißt so wenig, und mit uns wirst du keine Umstände machen.

Ich freue mich sehr auf den Montag, denn ich habe die Tage, die ich dich nicht sah, Liebster, genau berechnet.

Das kleine Liebchen ist wohl; ich fürchte, es hat zu wenig Bequemlichkeit in Jena, sonst ließe ich mich wohl verführen, es mitzunehmen, aber die vierte große Person im Wagen mit den drei Kindern ist zu beschwerlich. Es hat große Fortschritte im Gehen gemacht und geht an einer Reihe Stühle ganz allein. Auch sagt es Papa. Wenn du wiederkömmst, so wird es dir hoffentlich entgegengehen können, wenn es so fort macht. Adieu, adieu! Bester, ich freue mich sehr, dich zu sehen. Die Kinder grüßen.

Deine

Lotte.

Weimar den 25. März 1801.

Wir sind glücklich hier angekommen, ob wir gleich beinahe wieder zu dir gekommen wären, denn wir mußten lange in Jena auf dem Markt halten, weil der Runknagel zerbrach. Es regnete eben so heftig, sonst wäre ich wieder umgekehrt, ich fürchtete mich beim Fahren und hätte gern die Nacht dort gewartet. Man wird

des schnellen Hin- und Herkommens entwöhnter und hält es von Weimar aus für eine viel beschwerlichere Fahrt, als von Jena hierher, wo der Geist des Leichtsinns Alles mit sich fortreißt und man muthiger wird. Ich läugne nicht, ich fürchte mich jetzt viel mehr, des Nachts hierher zu fahren als sonst.

Die Kinder haben den größten Theil des Wegs verschlafen, ich war aber desto müder, weil sie beide auf meinem Schooß [illegible] wollten und mich also fest auf einem Platz hielten.

Fritz ist gestern fort, ich habe ihn auch sehr lieb gewonnen, und Mitleiden über seine gefährlichen Lagen, und der Wunsch, ihm wohl machen zu können, macht ihn noch interessanter. Ich möchte ihn nur mehr handelnd als leidend sehen, und die Unthätigkeit im gesellschaftlichen Leben drückt mich an ihm, wie an der Schwester. Doch bei einem Mann verlangt man es weniger, weil man das Gefühl hat, daß er für wichtigere Geschäfte bestimmt ist, aber bei den Frauen ist es nothwendig, daß sie lebhaft und theilnehmend erscheinen. —

Der Onkel ist mir aber recht fatal; wenn man seine Lebensweise erzählen hört, und seine Klagen über Armuth weiß und doch wieder hört, daß er sich auf das Schändlichste betrügen läßt von seinem alten Bedienten, so wird er einem recht versackt. Behüte uns nur der Himmel vor einem Besuch von ihm.

Ich habe gestern und vorgestern den Florentin[1] gelesen, und ich muß gestehen, er hat mich erfreut, trotz dem Ragout vom Meister, Lucinde, Ardinghello, Agnes, Sternbald, ist doch ein eignes zartes Wesen darin, das einem Interesse erweckt. Es ist artig zusammengestellt, man sieht auch den Diebstahl nicht so sichtlich, d. i. absichtlich, sondern nur, daß diese Ideen ihr sehr lebhaft waren und sie keine andre Form des Darstellens aufsuchen mochte. — Der Held ist mir fatal, und die Geschichte von ihm selbst, zumal die Geschichte seiner Liebschaft in Rom, ist mir so widrig. Man sieht

[1] Von Madame Veit, Fr. Schlegel's Freundin und späterer Gattin. Briefwechsel 803 u. 804.

das ungebundene Gemüth der Verfasserin, darin sie sich aus Freigeisterei über das Sittliche hinwegsetzt, wie ihre Freunde, die früheren und die späteren, denn Bill und Li haben auch auf gewisse Art das Schickliche oft mit Füßen getreten und zum Wenigsten in ihren Raisonnements es gewollt.

Es gehören noch mehrere Freundinnen zu diesem Zirkel von ihr, denn die jetzigen Freunde der Zeit haben ganz plump mit dem Knittel und Fäusten drein geschlagen, so ist das ganze Ideen-Gebäude entstanden, dünkt mir. Und mich wundert es eigentlich, daß manche Dinge nicht stärker ausgesprochen sind, und sie hat die zarte Weiblichkeit doch nicht zerstört in sich, oder den Ausdruck dafür sich erhalten. Einen gebildeten Verstand sieht man in Allem; nach ihren Briefen von ehedem hatte ich mir mehr Tiefe als Fläche erwartet; aber das Ganze hat etwas sehr Gefälliges, was einen besticht, und einen angenehmen Effekt macht.

Die Aussicht, dich bald wieder bei uns zu sehen, ist mir sehr, sehr erfreulich. Ich möchte alle guten Geister um dich versammelt wissen, um dir dein Werk fördern zu helfen, daß wir dich Dienstag sehen, oder vielleicht Montag. Du kannst hier, wenn du willst, doch dich still halten, und den Theater-Menschen, wie Becker, die dich etwa stören könnten, wissen lassen, daß du nur Nachmittags nach dem Essen zu sprechen seist. Du solltest dies überhaupt einführen, denn diese kommen eigentlich, wann es ihnen einfällt.

Mit meinem Aufenthalt in Jena würde es nicht sich thun lassen. Erstlich der Kinder wegen, zweitens möchte ich mich doch nicht gern zu viel in Jena repandieren, und dies könnte ich nicht vermeiden, weil du in vielen Gesellschaften doch warst. Dann müßte ich hier wieder mein Haus mehr öffnen, und dies wäre für den Beutel wie für die Zeit schädlich, da ich hier doch schon manche Zeit in Gesellschaft verleben muß; wenn ich nun auch auswärtige Besuche hinzurechnen müßte, so wäre es zu viel. Diese Gründe zusammen haben mir den Plan unausführbar gemacht, so gern ich

dich auch gesehen hätte und mit dir gewesen wäre; aber wenn du kömmst, ist es am allerbesten.

Die Herzogin hat deinen Brief an Kirms gelesen und ist sehr damit zufrieden; sie hat gesagt, deiner selbst wegen müsse man Alles thun, um deine Meinung laut werden zu lassen, weil du als ein braver Mann bekannt wärest, so dürftest du nicht doppelt erscheinen. — Sie hat gesagt, sie hoffe, daß die Menschen, die es hätten fühlen sollen, gefühlt hätten, daß sie nicht gekommen wäre. Sie hatte eine große Sorge unter andern auch, daß du ja nicht möchtest mit Goethe in Zwist kommen. — Die Vohs soll abscheulich gespielt haben, das Prinzeßchen[1] ist so böse auf sie und macht es ihr nach, sie soll auch das zweitemal gar nicht hübsch gewesen sein, sagt man.

Nun leb wohl, Liebster, ich hoffe auf den Sonnabend die Bestätigung deines Entschlusses zu hören. Die Christel war da und freut sich, daß dir ihr Bruder gefallen hat. Die Kinder sind wohl, der Er wollte Montag schon wieder zu dir. Ich umarme dich. Deine

Lotte.

S. an L. Jena, 27. März 1801.

Ob ich auf den Montag mich auf den Weg machen kann, weiß ich noch nicht zu sagen; leider ist in den letzten Tagen, ob ich gleich ungestört war, nicht viel geschehen, und ich möchte nicht gern nach W., ja ich schämte mich gewissermaßen vor mir selbst, ohne doch einen Act bei meinem hiesigen Aufenthalt gewonnen zu haben. Doch wenn ich vier Tage gehörig arbeiten kann, hoffe ich dieses Ziel zu erreichen. Dann muß ich einen ganzen Tag auf Besuche rechnen, ich werde also wohl mit dem Donnerstag eintreffen. Ich wünschte recht von Herzen, es wäre schon so weit.

Ich sende dir hier Seckendorfs Taschenbuch,[2] worin du wenig

[1] Karoline.

[2] Leo v. Seckendorf's „Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801."

Trost finden wirst, es ist eine traurige Lectüre. An Beckern sende gleich den Einschluß. Den Florentin sende mir doch, so bald du ihn ganz gelesen, zurück. Ich war vorgestern Abends bei Griesbachs zu Souper geladen, es war niemand da als ein Rudel Studenten, von denen sogenannten Söhnen. Doch war ich lustig und hatte gute Laune, so daß der Abend heiter verstrich.

Nun muß ich noch Loders, Paulus, Hufelands sehen, außer Griesbachs und Niethammers, die ich ohne Abschied nicht verlassen kann. Auch Schelling kann ich nicht wohl unbesucht lassen. Es ist so weit vom Garten in die Stadt, und ich habe bei dem immerwährenden Wind mich so wenig hinausgewagt, daß ich alle Besuche, wo ich nicht eingeladen war oder im Wagen abgeholt wurde, unterließ.

Lebe recht wohl mit den lieben Kindern, schreib mir gute Nachrichten. Ich umarme dich von Herzen.

Dein

Sch.

Es ist mir sehr lieb, wenn du mich auf den Mittwoch abholst, denn bis dahin hoffe ich so weit zu sein, als ich kommen wollte. Du mußt dich aber entschließen, den Tag in Gesellschaft zuzubringen, weil ich noch Abschied nehmen muß. Dieser Abschied wird mir auch durch dein Hiersein weniger lästig werden. Wenn du dich also entschließen kannst, außer Niethammers noch etwa Hufelands, Loders, Griesbachs und Paulus zu sehen, doch jedes nur auf kurze Zeit, so hole mich ab; in jedem Falle wünschte ich Mittwoch früh Nachricht von dir zu haben.

Herzlich grüße ich dich und die Kinder.

J., 30. März 1801.

Dein

Sch.

L. an S. Dienstag Nachmittag (31. März 1801).

Ich werde mich morgen um 11 Uhr aufmachen und hoffe gegen zwei Uhr in Jena zu sein. Ich freue mich sehr, daß du einen

Tag früher kommst, als ich ausrechnete. Zu Griesbachs und Niethammers wollte ich ohnehin gehen; wie weit mich alsdann meine Füße noch tragen, wird das Schicksal entscheiden. Und wenn ich nicht zu müde bin, so begleite ich dich an die andern Orte auch. — Ich freue mich, den schönen Frühlingstag morgen recht zu genießen, wenn es so bleibt wie heute. —

Es ist hier so grün und freundlich schon, daß man beständig in der Luft sein möchte. Die Kinder genießen die Luft auch recht. Adieu! Adieu! Dieser Brief wird nicht viel früher als ich kommen. — Seckendorf geht morgen nach Jena, und wird dich früh besuchen. Er reist ganz ab von hier in weniger Zeit.[1] Also auf morgen.

Deine

Lotte.

S. an L. (Ende Juli oder Anfang August 1802).[2]

Es thut mir recht leid, wenn ich dich heute wieder nicht sehen sollte, und doch kann ich bei der großen Hitze das Ausgehen nicht rathen. Vielleicht holt Goethe mich diesen Abend im Wagen ab, und ich kann dich alsdann in der Stadt sehen. Gestern Abend war ich dir näher, Goethe fuhr mit mir spazieren und wir aßen in seinem Garten draußen, unter den Bäumen. Ob es gleich kühl war, so hat es mir doch nichts geschadet.

Lebe wohl, liebe Maus, halte dich nur ruhig. Küsse die Kinder.

Sch.

[1] Nach Regensburg, von wo vor dem 28. Juni ein Brief an Sch. einlief (Briefw. 821). Seine Stellung als Regierungs-Assessor in W. hatte er mißvergnügt (vielleicht wegen Haren lit. Nachl. 2, S. 237) aufgegeben.

[2] Von Lottens Hand ist diesem Billet, das sie lange Zeit in der Tasche mit sich herumtrug, beigesetzt: „Sommer 1802." Es ist also nach Goethe's Rückkehr von Lauchstädt und vor seiner Reise nach Jena geschrieben (Briefw. 870 und 71), als Sch. sich von seinem krampfhaften Husten, der auch seine Frau befiel (an Körner 4, S. 287), eben erholt hatte. Vielleicht war er nach Oberweimar gezogen.

S. an L. Weimar, 13. Aug. 1802.

Die Ananas ist wohl erhalten angelangt und hat vortrefflich geschmeckt, ganz besonders aber hat sie Herrn Ernsts Beifall gefunden.

Das Andenken der guten Fürstin von Sondershausen[1] erfreut mich sehr, ich werde mich ihrer stets mit größter Theilnahme erinnern.

Der Fürst von Rudolstadt hat mich vor einigen Tagen sehr angenehm überrascht, ich bedauerte aber, daß er so schnell wieder wegeilte. So leid es mir thut, daß du einige Tage länger ausbleibst, so kann ich dirs doch nicht verdenken. Unterdessen wird es hier im Hause[2] auch nach und nach ordentlich und du findest das Meiste gethan, wenn du kommst. Wir haben uns in diesen heißen Tagen sehr wohl befunden, mein Husten hat mich verlassen, und ich fühle mich so gesund, als ich nur sein kann. Die Eselsmilch habe ich jetzt einmal getrunken, sie beschwert mich nicht, obgleich die Hitze mir nicht erlaubt, viel Bewegung zu machen. Ich bin nur einige Abende im Park gewesen, wo ich der Kalb und der Amalie[3] begegnete. Etwas weniges habe ich auch gearbeitet[4] und komme nach und nach in die Stimmung.

Die Kinder machen mir viel Freude. Das Karolinchen ist allerliebst und äußerst erfinderisch in Tournüren, wenn sie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf. Sie erzählt viel von der Mama, die in Rudeltat sei und Sachen mitbringen werde. Bei Tische stößt sie jeden Tag ihr Glas an und läßt Mama leben.

Ernst hat seine große Noth mit den Gewittern und sucht durch Fragen aus mir herauszulocken, ob er für seine Haut was dabei zu fürchten habe. Er beschäftigt sich übrigens so gut er kann und ist

[1] Wilhelmine Friederike Karoline Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. den 21. Jan. 1774, seit dem 23. Juni 1799 mit dem Fürsten Günther Friedrich Karl zu Schwarzburg-Sondershausen vermählt.

[2] Dem neu gekauften.

[3] Von Imhof, die bald darauf nach Dresden reiste.

[4] An der Braut von Messina (Briefw. 873).

nur einmal bei Thons zum Besuch gewesen. Er hat mir einen Brief an die Mama dictiert, dem du es ansehen wirst, daß er gewissenhaft aus seinem Munde nachgeschrieben ist.

Die Frau hat geschrieben,[1] sie befindet sich wohl. Sonst ist nichts neues eingegangen.

Herzlich umarme ich dich und grüße chère mère aufs allerbeste.

Schiller.[2]

Weimar 10. October 1803.[3]

Wenn die chère mère 10 Tage länger hier geblieben wäre, so hätte sie, zwar kein goldenes Würstchen, aber doch das Aequivalent

[1] Aus Paris, wohin sie ihrem Gemahl, dem Begleiter des Erbprinzen, gefolgt war.

[2] Die 4 heitern Briefe aus Lauchstädt, im Juli 1803 geschrieben, sind von Frau v. Wolzogen in Schillers Leben S. 304—9 abgedruckt mit folgenden Veränderungen:

S. 306 Z. 12 und sonst überall schreibt Sch. statt „Caroline" „der Frau", Z. 13 statt „liebes Kind" „liebe Maus". Ebd. Z. 2 v. u. schreibt Sch. „die erstaunlichen Longeurs", woraus Frau v. W. „die longueurs" gemacht hat.

S. 307 Z. 6 „die Jagemanns" nicht „die Jagemann" (es sind wohl beide Schwestern gemeint).

Z. 13 „Niemeiers" nicht „Niemeyers", ebenso S. 309 Z. 5.

Z. 17 „doch noch" nicht „doch".

Z. 27 „wollte" nicht „wollten". Daß Jenes richtig ist, erhellt aus dem Briefw. 908.

Z. 6 v. u. ist folgender Satz gestrichen: „Aus Weimar ist die Oberforstmeister Stein und ihre Mutter hier, auch die Pannewitz aus Berlin ihre Schwester. An ihnen finde ich doch wenigstens eine Bekanntschaft, mit der ich im Salon von bekannten Personen und Sachen sprechen kann, denn sonst ist außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier."

S. 308 Z. 8 statt „liebes Kind" lies „liebe Maus".

S. 309 Z. 2 nach „ich" lies „von Hn. Grey."

„ Z. 8 nach „geehrt" lies „und tüchtig aufgeschüsselt. Ich genieße aber überhaupt hier wenig, weil ich mich so am besten vor den Krämpfen schütze."

S. 309 Z. 21 statt „Hallische" lies „hallensische".

[3] Vgl. den an demselben Tage geschriebenen Brief an Körner 4, S. 343 und das undatierte Billet an Goethe (Briefw. 921), das am 1. Oktober, dem Tag nach der Hauptprobe des Julius Cäsar, geschrieben sein muß. Sch. begleitete seine Schwiegermutter und Frau bis Jena und blieb einige Tage (wahrscheinlich bis zum 6.) dort in Goethe's Zimmern auf dem Schlosse, um am Tell zu arbeiten.

davon ankommen sehen, das ich diesen Vormittag erhalte. Dießmal sind es Wienerische Bankzettel, die nach Abzug des darauf zu erleidenden Verlustes (denn von jedem 100 gehen 27 verloren) etwa 100 Carolin betragen können, wenigstens in Wien so viel gelten. Der Schatz hat uns also doch in gutem Gedächtniß, nur will er, wie es scheint, seinen eignen Weg einschlagen und sich an nichts bestimmtes binden. Auch das ist gut, daß wir nun das Mittel gefunden haben, ihn an uns zu erinnern, und daran wollen wir es künftig nicht fehlen lassen, so oft es etwas an ihn zu schicken gibt.[1]

[1] Schon am 28. Aug. 1802 schrieb Dalberg, der nunmehrige Kurfürst Erzkanzler: „Ihr Brief hat mich unaussprechlich gefreüt! oft hat sich mein Geist an „dem ihrichen gestärkt: oft ergözten mich die Ergiesungen Ihrer erhabnen und „keuschen Muse; entflammten in mir die Liebe des sittlich-schönen und guten! und! „dann beschlich mich der Wunsch Teütschlands Dank dem ersten teütschen Dichter „dereinst zu entrichten: näher bin ich an dem Ziel (doch sehr unter uns gejagt), gesichert ist es nicht ganz! Doch bald hoff' ich ihnen das zu werden, was „ich von ganzer Seele wünsche. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer fürtreflichen Gemahlin, und bin

Ihr aufrichtiger treüer Freund

Asch. den 28. Aug. 1802. Karl.

Für Fr. v. Kalb werd' ich mich bestens verwenden."

Nach dieser Erneuerung des „alten Engagements" (an Körner 4, S. 300) hatte Sch. Dalberg die Braut von Messina zugesandt, für die dieser aus Regensburg am 3. März 1803 in folgendem Briefe dankt: „Wertester Freünd! Ihr „Andenken und das Andenken ihrer fürtreflichen Gemahlin und geistvollen Schwä„gerin freüen mich sehr. Indem ich ihren hohen Genius bewundre, schätze ich „noch mehr die reine Liebe der Tugend und Wahrheit die in ihren Schriften „atmet und aus Ihrer schönen Seele quillt.

„Fahren sie fort edler Mann! die Zierde unsres Vaterlands und Zeitalters zu seyn; ich bin von Herzen

Ihr wohl affectionirter

„Regensb. den 3. Merz 1803. Freünd Karl.

„Ihren Brief und Meisterwerk erhielt ich gestern."

Die Geldunterstützung, welche Frau v. Wolzogen in Sch. Leben S. 316 im Allgemeinen erwähnt, gab wohl mit Anlaß zu den schönen Strophen, womit Sch. am 25. April 1804 die Uebersendung des Wilhelm Tell begleitete (Werke 2, S. 419). Eine weitere poetische Huldigung lehnt Dalberg in folgendem Briefe ab: „Hochwohlgebohrner Herr Hofrath! Sehr schätzbar wäre mir die zugedachte

Liebchen[1] wird bei der chère mère sich recht wohl befinden, und die Ruhe von einigen Monaten wird auch dir wohl thun, daher ich das gute Mäuschen gern so lang entbehre, wenns der chère mère Vergnügen macht.

Wir befinden uns wohl, nur Karl leidet an seinen Würmern und hat einen Husten, der ihn zu Hause einsperrt. Es ist derselbe Husten, mit dem krampfhaften Reiz, den er schon oft gehabt, ich lasse ihn heute etwas dagegen brauchen. Carolinchen ist sehr vergnügt und lobt mich in einem fort, daß ich sein höfliches Rofrätchen sei. Auch Ernstchen ist wohl auf und meint aber, die Mama könnte wohl auch wieder kommen.

Ich war gestern am Hofe, wo ich die Stein sah und recht gesund gefunden. Die Brachmann[2] habe ich in Jena einmal in großer Gesellschaft gesehen und dieses schreckliche Abentheuer mit Noth, aber doch glücklich überstanden. Freilich habe ich sie mit kaltem Wasser begossen heimgeschickt, sie wird mich nicht loben, aber ich konnte mir nicht anders helfen, denn um jeden Preis mußte ich mir dieses Gespenst vom Halse schaffen.

Sonst ist hier nichts Besonderes vorgefallen, Becker hat die Mad. Müller geheirathet. Die Fritschin[3] ist nicht mit nach Dresden,[4] weil sie schwanger ist und der Doctor es nicht erlaubte. Fritsch wird mit dem alten Gore von Dresden zurückkommen und Einsiedeln dort bei der Herzogin lassen.

Bleibe gesund, liebes Herz, grüße die chère mère recht schön

„Ehre! Aber Schillers erhabne Muse huldige der Tugend: und keinem sterb-„lichen; dies ist der Wunsch

„Asch. d. 6. July 1804. Ihres Freündes Karl.

[1] Karoline.

[2] Die Dichterin Louise Br., welche nach dem Tode ihrer Eltern 1803 eine Zeitlang in Jena lebte.

[3] Geb. Fräulein v. Wolfskeel, Hofdame bei der Herzogin Mutter.

[4] Wohin die Herzogin am 6. abgereist war (Knebels Briefw. mit seiner Schwester Nro. 182 und 183).

und auch Gleichens. Sage dem Kleinen, daß ich mich ihres Muths freue und an ihrem Zustand[1] den innigsten Antheil nehme.

Dein

Sch.

Weimar 13. October 1803.

Es geht noch Alles gut bei uns, außer daß Karl seinen Hustenreiz noch nicht verloren, doch ist er besser und ich lasse ihn bei dem übeln Wetter nur nicht ausgehen. Liebchens Geburtstag wollen wir bei deiner Zurückkunft feiern. Meinen Brief wirst du durch die Post erhalten und über seinen guten Inhalt dich mit der chère mère gefreut haben.

Gestern ist der Parasit zum erstenmal gegeben worden und man hat sich sehr darüber gefreut. Becker spielte mit recht vieler Laune und alles wurde lustig, wenn er nur auftrat. Zimmermann spielte aber schlecht und es war ein Glück, daß der Bösewicht im fünften Akte entlarvt und bestraft wurde. In dem Augenblick, da dieß geschah, entstand ein allgemeiner Jubel und lautes Klatschen über die poetische Gerechtigkeit. Der Herzog war besonders erfreut über das Stück, denn er genoß einer doppelten Satisfaction, die französische Comödie triumphieren zu sehen und die linkische Art seiner deutschen Schauspieler tadeln zu können. Ich erwarte heut zu ihm geholt zu werden, denn er bestellte mich gestern in der Comödie zu einer Berathschlagung wegen der neuen Litt. Zeitung, wobei er einige Bedenklichkeiten, G** wegen, findet. Es ist mir keine angenehme Sache, wie du denken kannst, denn die Umstände sind so, daß wirklich nicht Rath zu finden ist. Vielleicht finde ich aber Gelegenheit, mein Wort wegen der Universität bei ihm anzubringen. Für Niethammern lassen sich die Sachen gut an, nun will ich sehen, was für Hoven zu thun ist. Er hat über beide schon selbst mit mir angefangen.

[1] Sie war mit ihrem Sohne Adelbert in der Hoffnung.
[2] An Körner 4, S. 313. Hovens Leben S. 380 ff.

Deiner Zurückkunft auf den Montag freuen wir uns sehr. Wenn das Wetter nicht so schlecht ist, will ich dir den Rudolph schicken, rechne aber nicht für gewiß darauf, und richte dich wenigstens auf einen andern Begleiter, wenn er nicht käme, denn ich weiß auch nicht, ob ich ihn auf den Sonntag entbehren kann.

Tausend herzliche Grüße an die chère mère. Ich freue mich auf die gute Fürstin v. Sondershausen. Gleichens und der Christel schöne Empfehlungen.

Lebe wohl, liebes Herz, und komme recht gesund wieder.

Dein

Sch.

L. an S. Jena den 20. August 1804.

Die ersten Zeilen, die ich jetzt schreibe, sind an dich, Lieber, gerichtet! Ich muß mein Gefühl zusammenhalten, um die Ruhe mir zu erhalten, die mir jetzt noch nöthig ist, denn es liegt so manches Trübe hinter uns, seit wir hier waren,[1] das vorüber ist, Gottlob! — Du fehlst mir jetzt wie immer, doch hoffe ich, daß es dir besser war, den Ort zu verändern, da du auch so manche Erinnerung an vergangene Uebel in deinem Zimmer hattest; so begreife ich, wie deine jetzigen Umgebungen dir heilsamer sind und will gern die Trennung der wenigen Tage (die ich doch im Stillen oft zähle) ertragen. Ich hatte Sonntag Abend noch arges Reißen im Kopf und Zähnen und schlief die Nacht wenig, gestern war der Kopf wohl ein Bischen angegriffen, aber Tropfen vom Stark haben mir eine ruhige Nacht gemacht, und heut ist nur der Backen noch ein bischen dick, aber kein Schmerz mehr. Ich könnte ausgehen, wenn die Luft nicht so scharf wäre, und ich möchte mich auch gern für Donnerstag schonen. Die Familie ist wohl, die kleine Emilie[2] schläft ruhig und schreit weniger und ist behaglich, Karoline ist wohl und plappert nach ihrer Weise. —

[1] Nach dem harten Krankheitsanfall zu Ende Juli.

[2] Geboren am 25. Juli.

Ich wollte dich noch bitten, es zu arrangieren, daß aus meiner Schlafstube eine Klingel geführt wird, es könnte der wenigern Umstände wegen von außen der Draht geführt werden nach der Schlafstube der Leute; die chère mère hat eine Angst, daß sie mich allein weiß, ohne jemanden errufen zu können, und sie hat mir sehr anbefohlen, dir es ja zu schreiben. —

Die Frau will auch Freitag kommen nach Weimar. Sollst du vielleicht erfahren, daß der Courier früher wie Freitag abgeht,[1] so müßte sie früher kommen, und in dem Fall, daß sie Donnerstag gehen müßte, so würde ich dich bitten, den Wagen mir erst Freitag zu schicken, weil die chère mère erst Freitag geht und ich sie doch nicht allein hier wissen könnte. Ich sähe dich leider einen Tag später, als ich möchte und könnte die chère mère auch nicht allein lassen; doch hoffe ich, es bleibt bei unsern alten Arrangements. Es ist nur dieser Fall möglich, daß der Courier früher ging. Karl und Ernst sind, hoffe ich, wohl und sind schon wieder bei Herrn Eisert[2] eingewohnt. Grüß' sie herzlich. Adolf ist sehr betrübt, hier allein zu sein. Ich denke mir schon die Zeit jetzt, wo ich meine Söhne doch hergeben muß und mit den Töchtern allein haushalten. —

Ich schließe dich an mein Herz, theurer Geliebter! Gib mir gute Nachricht von dir, denn mein Herz bedarf das Gefühl, daß du wohl bist. Alles grüßt dich herzlich.

Deine treue

Lotte.

Diesen Abend wird Knebel mit seiner Hälfte den Thee bei uns trinken.

S. an L. — Weimar 21. August 1804.

Die Ruhe, die um mich her ist, und die größere Bequemlichkeit thun mir wohl, obgleich es mir ganz fremd vorkommt, mich

[1] Nach Petersburg.

[2] Ihrem Lehrer.

so allein und von euch abgeschnitten zu sehen. Die kleinen Anordnungen, die ich noch im Hause zu machen habe, eh du kommst, beschäftigen mich auf eine angenehme Weise, das Kabinetchen ist schon gedielt, auch der Christine ihre Kammer wird ordentlich und bewohnlich eingerichtet. Die Kinderstube ist jetzt recht comfortable, und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha lasse ich aus Pferdehaarkissen, die ich noch vorräthig hatte, eine neue gute Matraze machen, zwei eichene Commoden und zwei neue eichene Tische hinein setzen, die andern schlecht conditionierten Tische von Buchenholz werden neu fourniert und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischchen von Mahagony steht schon für dich bereit und auch noch ein kleines Theetischchen mit einem lakierten Blech. Die Sopha- und Stuhlkappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde.

Frau v. Stein wollte dich gestern mit der Göchhausen besuchen, es war schon alles dazu bestellt, aber der kalte Wind hat sie abgeschreckt. Der Prinzessin habe ich meinen Gevatterbrief geschickt und lege ihre Antwort bei.[1]

Gesehen habe ich hier noch keine Seele, den Professor Voß ausgenommen.[2] Mein Befinden ist noch das alte, doch bin ich schon zufrieden, daß die Kälte es nicht schlimmer gemacht hat.

Das Kästchen mit dem Déjeuner, welches ich neulich nicht mitnehmen konnte, laß dir empfohlen sein, es sind Kleinigkeiten von Werth darein gepackt, wie der Ring von Brillanten[3] ꝛc.

Chère mère und die Frau grüße herzlich von mir und die Fräuleins. Adolph und Schwesterchen lassen die Brüder grüßen.

Wenn das Wetter nicht besser wird und ich mich nicht leichter befinde, so werde ich auf den Donnerstag schwerlich mitkommen.

[1] S. die Beilage und Briefw. von Knebel mit s. Schwester Nro. 201.
[2] Briefe von Heinrich Voß S. 21.
[3] Den er vom König von Schweden bekommen hatte.

Käme Regenwetter, so schickte ich den Wagen nicht, weil dir die Reise sonst schaden könnte. — Empfiehl mich Griesbachs schönstens.

Durch die Botenfrau laß mich doch Nachricht haben, wie dirs geht und der Kleinen. Herzlich umarme ich dich.

Dein

S.

Weimar den 20. Dez. 1804.

Lolo ist seit einigen Tagen mit Krämpfen geplagt und etwas angegriffen, darum trägt sie mir auf, chère mère zu grüßen und Nachricht von uns zu geben. Das Wetter und die Jahreszeit nimmt uns alle sehr mit; auch Karoline war einige Tage nicht wohl, und mich plagt noch der heftige Katarrh, daß ich alle Geduld verlieren möchte. Gottlob die Kinder sind ganz wohl und grüßen schön. Möchte chère mère auch recht gesund und munter das neue Jahr antreten!

Wolzogen hat mir meinen Ring um 500 Rthlr. sächsisch angebracht, womit ich höchlich zufrieden bin. Ich kann nun der chère mère die 600 Rthlr., die ich schuldig bin, zurückzahlen; sie liegen parat und je eher Sie sie verlangen, desto lieber ist mir's. Sie brauchen uns also fürs erste kein Geld zu schicken, weil wir es an den 600 Thalern abziehen können.

Wir grüßen die chère mère tausendmal und empfehlen uns den Freunden aufs beste.

Schiller.

Beilage.

Werden Sie mir verzeihen, gnädigste Prinzessin, daß ich mir die Freiheit genommen habe,[1] Sie als Pathin meiner kleinen Emilie zu nennen? Die innigste Ergebenheit und herzliche Verehrung, die

[1] Bei der Taufe am 7. August in Jena.

ich Ihnen, beste Prinzessin, gewidmet habe, soll in diesem lieben Kinde fortleben und Ihr Name sich an meine schönste Freude anknüpfen.

Weimar, 20. Aug. 1804.

Schiller.

Ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben, die Sie mir durch Ihr gütiges, theueres Zutrauen machen, das Sie mir auf eine so angenehme Art bewiesen, indem Sie mich schon ohne mein Vorwissen mit Ihrem lieben Kinde verbunden haben.

Möchten mein Antheil und mein Seegen dem lieben Kinde heilbringend sein und ich Ihnen jemals meine ganze innige Hochachtung und Dankbarkeit beweisen können.

Karoline.

Sie haben die Prinzeß sehr glücklich gemacht: nicht allein mit der Pathenstelle zu Ihrer lieben Tochter, sondern auch, Sie gesund und wieder hier bei uns zu wissen. Auch die guten Nachrichten, die Sie uns von Ihrer Frau Gemahlin geben, erfreuen uns sehr.

Empfangen Sie meine besten und herzlichsten Glückwünsche, mit der Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Henriette v. Knebel.

III.

Charlottens Wittwenstand und der Dank der Nation.

In Schillers letzter Krankheit zeigte sich noch am 7. Mai ein Hoffnungsstrahl, wie folgendes Billet Wielands beweist.

Gnädige Frau! Das Wichtigste und Angelegenste, was ich zu hören wünschte, haben Sie mir gesagt, indem Sie die Güte hatten, mir zu melden, daß Ihr Herr Gemahl sich heute wieder besser befindet. Sobald ich Gewißheit habe, daß Er ohne die geringste Beschwerde einen Besuch von seinem alten Freund annehmen kann, werde ich um Erlaubniß bitten mich unmittelbar seiner Wiederherstellung zu erfreuen.

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für das köstliche Geschenk, so Sie, im Namen seines Schöpfers, mir zu machen die Güte haben. Ich kenne in keiner mir bekannten Sprache ein Dichterwerk, das an die Schönheit und Vollkommenheit dieses lyrischen Spiels[1] reicht. Ich habe es mit unsäglichem Vergnügen gehört und gesehen, und werde, da ich durch Ihre Freundschaft nun im Besitz desselben bin, es so oft lesen und wieder lesen, als ich meiner Seele den reinsten und süßesten Genuß, dessen sie Dank sei dem Himmel! noch so fähig und vielleicht noch fähiger ist als vor 50 Jahren, verschaffen will.

[1] Die Huldigung der Künste.

Herrn Beckers Erklärung befreit mich von keiner geringen Unruhe und ist mir daher sehr willkommen.

Geruhen Sie, verehrteste Frau, die Auslegerin meiner Empfindungen bei unserem theuern Schiller zu sein, und nehmen Sie mit der Ihnen eigenen Herzensgüte die Versicherung der ungefärbten und tiefgefühlten Hochachtung auf, womit ich Ihnen lebenslänglich zugeeignet bleiben werde.

Den 7. Mai 1805. Wieland.

Unter den vielen Trostbriefen, worin sich der Schmerz ihrer Freunde aussprach, verdient die erste Stelle folgendes Billet der verewigten Großfürstin Marie, der Gemahlin des damaligen Erbprinzen.

Madame! J'ai passé hier à votre porte; je n'ai pas voulu entrer sentant combien ma présence aurait pu vous gêner: mais Madame, permettez-moi de vous témoigner au moins la vive part que je prends à la perte qui nous afflige tous, et de choisir en même tems cet instant non pour vous parler de consolations, votre état n'en comporte pas et n'en peut recevoir aucune, mais pour vous entretenir des objets sur lesquels repose toute votre tendresse dans ce moment-ci. Vos enfans existent, Madame, et plus que jamais ils ont besoin de vous: voudriez-vous bien m'accorder la préférence sur tout autre pour remplir à leur égard vos intentions? Il me sera bien doux de recevoir de vous le soin d'un dépôt si précieux et de pouvoir vous prouver les sentimens sincères que je vous porte et que j'ai à jamais voués à votre époux. Pardonnez-moi, Madame, l'indiscrétion dont j'use en vous écrivant ceci; mais il importe trop à mon coeur d'avoir la certitude que vous voudrez bien me choisir comme la personne en qui vous aurez dans la suite de la confiance, pour différer de vous communiquer le voeu que j'ai formé.

Marie.

Dieses Gelübde hat die edle Frau ihr Leben hindurch treu erfüllt und Lottens Vertrauen nie getäuscht.

Frau von Staël schrieb Folgendes:

Je suis bien touchée de votre billet, my dear madam; croyez que j'ai été plus émue pour vous que je n'osais l'exprimer de peur de vous faire du mal. Donnez-moi de vos nouvelles, aimez-moi, je vous reverrai je l'espère et vos enfants et vous, et le noble souvenir qui vous entoure s'unit à mes plus chères pensées. Peut-être mon père est-il avec Shiller? Dear madam, je vous serre contre mon coeur.

V. Stael de C(oppet).

Der treue Freund des Verewigten Cotta schrieb nachstehenden Brief:

Leipzig, den 12. Mai 1805.

So war denn meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserem verewigten Freunde sagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, theuerste Freundin, sein, da Sie in ihm Alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes gibt es hier keine. Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die Mutter wird die Gattin soweit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleben haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie sich zu fassen wissen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen. Sie werden sich daher Ihren Kindern erhalten. Lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir; ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? — Wir wollten dann im Andenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden

Tage dahin bringen. — Ueber alles Uebrige seien Sie ohne Sorgen; — ich habe hierüber Pläne genug. —

Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, so bitte ich für jedes Bedürfniß p. Wechsel auf mich zu ziehen. —

Samstag oder Sonntag nach Himmelfahrt können wir unserm gepreßten Herzen durch gegenseitige Mittheilung einige Linderung geben! Der Himmel schenke Ihnen Kräfte, daß ich Sie wohl antreffe. Er möge uns Muth geben, Alles zu tragen! —

Könnten Sie sich genug fassen, mir einige Zeilen zu schreiben, so würde mich dies sehr trösten. — Noch weiß ich blos von Dritten, daß unser Freund nicht mehr unter uns ist.

Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre treuesten Freunde zählen!

Mit der innigsten Verehrung

Ihr

Cotta.

W. v. Humboldt schrieb tief erschüttert aus Rom 20. Juli 1805 an Friedr. Aug. Wolf:

20. Juli 1805.

Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehen, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden.

Sie, der Sie ihn oft und gerne sahen, theurer Freund, fühlen es gewiß gleich stark mit mir.

Humboldt.

Welchen Eindruck die Todesnachricht in Berlin auf die Königin machte, zeigt der nachstehende Brief des Arztes Hufeland:

Berlin, den 23. Mai 1805.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Mit tiefer Wehmuth schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Theil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen! — Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiß der Gedanke, daß so viel Tausende mit Ihnen um ihn weinen, und daß sein Andenken in dem Herzen so vieler Tausende fortlebt, und sein Geist unter uns bleibt.

Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. — Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihrem wohlwollenden Andenken. —

Gott erhalte Ihre Gesundheit zum Trost Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde.

Mit innigster Hochschätzung

der Ihrige

Dr. Hufeland.

Aber am werkthätigsten bemühte sich der frühere Hofmeister in dem Dachrödenschen Hause, Rath Zacharias Becker in Gotha, um die Familie seines Freundes. Denn seinem unablässigen Bemühen gelang es, die bedeutendsten Theater zu Festvorstellungen zu bewegen, deren Ertrag als ein Dank der Nation für Schillers Hinterbliebene betrachtet werden sollte, und auf das Eifrigste unterstützte besonders Iffland [1] seine

[1] Von Iffland haben sich mehrere Briefe erhalten, aus denen u. a. hervorgeht, daß Schiller im J. 1803 an einen Oedipus und Heinrich den Löwen dachte. Während Schillers Aufenthalt in Berlin schrieb er ihm folgende Billets:

Bestrebungen. Einen verlorenen Brief Lottens, der wahrscheinlich an die Aeußerung Hufelands anknüpfte, beantwortete derselbe in folgendem Schreiben:

Leipzig, 30. Juni 1805.

Am Abend meiner Abreise aus meiner drangvollen Zeit, melde ich nur, daß Ihr verehrtes Schreiben auf meinem Herzen ruhet!! Ich erwarte nur die Rückkehr des Königs, um ausführlich Ihnen anzuzeigen, wie ich den heiligen Willen für Sie und Ihn am sichersten werde ausführen können!

Bauen Sie auf mein Gefühl und meinen Eifer.

Ihr Verehrer

Iffland.

Besonders erfreut wurde Lotte durch die bei Gelegenheit der am 9. Mai in Berlin veranstalteten Feier ihr von dort zugesandten Medaillen,[1] welche Iffland dem folgenden Briefe beifügte:

Berlin, den 10. Mai 1806.

Der Herr Geheimerath Dellbrück, Erzieher des Kronprinzen und jungen Prinz Wilhelm Königliche Hoheit, hat bei der Einnahme

Der Eingang zum Concert ist der Seehandlung gegenüber, welches zwar Ihr Lohnbediente wissen wird.

Ich hoffe Sie da heut noch zu sehen und Ihnen in derselben Loge meine Frau vorzustellen. Frau von Schiller hatte sie in Weimar kennen zu lernen die Freude. Die Freude im eigentlichen Sinn. Ihr

B. 3. Mai 1809. Iffland.

Der Prinz Ludwig Ferdinand (Sohn des alten Pr. Ferd., General in Magdeburg, Autor des Quintetts von gestern) hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, morgen Mittag bei ihm zu speisen.

Punkt halb 2 Uhr verstatten Sie mir, Sie und die Ihren hinaus zu holen. Wollen Sie die vorige Loge oder eine, die dem Theater näher ist?

Ihr

B. 4. Mai 1809. Iffland.

Damit uns die Komödie nicht so früh auseinander scheuche, erlauben Sie mir, daß wir Sie und die Ihren um 3/4 auf ein Uhr abholen und ein Uhr uns zu Tisch setzen. Ihr

Iffland.

Sie finden Zelters, Ungers, Woltmann und einen Jugendfreund von mir, Kaufmann Biester, meinen Nachbar. Sonst Niemand; den Kriegsrath Schmucker, einen Mann, der so ganz Gemüth ist, wie die Harmonika, die er himmlisch tönen läßt.

[1] An Knebel Nro. 12.

von Seiten S. Hoheit des Kronprinzen und Prinz Wilhelm, für Ihren ersten und zweiten Sohn mir gesendet (sic).

Eben überschickt mir die Gouvernante Fräulein von Wildermeth, von Seite der Prinzessin Charlotte, die dritte Medaille für Ihre Tochter. Ich lege Ihnen den Brief des Herrn Geheimerath Dellbrück und der Fräulein von Wildermeth als Dokumente bei, welche dazu gehören.

Mit inniger Verehrung der Ihre

Iffland.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Direktor!

Den Inhalt Ihres Schreibens vom 6. d. M., mir werth als Beweis ehrenden Zutrauens, habe ich des Kronprinzen und dessen Köngl. Bruders, des Prinzen Wilhelm Köngl. Hoh., welcher gleichfalls meiner Aufsicht anvertraut ist, heute früh mitzutheilen einen schicklichen Augenblick gefunden. Beide Königl. Prinzen erinnern sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten, dessen Gedächtniß wir morgen feiern werden, und mit Theilnehmung seiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals sahen. Sie würden sich glücklich schätzen, wenn Sie Höchstihre Gesinnungen so thätig beweisen könnten, als Sie den Wunsch dazu hegen. Indeß der Beitrag hat durch die Art, wie er beschlossen wurde, seinen Werth. Jeder überschickt Ihnen anliegend eine goldene Denkmünze, der Kronprinz für den ältesten, Prinz Wilhelm für den zweiten Sohn des Verewigten, wobei es jedoch ganz Euer Wohlgeboren überlassen bleibt, ob Sie die Münzen in natura oder deren Werth überschicken wollen. Zugleich füge ich für meine Person einen Louisdor bei, mit der ergebensten Anfrage, ob ich für zwei Freunde zwei Billets dafür erhalten kann?

Mit vollkommenster Hochachtung

Euer Wohlgeboren

Berlin, den 8. Mai 1806.

ergebenster Diener

Friedrich Dellbrück.

Monsieur!

Quoique la Princesse Charlotte n'ait pas compris grand' chose à tous les beaux vers qui ont été hier si bien déclamés, son jeune coeur a été vivement ému, et elle a versé au spectacle les premières larmes. C'était aussi payer à sa manière un tribut à la mémoire de Schiller qu'on ne pouvait mieux honorer, qu'en représentant la pièce telle qu'elle aį été exécutée hier.

La princesse Charlotte vous demande, Monsieur, de présenter en son nom cette médaille à une des filles de Schiller comme un gage de son amitié et de la vénération due à un grand homme.

C'est avec une considération distinguée que j'ai l'honneur d'être

Monsieur

Berlin, 10 May 1806. votre très-humble servante

de Wildermeth.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Direktor!

Des Prinzen Friedrich Königliche Hoheit wünschen Einem der Kinder unseres verewigten Schillers ein kleines Andenken, als Beweis Ihrer Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen, — und Ihrer aufrichtigen Theilnahme für die verehrte Familie desselben, geben zu dürfen. Sie bitten daher Euer Wohlgeboren beikommende Medaille zur weiteren Besorgung gütig zu empfangen, und die Versicherung von Achtung und Freundschaft mit der Familie zu theilen, deren Bekanntschaft Ihnen nie gleichgültig sein wird.

Mit ungeheuchelter Hochachtung und Ergebenheit verharre ich

Berlin, den 16. Mai 1806.

Ew. Wohlgeboren gehorsamster Diener

Julius Reimann.

Von des damaligen Kronprinzen von Bayern K. Hoheit erhielt sie diesen Brief, den sie als ein hohes Zeugniß über Schillers Werth verehrte:

München, den 4. Mai 1808.

Gewünscht hätte ich, bedeutender mögte ausgefallen sein das Ueberschickte. Direktion und Künstler wetteiferten jenen Abend zu verherrlichen bei Vorstellung der Braut von Messina; in Berlin sah ich sie geben, besser noch hier. — Nicht Sie allein trauern um Schiller, viele Tausende betrauerten ihn, betrauern ihn noch; nicht Ihnen war er nur, er gehörte seinem ganzen teutschen Volke, dessen Ruhm der Edle erhöhte. Seine persönliche Bekanntschaft zu machen war ein sehnsuchtsvoller Wunsch von mir, leider blieb es nur Wunsch; doch die Werke seiner großen reinen Seele begleiteten mich auf allen meinen Reisen, Nahrung für Herz und Geist, wie so oft aus dem Menschengewühle flüchtend gaben sie Befriedigung meiner Sehnsucht.

Ihr Ihnen sehr wohl geneigter

Ludwig, Kronprinz.

Von Dalberg liegt kein Brief vor, indessen bezeigte er seine Theilnahme als Großherzog fürstlich, indem er eine Pension von 600 fl. gewährte, welche später auf Frankfurt überging und von Schillers Freunde v. Fichard übermittelt wurde.

Mit Zach. Becker selbst entspann sich folgender Briefwechsel.

Gotha, den 3. April 1806.

P. P.

Ich gebe mir die Ehre, Euer Hochwohlgeboren ein Exemplar der von mir besorgten Auflage von Schillers Feier zu übersenden mit dem Wunsche, daß Ihnen die Art, wie ich bei dem ganzen Unternehmen bis jetzt verfahren habe, nicht mißfallen möge. Ich glaubte dadurch allen Anstoß und Anschein von Indiskretion am besten zu meiden, wenn ich ganz frei, ohne alle Rücksprache mit Ihnen handelte. Wer könnte es mir wehren, als Deutscher ein Monument für den großen Verewigten, den ich mit Ihnen beweint habe, vorzuschlagen und mich dafür zu verwenden? Wäre etwas daran zu splitterrichten, so fällt der Tadel auf mich, da ich keinen Auftrag zu meinem Projekt hatte. Ich hoffe aber, es soll wenigstens nicht ganz mißlingen, und den guten Willen kann nur der unverschämte Neid bekritteln. Ich schicke Ihnen nur 1 Exemplar, weil

diejenigen Freunde, denen Sie mit mehreren ein Geschenk machen würden, besser thun werden, sie bei mir zu kaufen.

In der Woche vor Jubilate werde ich mir, auf meiner Durchreise nach Leipzig, die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich aufzuwarten, und meine Ehrfurcht zu bezeigen.

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigster Diener

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar, den 6. April 1806.

Obgleich meine Schwester Ihnen, verehrter Mann! meine Gefühle der Dankbarkeit ausgedrückt hat, und Ihr Herz sich die Empfindungen des meinigen deuten kann, ohne diese Versicherung, so danke ich Ihnen auch dafür, daß Sie mir Veranlassung gaben Ihnen schreiben zu dürfen.

Ich danke Ihnen für den schönen Willen, das heilige Andenken meines geliebten Schiller auf eine Art für die Nachwelt zu gründen, die seinem Herzen auch die liebste sein würde, denn die zärtliche Vorsorge für seine Familie war seinem Geist oft nahe. Es freut mich, daß Sie meine Kinder durch die Bande der Dankbarkeit an ihr Vaterland und ihre Nation knüpfen wollen. Sie werden sie anfeuern, ihre Kräfte dazu anzuwenden, dieser Nation zu zeigen, daß sie des Namens, den sie tragen, nicht unwerth sind. Der Geist ihres Vaters wird auf ihnen ruhen, und obgleich sich solche Naturen nicht so schnell einander folgen können, so wird sein Gemüth das Erbtheil seiner Kinder sein.

Wofür ich Ihnen aber mit inniger herzlicher Wehmuth danke, mein verehrter Freund, dieses ist für Ihre Thränen um Schiller. Ihre gütigen freundlichen Bemühungen für meine Familie, für Schillers Kinder, werden mir durch diese Thränen noch lieber, ich fühle tiefer, welchem Herzen ich die einzige Beruhigung verdanke, die ich hier noch finden kann nach dem Bestreben meine Kinder zu guten Menschen zu bilden, sie in keiner ganz ungünstigen Lage zu wissen.

Wenn auch Ihr Plan nicht so gelänge, als Ihre Freundschaft es wünschte, so ist der lebhafte Antheil einiger guten Menschen schon ein Gut für meine Kinder, das sie gern Ihnen verdanken werden, und der Glaube, daß man ihren edlen Vater anerkannte, daß seine Nation seinen Verlust so tief fühlte, wird sie zur Uebung ihrer eignen Kräfte anfeuern, sie werden ihre Talente gern auch ihres Vaterlandes willen sorgsamer ausbilden, dies ahnde ich an ihren Gemüthsanlagen.

Es wird mir eine willkommne Erscheinung sein, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen. Sie müssen meine Kinder sehen, sie wissen es nicht, wie lebhaft Ihr Antheil und thätige Theilnahme ist. Aber sie werden sich freuen, einen Freund ihres Vaters zu sehen.

Graf Benzel[1] hat mir einen schönen Brief[2] geschrieben mit Geist und Feinheit, ich habe ihm mit vollem Herzen geantwortet.

[1] Sternau, damals kurerzkanzlerischer Staatsrath in Regensburg, später Geheimerath des Großherzogs von Frankfurt.

[2] Gnädige Frau!

Ihr großer Gemahl war mein Wohlthäter, mein Bildner: aus seinen Werken schöpfte mein Herz hohen Genuß, mein Geist Lehre, mein Wille Dichtung. Tausenden war er beides, wie mir; er wird es der Folgezeit sein. Was innige endlose Dankbarkeit dem Ausdruck ihres Gefühles reicht, das erlauben Sie herzlicher Verehrung bei Ihnen niederzulegen.

Er bedarf keines Denkmals! er ist unsterblich in seinen Werken und in der Fülle des Edlen und Höheren, welches seine himmlisch erhabene und himmlisch reine Muse schuf — zu schaffen nie aufhören wird. Er gehört in jedem Sinne der Ewigkeit an.

Aber unsere Empfindung bedarf der Worte und Handlungen. Jene entlehnt sie von ihm — diese gehören seinen Nachkommen. Möge die Nation sich ehren, indem sie in ihnen sein Andenken ehrt, und war es dem Britten möglich durch ein prachtvolles Blenheim das Kriegsverdienst seines Marlboroughs für immer mit seiner Dankbarkeit zu verbinden, so finde der Deutsche die Herstellung eines bescheidenen Familiensitzes, einer ländlichen Schillersehre, nach des biedern Becker's trefflichem Vorschlage nicht unmöglich!

Mit unwandelbarer, inniger Verehrung, welche wie Alles meine geliebte Frau, für den Verklärten und Sie mit mir theilt,

Euer Gnaden

Regensburg 17. Juni 1806. gehorsamster Diener

Ch. E. Graf Benzel.

Glauben Sie von mir, daß ich Ihnen gern noch mehr sagte; wenn mein Herz weniger Ihre Theilnahme, Ihre Freundschaft fühlte, so möchte es mir vielleicht gelingen, Ihnen viel zu sagen; aber was ich Ihnen sagen möchte, kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl es tief fühle und fühlen werde, so lange ich lebe.

Ihre
ergebene Freundin
Charlotte v. Schiller.

Weimar den 19. April 1806.

Ich sende Ihnen im Vertrauen diesen sonderbaren Brief [1] und die Beilage und erbitte mir Ihren Rath, wie ich ihn beantworten soll? Es ist mir nichts zu Gesicht gekommen von diesem Beitrag, und ich möchte doch etwas antworten, weil der Mann, der ihn schrieb, eine Wärme für Schiller zeigt, und sein Andenken, auch vielleicht in einem ungleichartigen Gefäß, erweckt doch immer meine Dankbarkeit, die ich nach meinen Kräften erwiedre, wo ich sie finde.

Ich hoffe, wir haben die Beruhigung, Sie selbst zu sehen in kurzer Zeit und Ihnen unsern Dank auszusprechen. Sie werden immer nicht Alles erfahren, was wir Ihnen sagen möchten, aber es ist mir ein Trost, Sie zu sehen und Ihnen zu zeigen, was ich gern sagte.

Leben Sie wohl, mögen Ihnen alle freundlichen Geister nahe und hold sein, damit sich Ihre Freunde an Ihrem Dasein freuen können. Es ist eine Beruhigung, glückliche Menschen zu wissen, wenn man sich selbst auch mit dem Schicksal abgefunden glaubt, so glaubt man doch eben so gern an Glück als an das Gute.

Charlotte v. Schiller.

B. an L. Gotha den 24. April 1806.

Gnädige Frau!

Der unbefangene freundschaftliche Ton, in dem Sie mir zwei liebe Briefe geschrieben haben, berechtigt mich zur Einstimmung,

[1] Des Schauspielers Haase in Koburg.

und ich setze mich in unsrer künftigen Correspondenz über den Zaun der Etiquette und Convenienz, der Menschen oft von einander entfernt hält, die sich in der That nahe sind, ohne Bedenken hinweg, und halte mich an die Sachen. — Also zuerst die Bitte: legen Sie keinen solchen Werth auf das, was ich für Schillers Monument gethan habe und noch thun werde! Der Wille ist das Beste daran, der ist mir Pflicht, und die Sache selbst gehört so nothwendig zu meinem Beruf, daß deren Unterlassung mir Sünde wäre.

Ihre Ungewißheit wegen des Briefes vom Schauspieler Haase in Coburg kann ich leicht heben, da ich eben im Begriff stand, an den allmächtigen Minister von Kretschmann wegen der Sache zu schreiben. Der Direktor des Cob. Hoftheater ist nämlich der Dr. der Philosophie Füldner, ehemals Unternehmer einer Bücherlotterie in Camburg, wobei er viele hundert Menschen schändlich betrogen hat; dann Ausspieler der berüchtigten Aurora Fortuna zu Lobenstein &c. Ich lachte daher laut auf, als ich im Coburger Wochenblatt las, er habe die Braut von Messina zum Besten des Monuments gegeben, und es sei — nach Abzug der Kosten — 128 fl. 54 kr. eingekommen, über deren richtigen Empfang die Expedition des R. Anzeigers in Gotha quittieren werde. Schon am 23. d. M. habe ich ihn daran gemahnt und keine Antwort erhalten. Wollen Sie also dem H. Haase eine Antwort geben, so dürfen Sie ihm nur mit zwei Worten melden, daß von der Coburger Vorstellung weder bei Ihnen, noch bei mir etwas eingegangen. Haase's Brief bitte ich, für mich aufzuheben, um solche zu den Akten zu nehmen.

Mit inniger Hochachtung und Ergebenheit

Ihr — weil Sie es wollen — Freund

R. Z. Becker.

Gotha, den 15. Mai 1806.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Euer Hochwohlgeboren zu melden, daß ich gestern von Iffland aus Berlin

eine vorläufige Nachricht vom Erfolg der für Schillers Ehre gegebenen Vorstellung der Braut von Messina erhalten habe. Nach dieser belief sich die Einnahme auf 2186 Rthlr. und war beim Abgang des Briefes noch nicht geschlossen, sondern es wurde noch ein bedeutender Rückstand erwartet. Mich hat diese Neuigkeit in dem nunmehr vierwöchentlichen Stubenarrest, den mir ein böses Brustfieber auferlegt, so erquickt, daß ich es heute wage, die herrliche Baumblüthe in meinem Garten im Freien zu besehen und ihre Balsamdüfte einzuathmen.

Aus Hamburg erwarte ich eine ähnliche Nachricht, wo an demselben Tage Wilhelm Tell aufgeführt wurde; und aus Frankfurt habe ich von der Theater-Direction die wiederholte Zusicherung erhalten, daß sie ihre Schuldigkeit thun werde, sobald diese unglückliche Stadt von ihren lästigen Gästen befreit wird. Ein Gleiches versichert mir der Hr. Graf v. Soden, als Inhaber der beiden Schaubühnen zu Würzburg und Bamberg — und diese Beispiele werden nicht ohne Nachfolge sein. Ça ira!

Es muß doch einmal, da in unseren Tagen so viel Bubenstücke im Großen gelingen, auch etwas Gutes, wenigstens im Kleinen zu Stande kommen!

Mein erster Ausflug ins Weite geht nun nach Weimar, um mit Ihnen und Sr. Excellenz dem H. Geh. R. v. Wolzogen weiter Abrede zu nehmen.

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar, den 19. Mai 1806.

Ihr Freund, der G. R. Voigt, hat mir Ihre Unpäßlichkeit gemeldet, aber auch zugleich die Hoffnung gegeben, daß die Krankheit nicht mehr steigen würde. Ich selbst war auch krank, aber die Unruhe des Gemüths vermehrte die Krankheit mehr als die körperlichen Zufälle, denn die schmerzlichen Erinnerungen des vergangenen Jahres erwachten mit aller Stärke. Ob ich gleich jeden Tag diesen Schmerz fühle, so ist es doch noch ein tieferes Gefühl,

das einen verflossenen Zeitraum umfaßt. Der Kreis ist dem Gefühl nach geschlossen, und so schlingt sich ein Ring in den andern fest, um eine Kette zu bilden, die durch das Gewicht der Zeit immer schwerer wird. Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Zeit einen solchen Schmerz heilen könne, wir erlangen nur die Gewohnheit zu leiden, und es ist eine Reihe von Schmerzen. Ich fühle wohl, daß ich Ihnen keine erheiternde Erscheinung sein kann in diesem Brief. Aber Ihre Güte hat mir das feste Vertrauen erweckt, daß ich mit Ihnen über das, was mein Herz bewegt, sprechen darf.

Iffland hat mit einer Lebhaftigkeit und Wärme die Plane verfolgt, die er für die Kinder seines Freundes entworfen, die mich innig rührt. Er hat mir zweimal geschrieben, den zweiten Brief, worin er mir die Medaillen für meine Kinder überschickte, lege ich Ihnen bei, wie auch die beiden Briefe der Fr. v. W. und Geheimenrath Dellbrück. Sie werden sich darüber freuen, und ich möchte Ihnen gern Freude machen können. Sie haben die Güte, mir die Briefe wieder zuzustellen, ich will sie für meine Kinder aufbewahren. Die Medaillen haben ihnen sehr viel Freude gemacht; wenn Sie, werther Freund, uns die Freude machen her zu kommen, so müssen Sie sie sehen.

Charlotte Schiller.

B. an L. Gotha den 29. Mai 6.

Hier empfangen Sie, theuere Freundin, die angenehmen Briefe von Berlin zurück. Möchten wir nun auch dergleichen noch aus Wien erhalten, dann würde mein Projekt doch im Kleinen auszuführen sein. Aus Hamburg habe ich noch keine Nachricht, außer durch die Zeitungen — daß die Vorstellung des W. Tell nur 1400 Mark eingebracht, dessen sich Hamburg schämen muß.

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 2. Juni 1806.

Es freut mich, daß Ihnen, werther Freund, die Briefe ein angenehmes Gefühl gaben; alles Gute, was mir auf diese Art

wiederfährt, danke ich sehr gern Ihrem Eifer, der sich mit solcher Thätigkeit für Schillers Familie verwendet.

Ehe ich meine andern Aufträge besorge, will ich Ihnen das Resultat der Frage, die Sie meinem Schwager vorlegten, melden. Er sagt, er habe Gelegenheit, die Gelder zu 5% an einem sichern Ort [1] unterzubringen, den er Ihnen aber nur mündlich mittheilen kann. Das einzige Bedenken ist die Entfernung, in der dieses Geld stehen wird, und die Schwierigkeit, die Interessen ohne beträchtliche Provision zu erheben. Letzteres würde sich doch machen, da an einem Ort die Interessen alljährlich zum Capital geschlagen und auch verzinst werden können. Die Sicherheit ist freilich das erste Erforderniß, und diese ist in gegenwärtigem Fall erreicht. Wenn wir die Freude haben, Sie bei uns zu sehen, so werden Sie dieses mit meinem Schwager am besten besprechen können.

Ich fürchte aber, Ihre Wünsche in Ansehung des Theaters werden nicht erfüllt, ich habe mich eben an die sicherste Quelle gewendet und habe Goethe selbst gefragt. Der ließ mir wissen, daß ein neues Stück, der Geheimnißkrämer, auf den nächsten Sonnabend, wo die letzte Vorstellung ist, gegeben wird. Mittwoch ist auch keine Vorstellung mehr wie gewöhnlich sonst, weil die Schauspieler wahrscheinlich noch viel einzulernen haben.

Die Jagemann wird, fürchte ich, da es keine Oper ist, auf keinen Fall spielen.

Ich wollte, Ihr Husten hätte Ihnen erlaubt, vorgestern zu kommen, da sagt man mir, sei Egmont vortrefflich gegeben worden. Ich selbst kann nicht ins Schauspiel gehen und glaube auch, ich kann es hier nie mehr; in dieses Haus, wo ich mit Schiller zum letztenmal war, kann ich meinem Gefühl nach zu keiner Freude mehr eintreten.

Charlotte Schiller.

[1] In Petersburg.

B. an L. Gotha, den 12. Nov. 1806.

Ich übergebe Ihnen hier, innigst verehrte Freundin, einen kleinen Beitrag zum Schillers-Monument, welcher leider! beweist, daß in Hamburg nur zwei Männer den Enthusiasmus hatten, die so mager ausgefallene Vorstellung ergänzen zu wollen. Die sogenannten Portugaleser verdienen wohl unverwechselt aufbewahrt zu bleiben: aber den Brief und das Blatt der Nordischen Miszellen erbitte ich mir zu den Akten zurück.

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar, den 1. August 1806.

Ich hatte recht auf dem Herzen, werther Freund, Ihnen zu schreiben und Ihnen noch zu sagen, wie erfreulich uns Ihr Besuch war, und wie heilig mir das Gefühl Ihrer thätigen Freundschaft für Schiller im Herzen lebt! wie ich Ihnen nicht mit Worten dafür danken kann, fühlen Sie. Sie haben mir ein Gefühl lebendig erweckt, das mich aufrichtet, mir Muth zum Leben gibt, denn ich kann nur noch in Andern leben und die reine edle Freundschaft, die dem Trieb eines wohlwollenden Herzens folgt und sich durch That zeigt, ist mir eine so schöne Erscheinung, die ich doppelt fühle, wie werth sie mir sein muß, da der rege Eifer, mit dem Sie für das Liebste sorgen möchten; was mir geblieben, für Schillers geliebte Kinder, auch mich doppelt rühren und ergreifen muß. Ihr Herz ist Ihnen schon eine Belohnung, und ich hoffe, dieses Herz soll auch immer den ungestörten Genuß haben im Leben, daß das Gute anerkannt wird.

Ich hätte Ihnen früher geschrieben und Ihnen gern recht ein lebendiges Gefühl meiner Dankbarkeit geben mögen, aber da kam Ihr Brief und meldete uns Ihre Reise nach Pyrmont, zu der wir aus vollem Herzen allen Segen wünschen; ich fürchtete, Sie dort zu verfehlen und sende also die Einlage gerade nach Gotha, wo Ihre liebe Familie Ihnen den Brief aufheben wird, der Sie recht freundlich begrüßen soll und Ihnen unsre guten Wünsche

aussprechen. Mein Schwager, der nun recht lebhaft an Krücken herumwandelt, so daß man meint, er braucht sie nur aus Scherz, wenn er fest steht, wird vielleicht die Freude haben, Sie zu besuchen, denn er muß ein Bad brauchen zur Stärkung. Ich denke, wenn die Gegenden ruhig bleiben, so kann er gegen Mitte dieses Monats abreisen. Ich gehe nächste Woche auf einige Wochen nach Rudolstadt mit meiner ganzen Familie.

Der Brief von den beiden Hamburgern hat mich sehr interessiert. Ich danke es Ihnen gern, daß Sie mir diese zwei Menschen, denen das Beste ihres Vaterlands so am Herzen liegt, kennen ließen. Der gute Wille und das Gefühl dafür ist sehr tröstend in einer Welt, wo die Willkühr und das Reich der Neigungen mächtiger herrschen als je. Man wird in diesen Tagen lebhaft an die äußern Dinge gemahnt, und es gibt nicht immer erfreuliche Entdeckungen, wenn man sich die Triebfedern der menschlichen Handlungen aufdeckt, deswegen ist einem der reine Wille fürs Gute so heilig in der menschlichen Natur.

Charlotte Schiller.

Weimar, den 29. Jänner 1808.

Ich ergreife hier eine Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, wie heilig und lieb mir das Andenken an Ihre Freundschaft ist, und wie innig ich Ihnen für Ihre immer gleiche Theilnahme dankbar bin und bleiben werde. Sie haben so sorglich nach mir und meinen Kindern gefragt in unsern Schreckensperioden; dafür hätte ich Ihnen gern längst schon gedankt, aber ich fürchtete, Sie dadurch um Ihre Zeit zu bringen. Ich bin jetzt ganz allein hier mit meinen Kindern, mein Schwager dachte nur sechs Wochen in Paris zu bleiben, und jetzt sind es beinah sechs Monat! wenn meine Schwester ihren Adolf bei sich hätte und sich nicht so nach ihm sehnte, so würde ich ihr diesen Aufenthalt recht wünschen, wo sie so viel sehen kann, was sie interessiert. Leider aber ist die Gesundheit meines Schwagers immer schwankend, und wo wäre es wohl jetzt

recht erfreulich in der Welt! Man muß mehr wie je sich in dem engsten Raum seines Gemüths eine Freistatt aufsuchen, denn welches Glück könnte die Welt bieten. Mir ist, als sähe ich dem allem nur noch von weitem zu und knüpfte lieber meine schönsten Hoffnungen an eine andre Welt. Das Nächste und Liebste, worin ich noch lebe, sind meine Kinder, und diese machen mir noch Freude. Kleine rheumatische Zufälle, denen zumal der zweite Sohn ausgesetzt ist, abgerechnet, geht es ihnen gut, und ich hoffe, sie bleiben körperlich und geistig nicht zurück.

Ihre geliebte Familie ist, wie ich wünsche und hoffe, wohl. Ich möchte Sie einmal im Kreise Ihrer Familie sehen! und wenn meine Reiseplane sich realisieren können, so hoffe ich, daß mich mein Weg durch Gotha führt, vielleicht künftigen Sommer. Sie selbst sind auch wohl, wünsche ich Ihnen so herzlich, wie ich mich Ihrer Freundschaft und Wohlwollen empfehlen möchte; mit Anhänglichkeit und Dankbarkeit gedenke ich Ihrer freundlichen Theilnahme stets.

Charlotte Schiller.

Weimar den 22. April 1808.

Daß ich über meines Schwagers Krankheit in Sorgen war, fühlen Sie. Meine Schwester bekam die Nachricht den 2. April, und den 3. war sie schon auf dem Weg zu ihm. Noch habe ich keine Nachrichten von ihr selbst, wie sie ihn bei ihrer Ankunft fand, ob ich gleich mehrere Briefe von ihm an meine Schwester erbrochen habe, wie sie mir auftrug. — Die nahe Gefahr ist vorüber, und ich hatte die Beruhigung, es bald zu erfahren nach ihrer Abreise, daß sie doch keine vergebliche Reise gemacht. Aber auf seine Gesundheit kann ich doch nicht trauen. Wenn man einmal unglücklich ist, so kann man auch leichter an Unglück als an Glück glauben.

Sie fühlen aber, wie die Vorstellung an meinem Herzen nagte, daß sie ihn vielleicht nicht mehr finden könne! Da voriges Jahr

um diese Zeit auch ein Anfall von Schlagfluß ihm drohte, so bin ich doch nicht ganz frei von Sorgen um ihn. Er schreibt heiter und gestärkt, doch glaube ich immer, er stellt sich stärker als er ist, um seiner Frau nicht den Muth zu nehmen.

Ich sende Ihnen hier die Copie des Schreibens des Hrn. Babo. Die delicate Art, mit der der Kronprinz diese Sache betrieb, macht mir ihn um so lieber, und heut geht ein Danksagungsschreiben an ihn ab.

Diesen Zug, der mir ihn schon früher werth machte, müssen auch Sie wissen. Als er im Winter 1806 hier durchreiste und eine Nacht hier blieb, ging er auf den Platz, wo Schiller ruht, um nur etwas von ihm zu sehen.

Für dieses Gefühl hätte ich ihm schon längst danken mögen. Er hat mir auch durch Hrn. v. Müller sagen lassen, wie viel Antheil er an mir und Schillers Kindern nähme.

Er soll ein Gemüth hegen, das tief empfindet und vielleicht einst anders wirken wird, vielleicht zum Bessern. Denn der Enthusiasmus der Jugend und Glauben an Glück ist, hoff' ich, noch in seiner Seele.

Herr Ukert, dessen Anwesenheit mir sehr viele Freude machte, wird Ihnen von uns erzählen. Ich bin jetzt auch wieder beruhigter über seine Trennung von uns, da sein Freund,[1] ein vortrefflicher Mensch, nun an seiner Stelle ist. Er hat diesen hier bei uns wieder eingeführt, und nach seiner Methode geht der Unterricht nun weiter.

Es wird mir eine eigne Freude sein, Sie bei uns zu sehen, lieber Freund, Sie sollen die Fortschritte meiner Kinder sehen und die Dankbarkeit der Mutter für Ihre bleibende Sorgfalt und Theilnahme. Es ist ein Gefühl mit keinem andern zu vergleichen, von dem Antheil und Liebe guter Menschen gewiß zu sein.

Ifflands treue Fürsorge gehört auch zu dem Guten, was mir die Welt noch lieb macht, denn er schrieb mirs auch, daß er dem

[1] Abeken.

Kronprinz Veranlassung von neuem gegeben, diese Idee auszuführen und auch in Wien vom Fürsten Esterhazy die Zusage habe, wirksam zu sein.

Daß man unter so stürmischen Umgebungen und zu einer Zeit, wo so Viele nur an sich denken mögen, noch Wege findet, für Schillers Andenken Sorge zu tragen, ist mir so rührend.

Charlotte Schiller.

Meine Kinder sind Ihrer Liebe empfohlen. Sie sind jetzt alle wohl, auch Ernst hat sich beinah ganz wieder erholt und bedarf nur Stärkung.

Weimar den 16. Jänner 1809.

Sie erlauben mir, theurer verehrter Freund, daß ich Ihnen Rechnung ablege von dem Erfolg Ihrer immerwährenden gütigen Fürsorge für meine geliebten Kinder. Der Segen Ihrer theilnehmenden Freundschaft wirkt immer fort, Sie werden aus öffentlichen Blättern von der Vorstellung der Phädra in Wien gelesen haben. Der Regierungsrath von Trattler, der mit dieser Feier auch seine Geschäfte beim Theater niederlegte, hat mir geschrieben und angezeigt, daß 6297 fl. Wiener Währung und noch 50 Ducaten eingenommen wurden. Ich habe einstweilen dem Herrn von Trattler meine warmen Danksagungen für seinen thätigen Eifer ausgesprochen, mit dem er diese Angelegenheit betrieben.

Aber den eigentlichen Dank möchte ich Ihnen und Iffland aussprechen können, denn Sie beide sind die Veranlassung dazu. Ich hoffe, Sie erleben es, daß meine Kinder Ihnen einst durch die That zeigen, daß sie sich des edeln Antheils, den Sie ihnen zeigten, würdig machen wollen, wenn die Mutter auch nur danken kann in Worten — und Wünschen.

Eine Reise, die ich auch um Ernsts willen nach Ilmenau im vorigen Sommer machte, wo wir die Eisenschlacken-Bäder brauchten, hat mich von meinem gichtischen Schmerz im Kopf befreit, und Ernst erträgt diese kalte und Nerven angreifende Witterung ohne

großen Anstoß, und ich hoffe, es soll so fortgehen. Beide Knaben sind fleißig und gern thätig und machen mir Freude dadurch, denn das ist doch eigentlich nur der Zweck des Lebens, seine Fähigkeiten auszubilden und nach dem Vollkommenen zu streben. Die Gesundheit meines Schwagers ist auch viel besser jetzt.

Ihre
ergebene Freundin
Charlotte Schiller.

Weimar den 7. April 1809.

Ich eile, Ihnen, verehrter Freund, von dem Empfang Ihres Briefes und beigelegten Wechsels zu melden. Für Ihre Güte und edeln Eifer kann ich nicht so danken, wie ich es gern möchte! Mein Schwager trägt mir auf, Sie um Verzeihung zu bitten, daß er Ihnen die Berechnung der Einnahme vom Wiener Theater noch nicht übersendete, aber er ist seit beinah sechs Wochen krank, und da ihn das Schreiben sehr angreift, da sein Uebel sich nach dem Kopf gezogen und er viel an rheumatischen Zufällen die ganze Zeit gelitten, so darf er jetzt gar nichts vornehmen, und in seinem Namen leg' ich die Copie der Fregischen Berechnung bei. Da sich Frege auch in seinen Besorgungen dieser Angelegenheiten mit Theilnahme gezeigt hat und selbst gar keine Provision genommen, so werden Sie finden, daß die Einnahme stärker geworden, als Sie es dachten.

Die Einnahme vom bayerischen Theater betrug 600 fl. — Wenn wir das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen, so sollen Sie auch den Brief des Kronprinzen an mich lesen, darin er so viel Antheil und Liebe zu Schillers Geist zeigt. Ich heb' ihn heilig auf. Ich habe die Freude gehabt, seinen Freund, den Graf Reuß, zu sprechen bei Gelegenheit der königlichen Besuche in Weimar; auch dieser hat mir noch gesagt, wie warm der Kronprinz für meinen Verlust empfindet, und wie Schillers Werke ihn überall begleiten.

Ich freue mich, Sie zu sehen, verehrter Freund, und Ihnen meine Söhne zu zeigen, die Sie, wie ich hoffe, geistig und körperlich fortgeschritten finden werden.

Charlotte v. Schiller.

B. an L. Gotha, den 18. Juli 1810.

Ich hatte bei der Verlegung meiner Schreibstube in mein neues Gebäude die das Schillersche Monument betreffenden Akten in ein unrechtes Fach gelegt, und habe sie nun erst wieder gefunden. Aus diesen habe ich beikommende Spezification der eingegangenen Beiträge extrahiert, und dabei gesehen, daß ich unterm 5. April v. J. 1809 bereits eine ähnliche an Sie geschickt habe, mit einer Assignation von 170 Rthlr. Conv.-G. als Betrag der letztern kleinen Beiträge, wodurch meine ganze Rechnung berichtigt war. Ich erinnere mich, daß ich auch den sel. Hrn. G. R. v. Wolzogen gebeten habe, mir zu meiner Legitimation beim Publikum einen Empfangschein über das Ganze zu geben, welches aber wegen damaliger Kränklichkeit des Seligen nicht geschehen ist; wenigstens finde ich einen solchen nicht bei den Akten, sondern blos einen Schein über 5389 Rthlr. 5 ggr. Conv.-Geld, vom 28. Juni 1806. Die übrigen Gelder habe ich in zwei Zahlungen nachgeliefert, nämlich den 27. Septbr. 1807 mit 300 Rthlr. pr. Ct. im Werth von Rthlr. 285 Conv. G. berechnet, und die erwähnten Rthlr. 170 Conv. G. vom 5. April 1809, wobei zugleich Rthlr. 14, 23 Gr. 8 Pf. für Portoauslagen in Ausgabe gebracht, und so die Berechnung gleich abgeschlossen worden.

Mit wahrer Verehrung

Ihr ergebenster

R. Z. Becker.

Weimar, den 19. October 1810.

Endlich, verehrtester Freund, kann ich Ihnen die verlangte Quittung zusenden. Ich war in Heidelberg, wo ich mit meinem Sohn zusammenkam und nun auch die Uebereinkunft getroffen habe, daß er diesen Winter noch dort seine Studien beginnt.

Die Nähe und Pflege der Voßischen Familie in jedem Zufall ist mir tröstlich. Ich habe bei diesen trefflichen Menschen, die in einer so glücklichen Umgebung jetzt leben, rechte Freude und Trost fürs Leben wieder gefunden, denn nur in der Stille und Abgeschiedenheit von den verwickelten Verhältnissen des Lebens und bei fortgehendem Streben nach Ausbildung und Klarheit kann das Leben zum Genuß werden. Wenn ich mit Voßens in ihrem Garten herumging und die Blumen und Früchte wie ein freundliches Geschenk der Natur aufnehmen sah und diese kleine Welt im stillen Frieden und Genuß des Augenblicks sich freuend fand, da erschien mir das Leben, das jeden Moment zerstört wird, und rastlose Treiben der Menschen viel weiter von mir entfernt; überhaupt hat der Anblick jener schönen Natur, jenes fruchtbaren Bodens, wo Alles gedeiht, recht viel schöne Erinnerungen gelassen.

Ich habe auch den Graf Benzel-Sternau oft gesehen und seine liebenswürdige Frau, die jetzt in Mannheim leben. Auch sein lebhafter Antheil an Schiller, an den Kindern, hat mir aufs Neue wohl gethan.

Auch in Stuttgart war ich. Diese fünf Tage haben mir auch einen tiefen Eindruck hinterlassen. Die Liebe und Anhänglichkeit, die ich für Schillers Andenken fand, für mich und die Kinder, hat in mir eine eigne Anhänglichkeit an die Welt erweckt.

Da ich Ihnen, verehrter Freund, diesen Beweis Ihrer freundschaftlichen Bemühungen zum Aufheben übergebe, so darf ich noch einmal sagen, wie tief ich Ihren Antheil, Ihre Freundschaft fühlen werde, so lange ich lebe. Es bedarf keiner schriftlichen Beweise, was für Sie in mir fortbleibt, und Ihr eigenes Bewußtsein ist Ihnen ein schöner Lohn. Aber mir vergönnen Sie es zu sagen, daß ich Ihnen, so lang ich lebe, dankbar und ergeben bin.

Charlotte Schiller.

B. an L. Gotha, den 25. Mai 1814.

Mit inniger Beschämung danke ich Ihnen, hochverehrte Freundin, für das schöne Geschenk, das Sie mir durch meinen Sohn

übermacht haben, und das mir manchen Sommer-Morgen und Abend erheitern wird. Ich schäme mich dabei, weil ich gewahr werde, daß die längst für Sie und Ihre würdige Frau Schwester bereit gelegten Exemplare meiner Magdeburger Abenteuer noch nicht abgesandt sind. Gönnen Sie dieser Broschüre einen Platz in Ihrer Büchersammlung, nicht um ihres geringen Werthes willen, sondern als Zeugniß Ihres Wohlwollens gegen den Verfasser, worauf er stolz ist.

Zugleich ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, das für Frau v. Wolzogen bestimmte Exemplar mit meiner schönsten Empfehlung und Danksagung zu übergeben, und das dritte — wenn es mit Schicklichkeit geschehen kann — Ihrer Durchl. reg. Frau Herzogin. Diese edle Fürstin hat gegen meinen Sohn auf dem Freiwilligen-Balle so viel Theilnahme an meinem Schicksal geäußert, daß ich wünsche, Sie möge die Beschreibung davon auf besserem Papier lesen, als die für das Publikum bestimmte Auflage hat, und ich wage es nicht, Ihr solche selbst zu überreichen, aus Furcht, diese Huldigung möge verkannt und als eine Angel nach einem Geschenk angesehen werden, wie die gewöhnlichen Dedicationen. Thun Sie damit, was Ihnen gut dünkt.

Ihr dankbarer Verehrer

R. Z. Becker.

L. an B. Weimar den 1. Juni 1814.

Da ich, verehrter Freund, den Auftrag von der durchlauchtigen Herzogin erhalten habe, Ihnen in Ihrem Namen zu danken für das überschickte Exemplar Ihres so merkwürdigen Werkes, so werden Sie mir es gütig aufnehmen, daß ich schon wieder schreibe; auch ich selbst muß Ihnen den herzlichsten Dank sagen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, der verehrten und geliebten Herzogin eine Aufmerksamkeit zu zeigen. Da sie ein so tiefes Gefühl für alles Gute und Rechte hat, so möchte man Ihr auch immer Rechenschaft ablegen an dem, was das Schicksal zutheilt, es sei Freude oder Schmerz.

Auch von meiner Schwester soll ich die herzlichsten Danksagungen hinzufügen, von mir selbst möchte ich auch viel sagen, denn das schmerzliche Schicksal, das Sie betroffen, hat mein ganzes Gemüth ergriffen; ich habe in den stillen Morgenstunden laut geweint, indem ich mit Sorgen den Schmerz Ihrer Familie, aber auch den Segen lebhaft dachte, den die, die Ihnen zu schaden dachten, Ihnen gebracht: durch das Glück des Wiedersehens Ihrer Familie, durch die Treue und Liebe, die sie Ihnen zeigte, und durch den Trost, den Ihre geliebte Gattin in ihrer Liebe und Sorgfalt fand. Ob ich wohl wünschen möchte, daß ein günstiges Geschick Ihnen diesen Reichthum der Liebe bei glücklicherem Anlaß hätte zeigen wollen, so muß ich doch den Werth aussprechen, den ich auf diese schönen Erscheinungen zu legen weiß.

Ihr lieber Sohn, der Ihnen auch glücklich wieder geschenkt worden, wie mir gottlob der meinige, hat mir durch seine nähere Bekanntschaft große Freude gemacht. Ich hoffe, dieses Zusammentreffen unsrer Söhne hat ein festeres Band geknüpft als ein Zusammenleben in ruhigen Zeiten, und ihre Freundschaft bleibt dauernd, wie die guten Früchte dieser Opfer.

Halten Sie Ihren lieben Sohn durch freundliche Erinnerungen an, daß er den meinigen in seinen waldigten Bergen besuche, und daß sie fleißig mit einander zusammen kommen, und so die Freundschaft bleibend sich durch ihr Leben hinziehe. Es ist mir sehr erfreulich, wenn ich Karls Freunde kenne und schätzen kann. Ich empfehle ihn auch Ihrer nachbarlichen Fürsorge. Er geht morgen oder übermorgen wieder in die stillen Thäler des Thüringer Waldes, um sich noch bei seinem geschickten Lehrer vollends auszubilden zu seiner einmal gewählten Bestimmung. Ich habe ihn zu nichts bestimmt durch Zureden, aber ich bin froh, daß er selbst die Neigung zum Militairdienst nicht festhält, und weiß ihn gern seiner gewählten Laufbahn treugeblieben.

Charlotte Schiller.

B. an L. Gotha, den 8. Dec. 1814.

Ich bin so frei, Hochverehrte, Ihnen hier eine kleine Schrift zu übersenden, der ich Ihren Beifall wünsche. Der Vorschlag, den sie enthält, ist keine Speculation von mir, sondern mein Bericht von den Verhandlungen über das Ehrenkleid beruht auf wirklichen Thatsachen, und ich bin dabei bloßer Agent von drei (Ihnen wohlbekannten) liebenswürdigen Personen von hohem Range, und zwar keiner hiesigen. Unter den herrlichen Antworten, die ich von den deutschen Frauen-Vereinen erhalten habe, war die von Weimar von drei Männern unterzeichnet und — diesem Umstande gemäß abgefaßt.

Euer Hochwohlgeboren

unterthäniger
R. Z. Becker.

L. an B. Weimar, den 5. Januar 1815.

Ich selbst bin schon früher mit der Welt fertig geworden, und meine Stimmung ergriff gern die erste beste Gelegenheit nicht mehr in der Welt durch Farben zu glänzen, und ich habe schon länger nur schwarz und weiße Feierkleider. Da ich ohnehin bei solch einer Gelegenheit vom Allgemeinen sprechen möchte, weil ich nur in mir fühle, welche Opfer ich dem Wohl des Vaterlands gebracht habe und meine Gesinnungen fühle, die mir Manches ertragen halfen, was ich in andern Verhältnissen nicht würde haben aushalten können, so hoffe ich, bezweifeln Sie nicht lieber Freund, daß ich zu Allem was nützlich und gut ist und uns so unabhängig wie möglich von fremden Nationen macht, gern meine Stimme gebe.

Wenn ich Ihnen meine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß mehr dadurch erreicht würde, daß man an den Höfen bestimmte Farben und Form der Kleidungen wählte, und daß es gut und schön wäre, wenn dieser Staat von der Mode unabhängig wäre, doch kann niemand etwas allein thun, wenn nicht von oben her zu feierlichen Tagen das Beispiel gegeben wird. — Mir kömmt nach

meinen Erfahrungen vor, daß der Adel ohnehin sich durch einfache Kleidungen auszeichne, da eigentlich dieser auch am meisten genöthigt ist Aufwand zu vermeiden, weil er so vieles unmittelbar verlor, denn er hat am meisten leiden müssen. Die andern Stände haben meist gewonnen und sind jetzt durch die schnelleren Schritte Reichthum zu erlangen auch rascher von der Einfachheit ihrer ehemaligen Lebensweise abgegangen.

Diese sollten durch weise Gesetze bestimmt werden, sich manchen falschen Glanz zu versagen, damit wieder ein Gleichgewicht entstehe. Ein Gesetz, das die Kleider-Ordnungen bestimmt, wäre meines Erachtens nach das beste Mittel dem Unheil zu wehren.

Wenn man von hier aus sich nicht theilnehmend zeigte und schwieg, so ist es gewiß nicht der Mangel der Gesinnungen, aber von unsern fürstlichen Damen, die so einfach und anspruchlos sich zeigen, wird gewiß der Luxus nicht beschützt; doch sind sie wieder zu bescheiden um eine Stimme geben zu wollen, wie sich durch etwas Besonderes auszuzeichnen. Wer in ihrer Nähe lebt und weiß, wie sie die Dinge ansehen, kann gewiß alles Gute durch sie befördert zu sehen hoffen.

Ich habe von Ihrem früheren Brief, den die drei Männer beantworteten, erst durch Sie selbst erfahren, lieber Freund, und er mag in einem Augenblick gekommen sein, wo unsere hochverehrte Vorsteherin und Beschützerin des Frauenvereins (die nur diesen Namen nicht trägt) zu überhäuft von eigenen Geschäften war und so die Antwort den drei Männern auftrug; so erkläre ich es mir unter uns gesagt, und glaube wohl, daß die Stimme, die zu Ihnen gedrungen, nicht die des wahren Gefühls noch den warmen Ausdruck dafür aussprechen konnte, weil ich den Schreiber[1] erfahren.

Ihre ergebene Freundin

Charlotte v. Schiller.

[1] Müller?

Weimar, den 1. Mai 1816.

Ich habe Ihnen nicht für ein großes Geschenk unmittelbar gedankt, welches ich Ihnen verdanke; Sie haben mir die Ausgabe des Noth- und Hilfs-Buchs mit dem[1] Liederbuche gesendet, welches mir sehr werth ist.

Ich habe mich gefreut die Dichter alter und neuer Zeit zusammengestellt zu sehen, und manches Lied, das mir in meiner Kindheit wohl machte, hat einen ähnlichen schönen Eindruck, mit freundlichen Erinnerungen begleitet, in mir erweckt und mich in die Zeit versetzt, in welcher mir dieser Anklang des Gefühls so lieb geworden.

Ich sende Ihnen hier wiewohl etwas spät den Schluß von Schillers Werken, den Sie auch als einen Beweis meiner Liebe und Verehrung aufnehmen mögen, wie die vorigen Bände.

Ich habe eine Bitte an Sie zu thun, deren Erfüllung meiner Schwägerin der Hofräthin Reinwald großes Vergnügen gewähren wird; wollen Sie diese beigefügten fünf und siebenzig Stücke Kataloge mit dem allgemeinen deutschen Anzeiger versenden lassen, so werde ich im Namen meiner Schwägerin diese Güte darüber empfinden.[2]

Ihre Freundin

Charlotte v. Schiller.

B. an L. Gotha, den 16. Mai 16.

Auch danke ich Ihnen verbindlichst für die Aeußerung Ihrer Zufriedenheit mit meinem Liederbuche. Sie ist mir mehr werth als das Lob von Recensenten, davon meines Wissens noch keiner es der Mühe werth geachtet hat, den Plan und die Tendenz dieser Sammlung zu würdigen.

Ihr Auftrag wegen Verbreitung der Reinwaldischen Kataloge ist besorgt und durch die in der Anlage abgedruckte Notiz befördert worden.

Ihr grauer Freund

R. Z. Becker.

[1] Mildheimischen.

[2] Ihr Dank an Charlotte, „Beziehungen" S. 354.

L. an B. Weimar, den 8. Juni 1818.

Das Gefühl, daß ich Schillers Werke Ihnen geben konnte, ist mir selbst ein Genuß des Herzens, denn ich kann nur durch den Willen bezeigen, wie meine Dankbarkeit für Sie stets dauernd in meinem Gemüth lebt.

Gott segne Sie mit Ihren Lieben nah und fern.

Charlotte v. Schiller.

IV.

Briefe an Schillers Verwandte.[1]

1790 — 1816.

An Schillers Vater. Jena, den 24. Juli 1790.

Es ist recht lange, mein bester Vater, daß wir nichts von Ihnen und der lieben Mutter hörten, und wir sehnen uns herzlich, erwünschte Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Daß wir vor einigen Wochen die Freude hatten, unsre liebe Reinwald[2] zu sehen, wissen Sie. Es waren ein paar sehr angenehme Stunden, die wir mit einander verlebten; wie haben sie den Wunsch so stark und lebhaft wieder in meiner Seele erregt, sie alle meine liebsten Verwandten einmal vereinigt zu sehen, wie schön wäre das! Doch der Himmel wird uns einst günstig sein und uns diese Freude geben, hofft mein Herz. So manche meiner Wünsche hat mir das Schicksal

[1] Ueber die Verhältnisse der Schillerschen Familie gibt das oben S. 94 angeführte Buch „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen," nebst den reichhaltigen Anmerkungen des Herausgebers A. v. Wolzogen, die vollständigsten Aufschlüsse. Lottens Briefe, die hier abgekürzt erscheinen, beziehen sich großentheils auf die dort abgedruckten Schreiben und werden durch die Vergleichung mit denselben hinreichend erläutert.

[2] Christophine Schiller, seit 22. Juni 1786 an des Bruders Freund, den Bibliothekar R. in Meiningen, verheirathet, mit dessen Launen und Sparsamkeit sie ihre Noth hatte.

gegönnt, daß ich ihre Erfüllung gesehen habe, und sollte dieses allein nie möglich sein können?

Die liebe Reinwald und wir denken sehr daran, daß es vielleicht übers Jahr sich könnte ausführen lassen. Ich habe die liebe Schwester gar nicht verändert gefunden, sondern ihre Züge sind noch ganz wie sie waren; mager ist sie freilich; mich hat sie sehr groß gefunden. Mein l. Schwager war auch wohl und vergnügt; sie haben mir auch geschrieben ganz kürzlich, und die liebe Schwester hat mir eine gar schöne Zeichnung beigelegt; sie hat es recht weit gebracht und einige Stücke mit schwarzer Kreide, die ich in Erfurt gesehen, haben mir gar sehr gefallen.[1]

Ich schreibe Ihnen heute nur, bester Vater, mein Schiller hat noch sehr viel zu thun; er schreibt die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für den historischen Kalender. Da dieses zu bestimmter Zeit fertig sein muß, und er überdem seine Vorlesungen zu machen hat, so kann er jetzt gar keine Zeit zu seinem Vergnügen anwenden. Er ist aber wohl und vergnügt. Bester Vater, wie schön verfließt uns das Leben, möchten Sie mit uns sein, Sich unsres Glückes freuen! Lassen Sie bald von Sich hören und sagen Sie uns, daß Sie und die theure Mutter wohl sind; diese Nachrichten werden uns so innig freuen. Sagen Sie der besten Mutter viel, viel von uns beiden, und auch den lieben Schwestern. Ich werde ehestens der lieben Louise selbst schreiben; heute erlaubt es die Zeit nicht.

Tausend, tausend herzliche Grüße sagt Ihnen mein Schiller.

Ihre treue Tochter,

Lotte Schiller.

An Schwager Reinwald. Jena, den 27. August 1790.

Daß Sie mir von Ihren Kenntnissen etwas mittheilen wollen, dafür haben Sie den besten Dank, theurer Schwager. Sie thun

[1] Ueber Chr. Zeichnungen s. Bechsteins Mittheilungen S. 230.

ein gutes Werk, denn ich bin jetzt mir ganz selbst überlassen, weil Hr. Valenti gestorben ist. Ich bin aber doch so weit, daß ich Goldoni verstehen kann. — Mit der Poesie hält es leider schwerer, und dazu treibt mich doch das Herz vorzüglich. Ich habe es schon zuweilen versucht etwas zu lesen, aber es wird mir schwer. Die englische Sprache habe ich vorzüglich aus Pope gelernt, darum wollte ich den italienischen Dichtern auch zuerst huldigen. Daß Sie auch diese Sprache erlernt haben, zeigt, daß Sie der englischen Nation gut sind. Was man auch hie und da gegen sie sagen mag und gegen die Sucht der Deutschen alles Fremde zu achten, so liebe ich doch die Engländer gar sehr, aber meiner Nation unbeschadet. Die Liebe für England ist mir angeboren, und fast sollte ich glauben, ich wäre schon einmal auf der Welt gewesen und hätte in England gelebt, so wenig fremd war mir die Sprache, da ich sie lernte, und so liebe ich auch die Nation. —

Wie lebten Sie indessen lieber Schwager? — Ich möchte einmal in Meiningen gewesen sein, um zu wissen, was Sie umgibt, um mich dann leichter zu Ihnen versetzen zu können. Haben Sie vielen Umgang dort, der Ihnen etwas geben kann, oder müssen Sie todte Gesellschaften aufsuchen, um das Herz zu erheben? Es ist wohl die beste Gesellschaft oft, denn die Menschen selbst sind vielmals weit weniger als ihre Schriften. Das findet man doch häufig, die äußeren Dinge, die sie im Umgange mit Menschen umgeben, stören sie, und verhindern den Geist sich freier zu zeigen, und aus ihrem Zimmer sehen sie die Welt anders an und werden auch anders angesehn, und zu ihrem Vortheil.

Von der Solitude haben wir gute Nachrichten, und es ist uns ein sehr wohlthätiges Gefühl die lieben Aeltern wohl zu wissen. — Der lieben Schwester sagen Sie tausend Schönes und Herzliches von mir und Schiller, der Sie auch, mein lieber Schwager, auf das Herzlichste grüßt. Er ist sehr beschäftigt jetzt.

God bless you; remember me some time; yours

Lotte Schiller.

An Christophine Reinwald. Rudolstadt, den 23. Mai 1791.

Ich würde gewiß nicht so lange angestanden haben Ihnen zu schreiben, liebste Schwester, wenn nicht ein trauriger Zufall mich daran gehindert hätte. — Denselben Abend, nach Empfang Ihres lieben Briefes, wurde mein geliebter Schiller von einer so heftigen Beklemmung auf der Brust befallen, daß wir befürchteten, es wäre ein Stickfluß.[1] Er selbst verlor den Muth, und wie mir nun sein mußte, können Sie fühlen. Er bekam darauf einen Fieberanfall, starken Frost u. s. w. Endlich entwickelte es sich, daß Krämpfe aus dem Unterleib herrührend der Grund des Uebels waren. Noch einmal über den andern Tag kam ein heftiger Anfall, der noch schmerzlicher für mich war, weil er lange gewiß glaubte, seine Kräfte würden sich erschöpfen müssen, weil er sich so übernatürlich anstrengen mußte, um Luft zu haben. Aber auch dies ging vorüber, und wir hoffen nun, daß kein so heftiger Anfall wird wieder kommen können, weil jetzt alle Mittel angewendet sind dem Uebel vorzubeugen. Unser hiesiger Arzt[2] ist sehr geschickt; auch ließen wir unsern Freund Hofrath Stark holen, der ihn schon in der vorigen Krankheit so meisterhaft behandelt hat. Der versichert bei Allem was heilig ist, die Gefahr wäre so nahe nicht bei dem vorigen Anfall gewesen, als Schiller, als wir es geglaubt hätten, und er sagt auch, daß es keine Folgen haben würde. Da er es so offen sagt, so glaube ich ihm sicher. Er sagt es nicht nur, um mich zu beruhigen, sondern es ist ihm Ernst. — Gestern vor 14 Tagen war der traurige Anfang der Krankheit. Seit dem Dienstag darauf ist kein so heftiger Anfall mehr gekommen, und nun bleibt es schon lange ganz aus; der Athem wird zuweilen noch unvermerkt kürzer; sonst spürt er gar nichts mehr. — Heute ist er zum erstenmal wieder mit uns im Garten gewesen, und es war in mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn mir der Himmel wieder gegeben, daß ich mich wieder mit ihm der schönen Welt freuen kann. — Den

[1] S. an Körner 2, S. 243.

[2] Conradi.

lieben Eltern habe ich Mittwoch geschrieben. Ein Freund von uns, Herr von Adlerskron [1] (der schon in Jena bei Schillers Krankheit so thätig war und ihn auch hier wieder gepflegt hat und ein wahrer Trost für uns war), ist nach Stuttgart gegangen; der wird unsre Briefe selbst überbringen, und viel von uns erzählen; er hat versprochen, oft zu den lieben Eltern zu gehen. Er wird mehr und bestimmtere Dinge von uns sagen können als der Graf Dürkheim. [2]

Lotte.

An dieselbe. Erfurt, den 2. September 1791.

Schon längst, liebe Schwester, würde ich Ihnen geschrieben, Ihnen die schönen Nachrichten von der täglich mehr zunehmenden Gesundheit meines geliebten Schiller gemeldet haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, Sie wüßten es schon durch die geliebten Eltern, [3] und überhaupt interessieren sich so viele Menschen für ihn, daß Sie gewiß schon Alles wissen. Ich selbst bin gewiß immer gern die Erste, die Ihnen Nachricht gibt, weil auch ich dabei die Freude habe, Ihnen meine Liebe zu versichern, aber meine Zeit erlaubt es oft nicht, Alles zu thun, wie es mein Herz wünscht. Meine eigene Gesundheit ist nicht die beste, und in Karlsbad [4] durfte ich fast gar nicht schreiben. Jetzt trinke ich noch den Egerbrunnen [5] mit meinem Schiller, und auch dieser verbietet zu viel sitzen und macht es fast nicht möglich, mich so zu beschäftigen als sonst. Zudem kommen noch unumgängliche nöthige Briefe, die ich für meinen Schiller schreiben mußte. Die Zeit her also kann ich von Ihnen Verzeihung und Nachsicht hoffen. Wären Sie weiter von uns und ich wüßte sie ganz ohne Nachrichten, so würde ich das Unmögliche

[1] Schillers Leben S. 226. Sch. Beziehungen S. 95.

[2] Neffe des Meiningenschen Geheimenraths und Oberhofmeisters, ging um Ostern 1790 nach Jena, um dort zu studieren. Beziehungen S. 220.

[3] S. den Brief des Vaters Schiller vom 6. August. Beziehungen S. 88.

[4] Wo S. seit Ende Juli die Kur gebraucht hatte.

[5] S. an Körner 2, S. 257.

suchen möglich zu machen, um Sie zu beruhigen, um Ihnen bestimmte Nachricht über die Gesundheit meines Schiller zu geben. Jetzt ist er Gottlob auf dem besten Weg; die heftigen Krampfanfälle haben sich seit 2 Monaten nicht gezeigt, und seine Kräfte vermehren sich täglich. Daß seine Brust gut ist und die Lunge, sind wir nun zu unserm Trost gewiß, weil er weder das Karlsbad noch den Egerbrunnen so gut vertragen hätte. —

Nun sind wir auf einige Monate hier,[1] und es ist uns gar wohl in der Nähe des vortrefflichen Coadjutors, den Sie auch lieben und schätzen. Alle Abende sind wir bei ihm und genießen das Glück seines Umgangs.

Vom Amtmann Rumpel hörte ich letzt beunruhigende Nachrichten wegen der Gesundheit des lieben Schwagers.[2]

An Schwager Reinwald. Jena, den 16. Oktober 1792.

Haben Sie vielen Dank für Ihre Zeilen, lieber Schwager, und für die Nachrichten, die Sie uns von der lieben Mutter[3] haben geben wollen. Wir haben nun auch Briefe, daß sie glücklich angekommen ist. Daß ihr diese Reise so wohl bekommen ist, freut mich herzlich, in ihrem Alter und bei ihrer sonst nicht festen Gesundheit ist es ein sehr guter glücklicher Zufall. Auch ists mir wieder ein neues merkwürdiges Beispiel was die weibliche Zärtlichkeit zu thun vermag. Als eine gute zärtliche Mutter hat sie sich ganz selbst vergessen, und alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, um den Gefühlen ihres Herzens zu folgen. Diese warme Anhänglichkeit mußte auch durch das Schicksal so belohnt werden. Ich wollte, wir hätten Alle zusammen kommen können, und Sie wie Ihre liebe Frau hätten können mit uns sein! —

[1] Sie kehrten schon vor dem Oktober Lottens Gesundheit wegen nach J. zurück. Ebd. S. 263.

[2] Die Antwort vom 18. December. Beziehungen S. 224.

[3] Die S. mit Nanette im September besucht (S. an K. 2, S. 331) und auf dem Rückwege sich in Meiningen aufgehalten hatte, Beziehungen S. 162, 367.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Der herannahende Winter ist keine freundliche Aussicht, wenn man leidet. Doch hoffe ich, sollen Sie wohl sein, und auch mein Schiller soll diesen Winter besser überstehen. Sein Körper wird doch immer stärker jetzt, und er kann besser dem Uebel widerstehen. So ganz mit ruhigem Herzen kann ich die böse Jahreszeit noch nicht ankommen sehen, weil ich schon einmal so sehr in meiner Erwartung betrogen wurde. Voriges Jahr war der halbe Winter ohne merkliche Uebel vergangen, und wie ich die Periode überstanden zu haben glaubte, kam der fürchterliche Fieberanfall doch nach. —

Sie sagen mir recht viel Schmeichelhaftes, mein lieber Schwager, was ich doch nicht ganz zu verdienen glaube. Es ist kein so großes Verdienst, sich in Schillers Launen gut zu fügen. Erstlich hat er doch im Ganzen genommen nicht so viele, dann ersetzen auch wieder seine heiteren freien Momente die trüben leichter. Auch habe ich mir so viel Philosophie zu eigen gemacht, als ich brauche, um die Menschen zu beobachten, und um gerade nicht in allen Momenten das von ihnen zu erwarten, was sie in andern leisten können.

Das Leben lehrt uns weniger mit uns und Andern strenge sein, ist mir sehr wahr und einleuchtend; ich bin daher tolerant und lasse die Menschen, wie sie sind, und bleibe auch meinen Gefühlen und Neigungen treu. So läßt sichs friedlich durchs Leben gehen; und wer die Menschen anders nehmen will als sie sind, und zu viel von ihnen verlangt, der bereitet sich kein schönes freundliches Dasein. Hier haben Sie in kurzen Worten meine Art die Dinge anzusehen, die ich nicht so leicht mittheile. —

Daß Ihnen der Champagner geschmeckt hat, freut uns sehr; auch legt Ihnen Schiller noch eine geistige Unterhaltung vor, und bittet Sie und die liebe Schwester, es gütig aufzunehmen. — Das Bild unsrer Nanette[1] finde ich sehr gut getroffen; auch die Manier, in der es gemacht ist, ist gar angenehm, so frei und ohne Zwang.

[1] Welches Christophine gemalt hatte. Beziehungen S. 283.

Diesen Brief, hoffe ich, sieht die liebe Schwester auch als an sie geschrieben an, und empfängt meinen herzlichen warmen Gruß.

L. Schiller.

An Christophine. Jena, den 1. April 93.

Die Frühlingsluft scheint jetzt mehr die Uebel aufzuregen, und die Krämpfe melden sich seit einigen Wochen wieder öfter, aber doch nicht anhaltend, und es ist mehr ängstlich für den Moment, als daß es Folgen haben sollte. Es ist schon viel gewonnen, daß kein Entzündungsfieber wieder kam. Das ist freilich wohl natürlich, daß, wer ein bleibendes langes Uebel in sich fühlt, immer mehr davon im Frühling empfindet, weil da das Blut mehr in Bewegung kommt. Es ist auch keine Jahreszeit, die so schnelle Uebergänge hätte, als diese, und wo eine so große Revolution im Körper entstehen kann. Im Herbst gewöhnt man sich so allmählig an den Winter; das Absterben der Natur geht langsamer; und der Körper gewöhnt sich leichter daran. — Voriges Jahr war es auch so mit unserm Lieben, und er war sehr empfindlich für die schnelle Abwechslung der Luft; im Herbst gab es einige Wochen, auch selbst im Winter, wo er sich ganz leicht und wohl fand.

Wie geht es mit dem lieben Schwager? Seine Uebel melden sich doch nicht auch wieder? — Auch mir ists lieb für mich selbst, daß der Winter vorüber ist, ich war oft gar nicht wohl, und noch jetzt ist meine Gesundheit nicht die beste. Meine Brust und der Magen machen mir zuweilen viel zu thun. Die Krämpfe scheinen sich jetzt dahin gezogen zu haben.

Hoffentlich, liebste Frau Schwester, bringt uns dieser Frühling zusammen, und er ist uns deßwegen nicht wenig willkommen. Auch unsre Louise sehen wir hoffentlich dieses Jahr.

Von der Solitüde hatten wir vor einigen Wochen gute Nachrichten;[1] ich werde morgen schreiben,[2] denn die liebe Mama wird

[1] Beziehungen S. 107, 164, 368.

[2] Ebd. S. 111.

jetzt zu Ausgang des Winters doch noch besorgt um unsern Schiller sein. Die Kriegsunruhen verbreiten sich hoffentlich nicht nach Schwaben, oder vielmehr nach Württemberg, und ich denke nicht, daß die lieben Eltern davon leiden werden. — Ich traue den Oesterreichern recht viel Gutes zu und freue mich ihrer Siege. Man möchte fast lieber von der Aristokraten-Partie sein, weil sich die Gegenpartie in so schlechtem Lichte zeigt. Seit dem grausamen Tod Ludwigs haben die Franken ihren Kredit bei mir verloren. Auch die Art, wie sie in den Rheingegenden zur Freiheit bekehren wollen, empört. Wenn das nicht Despotismus ist, so ists gewiß der, den die Könige ausüben und ausübten, noch weniger. — Man wird so in die Politik jetzt gezogen, daß man es kaum lassen kann davon zu sprechen. Ich bin sehr eifrig und glaubte nicht, daß sie mich einst so interessieren könnte.

An Reinwald. Jena, den 31. Mai 93.

Ihr heutiger Brief, liebste Frau Schwester und lieber Herr Schwager, hat uns gar sehr viele Freude gemacht, und ich eile ihn zu beantworten. Sie sind uns herzlich willkommen. Um die Freude noch mehr zu erhöhen, bekamen wir auch heute einen Brief von der lieben Louise, wo sie schreibt, sie käme, sobald ihre Kur, die sie jetzt braucht, geendigt ist. Um die Zeit ihrer Ankunft ist hoffentlich auch Ihre Reise bestimmt, und Sie treffen sich hier zusammen. Es wäre gar artig, wenn Louise über Meiningen kommen könnte und die Reise dann mit Ihnen machte; sie hätte die Freude Sie früher zu sehen, und 11 Meilen könnte sie dann in einer so lieben Gesellschaft zurücklegen. Diese Aussicht würde ihr die erste Hälfte des Weges schon erleichtern. Sie wird hoffentlich im Juni auch ihre Reise antreten[1] und ihre Gesundheit sie nicht hindern. Glauben Sie, daß dieser Vorschlag Ihnen annehmlich ist, so schreiben Sie es der lieben Louise sogleich. Sollte ich Ihre Antwort erst

[1] Die Reise kam nicht zu Stande, weil die Mutter unwohl war. Beziehungen S. 115.

abwarten, so würde es sich zu lange verzögern; mir geben Sie nur mit ein paar Zeilen Nachricht, wie Sie es eingerichtet haben. Es wäre gar schön, wenn wir hier so vereinigt sein könnten!

Daß unser Gartenhaus, das wir jetzt bewohnen, so klein ist, thut mir gar leid, und daß wir Sie lieben Freunde nicht bei uns beherbergen können. Aber Fräulein von Seegner, die Sie durch die Mama gewiß kennen, räumt mir für meine lieben Gäste ein Zimmer ein. Jetzt bewohnt es die Gräfin Marschall, die aber hoffentlich Mitte Juni schon wieder abgereist ist. Wir sind der Fräulein Seegner so nahe jetzt, daß wir nur durch den Garten gehen, um zusammen zu kommen; also ist es fast, als wären wir in einem Hause. — Hoffentlich sind wir Alle wohl und finden uns froh und heiter zusammen! —

Mit Schillers Gesundheit geht es bei dem übeln Wetter nicht immer beständig gut; es ist auch als wären wir dem Nordpol näher gerückt. Wir heizen noch beständig ein, man könnte es sonst nicht aushalten.

Ich erwarte noch einige Zeilen von Ihnen, die uns den Tag Ihrer Ankunft bestimmt anzeigen. —

An Schillers Mutter. Jena, den 19. September 1796.

Liebste Mutter! So sehr wir leider voraus sehen mußten, solche traurige Nachrichten wie die heutigen [1] zu erhalten, so weh haben sie uns doch gethan. So ist denn unser lieber guter Vater der lieben Nanette so früh nachgefolgt! Ich fühle lebhaft auch ihren Verlust aufs Neue mit. —

Erhalten Sie, liebe, gute Mutter, sich Ihren Kindern recht lange, pflegen Sie Ihre Gesundheit recht und vertrauen Sie der Vorsehung. Ihre Kinder werden Alles thun, was in ihren Kräften steht, Ihnen Ihren schmerzlichen Verlust zu erleichtern durch Trost und Theilnahme.

[1] Vom 8. u. 9. Beziehungen S. 177, 254.

Möchten Sie die beiden kleinen Enkel sehen und sie Sie aufrichten können. Karl hat nun sein drittes Jahr zurückgelegt und macht uns mit jedem Tage mehr Freude; auch der kleine Ernst fängt an stärker zu werden und munter, und ich hoffe, er soll nach und nach immer mehr zunehmen; er war sehr schwächlich und ists noch, aber doch ist er munter. Die gute Christine steht mir treulich bei und ist mir viel Trost!

Die lieben Schwestern umarme ich herzlich; auch dem Herrn Franckh[1] sagen Sie viele Empfehlungen von mir; er soll mir ein lieber Schwager sein, wenn er die gute Louise glücklich macht, wie sie es verdient.

Meine Mutter, Schwester und Schwager, die jetzt hier sind,[2] empfehlen sich Ihnen und nehmen herzlichen Antheil an Ihrem und unserm Verlust.

An Christophine. Jena, 12. Oktober 1797.[3]

Meine Schwester so nahe zu haben ist mir ein großer Genuß, sie besucht uns fleißig und auch Wolzogen; ich erwarte sie morgen mit meiner Mutter, wo wir recht vergnügt zusammen sein wollen, und meine Mutter wird ein paar Wochen hier bleiben. Wir waren im Juli acht Tage in Weimar,[4] und ich bin einigemal diesen Sommer auch da gewesen. Da ich auch eine so treue Freundin an der Frau von Stein habe, die ich schon so viele Jahre liebe, so freue ich mich doppelt mehr, Veranlassung zu haben, nach Weimar zu reisen. Du hast Frau von Stein bei uns gesehen, Liebe.

[1] Damals noch Vicar in Gerlingen, später Stadtpfarrer in Möckmühl, wo er am 23. Januar 1834 starb. Louise heirathete am 20. October 1799. Beziehungen S. 16.

[2] Seit dem August, um seine im folgenden Frühjahr erfolgte Anstellung zu betreiben, nachdem er seine Entlassung aus dem württembergischen Dienst genommen hatte.

[3] Antwort auf den Brief vom 8. Mai, Bezieh. S. 260 ff.

[4] Vor Goethes Abreise. Sch. an Goethe Nro. 344.

Der junge Pfranger[1] läßt sich nicht bei uns sehen, obgleich ihm Schiller gesagt hat, er möchte uns besuchen; es ist wohl Schüchternheit, und ich glaube, daß er sich gewiß recht oft vornimmt zu kommen, und nur aus Mangel an Muth nicht kommt. Wenn wir wieder in die Stadt gezogen sind, was nun in vierzehn Tagen wohl geschehen wird, so will ich ihn einmal zum Essen einladen. Ich kann mir es wohl recht vorstellen, daß er immer den Willen hat zu kommen. Ein Mensch in seinem Alter und von seiner Erziehung und Lage hat im Grunde so wenig Berührungspunkte mit Schiller, daß er sich zu sehr von ihm entfernt fühlt, und daher kein gesellschaftliches Verhältniß stattfinden kann, und ein andres hat er nicht den Muth anzuknüpfen. Wenn er auch zu mir zuweilen käme, so fürchte ich, würden wir auch keine belebte Unterhaltung gerade haben, weil, um in einem Familiencirkel sich mitzutheilen, schon Zutrauen und nähere Bekanntschaft erfordert wird.

Es freut mich, daß der liebe Schwager wohl ist und sich in der freien Luft Bewegung macht. Eure Berge werden nun recht schön sein, und mein Lieblingsplätzchen bei den Fichten[2] wird nun recht freundlich und einladend sein.

Ich habe diesen Herbst auch meinen Garten noch anlegen lassen, wozu es dieses Frühjahr zu spät war, zumal ein großes Spargelbeet. Die Bäume sollen diesen Herbst auch noch verbessert werden. Wir haben doch etwas Zwetschen bekommen. Schiller hat geschüttelt, und Karl aufgelesen, das war ein großes Fest für Karl.

Schiller hat sich doch an die Luft gewöhnt und geht alle Tage in den Garten; darüber bin ich sehr froh, und es wird einen guten Einfluß auf seine Gesundheit haben.

Was du mir von deinen ökonomischen Einrichtungen schreibst, freut mich. Ich richte auch gern mein Hauswesen so ein, daß Alles

[1] Der von Christophine empfohlene Sohn des 1790 verstorbenen Meiningenschen Hofpredigers Johann Georg Pfranger, geb. 1745, eines geschätzten Dichters und Freundes von Reinwald, Bechstein Mittheilungen S. 214.

[2] Wo Reinwald einen Berg besaß, den seine Frau bearbeitete. Bez. S. 202.

in einem gewissen Maaße bleibt; ich halte dafür, man muß nie daran erinnert werden, und man muß sich und Andern nicht merken lassen, was man sich versagt, weil man das Leben sonst weniger rein genießt, wenn man sich immer von Entbehrungen vorspricht. Ich selbst könnte viel entbehren und habe wenig Bedürfnisse. Die hiesigen Frauen stehen nicht immer in dem Ruf und machen in Kleidern und Putz mehr Aufwand als eigentlich erlaubt ist und nöthig. —

Es gibt hier eine Kaffeefabrik, wo das Pfund 4 Gr. kostet, den man mit dem ordentlichen Kaffee vermischt. Ich mag ihn aber doch nicht. Ich trinke so wenig Kaffee, weil ich ihn nur früh trinke, daß es kein großer Vortheil sein würde, und Schiller trinkt den reinen Kaffee am liebsten. Ich lasse mir immer meinen Vorrath von Kaffee und Zucker von der Leipziger Messe kommen und gewinne dadurch eine Karolin des Jahrs, den es mehr kosten würde, wenn ich hier Alles kaufte. Von der lieben Mama haben wir auch gute Nachrichten, doch ist es lange her. Schiller hat ihr letzt geschrieben.

Den 13. Oktober.

Ich habe dir einen langen Brief geschrieben, liebe Schwester, Schiller grüßt dich und deinen lieben Mann herzlich, und sendet euch hier seinen Almanach. Karl küßt die liebe Tante, Ernst ist doch wieder munter, und ich hoffe, sein Uebel ist nun überstanden.

An dieselbe. Jena, den 24. Mai 99.

Deinen letzten Brief mit den Strümpfen[1] fand ich bei unserer Zurückkunft von Weimar, wo wir 14 Tage geblieben waren. Daß der zweite Theil von Wallenstein aufgeführt wurde, weißt du vielleicht. Es hat mich gefreut, zu sehen, mit welcher Wärme das Publikum das Stück aufgenommen hat. Es schluchzte Alles im Theater; selbst die Schauspieler mußten weinen, und bei den Proben, ehe sie sich mehr daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht

[1] Die Christophine für Karl gestrickt hatte.

fortsprechen. Aber mir dünkt auch, ich kenne nichts, was mehr rührte, unter allen Tragödien. Mich selbst hat die Vorstellung so gerührt, daß ich mich nicht zu fassen wußte; ob ich gleich Alles kannte und Schiller mir es mehr wie einmal gelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. — Auf nächste Ostern wird das Ganze gedruckt erscheinen. Möchte es uns indessen ein guter Geist gönnen, daß wir die Stücke zusammen lesen könnten. Du würdest gewiß dich unendlich freuen über das, was Schiller zu leisten vermag, und würdest innig gerührt sein auf der andern Seite. — In mir selbst hatte es eine Art von Stolz erweckt, daß ich sah, wie alle Menschen Schiller Beifall geben mußten. Menschen, die sonst keiner Rührung fähig sind, hat es ergriffen. Diese Erzählung mag auch schon der Anfang meiner Entschuldigung sein, daß ich dir nicht sogleich schrieb.

In Weimar hatte ich die Freude, meine Mutter auch 10 Tage zu sehen, und wir waren sehr glücklich zusammen. — Auch habe ich meine älteste und liebste Freundin noch dort, die Oberstallmeisterin von Stein; da ist es mir auch immer ein Fest mit ihr zu sein. Als wir wieder zurückkamen, kam der Geheimerath Goethe, bald darauf Cotta aus Tübingen. Hernach unser Auszug in den Garten, und hernach meine Mutter, die acht Tage bei uns war; alsdann meine Schwester auch noch einige Tage. — So ist die Zeit leider einen Posttag nach dem andern vergangen, und ich hatte immer schwer auf dem Herzen, dir zu danken, liebe Schwester. Aber ich hoffe, du glaubest mir auch ohne neue Versicherung, daß ich deine Güte fühle. —

Was du mir von der Fürstin von Neuwied[1] schriebst, interessiert mich sehr. Sie muß erstaunend liebenswürdig sein. Schiller hatte im Sinne, dich zu bitten, ob sie nicht vielleicht die Erlaubniß gäbe, daß er etwas von ihren Poesien in den Musenalmanach aufnehmen dürfte; es ist so ein schöner, zarter Sinn in ihren Gedichten, und

[1] Die vom Jahre 1796—1799 sich in Meiningen aufhielt. Beziehungen S. 266.

man muß sie ehren und schätzen durch Alles, was man von ihr hört. Jetzt wird aber für dieses Jahr ein großes Gedicht[1] den Almanach ausfüllen, und es ist kein Platz zu mehreren. Aber wenn sie ihm einmal etwas vergönnen wollte, so würde er es in Zukunft brauchen können. Ich möchte sie gern kennen, diese verehrungswürdige Frau. Daß sie dich liebt und vorzieht, gibt ihr in meinen Augen keinen kleinen Werth.[2]

Die Kinder sind wohl und laufen von früh bis Abend im Garten herum.

Die Blüthen sind bei uns stark gewesen, und man kann doch Obst hoffen.

An dieselbe. Weimar, den 26. Jänner 1802.

Schiller wird dir geschrieben haben, Liebe, durch welche Heere von Krankheiten ich und meine Kinder uns Ende dieses vorigen Jahres haben durchschlagen müssen. Dies seien dir meine Entschuldigungen, und dann gestehe ich, daß es mir beinahe jetzt immer schwerer wird, mich zum Briefschreiben zu entschließen, weil ich jetzt weniger Zeit habe, die Kinder mir auch als Gesellschaft Zeit kosten, und ich hier doch überhaupt mehr gesellschaftliche Verhältnisse habe. — Du würdest selbst sehen, wie wenig ich Herr meiner Einfälle bin und tausend Bewegungsgründe finde, die mich vom Schreiben abhalten, wenn ich auch noch so herzlich meiner Freunde gedenke. —

Der letzte Brief der guten Mama hat mich, ich gestehe es, besorgt um sie gemacht. Diese Zufälle in diesem Alter sind dann und wann keine gute Vorbedeutung; doch hat man einzelne Fälle, wo es unbedeutend ist; wir wollen auf ihre feste Natur trauen; sie hat so manches Leiden glücklich überstanden in ihrem Leben. — Daß sie in Stuttgart ist, ist mir sehr lieb, und wir

[1] Amaliens von Imhof Schwestern von Lesbos.
[2] Die Antwort, Bezieh. S. 265 ff.

können es den Stoll's[1] nicht genug danken, daß sie so viel Freundschaft für die gute Mama haben und sich thätig zeigen. — Auch Doctor Jacobi ist sehr freundschaftlich.

Meine Mutter ist jetzt hier; dies ist mir sehr erfreulich; leider geht sie aber schon in dieser Woche wieder. Sie freut sich sehr über die Kinder und liebt besonders das Karolinchen, das auch sehr gut und artig ist und so hübsch. Sie hat so schöne blaue Augen und ein freundlich gesundes Gesichtchen. — Karl wird erstaunlich groß und bekommt ganz Schillers Gestalt. — Die gute Griesbach besuchte mich einmal in meiner Noth und war mir eine sehr freundliche Erscheinung. Er ist ganz stolz, daß die liebe Tante für ihn sich bemühen will und Strümpfe stricken.

Ich möchte, du wärest nächsten Sonnabend hier; da wird ein Stück von Schiller gegeben, zu der Herzogin Geburtstag nach Gozzi; es heißt Turandot. Der liebe Schwager wird es wohl kennen. Schiller hat ihm eine eigene Gestalt gegeben und es in Jamben bearbeitet. Es wird eine sehr gute Wirkung thun auf dem Theater. —

An dieselbe. Weimar den 10. Mai 1802.

Obgleich Cotta mir allein sagte, daß er im Schw. M. gelesen, daß unsre geliebte Mutter überwunden habe, und ich Schiller auch vorbereitete, als wir allein waren, so ist es mir doch schwer, ihm den Brief des Schwagers zu geben, und ich fürchte mich vor dem neuen Eindruck, den er machen wird. Diesen Morgen sah ich ihn so friedlich bei der Arbeit sitzen, daß ich unmöglich das Herz nehmen konnte, die Bestätigung auszusprechen. Morgen soll er erst den Brief sehen, liebe Schwägerin. — Als ich ihm erzählte, daß mir Cotta es gesagt hatte, so erwiederte er mir, er habe seit bei-

[1] Die Wittwe und Tochter eines Lieutenant Stoll, zu denen die Mutter von Leonberg, wo sie freies Quartier im Schlosse hatte, zur Kur gezogen war, Bezieh. S. 205. Am 12. Februar ging sie nach Clever-Sulzbach zu ihrer Tochter Louise, bei der sie am 29. April starb.

nem letzten Brief nichts Anderes vorausgesehen; und er denke wie du, daß wir leider den Tod als den einzigen Trost und das Ende des vielen Schmerzens ansehen müßten. Er war gefaßt, aber ich fürchte mich doch, den Schmerz zu erneuern. — Daß die gute Louise Alles that, ihre Pflichten als Tochter zu erfüllen, bin ich von ihrem guten Herzen überzeugt, und das Bewußtsein wird sie auch bei dem tiefen Schmerz trösten. Daß auch Franckh sich so mitleidig und gut zeigte, freut mich sehr, weil es mir für das Glück der Louise bürgt; denn in der Noth des Lebens eine treue hülfreiche Hand zu finden, ist doch Glück. — Je weniger die Bande werden, die uns an das Leben knüpfen, je enger müssen sich die Herzen, die zurück blieben, aneinander binden. Liebe gute Schwester, wir sind dir angehörig, und unsre Liebe möchte ich dir als einen Ersatz anrechnen können und wünschte dich so herzlich von der meinigen überzeugt zu wissen.

Unsre neue Wohnung ist sehr freundlich und die Kinder glücklich, in der Allee herum zu springen.[1]

An Louise Franckh, geb. Schiller. Weimar den 5. Juni 1802.

Dein Brief, liebe Louise, mit den überschickten Sachen[2] ist richtig in meine Hände gekommen, und Alles ist mir ein theures Andenken der guten seligen Mama! — Ich habe mit Rührung das schwarze Kleid bei Seite gelegt. Darin sah ich sie, wie sie den Karl aus der Taufe hob; es soll immer so liegen, so lange ich lebe, denn es bewahrt mir den Eindruck lebendig von den Zeiten, die nun ewig für uns dahin sind. Der gute Vater und die liebe Mutter sahen so ehrwürdig an jenem Tag aus, wie sie ihrem ersten Enkel ihren Segen gaben, daß mir ihr Bild stets im Herzen bleiben wird. —

Gute, liebe Louise, du hast viel ausgestanden in dieser Zeit; dein gutes Herz wird dich mit dem Bewußtsein lohnen, deine Pflicht

[1] Die Antwort Beziehungen, S. 280.
[2] S. Beziehungen, S. 384 und 385.

treu erfüllt zu haben. Liebe Schwester, ich bitte dich, behandle mich nicht fremd und sieh mich auch wie deine Schwester an, und lasse das entfernende Sie nicht mehr hören. Bei dem Grabe unsrer guten Mutter wollen wir uns schwesterliche Treue und Liebe geloben! Du warst mir immer werth, Liebe, aber dein Betragen, deine Sorgfalt bei diesen traurigen Zeiten hat auf ewig meine Liebe und Dankbarkeit befestigt. Auch dem lieben Schwager wird Gott lohnen, und der Segen unserer Mutter wird auf ihm ruhen, ihm auch solche gute Kinder geben! —

Den Kindern habe ich gezeigt, was die liebe Mutter für sie bestimmt hat, so feierlich, wie es ihre jungen Gemüther zu fassen vermögen, und es hat gefruchtet, denn Karl, der sonst so lebhaft ist, hat mit einer Art von Ehrfurcht das letzte Andenken der Großmutter angesehen und mit Wehmuth, da ich ihm sagte, sie habe noch zuletzt ihm dieses zugedacht. So wird das Andenken der Verstorbenen meinen Kindern immer heilig sein.

Ich hätte gewollt, daß sie sich an den kleinen lieben Kindern hätte ergötzen können im Leben; sie würden ihr Freude gemacht haben.

Karl ist sehr hübsch und gut und brav, leicht und fröhlich; ich hoffe aber, da er weich ist, so wird, wenn die erste Jungenwildheit vorüber ist, er doch herzlich und theilnehmend werden; er ist sehr liebenswürdig, und Alle, die ihn sehen, haben Zuneigung zu ihm. — Ernst ist auch ein Kind, wie es wenige gibt; er ist klug und gut und sehr vieler Anhänglichkeit fähig; er hat nicht das Einnehmende für Jedermann wie Karl, denn er ist scheu; aber uns, die er kennt, liebt er zärtlich und besonders auch seine alte Christine.

Die kleine Karoline ist so gut und sanft und freundlich, wie es wenig Kinder gibt; sie liebt Alles nur zu sehr; doch es verliert sich nach und nach diese zu große Anhänglichkeit; sie würde sonst nicht glücklich werden.

Ich habe dir, liebe Schwester, recht viel von uns erzählt; thue du ein Gleiches. Schreibe bald und ausführlich über deine Gesundheit.

Schiller ist ziemlich wohl. Es ist einmal eine unruhige Periode hier; es ist die Jahreszeit, wo so viele Fremde reisen; da bekommen wir mancherlei Gelegenheiten, Bekanntschaften zu machen, aber auch manche Veranlassung zu Zerstreuungen, die Schiller nicht immer lieb sind, weil er gern seine Zeit zu seinen Geschäften braucht, und es ihm nicht recht behaglich ist, wenn er nicht auch etwas erschaffen kann; doch dünkt mir, wären diese Pausen in seinen Geschäften für seine Gesundheit zuträglich, denn er sieht um Vieles gesunder aus, als vor ein Paar Jahren. —

Nun leb wohl, liebe Louise, grüße von uns deinen lieben Mann. —

An dieselbe. Weimar den 29. October 1802.

Wie sehr, liebe Louise, habe ich mich über deine glückliche Entbindung gefreut. Gott erhalte dich und das liebe Kind [1] gesund; es ist mir ein recht liebes Pathchen, und ich danke dir sehr für den Beweis deiner Liebe.

Die Kinder freuen sich über den kleinen Vetter Johann, den sie schon im Geist zu ihrem Spielkameraden machen. —

Von Schillers Ehrenbezeugungen wissen wir selbst noch nichts von Wien und können also noch keinen Gebrauch davon machen. — Wie ich über diese Dinge dachte, habe ich gezeigt, und man wird mir, hoffe ich, nicht zutrauen, daß ich so etwas gesucht hätte; doch ist mir jeder Beweis einer öffentlichen Achtung, der Schiller widerfährt, erfreulich, weil ich gern sehe, daß man seine Verdienste anerkennt. Auch kann man nicht wissen, wozu es bei den Kindern in Zukunft führt. —

An dieselbe. Weimar den 12. Juni 1805. [2]

Liebe Schwester! Ich schreibe dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt Niemand

[1] Johann Gottlieb Franckh † 14. Sept. 1835.
[2] Antwort auf das Beziehungsw. S. 389 abgedruckte Schreiben Louisens.

als wir; ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rath und That sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! — Aber unter uns Allen verlor Niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Antheil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang theilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein. —

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. — Sein Geist ist um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. —

Liebe, gute Louise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter

kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage.[1] Er war viel ruhiger als sonst, nahm Theil, so lange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag[2] phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er Alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er that es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben;[3] kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dieß war Montags; von Montag Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte,

[1] 1—9. Mai.

[2] 7—9. Mai.

[3] Der in Leipzig mit der Großfürstin war.

aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dieß war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Muth verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut;" (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe werth war, denn sie sind sein theures Erbtheil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Constitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam curierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper. —

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit

ihm ein Trost, denn ich suchte mit Allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. — Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Thätigkeit des Geistes. — Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geist keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm getheilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie Alle sagen. — Welchen Antheil, welche Liebe er hatte, werden dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren. —

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich dir etwas sagen, das dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienste unseres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzeß mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis

in ihr zwanzigstes Jahr und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, feine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese That behandeln muß. Also sage ich es nicht, und du und dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Söhne entschied, daß ich mich bei Allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichen Antheil an mir nähme. — Ach hätte dieses unser Geliebter noch wissen können! —

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr Theil an den Ereignissen; wenn ich aber nun Manches möglich machen kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten. —

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Antheil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Hals, als hätte sie einen Bruder verloren. —

Für mich werde ich niemals ihre Großmuth ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Nothfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Muth, so werde ich Alles anwenden, um dieß zu erreichen und zurücklegen, was ich kann. —

Cotta hat sich auch als ein theilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend. —

Was mir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht aussprechen; von meiner Schwester erwartete ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn du Wolzogens Theilnahme, seine Betrübniß um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit

mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken. —

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dieß ist Hülfe, die von oben kommt. —

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht. —

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden. —

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß, wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber du wolltest viel wissen. Gott erhalte dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Theil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl; Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegt sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen, wenn ich zu ihr komme. —

Küsse deine lieben Kinder herzlich!

An Christophine. (Anfang Juni 1805.)

— — Ich hatte selbst Kraft, seine kalte Hand erwärmen zu wollen, aber vergebens. Ach es ist schrecklich, daß der erste Mensch,

den ich sterben sehen mußte, dieser Einzige war, der mir die ganze Welt war.

Eine Bitte habe ich an dich und deinen lieben Mann, die mir dringend wird. Es gibt gar zu indiscrete Menschen, und erst unter der Larve des Mitleidens ist die Unbescheidenheit am größten. Ich spreche mit Niemand über die letzten Momente unsres Geliebten als mit Menschen, die ich kenne, die meine alten Freunde sind. Versprecht es mir auch, meine Freunde. Ich möchte Schillers Andenken rein in uns allein erhalten. Ueber ihn schreiben werden Tausende vielleicht, aber was er war, was er uns, was er mir war, fühlt Niemand. Es ist mir selbst auch gleichgültig, denn ich lese gewiß nichts von diesen schreibseligen Menschen. Aber die letzten Momente meines Geliebten haben mich mit einer solchen Ehrfurcht erfüllt, daß ich auch möchte, es spräche Niemand über ihn — seine Werke sprechen für ihn, und kein lebender Mensch kann etwas sagen, das sich der Mühe lohnte. —

Es ist der größte Beweis eurer Liebe zu Schiller, wenn ihr diese Bitte erfüllt. Auch von seinen frühern Lebensumständen erzähle nichts, liebe Schwester. Aber setze sie auf, bitte ich dich, die kleinsten Züge, die du dir entsinnst, denn seiner Familie, seinen Kindern wird es ein heiliges Andenken sein.

Dieses muß ich dir noch erzählen, wie schön das Gebet unsres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: Du von oben herab bewahre mich vor langem Leiden! Dies Gebet ist schön erfüllt worden und gibt mir neuen Muth und Vertrauen, daß auch für mich die Vorsehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.

So leicht und schnell, wie sein Geist rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns genommen. Eine lange tödtliche Krankheit hätte seinen Geist tief gebeugt und der Anblick unseres Schmerzens.

Meine eigne Gesundheit ist schwach, in den letzten Tagen war

immer Schiller mit mir beschäftigt; meine gute Mutter wollte mich bereden, ich sollte mit ihr nach Pyrmont gehen, weil sie mich so kränklich fand diesen Winter, aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es sei mir zu stark; wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit.

Jetzt gehen wir gegen den 22. hin, meine Mutter nimmt mich und die zwei Knaben mit, die auch baden sollen; ich glaube auch, daß es ihnen gut ist, daß sie ihre Constitution stärken. Bei der Rückreise denke ich gewiß, daß wir über Meiningen kommen, und daß ich euch besuche. Jetzt würde es mir noch zu schmerzlich sein. — Ach wir können uns leider keinen Trost geben und müssen uns in die Nothwendigkeit fügen. — Heftige Ausbrüche meines Schmerzes, fürchte ich, würden mir jetzt sehr nachtheilig sein; wenn ich so still fort lebe und für meine Kinder thätig bin, und in Schillers Andenken, in seinem Geist lebe, so ertrage ich einen Tag nach dem andern. Aber jeder neue harte Stoß gräbt die Wunde schmerzlicher, und ich muß Fassung für das Leben mir suchen, muß sie erst erwerben lernen. —

Karoline und Emilie werden indessen bei der guten Griesbach sein, die sie wie ihre Mutter pflegen wird, und der schöne Garten, die gute Luft werden ihnen heilsam sein. Karoline lernt fleißig lesen und strickt auch. Emilie ist so freundlich und gut, daß es mir ist, als spräche der Geist ihres Vaters zu mir; wenn ich nur nahe komme, legt sie ihr Köpfchen an mich an und lächelt, es ist ein freundlich liebes Wesen. Daß die Kinder gesund sind und eine gute Natur haben, dafür danke ich Gott. Ich will auch suchen, die Körper recht zu stärken. Denn ich glaube gewiß, daß das Leben in der Akademie den ersten Grund gelegt hat zu Schillers Kränklichkeit. Auch Wolzogens Kränklichkeit rührt wohl daher. — Wolzogen hat sich mit treuer Liebe und Sorgfalt gezeigt, und als Schillers wahrer Freund; ich kann es ihm nicht genug danken.[1]

[1] Christophinens Antwort vom 15. Juni, Beziehungen S. 312.

(An dieselbe.) Brückenau, Juli 1805.

So lang ich lebe und fühle, wird mir jedes Gefühl meiner Liebe und der Schmerz lebendig bleiben, und wenn ich mich an das Leben anschließen soll, so muß es immer nur sein wie eine Stütze, die trübe Gegenwart zu ertragen, und nicht um etwas zu finden, das mich trösten könnte. — Deßwegen kann man auch die Gewalt der Eindrücke nicht ermessen, denn jedes fühlt anders. Aber so ist es in mir und so wird's bleiben, weil ich nicht für dieses Leben allein liebte. Ich kann die Menschen nicht begreifen, die den Glauben haben, man könnte wirklich weniger fühlen, und die Zeit könnte die Wunden des Herzens heilen. Sie gibt uns nur die Gewohnheit zu leiden, und die Kraft, die Gefühle des Schmerzens in die eigne Brust zu verschließen — das fühle ich.

Ich hoffe, du und der liebe Schwager genießen jetzt die heitern Sonnenblicke in eurem freundlichen Garten. Die Anpflanzungen werden recht schön geworden sein, und du wirst jetzt die Früchte deiner Mühe genießen. Ich finde an dieser Seite des Thüringer Waldes die Vegetation so schön, und alle Blumen haben ein üppiges Colorit, wie auch die Blätter. So dunkle, schöne, volle Rosen habe ich lange nicht gesehen. Die Feuchtigkeit bringt wohl diesen Effect hervor.

Nun, liebe Schwägerin, lebe wohl, ich wünsche euch Beiden ruhige gleichförmige Tage. Erhaltet mir und meinen Kindern die treue Liebe und Theilnahme lieber Verwandten.

An dieselbe. Weimar, den 30. October 1807.

Dein lieber Brief, meine gute Schwägerin, hat mir viel Freude gemacht, und die Liebe, mit der du meiner und der Kinder denkst. Wäre ich hier gewesen, als du in Erfurt warst, so hätte ich es möglich gemacht, dich zu sehen; so schmerzlich mir unser Wiedersehen gewesen, so ist es eine Art von Schmerz, dem ich nicht ausweiche; denn wir können nicht genug weinen, und ich möchte lieber weinen als mich freuen müssen oder den Anschein der Freude

haben, denn Freude habe ich auf der Welt nicht mehr zu suchen! — Theure, liebe Schwester! Du fühlst meinen Schmerz; aber so sehr du deinen Bruder liebtest, so gern du um ihn warest, so hattest du doch die Gewohnheit nicht, mit ihm zu leben. Diese Einsamkeit, die ich oft fühle, da sich mir sein ganzes schönes Wesen enthüllte, da er allen meinen Fähigkeiten des Geistes und Gemüthes eine höhere Richtung gab — durch das Streben nach seinem Geist mich bewegte, und ich mich in einem erhöhten Dasein fühlte, wenn er sich mir mittheilte, — wie trüb und leer müßte mir das Beste jetzt erscheinen, nach diesem schönen Leben! Nur in meinen Kindern, in denen ich mich über die Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Vater erfreue, kann ich noch eine Existenz finden und in der Freude an ihrer Entwicklung. Ich möchte, daß sie Alles, was ich vermag sie lehren zu lassen, wüßten und sich recht vielseitig ausbildeten, damit sie auf ihrem eigenen Gemüth zu ruhen lernten; denn auf die Welt, auf eine Welt, wie sie sich täglich mehr gestaltet, kann man keine frohe Hoffnungen gründen. —

Der Herbst macht so melancholische Erinnerungen rege, und die Aussicht auf den Winter, dem so viele Menschen mit Sorgen entgegen sehen, macht einem das Herz recht bange; ob wir gleich ruhig hier leben und gegen andre Orte auch noch Manches weniger erfahren werden von den traurigen Folgen des Kriegs, die sich noch in andern Ländern später zeigen werden, so ist es doch schon sehr schmerzlich, wenn man das Leben, das so kurz und schmerzvoll ist, noch durch solche Unglücksfälle bei unsern Nebenmenschen hineilen sehen muß und nicht helfen kann! Die vielen armen Familien, von denen man in den Zeitungen liest, schmerzen mich so. Wie viel stilles Unglück mag es nicht noch geben, was die Menschen nicht laut werden lassen.

Wolzogens Gesundheit macht mir rechte Sorgen, und ich habe oft keine frohe Hoffnungen. Er war in Paris wieder recht krank an seiner Engbrüstigkeit, und ohne den guten Harbauer, der immer wie ein guter Geist unsrer Familie erscheint, wäre er vielleicht in

den Händen fremder Aerzte nicht zu retten gewesen. Meine gute Schwester sieht immer ihr Leben mit Krankheit durchflochten; da Adolph hier ist, so sehnt sie sich auch nach ihm.

Hier der fünfte und letzte Theil des Theaters.[1] Der Kupferstich ist mir sehr lieb und hat mir einen rührenden Eindruck gemacht. Es sind gerade die Züge, die ich gern sehe, die ernst und über das menschliche Leiden erhaben sind.

Meine eigene Gesundheit ist erträglich; man sagt, ich sei stärker geworden. In mir selbst fühle ich keinen Zustand von Wohlsein, ich freue mich aber, wenn es meine Freunde finden, denn ich möchte ihnen lieber wohl als weh machen.

Den 22. d. M. waren wir bei den guten Griesbachs in Jena und haben die Weinlese gefeiert. Sie sind Beide wider Erwartung wohl und ruhig und heiter. Gott erhalte sie! — Es war so ein schöner warmer Herbsttag, der Himmel beim Nachhausefahren so voll Sterne, daß mir der Tag recht angenehme Eindrücke hinterlassen hat. — Die Gegend von Jena, wo ich so viele glückliche Tage hatte, ist mir ewig lieb, und es thut mir wohl, sie in einem so freundlichen Lichte zu sehen. — Griesbachs empfehlen sich euch recht herzlich.

Meine gute Mutter ist hier und pflegt Adolph. Dieses ist mir eine große Freude mit ihr zu sein, und auch eine Beruhigung für mich; denn Adolph bedarf mehr Aufsicht und Fürsorge als meine Kinder zusammen, da er ein lebhaftes Temperament und die Beweglichkeit seines Vaters hat. — Karl muß recht fleißig sein diesen Winter, da er auch zur Confirmation sich vorbereitet. Auch lernt er reiten, da wird er so groß.

Der Hofmeister,[2] den das Schicksal den Kindern zuführte, ist mir ein stiller Segen des Himmels, denn sie hätten nicht in bessere Hände kommen können.

Ich habe mich gefreut, durch die Schwarz'sche Familie von dir

[1] Christophinens Dank, Beziehungen S. 327 f.
[2] Ukert.

zu hören. Ich kenne sie nicht viel, aber sie sind sehr gefällig. Karolinchen kennt sie am meisten. Wenn ich in R. bin, so bin ich am liebsten im Zirkel meiner alten Freunde und bei der geliebten Fürstin, und ich besuche die Stadtgesellschaften selten.

An dieselbe. Weimar, den 7. Julius 1809.

Schon durch Herrn von Hendrich,[1] liebe Schwägerin, erfuhr ich das Uebelbefinden deines lieben Mannes und erklärte mir daher auch dein mir allzu langes Stillschweigen, denn ich sehnte mich von dir zu hören. Nun da ich von dir selbst es höre, will ich nicht länger säumen dir ein Paar Worte zu sagen. —

Pfleget euch Beide nur recht, lieben Freunde, und sammelt in diesen Sommertagen Kräfte für den Winter wieder ein, wo wir mit den Elementen schon genug zu kämpfen haben und ohnehin auch Muth brauchen, uns durch die trübe Natur nicht unterdrücken zu lassen. Mir selbst und auch den Kindern geht es, kleine Uebel abgerechnet, ganz gut, und die Schlackenbäder haben recht gute Wirkung gethan. Ich bade mich auch dieses Jahr mit Stahlkugeln hier. — So lange die Gesundheit meines armen Schwagers so leidend ist, kann ich an keine ruhige Cur für mich denken; denn mein Herz wird auf alle Art zerrissen. Ach, Liebe! wie viel Leiden gibt es nicht in der Welt, und wie viele Menschen müssen den letzten Weg durchs Leben durch so viele Leiden gehen. Ich habe keine Hoffnung, daß das Uebel sich heben kann, die Aerzte auch nicht. Die Gicht hat sich ins Gesicht geworfen, und der Backenknochen ist angegriffen, und es ist schwer dieses zu heilen. Erleichtern kann man das Uebel, aber nicht heben. Sein Kopf ist oft so empfindlich, sein Muth so gesunken, daß wir Alles hervor suchen müssen, ihm nur den Zustand erträglich zu machen. Für ein lang dauerndes Leben hielt ich das seinige längst nicht mehr, aber ich dachte bei seiner Engbrüstigkeit und Drüsenverstopfung, daß ein Schlagfluß ihn schnell von uns nehmen könnte. Aber jetzt sind alle diese

[1] Beziehungen S. 330.

Uebel verschwunden, und das eine fürchterliche ist sein Loos. Er ist sehr mager geworden, und wenn er nicht diese Pflege hätte, und Alles zu seiner Erhaltung gethan würde, würde er vielleicht nicht mehr leben! — Ach Liebe! wenn man sieht, daß es so viel Leiden gibt, auf wie vielerlei Schmerz und Noth man gar nicht denkt, muß man die selig preisen, die Gottes Hand leicht aus dem Leben führte. — Wenn ich an das hohe, verklärte Gesicht unseres Geliebten denke, an sein Auge, das schon in höhere Welten blickte, — wie er es zuletzt auf mich richtete, da war alles Gefühl des Schmerzens verschwunden, und selbst in seiner letzten Krankheit klagte er wenig. Und wie anders ist das Loos des armen Wolzogen! Wie lang und wie viele Schmerzen soll er noch leiden? Ach Gott! wenn ich denke, daß Schiller so hätte leiden sollen, — da muß ich die Führung weise nennen, trotz meines Schmerzens, meiner Sehnsucht nach ihm, die ihn dem Schmerz des Lebens entrissen hat, ehe er es recht fühlte. — Selbst im Schmerz ist sein Andenken ein heiliger Trost. Wie groß war er in allen seinen Gefühlen, wie strebte sein Geist aufwärts! man möchte sagen, ein jeder Anfall von körperlichen Uebeln erhob seinen Geist höher; er wurde immer reiner und edler, und seine innere Thätigkeit ließ gar oft den Schmerz nicht aufkommen. — Ach wenn man dagegen sieht, wie ein schmerzlicher Zustand jede bessere Kraft lähmt, wie der arme Wolzogen oft nur Tage lang wie eine Pflanze lebt, wie selbst das geistige Interesse unterdrückt wird, wie anders erscheint da das Dasein! — Deine guten Wünsche, liebe Schwester, werden für uns Geduld und Kraft erbitten. — Meine gute Schwester leidet unendlich, und ich mit, denn ich lebe eigentlich nur noch für meine Lieben, denn für mich selbst fände ich das Leben ohne Werth. —

Seit einigen Tagen macht mein Schwager Plane nach Wiesbaden zu reisen, auch nach dem südlichen Frankreich hat er oft eine kranke Sehnsucht. — Nach Wiesbaden[1] vor der Hand wäre ein Versuch, ob er nur überhaupt das Reisen vertragen kann, und das

[1] Wo er am 17. December starb.

Bad ist für Gicht doch heilsam. Wenn nur der Zustand erleichtert wird und er selbst Hoffnung gewinnt, so ist schon etwas gewonnen. Wenn die Reise vor sich gehen sollte und ich sie dort nicht übler wüßte, so denke ich mir zuweilen, ich könnte hier recht ausruhen, denn seit dem März schon habe ich keine Ruhe in mir, und manche Scene dieser Krankheit erschütterte mich so tief! Oft wenn ich irgend wo bin, wo ich das lebendige Gefühl dieses Zustandes verliere, so denke ich schnell wie es wohl sein möchte, und ich habe alsdann keine Ruhe, bis ich mit Augen sehe, wie es geht. Ein Uebel kommt so schnell, und wenn man einen solchen Zustand überdenkt, so ist er unübersehlich in dem Gefühl. —

Dein lieber Mann schrieb an meinen Schwager von der Bekanntschaft des Herrn Arendt;[1] ich habe sie diesen Winter gemacht; er war bei dem Geheimerath Goethe und hat uns seine Runen gezeigt und seine Manuscripte. Was er von Norwegen zumal erzählt hat, hat mich sehr interessiert. Es ist aber übrigens ein wunderlicher Heiliger; er isoliert sich selbst so in der Welt durch seinen Charakter, daß ich immer denke, er wird einmal in einem einsamen Dorfe mit allen seinen nordischen Schätzen sterben, und alle seine Nachforschungen und seine Mühe wird vergeblich sein, statt daß er irgend wo seine Manuscripte deponieren sollte, wenn er selbst nicht auf einer Stelle bleiben will. —

Ich möchte wohl den lieben Reinwald in seiner Bibliothek besuchen können. Ich habe diesen vorigen Winter Vieles von der alten deutschen Poesie kennen lernen, und seine Unterhaltung und Belehrung würde mir nützlich und angenehm sein. Man muß sich an der Vergangenheit in jedem Sinn erfreuen und halten. —

Ich habe ein Buch gefunden, ein Jagdbuch von Riedinger, da sind so prächtige Bäume darin, da zeichne ich wieder. Die Prinzeß muntert mich immer dazu auf. Ich finde jetzt auch, daß mich das Zeichnen beruhigt, und da ich so viel wie möglich meiner Familie etwas sein mag, so suche ich alle Mittel auf, die

[1] Geb. 1769, gest. 1824. Ueber ihn Goethe XXVII. S. 267.

mich thätig erhalten und mich stärken die größeren Uebel zu ertragen.[1]

Herr Abeken[2] läßt sich vielmals empfehlen. Er wollte selbst schreiben, hat aber Abhaltung.

An dieselbe. Weimar, den 11. Juni 1810.

Ich war am Freitag Willens dir zu schreiben, liebe Schwägerin, als dein liebes Billet kam. Ich wollte Karl entschuldigen, daß er nicht zu dir kommen und deinen Segen sich holen können, weil Cotta anfangs nicht über Meiningen gehen wollte. Jetzt ist mirs sehr lieb, daß Karl dich noch gesehen, und daß ich nun statt ihn zu entschuldigen dir für deine freundliche Aufnahme danken kann.

Ich habe eben einen Brief von Stuttgart bekommen, wo er mir noch von seiner Reise erzählt, und sagt, daß er die lieben Verwandten in Meiningen recht wohl aussehend gefunden. Ich wollte dir immer schreiben und Karl anmelden, aber die letzten Wochen vor seiner Abreise hatte ich so Vieles zu besorgen, und ich dachte so ungern daran als möglich. Welcher Schmerz so eine Trennung von einem geliebten Kinde ist, habe ich zum erstenmal gefühlt, und alle Schmerzen meines Lebens habe ich wieder gefühlt. Ach bei Allem was mir Trauriges begegnen kann, ist immer der erste tiefste Schmerz wieder lebendiger, und Alles in meinem Leben führt mich auf diesen einen Verlust hin. Aber der Gedanke an die Nähe unsres Geliebten ist mir auch da tröstend. Er würde es gebilligt, selbst gewollt haben, daß Karls erster Ausflug aus seiner Familie in das Vaterland sein sollte, welches er so liebte. — In Tübingen kann Karl sich für seine Wissenschaft sehr gut ausbilden, zumal in Mathematik, Physik und Kameralwesen. — Zudem ist er doch noch zu jung, um förmlich zu studieren, und doch alt genug, um sich zu seiner künftigen Bestimmung vorzubereiten. Da Abekens Anstellung in Rudolstadt einen neuen Abschnitt in die Erziehung meiner

[1] Die Antwort Bezieh. S. 332.

[2] Ukerts Nachfolger.

Kinder nothwendig macht, so danke ich Gott, daß ich Karl konnte unter freundschaftlicher Aufsicht und Pflege zuerst aus meiner Hand lassen. — Cotta wird gewiß Alles, was er kann, für ihn thun. Er schreibt mir, Karl wäre ihm auf der Reise sehr theuer geworden. Wie viele Mütter müssen ihre Söhne dem blinden Schicksal preisgeben und in fremde und rauhe Umgebungen versetzt sehen. Ich erkenne dankbar diese Wohlthat und preise Gott, daß bei Allem, was mir Schmerzliches auch begegnete in der Welt, ich auch wieder einen Trost erblickte.

Die letzten traurigen Tage hier hat mir die Liebe und Vorsorge unsrer geliebten Großfürstin auch versüßt. Wie eine Mutter hat sie für Karl Sorge getragen. Als ich mit ihm bei ihr zum Abschied war, hat sie mich so ausgefragt nach Allem, was sein Leben dort betrifft, nach Cotta's Leben, nach seinem sittlichen Charakter, nach Allem, was auf die Ausbildung Einfluß hat, und zuletzt sagte sie so freundlich: „ich möchte auch in ihrem Namen meinen Sohn Cotta besonders empfehlen." Sie suchte auch so recht Alles auf, was mich aufrichten konnte, tröstete mich. Kurz sie erschien mir wie ein guter Genius. — Auch nachher habe ich erfahren, daß ihr Karl einen so guten Eindruck gemacht hat. — Das hat mich sehr erfreut, denn es ist mir selbst beruhigend, daß ihre Sorgfalt und Theilnahme auf keinen unwürdigen Gegenstand gefallen, und daß sie die Früchte ihres Antheils und meiner Anstrengungen auch sieht.

Ernst, der seinen stillen Weg noch geht, wird uns Allen auch Freude machen, hoffe ich. Er ist jetzt auf der Schule hier, und hat so gut bestanden bei seinem Examen, daß er in die erste Klasse gekommen und bald gar in Selecta kommen wird. — Er ist der Einzige in seiner Klasse, der noch nicht 14 Jahre ist; — du glaubst nicht, wie liebenswürdig und umgänglich Ernst ist. Er bewohnt jetzt das Zimmer seines geliebten Vaters mit innigem Wohlbehagen und fühlt sich so glücklich in dem heiligen Andenken. Meine gute Mutter war vorige Woche bei mir, und hat mir Karolinchen gebracht. Da hat er sie mit großer Freude hinauf

logiert und hat Alles gethan, was er konnte, der guten Großmutter Freude zu machen. Wir haben bei ihm gefrühstückt; da hat er uns eine ganze Stunde Klavier gespielt. Er spielt recht gut und mit eigenem Ausdruck. Er hat in seinen Mienen und Wendungen des Ausdrucks so viel von seinem Vater. — Du mußt uns einmal Alle sehen, meine liebe gute Schwester. —

Karl wird, denke ich, kleine Reisen in Württemberg machen, und die erste wird zur Tante Luise sein. Sie wird sich über den großen Menschen wundern. — Ich habe mir sein Bild malen lassen von einem jungen Menschen, der sehr viel Talent zeigt.[1] Es ist so ähnlich, daß Alle, die es sehen, sich freuen. Er sieht noch so gutmüthig und unbefangen in die Welt. Er hat so viel Freunde hier; sein Lehrer, Alles liebt ihn; und dies ist mir der Segen, den ich dem geliebten Vater danke. —

Grüße Wagner[2] von mir. Ich freue mich, daß es ihm leidlich geht. —

Petersen[3] hat angefangen Schillers Jugend zu schreiben. Wir wollen aber (im engsten Vertrauen gesagt) ganz ruhig dabei sein; denn er bringt nichts zu Stande, weil er meist betrunken ist. — Cotta glaubt auch nicht, daß es je zu Stande käme.[4]

Körner in Dresden wünscht alle Nachrichten über Schiller zu sammeln; ich werde ihm deinen Aufsatz schicken. Wenn dir noch andere Dinge beifallen, so schreibe sie nieder.

An dieselbe. Weimar, den 10. Oktober 1810.

Liebe Schwägerin! Ich möchte dir recht Vieles sagen aus meinem Herzen. Ich möchte dir recht fühlbar machen, daß mein

[1] Karl Brand, der 1814 als Freiwilliger fiel. Das Bild ist im Besitze der Mitherausgeberin Emilie v. Gleichen.

[2] Der Schriftsteller Ernst W., der im December 1802 nach Meiningen als Kabinetssekretär berufen war.

[3] Schillers Genosse auf der Karlsschule.

[4] Ueber seine Arbeiten vgl. Boas, Schillers Jugendjahre 1, S. 31. Das Manuscript Petersens ist nicht gedruckt worden. Beziehungen S. 334.

Herz es nicht über sich gewinnen konnte nach Meiningen zu kommen aus Liebe zu dir, zu unserem ewig Geliebten! — Ich war nicht weit von dir, in Würzburg. — Ich habe den Weg über den Thüringer Wald genommen, weil es mein Herz zerrissen hätte, dich zu sehen und nicht lange sehen zu können; wir hätten nur weinen können; mein Herz fühlte sich nicht stark genug, und deßwegen, liebe gute Schwester, wirst du mir es verzeihen, mirs nicht für Kälte gegen dich auslegen. —

Ich war 6 Wochen in Heidelberg. Meine Gesundheit, meine Stimmung, meine Sehnsucht nach Karl forderte diese Reise, die auch, wie ich hoffe, nützlich wird gewesen sein für Karls Bildung und für Ernsts Gesundheit. Es ist ein himmlischer Aufenthalt, und die reiche Natur stärkt das Gemüth und gibt neuen Glauben und Kraft in die Seele. Ich habe dort ganz still gelebt und nur die Voß'sche Familie täglich gesehen und habe alle Berge bestiegen. — In Mannheim war ich auch, wo die lieben Benzels mich wie eine Schwester empfingen. Der Graf Benzel hat sich stets für Schiller und die Kinder lebhaft interessiert. — Jetzt, da ich es nun eingerichtet habe, daß Karl in Heidelberg studieren soll, ist es mir recht tröstlich, daß ich Graf Benzel so nahe weiß, der ihn väterlich ermahnen und rathen wird. —

Cotta hat ein großes Haus in Stuttgart gekauft und zieht künftigen Monat mit der ganzen Familie hin. Er wollte Karl mitnehmen; du weißt, daß dort die jungen Leute viel Anlaß zur Zerstreuung haben und auch kein guter Ton dort herrscht; also dorthin hätte ich ihn nicht gethan. In Tübingen ist es so traurig, und ohne die Familien-Verhältnisse von Cotta wäre er dort noch mehr Gefahr ausgesetzt, weil ein roher Ton dort herrschen soll. — In Heidelberg kann er viel lernen für das Forst- und Kameralwesen. Die Voß'sche Familie wird ihn wie einen Sohn betrachten. Der Professor, der mehr mit der Welt lebt und viel Einfluß auf ihn haben kann, wird ihn auch immer unter Aufsicht haben. Der Graf Sponeck, der ehemals mit Schiller in der

Akademie war, hat mir auch alle Sorgfalt versprochen. Er ist Forstrath und liest Collegien in Heidelberg. Er soll sehr viel wissen und hat den Vortheil, daß er auch für das Leben ausgebildet ist und nicht wie die eigentlichen Gelehrten die Welt nur aus Büchern kennt. Er hat mir auch versprochen auf Karls Betragen Acht zu geben und mit ihm die Jagdpartien zu machen, wo er auch zugleich instructiv zu Werke geht. Auch ein sehr guter Mathematiker ist dort. — Die Universität ist auch ruhig jetzt, und da Karl nicht Neigung zum rohen Leben hat, so wird er sich, habe ich alle Hoffnung, vernünftig und anständig betragen. Er hatte eine große Freude uns wieder zu sehen. Ernst war auch die ganze Zeit mit in Heidelberg und ist recht groß und untersetzt geworden; er ist noch gewachsen seit er bei dir war. — Vielleicht ist er jetzt in diesen Tagen bei der Tante Luise. — Ich selbst konnte sie auch nicht sehen. Mein Herz war mir gar zu schwer! — Kaufmann Rapp reiste nach Frankfurt durch Heidelberg und ladete mich so herzlich ein, nach Stuttgart zu kommen, bei ihm und Dannecker zu wohnen. Da ich Karl doch noch bis zu Ende der Ferien in Tübingen besser versorgt weiß, so mußte er doch die Reise wieder machen und ich brachte ihn bis nach Stuttgart und blieb fünf Tage dort. — Liebe Schwester! Ich möchte du könntest hin. Der Anblick von Schillers kolossaler Büste ist einzig! — Der Schmerz, den ich auf der Hinreise fühlte, als in Ludwigsburg wir neben dem Hause die Pferde wechselten, wo wir wohnten, wo Karl geboren wurde, wo die guten lieben Eltern, wo Nanette mit uns war! Ach, Liebe, es war mit der schrecklichste Moment meines Lebens, alles dieß als vorübergegangen ansehen zu müssen! — Wir Lebenden können uns keinen Trost geben; dieß fühlte ich in dem Moment so erschütternd. — Ich kam auch so in der Stimmung in Stuttgart an, und die erste Nacht war mir in meinem Gemüthe so traurig, daß ich beinahe ohne Leben war. Als der Tag kam, wurde es mir wieder besser, und ich konnte doch mein Gefühl verbergen, denn ich hätte den guten Menschen Angst gemacht, die mich so freundlich aufnahmen.

An Schillers Büste stärkte sich mein Gemüth wieder, und ich bin froh diesen Eindruck in mir fest zu halten. Er ist so menschlich, so ähnlich und dabei so erhaben über die Welt und das Schicksal, daß es einem ist, als spräche sein Geist uns noch sichtbar Trost und Muth zu. — Wie Dannecker seinen Freund liebt, ist so rührend. Auch kann nur ein Freund seinen Freund so bilden. —

Von den Freunden Schillers habe ich Haug gesehen, der gar treu und gemüthlich ist, übrigens alle Kunstwerke. — Die Stadt wird wunderschön. — Die Straße bis zum Andreas-Bad ist jetzt die königliche und soll ganz bebaut werden. Die Wiesen nach Kannstatt zu sind eine prächtige Gartenanlage mit großen Bassins, ein botanischer Garten und viele andere Parthien. Der ganze lange Stall von der Solitüde ist hingebracht worden und wieder aufgeführt. Die Berge nach der Solitüde hin habe ich schmerzlich begrüßt. Ach da ist Alles hin, was für uns lebte! — Ich kam mir selbst wie ein Schatten vor! — Wie viel Liebe und Antheil ich und meine Kinder aber noch finden, möchte ich dir beschreiben können; dieses hat mir doch auch wohl gethan. — Dannecker hat sich sehr über Ernst's Kopf gefreut, der dieselbe Form des Vaters wieder hat. Auch Karl hat er ähnlich gefunden; beide Knaben haben viel von ihm; aber auch Karoline; auch Emilie hat seine Stirn.

In Mannheim war ich auch zwei Tage. Der alte Geheimerath Klein hat auch große Anhänglichkeit an Schiller und die Kinder gezeigt. Der Anblick des Theaters, wo die Räuber zuerst aufgeführt wurden, wo Schiller oft stand, hat mir auch anfangs weh gethan. — Die letzte Freude hatte ich in Aschaffenburg; da war ich einen Tag bei dem Großherzog, der mich auch mit aller Liebe empfangen hat. — Ernst hat auch mit kommen müssen und hat unter lauter Ordensbändern gegessen; er beträgt sich aber artig, er ist schüchtern, aber doch nicht verlegen. — Die Anhänglichkeit und Theilnahme an uns ist mir immer rührend bei dem lieben Großherzog, er hat trotz seiner vielen Geschäfte, so viel wie möglich, sich mitgetheilt. — Aschaffenburg liegt sehr freundlich; der Main

ist recht schön dort und so ruhig, und die Gegenstände spiegeln sich so schön wieder. —

Der Großherzog hat gesagt, daß Karl ihn besuchen sollte. Von Heidelberg soll er auch einmal nach Frankfurt reisen. Er billigte sehr, daß ich Karl nach Heidelberg brächte. —

Die Christine[1] hat auch meine Abwesenheit benutzt und war in Schwaben. Sie hat eine Schwester in Möckmühl verheirathet; sie war einige Tage dort, und die gute Luise hat sie freundlich aufgenommen. Die Luise soll sehr stark sein und allerliebste Kinder haben, aber der Schwager soll sehr mager sein und auch nicht immer heiter. — —

Die gute Luise hat gewünscht Karl zu sehen, und er wird einige Tage bei ihr sein, ehe er nach Heidelberg geht.

Wenn du zu mir kömmst, liebe gute Schwester, würde mir der Eindruck wohlthätiger sein, und wir müssen uns auch sehen. In meinem Hause, an dem Ort, wo ich so viel Glück und so viel Schmerz hatte, habe ich auch mehr Muth. Ich fürchte nur die heftigen schmerzlichen Eindrücke, denen ich nichts entgegen setzen kann. Auch die Erinnerung an das traurige Ende des guten Wolzogen hätte mir Meiningen so schmerzlich gemacht.[2] —

An dieselbe. Weimar, den 5. August 1814.

Ich empfinde wohl auch an mir selbst, daß es mehr oder weniger Zeiten gibt, wo man die Last des Lebens doppelt fühlt, und wo unser Körper die Kräfte nicht findet, die er bedarf. — Auch fühle ich deine Anstrengungen mit, liebe Schwester. — Gäbe es denn gar kein Mittel in der Welt, daß du den alten guten Reinwald noch Jemanden nahe wissen könntest, ohne selbst dabei zu leiden? Du würdest selbst mehr Kraft finden, ihm geistig mehr zu sein, wenn du selbst einige ruhige Stunden der Erholung finden könntest! Ich begreife recht gut, wie eine ununterbrochene Sorge und

[1] Die treue Dienerin, die im Jahr 1812 starb.

[2] Die Antwort Beziehungen S. 335.

Aufmerksamkeit schwächer macht; und wenn man selbst an seiner Gesundheit leidet, so ist es doppelt schwer zu tragen.

Mir hatte unser Hufeland, der von Berlin hier war, auch gesagt, ich sollte nach Karlsbad gehen; doch kann ich es dieses Jahr nicht, da ich diese Ausgabe nicht machen kann, ohne daß es mich Opfer kostete; denn wir haben durch den Krieg und die Durchmärsche Manches aufopfern müssen, das wir vielleicht ehemals der Gesundheit wegen hätten wagen können auszugeben. — Ich hoffe, dieses Jahr soll sich die Welt dauernd gestalten, und wir werden wieder freier Athem holen können. Auch ist nächstes Jahr schon Alles mehr vergessen, und wohin man auch jetzt reisen könnte, sähe man im Aeußern wie Innern die Spuren der gewaltsamen Begebenheiten.

Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder.

Auf die heilende Hand der Natur ist es recht tröstlich zu rechnen, und sie bietet uns auch Trost an, wenn das Herz ihn zu finden fähig ist. — Ich habe viel Glück bei allem Schmerz im Leben. Gott hat mich vor dem neuen Schmerz bewahrt, über einen Sohn zu weinen. Wenn ich bedenke, wie viele Mütter gern alles Andere aufopferten, um ihre Söhne lebend zu wissen, so erfüllt stiller Dank gegen Gott recht innig mein Gemüth. — Die guten Körners sind mir gar zu betrübt. Ich habe so viele Militairs gesprochen, die mir den Tod des jungen Körners erzählten, und immer von neuem muß ich darüber weinen.

Karl hat zu meiner großen Beruhigung nicht das im militairischen Leben gefunden, was ihn fest halten könnte, und ich höre, er treibt sein Forstwesen recht eifrig.

Ernst ist auch fleißig in Jena. Gott segne sie! Sie geben mir gute Hoffnungen für die Zukunft. — Die Töchter sind auch recht brav. — Karolinchen hat eine rührende Güte und Unschuld und ist recht klug und beschäftigt sich sehr gern ernsthaft. Auch hört

sie sehr gern Gesprächen zu, die sie ausbilden können. Ueberhaupt hat sie nichts in sich, was ich so oft an jungen Mädchen ungern finde. Sie ist nicht so sehr auf die Lustbarkeiten erpicht, und der Staat ist ihre Hauptbeschäftigung nicht. Sie lernt ihre Kleider jetzt machen. Zum Zeichnen der Blumen hat sie großes Talent. Wie viel könnte sie von der lieben Tante lernen, wenn du uns näher wärest! — Du hast einmal unter Zeichnungen von dir eine Moosrose geschickt, die ziert die Stube der Nichten.

Meine Schwester ist diesen Sommer bis jetzt gegen ihre Gewohnheit hier geblieben. Sie erwartet den General[1] nächste Woche und auch Adolph, welcher die Zeit her in Aachen war. Er wird wohl beim Militair bleiben vor der Hand. — Der ältere Wolzogen ist jetzt in Berlin und hat sich sehr rühmlich auch bei dem schlesischen Armeecorps ausgezeichnet und hat das eiserne Kreuz erhalten, und ich hoffe, er soll auch künftig einen bedeutenden Platz erhalten. — Wenn der gute Bruder Wilhelm diese Zeiten erlebt hätte!

Nun, liebe Schwägerin, leb wohl! Alles Gute sei mit dir! und der Segen des Himmels für die Treue, mit der du deine Pflichten erfüllst! Benutze die schönen Tage zu deiner Erholung und Erheiterung.

An dieselbe. Weimar, den 8. November 1815.

Dein Brief,[2] liebe Schwester, hat mir rechte Freude gemacht, da ich lange keine Nachricht von dir hatte und fürchtete, du könntest krank sein nach aller Angst und Kummer, die du empfunden. — Du hattest so lange Zeit eine beständige Anspannung nöthig, um des guten Reinwald Alter und die Folgen desselben zu erleichtern, daß du gewiß am wenigsten an dich selbst dachtest, und jetzt erst fühlst du gewiß die Ermattung noch lange; deßwegen bin ich viel ruhiger über dich, daß du eine Nichte bei dir hast, die der lieben Tante Alles zu erleichtern suchen, und sie wie eine Tochter pflegen wird. — Suche ja deinen Vorsatz auszuführen, liebe Schwägerin, und

[1] Ludwig von Wolzogen, General der Infanterie 1773—1845.
[2] Vom 30. Juli, Beziehungen S. 345.

besuche mich. Du sollst immer herzlich willkommen sein. — Rührend und doch beruhigend wird es mir sein dich zu sehen. Wie viel haben wir erfahren, seit wir uns trennten! — Doch schmeichle ich mir, daß es dir nicht an süßen Erinnerungen des geliebten Bruders fehlen soll unter uns. Sein geliebtes Bild umgibt mich auf alle Art. — Karoline und Emilie, die dir beinahe ganz fremde Erscheinungen sind, haben so viel Aehnlichkeit mit dem geliebten Vater, daß es ein süßes Geschäft ist, diese aufzufinden. Ernst wird ihm auch mit jedem Jahr ähnlicher. Unser treuer, guter Karl ist jetzt nahe bei Berlin; sein letzter Brief war aus Stendal; er hatte Hoffnung, nach Berlin auf einige Tage zu kommen. Er ist in guten Verhältnissen bei seinem Regiment; seine Vorgesetzten vertrauen ihm die Geschäfte an und lieben ihn. — Da jetzt mein Schwager, der russische General Wolzogen, in preußischen Dienst getreten ist und vor der Hand in Berlin bleibt, so ist es mir auch Karls wegen lieb. Ueberhaupt würde Karl in Berlin viele Freunde und Gönner finden. Körner ist dort als Staatsrath; die Humboldtische und Hufelandische Familie würden ihn wie ein Kind des Hauses aufnehmen. Gottes Segen ruhe ferner auf den geliebten Kindern! Der Name ihres geliebten Vaters, der ihnen Segen bringt, erwirbt ihnen so viele Freunde. — Ich habe rührende Beweise von Fremden, von denen man kaum glauben könnte, daß sie mit unsrer Litteratur bekannt wären, von Deutschen überhaupt, und es ist ein süßes Band der Dankbarkeit, welches mich auf solche Art an die Nation bindet, bei welcher es ein Ruhm ist, zu bekennen, daß ihnen der Geist eines solchen Mannes nicht fremd ist.

Liebe theure Schwester! mit mehr Rührung noch gedenke ich in diesen Tagen unsres Verlustes, denn sonst war dieser Monat uns so Glück bringend! — Daß man so viel verlieren kann und doch leben und in dem Leben Bedeutung und Gehalt noch suchen muß!

Neulich habe ich die arme Landkammerräthin Bertuch[1] besucht.

[1] Deren Mann, der Sohn des alten Legationsraths, eben gestorben war. An Knebel Nro. 63.

Sie hätte noch auf viele glückliche Jahre rechnen können. Jetzt muß sie die Kinder, wovon die älteste Tochter 7 Jahre ist, und einen kleinen Sohn erziehen ohne des Vaters Beistand! Ich habe viele trübe Stunden über diesen Anblick gehabt. — Der arme alte Vater, der im siebenzigsten Jahre sich nun im Wirrwarr der Geschäfte ohne Stütze sieht, ist mir auch sehr, sehr traurig; aber die arme Frau schmerzte mich noch mehr.

Seit ich von Weimar[1] reiste, welches den 11. August war, sind 6 Personen aus unserm gesellschaftlichen Zirkel geschieden! — Die letzte war eine Fr. Groß, welche ihrer Mutter in zehn Tagen nachfolgte. Der Sohn, ein Jugendfreund von meinen Söhnen, ist nun ganz ohne alle Verhältnisse!

Möge es dir wohl sein in deinem neuen Hause, und du den Winter recht ruhig zubringen.

Wir sind ziemlich wohl, und ich habe die Müdigkeit nicht so wie sonst. Der trockne Herbst hat mich wieder gestärkt, denn der feuchte Sommer war mir nicht zuträglich.

An dieselbe. Weimar, den 16. August 1816.

Ich habe in diesen Tagen innig an dich gedacht, Liebe, denn die Erinnerung der vergangenen sorgenvollen Stunden ist immer schmerzlich, und es ist, als wenn sich in einem periodischen Umlauf auch die Gefühle wieder lebendiger in die Seele drängten. — Ich fühle alle Tage was mir das Schicksal so frühe raubte, aber der 9. Mai oder der 10. November trifft immer mit demselben Schmerz wieder das Herz, und wenn ich hundert Jahre leben könnte!

Ich bin seit 14 Tagen wieder hier. — Ich war fünf Wochen in Jena mit Karl und Ernst. — Karl hatte aber auch Urlaub; da haben wir die alten Plätze besehen und unsern alten Garten. — Jetzt erst hatte ich Muth genug diesen Platz, der zu einer Sternwarte umgeschaffen ist, zu sehen, und die Erinnerungen der verschwundenen glücklichen Tage haben mir das Herz eng gemacht.

[1] Nach Rudolstadt.

Gott hat viel Freuden, aber auch viel Schmerz in mein Leben gelegt. — Ich erkenne Beides mit Erkenntlichkeit und Verehrung seiner Führung, auch selbst wo er mir Schmerz gab. — Einst wird sich auflösen, was mir unübersehbar schien, und die Zeit wird kommen, wo keine Trennung mehr sein wird.

Ich habe jetzt die Freude meine Schwester zu haben. Meine gute Mutter war zwölf Tage noch hier mit mir zusammen; den 12. August mußte sie nach Rudolstadt zurück, um die Vorbereitungen der Hoffeste zu besprechen, da den 18. August die junge Fürstin ihren ersten Geburtstag in Rudolstadt feiert. — Daß die junge Fürstin und der Fürst[1] die gute Mutter auch wieder so gut und theilnehmend behandeln und ihren Rath annehmen, freut mich sehr. Ueberhaupt ist es eine der besten herzlichsten Familien die es gibt, die fürstliche Familie in Rudolstadt.

Die theure Frau Herzogin hat nun die geliebte Tochter wieder bei sich. Die Liebe der Prinzessinnen, von der mir meine Schwester so gern erzählt, ist mir sehr rührend und erfreulich. — Gott segne diese liebe Familie, die so eng mit einander verbunden ist. Wer den Segen der Liebe zu empfinden vermag, der ist wohl glücklich zu preisen. Wie viele Menschen leben in der Welt, ohne sich dieses Bedürfniß geliebt zu werden, recht klar machen zu können, und sie entbehren am meisten.

Ich hoffe, daß die Herzogin Ida noch hieher kommt, ehe sie nach den Niederlanden reist, damit sie auch unsre geliebte Großfürstin noch als Schwägerin umarmt, die in der Hälfte September wohl wieder bei uns sein wird. — Mögen die Fürstinnen sich recht eng an einander anschließen und die Herzogin Ida die Wunde heilen, die der Verlust der unvergleichlichen Prinzessin von Mecklenburg schlug. — Sie fällt mir immer ein, die edle große Seele, die auch ich verloren habe, denn sie war mir die treuste, liebste Freundin. — Dieser Verlust ist auch mir unersetzlich, und auch dieses Glück ist für eine höhere Welt für jetzt hier verschwunden!

[1] Fürst Friedrich Günther von Schwarzburg hatte sich 1815 mit der Prinzessin Auguste von Anhalt Dessau vermählt. Sie starb 1854.

V.

Briefe an Verschiedene.

1790 — 1824.

An Frau Friederike von Gleichen-Rußwurm,

geborne von Holleben,

geboren in Rudolstadt am 24. Mai 1765,
gestorben in Rudolstadt am 24. Juli 1852.

1790 — 1803.

Jena, den 10. März 1790.

Dein liebes Briefchen, mein Friedchen, hat mir gar viele Freude gemacht; ich wollte dir schon längst schreiben, aber es fehlte mir immer an Zeit. — Daß ich glücklich bin, fühlst du, meine Liebe; ich ahnete nicht, daß noch so viel Glück meiner wartete, und oft in manchen bangen, trüben Stunden war jede Aussicht in die Zukunft finster und traurig. Aber wie schön ist nun Alles! Meine Seele ist so harmonisch gestimmt, leicht und froh ist mein Herz, und in einer schönen Ruhe sehe ich der Zukunft entgegen, die mich jeden Tag fester und inniger an meinen Geliebten knüpft. — Mein Leben ist reich an schönen Genüssen durch seine Liebe und durch seinen Geist. —

Du warst uns also einige Stunden näher? [1] — ich möchte hier die Redekunst studieren, um dich und dem cher baron mit rechter Beredsamkeit vorzustellen, wie schön es hier ist, und wie ihr wohl thätet, einige Wochen hier zu sein, wie es euch gefallen würde. Vielleicht entschließt ihr euch, ihr Lieben und begleitet uns zurück. Es gibt Aussichten hier, die ganz wunderschön sind, und die Berge sind so mannigfaltig; jede andre Beleuchtung gibt ihnen andere Formen. Und kommen nun gar die Kinderchen der Flora, so wird es ein Elysium, sagt Knebel. — Die Maus [2] hat mich noch nicht besucht; ich habe einen heimlichen Groll auf M., er wird es wohl verhindern. Indessen bin ich jetzt über ihre Art zu leben ruhiger, da sie doch so viel gewonnen hat, über sich selbst und ihn, daß sie allein in die Komödie und auf die Bälle geht.

An dieselbe. Weimar den 7. März 1800.

Ich wollte dir, Liebe, vor acht Tagen schon antworten, aber traurige Abhaltungen hielten mich ab. — Schiller war recht krank; es war der Anfang eines Schleim- und Nervenfiebers; er phantasierte dabei und war sehr matt. Was ich dabei gelitten, kannst du fühlen; ich war oft so gedrückt, daß ich mich nach dem stillen Plätzchen sehnte, dem ich kaum erst entging. — Jetzt ist er völlig wieder vom Fieber frei, geht herum, aber der Husten plagt ihn sehr, und er klagt über Mangel an Kräften. Das Frühjahr wird uns Allen wohlthätig sein. Obgleich Stark mir hier fehlte, so war es mir selbst wohlthätiger hier zu sein. Ich habe das Gefühl so im Herzen, daß ich mehr unter eigentlichen Freunden hier bin, als in Jena. — Die Nähe der lieben Frau, [3] der Stein, dieß Alles machte mir meinen Kummer leichter, und überhaupt nahm man so viel Antheil an uns. Die Frau wollte mich bereden aus dem Hause zu gehen, weil S. in der ärgsten Phantasie mich immer

[1] In Ezelbach nach einem Briefe Fd's vom 8ten.
[2] Frau v. Mandelsloh, geb. v. Gleichen.
[3] Ihre Schwester Karoline wurde „die Frau" genannt.

nicht sehen wollte, weil er glaubte, ich würde wieder krank. Aber er hat mich durch ein getrübtes Glas angesehen; ich habe doch schon wieder mehr Kräfte, als ich selbst glaubte, und die Ungewißheit, nicht immer zu wissen, was er macht, hätte mir weit mehr geschadet. Sie haben mich ordentlich krank gemacht, diese Debatten, und die gute Frau, die gewiß in meinem Fall ebenso gehandelt hätte, wurde endlich böse über mich, daß ich nicht gehen wollte. — Ich muß dir Alles weitläufig erzählen, Liebe; wenn ich mit dir rede, muß ich dir auch mein ganzes Herz zeigen, weil dieses immer bei dir ist. Ich habe aber meine wenigen Kräfte doch gespart, weil ein guter Freund sich zur glücklichen Stunde einfand und Schiller mit der größten Sorgfalt gewartet hat, so daß ich auch ruhig sein konnte, wenn ich nicht da war. Es ist Harbauer,[1] den du durch die chère mère kennen wirst.

Die Kinder sind wohl und freuen mich sehr. Dein Pathchen ist sehr hübsch und wird dir Freude machen. Es ist gar ruhig und still und schreit nicht unnöthiger Weise, wie manche Kinder sonst thun. — Ich bilde mir ein, es hat einen Blick von der Fürstin, so ein reines Gesicht und einen solchen Ausdruck hat es jetzt. Mir wäre es sehr lieb, wenn es diesen Zug behalten könnte. —

Karl ist fleißig, schreibt recht ordentliche Buchstaben und liest auch; zum Zeichnen hat er viele Anlagen und componiert schon in seinen Gedanken ganze Tableaux. Bis jetzt sieht man aber nur, wie er die Dinge ansieht und nicht, wie er sie ausführen kann. Er wird sehr groß und stark.

Ernst, den du hoffentlich dieses Jahr sehen wirst, wird auch sehr gut, aber ganz anders wie Karl; er ist bestimmt und ernsthaft und behält Alles, was er einmal gehört hat; er ist sehr weich und hat eine Anhänglichkeit an mich, die mich oft rührt.

Weimar den 22. März 1800.

Mit Schiller geht es recht gut, er treibt wieder seine Geschäfte; der Husten plagt ihn nur noch. Bei diesem ungünstigen Wetter darf

[1] Seine Briefe folgen im zweiten Band.

er freilich nicht ausgehen; die reine milde Luft, die der Frühling sonst brachte, würde ihm wohlthätig sein, aber jetzt ist es leider zu schlecht.

Weimar den 9. April 1800.

Es wird jetzt recht angenehm hier, und ich ziehe immer im Park herum. Heute habe ich der Becker [1] Monument gesehen, das auf einem Hügel steht, mit lauter Büschen umgeben. Es ist nichts, was sie gerade bezeichnen könnte, angebracht; die Masken am Rand der zugespitzten Säule bezeichnen allein die Schauspielerin. Um die Säule herum stehen die Jahreszeiten, die sich die Hände reichen, in Relief.

Schiller ist recht leicht wieder, und der Husten ist fort, auch zu meiner Freude ein Stich in der Seite, über den er noch klagte.

Weimar den 18. April 1800.

Ich wollte dir gestern recht viel schreiben, Liebe, aber ein Concert bei Goethe, wo die Jagemann und ihre jüngere Schwester sehr schön sang, hielt mich so lange außer dem Hause beschäftigt.

Schiller ist recht wohl jetzt und fleißig.

Weimar den 2. Juni 1803.

Herr Ayt [1] hat mir's gar nicht recht gemacht, daß er so kurz blieb, denn erstlich hätte ich ihn gern länger gesehen, und dann hätte ihn Schiller auch gern gesehen. Aber er kam gerade in einem Moment, wo Schiller nicht im Hause war. — Es ist jetzt der gute Zelter von Berlin hier, da ist Schiller und Goethe immer mit ihm zusammen, zu jeder Stunde des Tags. Ich möchte wohl, du könntest Zelter hören seine Compositionen vortragen, es ist ein eigener Zauber darin. Seine Stimme ist alt und gebrechlich, aber seine Deklamation so vortrefflich, so einfach und rührend und kräftig dabei. Ich habe den Zelter auch noch besonders lieb, denn er hat etwas ähnliches von dem alten Freund Heron. Du weißt, daß dieses keine schlechte Empfehlung bei mir ist.

[1] Geb. Neumann, † am 22. Sept. 1797, von Goethe als Euphrosyne besungen.
[2] Lehrer der fürstlichen Kinder in Rudolstadt.

Ich kann mich seit gestern gar nicht zufrieden geben und wollte nur, ich wäre bei euch, um noch recht darüber zu lachen, denn so Tolles ist mir noch nicht vorgekommen. Daß Wolzogen gerade unter einer solchen Menge Menschen das Schicksal haben muß, neben Beulwitz zu sitzen in Erfurt, ist gar zu prächtig! Hat es denn B. nur auch erzählt? 'Denk' dir noch hiezu, Liebes, daß Schiller rechte Lust hatte, die schöne Königin zu sehen, und da General Wartensleben ihn schon längst eingeladen hatte, so fiel er Abends vorher darauf, die Frau und wir wollten zum Ball nach Erfurt. Wolzogen war schon den Tag vorher fort. Wenn die zwei Frauen sich auch so auf dem Ball begegnet hätten, ich hätte mich todt gelacht! Am andern Morgen war es aber Schiller nicht gemüthlich, und wir blieben zu Hause. Einen kleinen Triumph habe ich entre nous soit dit doch im stillen Herzen, daß der Alte[1] so prächtig decoriert mit seinen Orden sich präsentiert hat. Zuletzt sind die Herren so gut Freund geworden, daß sie auf die alte Bekanntschaft getrunken haben. Ich sehe im Geist die Gesichter vor mir.

Es ist das größte Glück des Lebens, ein fühlendes Herz zu haben, weil die Welt so reichhaltig wird, aber für unsere Ruhe ist es kein glückliches Geschenk.

Ich kämpfe oft mit mir selbst, aber ich werde immer weicher und tiefer gerührt, sei es durch fremden oder eigenen Schmerz, und ich werde nicht ruhiger dabei. Ich möchte manchmal eine dicke, recht dicke Haut haben!

Weimar den 5. Mai 1803.

Ich muß dir doch sagen, daß die Stein ihren Sohn ganz wieder hergestellt gefunden, nur etwas mager noch. Es freut dich gewiß auch. Die Sorge um mein Fritzchen und der Kummer der Mutter haben mir recht weh gemacht. Es ist mir so traurig, die Stein leiden zu sehen, die ich so unendlich liebe, und nun hatten wir leider alle Ursache, das Schlimmste fürchten zu müssen. Ich

[1] So hieß Wolzogen.

habe ihr oft mehr Muth zeigen müssen, als ich hatte, weil sie meine Angst nur noch mehr bekümmert hätte.

So lieb wie ich euch habe, habe ich Niemanden mehr, und so sollt ihr mich auch lieben.

An Frau geh. Kirchenräthin Griesbach,[1]

geborne Schütz aus Bückeburg.

1804—1810.

Weimar, den 11. April 1804.

Mündlich sollen Sie einmal über den Zustand der Jenaer Colonie in Würzburg hören. Die Paulus ist auf einem guten Weg und lebt zu Hause mit ihren Kindern; das freut mich. Schiller hofft Ihnen einmal Wilhelm Tell schicken zu können; jetzt läßt er noch abschreiben.

Es hat ihn nicht wenig erfreut, und er hat es unserem geh. Kirchenrath hoch angerechnet, daß er gar einmal an die Möglichkeit dachte, selbst zur Aufführung zu kommen. — Einen recht bequemen Stuhl soll er finden, wenn ichs weiß, und wie zu Hause in unserer Loge sein. — Jetzt wird wohl der Tell nicht so bald gegeben, weil ein Schauspieler fehlt. — Zimmermann[2] indessen kömmt, hoffe ich, den Frühling.

An dieselbe. Mittwoch früh (etwa 20. Juni 1804).

Was werden Sie von Schiller gedacht haben, der in Jena sein konnte ohne Sie zu sehen?

Er hatte mit meiner Schwester die Fahrt beschlossen, um die Geschäfte mit Hr. Salzmann[3] zu vollenden. Sie wollten um 3 Uhr

[1] Der „Lorbeerkranz", wie diese treffliche Frau in „Schiller und Lotte" genannt wird, bewies sich als eine treue, stets hülfreiche Freundin, deren Werth von Schillers dankbar erkannt wurde.

[2] Schiller an Goethe Nro. 954.

[3] Advocat in Jena. Schiller an G. Nro. 918.

Nachmittags wieder hier sein, aber Hr. S. hielt sie mit seinem Advocatenwesen so lange auf, daß sie kaum noch Zeit hatten Niethhammers Haus zu sehen und den Platz für mich zu recognoscieren, und sie kamen doch erst um 6 Uhr zurück.

Die Zeit, wo Schiller Sie hätte sehen können, war auch gerade die Mittagsstunde, in der er nicht aus Discretion kommen wollte. Sie werden aber wohl diese schnelle Erscheinung gar nicht begriffen haben. Er wird sich für die Bescheidenheit, die er ausübte, schadlos halten, wenn wir in Ihrer Nähe sind.

Bitten Sie ja den g. Kirchenrath, daß er artig bleibt und wohl ist, wenn ich komme; das ist mir der freundlichste Empfang und Zeichen, wenn ich nach Jena komme.

Gestern Abend war der älteste Voß mit uns bei meiner Schwester, wo wir recht lustig waren. Es ist ein so guter braver Mensch, der einen recht freuen kann; er geht still und emsig seinen Weg fort und treibt sein Geschäft mit Liebe und Eifer. — Das findet man so selten, denn die meisten Menschen thun, was sie müssen, nur mit Unlust. — Ich gehe diesen Abend zu der lieben Knebeln und Prinzeß und freue mich recht darauf, und will bis dahin meine Kräfte aufsparen.

An dieselbe. Weimar, den 21. November 1804.

Daß Sie hier gewesen wären, ohne uns zu besuchen, kam mir kaum glaublich vor, und doch ist's leider geschehen. Wie ich konnte habe ich nach unserm geh. Kirchenrath gefragt und begriff nicht, daß er weg sein könnte, ohne von uns Notiz zu nehmen.

Schiller hatte sich einen stillen Abend ausgedacht, den Sie uns schenken sollten, und wir haben lange davon gesprochen, daß wir uns freuen würden, unsern Kirchenrath bei uns zu haben. Sie müssen uns entschädigen und zu uns ganz allein einmal kommen, sonst können Sie es nicht anders gut machen. So gern ich sonst das unruhige Leben entbehre, so bin ich munter und bei der Hand, wenn es darauf ankömmt unsere so liebe Großfürstin zu sehen.

Unsere Hoffnungen sind ganz erfüllt, übertroffen möchte ich

sagen, denn so etwas Liebenswürdiges gibt es nur einmal. Daß wir es gerade besitzen, ist ein Glück, dessen wir uns werth machen müssen. — Ich habe noch nichts gesehen, was mit der Grazie und Anmuth die Würde und den Ernst vereinte, das vornehme Wesen in der Erscheinung und dabei die gränzenlose Güte und das Zuvorkommen. Sie ist ein Muster von Erziehung, sie ist überall zu Hause, kennt gleich Jeden, sagt Jedem etwas Angenehmes, was auf ihn persönlichen Bezug hat, so daß Jeder glaubt, sie nehme Notiz von ihm, und es entgeht ihr nichts im Ganzen; dabei ist sie selbständig und hat so viel Talente, die ihr das stille Leben verschönern, und sie ist gern für sich beschäftigt.

Unser Erbprinz ist auch recht gut und herzlich und hat Keinen vergessen; ich halte dies sehr hoch an ihm, denn bei seinem Glück zeigt es einen Grad von Herzlichkeit an, der nicht allgemein ist, nicht an sich allein zu denken. Er fühlt, was er besitzt; unsere Prinzeß liebt er unaussprechlich, und auch die Großfürstin; auch Fr. Knebel, die mit ihr ist, weiß sie zu erfreuen.

Ich freue mich über das Glück dieser beiden geliebten Personen und genieße jede schöne Stunde im Geist mit ihnen.

Schiller ist wohl und die übrige Familie auch.

An dieselbe. Weimar, den 26. December 1804.

Wir sind beide noch krank, Schiller am Katarrh, der ihn gar nicht verlassen will. Jetzt bin ich noch matt, dabei greift die ewige Unruhe über Schillers Husten mich auch an im innern Gemüth.

Gottlob, daß wir doch das Jahr nun so enden sehen können! — Wenn ich der stürmischen Tage in Jena gedenke, und ich mußte dieser Tage oft daran denken, wenn ich mir das Gute und Böse, was ich erlebte, ins Gedächtniß zurückrief, so wird mirs ganz voll ums Herz und angst! — Ihre treue Freundschaft hat aber wieder unsere Freuden und Leiden getheilt, und solche Freunde können einen auch noch eine Blume unter den Klippen finden lassen.

An dieselbe. Weimar, den 1. Juni 1805.

Die ersten Federzüge, die Sie, verehrte Freundin, von mir erhalten, nach den traurigen Tagen, die ich durchlebte, enthalten eine Bitte.

Ich kann noch nichts über mich selbst sagen, ich weiß kaum wie ich lebe, aber ich habe Muth das Leben zu tragen und meinen Kindern und Verwandten zu leben, meine Freunde zu lieben.

So lebte Schiller, er war bei all' seinen Leiden immer zärtlich, treu, theilnehmend. — Er hat mir eine schöne Lehre gegeben, wie ich leben soll.

Meine Mutter dringt mit mütterlicher Liebe darauf, daß ich nach Brückenau soll, weil sie will, meine Gesundheit soll gestärkt werden. — Alle Kinder kann ich nicht mitnehmen, das fühl' ich wohl, aber von den Söhnen kann ich mich auch nicht trennen, sie waren noch stets bei mir, und einmal muß ich sie dann doch in die Welt lassen ohne mich. — So lange ich es möglich machen kann, will ich sie behalten unter meinen Augen. — Auch versichert mir der g. Herr Stark, es sei ihnen zuträglich, das Bad zu benützen, weil Ernst doch diesen Winter auch oft krank war.

Die Mädchen nun, beste Freundin, möchte ich am liebsten Ihrer Pflege anvertrauen, wenn Sie mir mit Offenheit meine Bitte zusagen oder abschlagen wollen.

An dieselbe. Weimar, den 15. Juni 1805.

Die gute treue Ernestine [1] hat so liebend mit mir geweint und mir ihre Freundschaft so heilig versichert, daß es mir mein Herz erleichterte.

Wenn ich rechte Kräfte aus Brückenau geholt habe, so möchte ich ordentlich den Nachsommer ein paar Tage bei Ihnen verleben, daß ich den lieben Griesbach auch genösse.

An dieselbe. Weimar, den 19. Juni 1805.

Nach vielem Ueberlegen mit meinem Herzen fühle ich, es ist besser, ich sende Ihnen, theure Freundin, meine Kinder, ohne selbst

[1] Voß.

zu kommen auf eine so kurze Zeit, — denn der Abschied von den lieben Kleinen, mit dem Wiedersehen und Trennen, das sich so schnell folgte, wenn ich Sie Ihnen brächte, wäre mir erschütternd.

Wer uns so liebte wie Sie beide, bei deren Anblick so viele Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit erwachen, den kann man nicht ohne tief bewegt zu werden, wieder sehen. — Die Reise-Anstalten, der Abschied von Weimar, von dem Ort, wo meine schönsten Hoffnungen ruhen, ist mir schon schwer, und ich muß noch recht behutsam mit mir umgehen. — Auch der Abschied von unsern Vossens wird mir schwer.

An dieselbe. Fulda, den 24. Juni 1805.

Ich sage Ihnen ein Wort, beste liebste Freundin, daß Sie wissen, daß wir angekommen sind, zum wenigsten in Fulda. In einer Stunde gehen wir nach Brückenau ab, wohin uns Harbauer, an dessen Schreibtisch ich schreibe, begleitet. — Es war ein guter Zufall, daß wir an die Post fuhren, denn der erste Mensch, der gestern am Hause uns begegnete, war Harbauer, der hier indessen wohnt, bis er ein Logis findet. Vor 14 Tagen ist er erst von Paris zurück. — Er ist Direktor des Medicinal-Collegiums hier und hat die Oberaufsicht über das Bad Brückenau, da sind wir gut versorgt.

Ich denke sehr oft an Sie und Ihre Güte und Liebe, mit der Sie meinen Kindern begegnen werden; ich sehne mich herzlich nach den kleinen guten Mädchen, und ich fühle, daß ich jetzt mehr wie je nöthig habe, Alles, was mir lieb ist, um mich zu wissen.

Der geschäftige Doctor besucht Patienten im Schloß, er ist recht thätig und rege, und hat den besten Willen Gutes zu wirken; er sieht wohl und rüstig aus.

Seine Mutter und Bärbchen[3] hat er jetzt erst bei der Rückreise gesehen, sie sind wohl.

Ich schließe Sie an mein Herz.

[1] Seine Schwester, später verehel. Adelmann.

An dieselbe. Brückenau, den 9. Julius 1805.

Ich war letzt so eilig und konnte die Blätter aus der Litteraturzeitung nicht lesen, die dem lieben Griesbach und Ihrem Hrn. Bruder [1] so viel Freude machten. Jetzt habe ich sie gelesen. — Es ist das Erste, was ich über diesen geliebten Gegenstand las, denn ich gestehe, daß ich ohne besondere Aufforderung nichts darüber lese. — So wie ich ihn einzig liebte und kannte, möchte ich sagen, so wenig glaube ich auch, daß mir jemand Fremdes etwas Befriedigendes über ihn sagen kann; ich kann nur über das eigene Gemüth und die Ansicht des Beurtheilers mich freuen. Die poetischen Produkte, zumal die der neueren Zeiten, hat er mit Liebe und Achtung für Schillers Geist beurtheilt und mit zartem Sinn, aber ich möchte sagen, über die früheren, wie über die dramatischen Werke hat er nicht die Ansicht, die ich habe, und von der ich glaube, daß sie Schiller selbst hatte.

Auch über die Melancholie, die der Verfasser ahnet, glaube ich, hat er nicht ganz Recht.

Schiller, der Alles mit Wärme und Eifer behandelte was er ergriff, erschöpfte auch in sich die Situationen ganz, um sie darzustellen, ohne seine gleichförmige Stimmung fürs Leben zu verlieren. Seine Zurückgezogenheit hat man ihm, glaube ich, als Melancholie ausgelegt; weil er sich wenig für fremde Wesen, die er im Flug sah, mittheilte, so hat man dies für schwarze Ansicht der Welt erklärt im Allgemeinen. Seine Freunde, die ihn in jeder Situation sahen, müssen wie ich gefühlt haben, daß sein Geist immer bei den größten körperlichen Leiden seine Kraft und Ruhe nicht verlor, wo andere Menschen verzweifeln. Ich habe doch ihn in jedem Moment seines Lebens beobachten können, so lange ich mit ihm war, und ich kann sagen, ich habe ihn unruhig gesehen, aber nie melancholisch. Seine jugendlichen Produkte haben mehr diesen Geist, dies gebe ich zwar zu, aber es ist nicht gerade, weil er die Welt unglücklicher ansah, weil ihn sein Schicksal drückte, daß er sich aussprach, sondern weil seine jugendliche Phantasie die Bilder dunkler ausmalte.

[1] Prediger Schütz in Bückeburg.

So widerlege ich durch mein Gefühl die Meinung des Verfassers, aber ich bin weit entfernt eine Meinung öffentlich zu äußern, weil ich stets meinen eigenen Gefühlen vertraute und lebte im Glück und Unglück, und das Urtheil der Welt mich nicht verwunden, noch über mein Gefühl erheben konnte.

Ueber unsern Freund Harbauer, der Ihnen dieses Zettelchen sendet, würden Sie Sich recht freuen, wenn Sie ihn beobachten könnten. Er ist offen und gutmüthig wie sonst, klug wie die Schlange für seine G[illegible] und doch ohne Falsch wie die Taube. — Er hat als neu Angekommener einen eigenen Stand, wie sein ganzer Hof, und der Geist der Einwohner wird sich mit dem, wie mit jedem, der zu ihm gehört, schwer vereinigen.

So gut und klug der Prinz ist, und so schonend er die alten Verhältnisse auch behandelt, so sind es doch immer die verjährten Gewohnheiten und Rechte, die er angreifen muß, um etwas Gutes zu wirken, wie es sein edler Sinn will. Dadurch leidet nun freilich die alte Generation.

Ich bade jetzt zweimal des Tags. Meine Nerven sind besser und weniger reizbar, finde ich.

Ich habe schon rechte Wege gemacht, bin auf die Berge gestiegen und in den Dörfern gewesen. — Meine gute Mutter geht auch recht weit.

Gesund und kräftig ist das Wasser gewiß, das fühlt man. — Wenn die Anstalten besser werden, so wird es sehr gut. Jetzt ist Alles vernachlässigt und sehr theuer, zumal das Essen. Das Bad macht viel Appetit. Da man oft von sieben Speisen nur eine gemüthlich kosten kann, denn die Portionen sind klein, so halten wir uns an die Butter, die vortrefflich ist, und auch sehr gute weiße Milchbrödchen.

Es gibt so viel Wiesen und Gras in den Eichenwäldern und schöne Weiden. Die Kühe sind auch sehr gebildet und gehen unter der Gesellschaft herum; wir fürchten uns aber nicht mehr und erkennen ihre Nähe mit Dank, wenn wir den schönen Rahm und

die gute Butter kosten. — Ich will mich aber doch freuen, wenn ich wieder zu Hause bin, wenn ich alle meine lieben Kinder um mich sehe, wenn ich die rothen Bäckchen der lieben Karoline sehe und die kleine Emilie so lustig, so will ich immer herzlich Ihrer Liebe für die Kleinen danken und Ihrer mütterlichen Pflege.

Die guten Vossens müssen gestern in Fulda gewesen sein, es haben sie dort Einige erwartet. Ich wünsche sehr, daß sie in Heidelberg finden mögen, was sie wünschen. Es sind seltne Menschen; ich habe ihn stets geliebt, aber jetzt liebe ich ihn noch tausendmal mehr, weil ich fühlte wie er Schiller liebte. — Seine Art zu trösten hat mir den ersten frohen Moment wieder gegeben und Muth das Leben zu ertragen. — Gott erhalte ihn uns noch lange.

An dieselbe. Mittwoch, den 24. Julius 1805.

Wir wollten Sonnabend hier ankommen, sind aber unterwegs noch durch Besuche zurückgehalten worden.

In Philippsthal sind wir einen halben und einen ganzen Tag geblieben, wo es sehr hübsch ist; in Wilhelmsthal auch einen Tag, wo ich mich an der Liebe meiner geliebten Prinzeß und Kebeln ergötzte und durch sie gestärkt fühlte, und der schöne zarte rührende Antheil der geliebten Großfürstin an mir und an den Kindern ein süßes Gefühl der Dankbarkeit in mir erweckte. Auch die Herzogin, die sich immer gleich bleibt in ihrer Liebe und Antheil an mir, hat uns freundlich aufgenommen. Der Ort ist himmlisch, die Gegend von Eisenach hat mich recht gerührt. Die Karthause ist ein Platz, der recht für wehmüthige Gemüther gemacht ist; wäre die Saale dort, so wäre nichts zu wünschen für diese Gegend. — Seien Sie herzlich gegrüßt.

An dieselbe. Weimar, den 21. August 1805.

Ich hatte die Morgen so viel zu thun, mit den Gallischen Vorlesungen;[1] ob sie gleich erst um eilf Uhr angingen, so hatte ich

[1] Vgl. besonders Goethe XXVII. S. 172.

doch vorher so manches zu besorgen, und den Nachmittag mußte ich überdenken, was ich gehört hatte. Die Abende mußte ich meist ausgehen, denn es gab Veranlassungen zu vielen Theegesellschaften, bei denen ich nicht fehlen konnte, weil ich mich früh Morgens gezeigt hatte.

Es hat mich erstaunend interessiert Gall persönlich kennen zu lernen, weil es ein genialischer orgineller Mensch ist. Seine Theorie hat mich auch interessiert, und ich habe mir davon genommen, was ich mir begreiflich fand, besonders hat mich seine Art das Gehirn zu untersuchen sehr aufmerksam gemacht.

Unser guter Voß sagte gestern, daß man bei allem Hören doch keinen Aufschluß über das Wahre des Geistes und seine Wirkungen erfahren habe.

Er hat wohl Recht! Mir ist aber eben dieses Unergründliche des Geistes etwas Tröstliches, weil es mir beweist, daß unsre Organisation die Brücke nur ist zu einer höheren. Wir können hier nur ahnen und muthmaßen, und unsere Kraft und unsere Hoffnungen reichen doch ins Unendliche.

Auf das praktische Leben, glaube ich aber, hat Galls Lehre guten Einfluß, zumal bei Behandlung der Krankheiten des Gemüths, bei Verwirrungen des Geistes; man wird viel nachsichtiger auch über die Menschen urtheilen.

Sein eigener moralischer Charakter wird einem auch lieb, und er spricht mit einer Innigkeit über die höchsten Gegenstände, die einem wohlthut.

Gestern früh mußte ich mit den vier Kindern zur geliebten Großfürstin kommen, die sie alle sehen wollte. Sie hat so eine Liebe und zarte Sorge für die Kinder und für mich, daß ich es mit inniger Rührung und Liebe fühle. Es ist, als hätte mein Schmerz ihre Liebe und Neigung mir erweckt.

Unsere geliebte Prinzeß Karoline war mir immer lieb, aber es ist, als müßte sie mir auch durch ihre Liebe jetzt mein Herz wieder erwärmen.

Unsere Knebeln kennen Sie, aber Sie kennen sie doch nur auf eine andere Weise wie ich, denn sie ist Ihnen noch nicht so tröstend durch ihre Liebe erschienen.

Diese Schätze, die ich jetzt besitze, die mir mein Unglück erwarb, sind mir theure Besitzthümer, sie halten mich noch ans Leben, und ich gewinne an Muth, wenn ich so viele Liebe und Antheil fühle.

Ich bin ordentlich auch glücklich durch die gute Bose, denn die macht unsere Knebeln so glücklich; es ist ein liebes Geschöpf, so feinfühlend, so tröstend durch ihre Art das Leben zu nehmen. Ich hoffe, sie wird unserer geliebten Stein manche heitere Stunden machen. Ich kann meinen Freunden nichts sein — da freut es mich doppelt, daß ich meine Stelle ersetzt sehe auf eine so vollkommene Weise.

An dieselbe. Weimar, den 24. Oktober 1807.

Von meiner Schwester habe ich eben einen Brief [2] bekommen, die mir schreibt, sie habe den 14. Oktober [3] fast im Bette zugebracht und Abends alle Läden fest zu machen lassen, damit ihr kein Freudengeschrei in die Ohren tönte. — Eine recht gute Französin von der alten Zeit habe mit ihr geweint. — Das fühle ich recht mit.

Sie haben auch Schillers Büste von Marmor noch nicht gesehen, die bei meiner Schwester steht, die allein eine Reise werth wäre. Sie tröstet mich oft.

An dieselbe. Weimar, den 6. April 1810.

In Stuttgart müssen Sie in das Atelier des Professors und Ritters Dannecker gehen, wo Schillers Büste ist. Ich bitte Sie, ihm dieses Billet zu geben. Es ist einer der liebenswürdigsten Menschen, und seine Liebe zu Schiller wird Ihnen wohlthun.

Auch wenn Sie seinen Schwager, den Kaufmann Rapp, sehen, so grüßen Sie ihn, auch seine Frau. Auch Danneckers Frau ist

[1] Die als Gesellschafterin zu Frau v. Stein gekommen war.
[2] Aus Paris.
[3] Der Jahrestag der Schlacht bei Jena.

sehr gut und brav, doch abgesondert von der Gesellschaft, weil sie am Gehöre leidet.

Wenn unser geliebter Griesbach die Bibliothek in Stuttgart besuchen sollte, so wird er dort einen gewissen Petersen finden,[1] der Schillers Jugendfreund ist.

Wenn sie vielleicht auf der Heimreise, oder auf der Reise von Heidelberg nach Stuttgart über Möckmühl können, es ist nicht weit von Heilbronn, so besuchen Sie den Stadtpfarrer Franckh, es ist mein Schwager und seine Frau Schillers zweite Schwester.

An Dieselbe. Weimar, den 10. October 1810.

Das, was mein Herz am tiefsten in diesen Zeiten ergriffen hat, ist die Entscheidung des Schicksals unserer geliebten Prinzeß Karoline. Ihr edles Gemüth wird Segen bringen, wo sie sein wird, und ich hoffe Alles für ihr Glück. Der Erbprinz ist liebenswürdig und wird ihren Werth von Tag zu Tag mehr fühlen, und dem Guten wird das Gute sich nähern, wo sie auch sein wird.

Mir ist durch die Trennung von ihr und der geliebten Knebel meine ganze Existenz zerrissen, denn den Trost und die Liebe, die ich bei ihnen fand, finde ich nicht wieder.

An Frau Karoline von Wolzogen.[2]

1817 und 1818.

Weimar, den 24. October 1817.

Liebe Frau!

Unser guter Meyer hat mir auch den letzten Band vom [illegible] [illegible] zurückgelassen. — Meyer [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Seele mit der Trauer zu [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[1] [illegible] 1818. [illegible] [illegible]

[2] Die übrigen Briefe an seine Schwester haben sich nicht erhalten.

machte, so tief fühlt man doch, daß er versteht, wenn man ihm Wohlwollen zeigt. — Wenn er nur besser wird![1] Von Heidelberg hat er nur wenig Worte an G. geschrieben, und über die Bilder will er einen großen Brief schreiben.

Die Evenements auf der Wartburg beschäftigen die Gemüther sehr; aber mich hat es recht gefreut, daß sich die Jugend so brav und ernst benommen hat. Sie haben aber auch Späſſe gemacht, und unter andern Büchern Kotzebue's deutsche Geschichte zum Freudenfeuer auf dem nächsten Berg bei Eisenach mit verbrannt;[2] wie das Buch nicht in Flammen aufgehen wollte, so nimmt der Anführer eine große Stange und stößt es hinein und ruft: „der Kerl hat zu viel Wasser, drum brennt er so schwer." — Ich hätte auch noch gern eine Portion Komödien hinzugethan, denn wir werden recht mit Wässerigkeiten getränkt.

„Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

So wird es auch da heißen, denn so unidealisch wird nicht leicht ein Talent als dieses. Es ist ordentlich erbarmenswürdig, wie der Schimmer des Geistes verschwindet. — Wenn man denkt, wie Wieland immer geistiger im Alter wurde, und so Jemand Verlebtes erblickt, so fühlt man recht den Unterschied der Geistesfähigkeiten. Ich glaube nicht, daß K. so vieler Ideen noch mächtig ist als der gute Alte in seinen uninteressantesten Augenblicken; von genialischen Menschen will ich nicht reden in dieser Beziehung. Die Unterhaltung will gar nicht fort, und er sucht gleich den Bostontisch. — Also sehen wir ihn nicht viel; die ehemaligen Gönnerinnen werden auch nicht sehr gesucht, und der Goechhausen verbindender Verstand wird wohl mangeln, um die Folie zu verstärken an diesem Edelstein.

Die gute Stein ist wieder so verständig und für Verständiges zu interessieren, daß ich ihr, so viel ich kann, Aufheiterung zu

[1] Er war nach Baden in der Schweiz ins Bad gegangen. An Knebel Nro. 98.
[2] Worüber sich auch Goethe freute; VI. S. 162.

geben suche; sie fühlt sich wohl oft schwach am Körper und müde; doch, hoffe ich, lebt sie noch so fort. Sie grüßt dich herzlich. Die arme kleine Schwägerin[1] plagt sich mit ihrem Glauben, und der Mann hat doch dann und wann noch großen Kummer darüber. Keins von Beiden hat Muth für seine innere Ueberzeugung sich über die Urtheile der Welt hinweg zu setzen. Diese Zwiste und Kämpfe habe ich immer gefürchtet. Ich bin mit ihr auf einem sehr vertraulichen Ton, wie immer, und wir theilen uns unsere höheren Ansichten mit, aber wir sprechen gar nichts über diesen Punkt.

Karl ist, Gott gebe es, recht zur guten Stunde in sein neues Vaterland eingetreten, da bis Neujahr sein Fach anders organisiert wird; er wird vielleicht gar an den Bodensee versetzt; da wollen wir auch hin.

Die Damen sind wohl, und Karolinchen ist recht umgänglich und artig. Im Frauenverein ist sie sehr thätig, und die Fritsch[2] liebt sie sehr.

An dieselbe. Weimar, den 26. November 1817.

Die gute Henriette Seebach[3] ist beinahe an derselben Krankheit wie Schiller gestorben. Den 15. sah ich sie noch im Theater, und sie war den ganzen Tag sehr heiter, klagte aber dabei über heftigen Schmerz in der Seite. Die Nacht darauf bekam sie ein heftiges Fieber, und so wechselte der Zustand ab bis gestern Nacht auf den eilften Tag hin, da rührte sie der Schlag (ein Nervenschlag, sagt man). Die arme Seele thut mir recht weh, sie hatte ihre Kinder so lieb! Die Schwestern unter einander sich auch, und der Mann liebte sie so. Die arme kleine Helena, die ihres steifen Armes wegen schon hilfloser ist, und der arme kleine Sohn werden der Mutter Liebe und Pflege schwer vermissen.

[1] Frau v. Schardt.
[2] Geheimeräthin von Fritsch, geb. v. Wolfskeell.
[3] Geborene Freiin v. Stein.

Die Ziegesar[1] war zwei Tage bei ihr und hielt sie für besser. Seebach begleitete die Schwägerin nach Jena zurück, um einmal in die Luft zu kommen (er hat sie mit aller Treue und Sorgfalt gepflegt), während dem wurde sie schlimmer, als er wieder kam, nach ein paar Stunden, und der Friesel brach nicht recht hervor. Die arme Günderode[2] wird dieser Schlag sehr schmerzen. Sie hat nicht bestimmt ausgesprochen zu sterben, doch hat sie sich ausgebeten, daß die Ziegesar den kleinen Gustav mit ihrem Sohn erziehen läßt, doch immer auf den Fall gedacht. Die Amelie[3] wird wohl die Beust, die sich als eine treue Freundin gezeigt hat, nicht von sich lassen, wenn es angeht. Ich denke mir, die Lore[4] wird Helena nehmen. So wird das ganze Haus ausgeleert.

Ernst ist wohl und ist noch fest in Capellendorf, doch wird bis Ostern Alles im Reinen sein, und er und ich hoffe es auch. Man sieht in der Stille doch, daß man Unrecht hatte, errathe ich.

Ich habe mich einige Tage mit der Gräfin Bückeburg herumgetrieben, die ich sehr lieb habe, sie war auch sehr viel bei der Großfürstin. Ich bin mit ihr in der Bibliothek gewesen, wo ich recht viele schöne Kupfer sah. Der Großherzog hat die Köpfe, durchgezeichnete, von Leonardo da Vinci's Abendmahl mitgebracht, und Hände, die vortrefflich sind.[5] Sie sind in Jagemanns großem Hause im Garten aufgestellt. Man kann sehr viel daran lernen. Ich sah es auch mit der Gräfin und dem Erbgroßherzog, der recht viel Kunstsinn hat.

Die ernsthafte Wendung der Geschichte auf der Wartburg betrübt mich sehr. Es ist ganz unwahr, daß man etwas gegen den Congreß geäußert, noch sonst Gefährliches begonnen. Sie haben

[1] Louise v. Z., geb. Freiin v. Stein, Frau des Appellationsgerichts-Präsidenten.

[2] Geheimeräthin Freifrau v. Günderode, geb. v. Stein, † 1857 in Frankfurt a. M.

[3] Freifrau v. Groß, geb. v. Stein, in Weimar, Schriftstellerin unter dem Namen Amalie Winter.

[4] Eleonore v. Stein, 1805 Pröpstin des Stifts Waizenbach, † 1851.

[5] Goethe XXVII. S. 332.

nur ihre Verfassungen unter sich in Ordnung bringen wollen. Daß einige lustige Köpfe unter so vielen waren, ist wohl natürlich, aber sie waren Alle so ernst gestimmt und zu allem Guten begeistert. Kotzebue ist am meisten böse und rächt sich nicht edel, denn man hat ihm neulich die Fenster eingeworfen. Das hat er in seinem litterarischen Blatt gleich den Studenten vorgeworfen und sich gegen sie ausgelassen in Schmähungen. Daß sie selber deßwegen von Jena kommen, um die Fenster einzuwerfen, glaube ich gar nicht möglich. Es sind gewiß Gassenbuben gewesen. Ruhig geht es nicht mit ihm ab, er hetzt im Stillen wo er kann, und soll auch E.[1] immer in die Ohren blasen. Das betrübt mich, daß das Leben am Hofe die Menschen so geschmeidig macht, daß sie mit allen Naturen in Verbindung kommen können, und sie selbst, die immer abgeschliffen sich zeigen, nehmen doch am Ende das Ungleichartige an oder besudeln sich damit, wie das Sprüchwort mit dem Pech lautet. Gutherzigkeit und Vertrauen auf sich selbst schützt nicht immer für fremde Eindrücke. Wenn es auch der guten E.[2] nichts schaden kann, so ist sie doch nicht ruhig genug, um über den Tand des Lebens ruhig hinweg zu blicken, — wenn man zumal listig ist.

Die E. hat mit Fr. von Krüdener unterwegs eine Zusammenkunft gehalten und hat erzählt, sie hätte sie ruhiger und vernünftiger wie je gefunden, nur auf einem Punkt nicht, daß diese als Märtyrerin sich alle Demüthigungen gefallen läßt und Alles duldet. Die Tochter wäre viel fanatischer als die Mutter. Die E. hatte sie wollen zurecht bringen und ihr aus der Bibel bewiesen, daß sie den rechten Weg nicht ginge, da hat jene immer Gründe bereit gehabt und ließ sich nicht überzeugen. Man spricht auch davon, sie käme noch her; ich glaube aber, die E. hat sie nicht wollen hier haben. Ich wäre auch zu ihr gegangen, wenn sie gekommen, denn eben die Art, wie man sie jetzt behandelt, ist so, daß man ihr zeigen muß, daß man ihren Stand immer ehrt, auch wenn er

[1] Dem Minister Grafen Edling.
[2] Geb. v. Stourdza.

verkannt wird. Wenn sie nur in ihrem Vaterland ihr Wesen triebe! Ich denke, dort sind die Menschen wie halb wilde, und nehmen vieles gar nicht an.

Suche dir ja Manfred von Byron zu verschaffen, ich habe nur einen Auszug noch. Es ist aber wunderbar schön, groß und schrecklich zugleich. So viel von Faust ist darin, und doch wieder so eine lebhaftere menschliche Regung; der Held hat seine Schwester geliebt, und sie ist das Opfer dieser Liebe geworden, ihr Herz nämlich. Deßwegen hat er sich in die Alpen zurückgezogen, und die Geister erscheinen. Es ist etwas so Ergreifendes in dem Ton, dem Ausdruck des Schmerzens, der Reue, daß man erschüttert wird.

Weimar, den 17. December 1817.

Liebe Frau!

Ich habe am Sonntag den Staatskanzler gesehen, der mir sehr gefallen; sein Gesicht hat einen so gutmüthigen, angenehmen Ausdruck, daß ich recht offen mit ihm sprechen könnte. Er sieht jetzt kränklich aus. Koreff [1] habe ich kennen lernen, und er hat mich recht interessiert, denn er hat einen großen Verstand und Scharfsinn und spricht sehr gebildet und klug. Der G. Edling und ich haben das erstemal uns gestanden, daß der Abend schnell vergangen war. Auch die Gr. F. hat sich sehr mit ihm unterhalten, und mit viel Verstand und Einsicht. Er sagt mir, daß Louis [2] täglich mehr geschätzt und geliebt würde, da er so viel Güte wie Verstand hätte.

Es ist gut, daß die Herren kamen, um sich am besten zu überzeugen, daß das Gerücht vergrößert hat, und daß ein lustiges Völkchen nichts Gefährliches unternehmen wollte; denn gefährlich sind die Geschichten auf der Wartburg gar nicht, scheint es mir. Die Menschen, die so viel sprechen über das, was sie thun, thun am wenigsten, und so wie man es hier hin und wieder genommen,

[1] Den Arzt des Staatskanzlers.

[2] Ludwig v. W., der General.

zumal die Freundin, ist es gewiß nicht. Sie hat ihren Spaß mit mir darüber, daß ich behauptet habe, ich könne die Gefahren nicht sehen und zumal Schweizer[1] vertheidigt habe; zwecklos war es, was Frieß gesprochen.

Was die Augurn sagen würden zu unsern Neuigkeiten, weiß ich nicht! Der Donna, die zum Souper beim Gr. H. mit dem Staatskanzler allein gebeten war, ist ein großer Schmerz geschehen. Ihrem Lieblingsspitz hat der große Hund ganz rein den Kopf abgebissen. Das Evenement hat sie so ergriffen, daß Alles in Schrecken war. Sie ist noch krank davon und konnte Montag nicht singen. Es ist auch ein Graf Zichy aus Wien hier, dem man auch von den Vorfällen Bericht erstattet hat, oder hat erstatten lassen. Kurz, es ist recht wunderbar, daß man so viel Aufsehen machte von einer Sache, die auf dem Commers der Studenten vielleicht täglich geschieht.

Gr. Ed. will ein Diner geben in Jena, um die Professoren zu präsentieren; ich weiß nicht, wie es abgelaufen ist. Aber auf G. rechnete man, und ich vermuthe, wenn der Graf Z. kein Bekannter von ihm ist von früherer Zeit, so wird er diese Zusammenstellung mit Ed. meiden und wird krank sein.

Ich lebe in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft für die Kinder; übrigens lese ich und bekümmere mich wenig um die Welt in meinem Hause; wenn ich heraus komme, bin ich wie der Bergmann von Falun, denn es geht so viel vor und ist ein Treiben und Streiten und ein Wirrwarr im wahren Sinn des Wortes, aber unerfreulich und kleinlich. Da mag ich so wenig wie möglich hören. Der alte Minister ist ganz erschöpft, und ich glaube, nicht durchgreifend gestimmt; die Kräfte reichen nicht zu. Der Ami[2] ist hell und klar und verständig, und mit diesem könnte man viel besprechen, wenn man ihn habhaft werden könnte.

Die Krüdener ist einen ganzen Tag in Rödigsdorf gewesen,

[1] Damals Professor, später Minister.

[2] Herr von Gersdorf.

und H. Falk war sieben Stunden mit ihr im Gespräch. Darüber hat er eine Abhandlung von zwölf Bogen geschrieben, die gedruckt wird. Der Chancelier[1] und Stichlings haben sie auch gesehen. Sie hat gesagt, Falk wäre eine Alpenrose auf unsern Eisfeldern; hier herrsche das blühende Heidenthum; wenn sie sich aufhalten könnte, so würde sie Goethe bekehren, dessen Herz ein Gletscher wäre[2] u. s. w. Sie hat mich aber recht gedauert, nach Allem, was ich von ihr hörte. Krank und aufgeregt ist sie wohl, und dabei doch so ergeben und zum Dulden bereit, wie Andere zu Vergnügungen. Die E. ist bei ihr in Diebendorf gewesen, dort soll sie recht viel Zwist unter den Brüdern erweckt haben.

Ich lese jetzt Les Harmonies de la nature von Bernardin de St. Pierre,[3] ein Werk nach seinem Tode herausgekommen es ist erstaunend schön und reich und erhaben und tröstend. Ein einziger Blick in die reiche Natur in ihrem schönen Gang ist mehr werth als alles nichtige menschliche Treiben. Es ist Alles so schön und harmonisch, jede Kraft ist auf eine andere berechnet und führt vereint zum schönen Ziel der Vollendung. Und die organische Natur ist so wenig zur Harmonie zu stimmen, und die menschliche zumal! Ich habe oft die handelnde Welt so zum Ueberdruß, daß ich gar nichts hören möchte und weit wegfliehen, wo Niemand spräche.

Wenn ich erst die Kinder zur Bestimmung geführt habe, alsdann gehe ich gewiß irgend hin, wo ich weder Antheil von den äußeren Begebenheiten nehmen darf noch mit figurieren und lebe blos der Reflexion und der Natur!

Wenn man nur noch sich an wahren, edlen, menschlichen Erscheinungen freuen könnte, wenn man einmal da ist! Es ist noch mein Wunsch, Minister Stein zu kennen; denn dieser interessiert mich

[1] Friedrich v. Müller.

[2] Man vgl. Goethes derb ablehnendes Gedicht vom 4. April 1818, VI. S. 164.

[3] An Knebel Nro. 27.

und freut mich noch. Die neue Welt entfernt sich dem Gemüth immer mehr. Nur Geist und Kraft und der Wille für das Gute sind etwas werth. Sage es ihm einmal, daß dies noch einer meiner Wünsche auf der Erde wäre, ihn sehen zu können. — Ich dachte nicht, daß er so bald nach F. käme, da seine Gemahlin die Gelbsucht hatte, wie er der Edling schrieb. Wenn das Glück gut ist, so reise ich nächstes Jahr an den Rhein.

Karls Bestimmung ist noch nicht völlig entschieden. Es ist möglich, daß er nach Ellwangen kommt; 40 Familien von Stuttgart kommen dorthin.

Die gute chère mère ist wohl und lebt still fort. Die junge Fürstin hat alle mögliche Aufmerksamkeiten für sie.

Die G. F. hat mich versichert, du wärst recht vernünftig und hättest dich über das Verbiage der Professoren und Studenten geärgert.

Weimar, den 18. Jänner 1818.

Ich weiß nicht wie bald dieser Brief in deine Hände kommen wird, liebe Frau, aber der Herr Batsch,[1] der sich einige Tage in Frankfurt aufhalten wird, wird dir ihn bringen. Wenn dir in deinem Kreise etwas nahe ist, was ihm gut wäre, so wirst du ihm deinen Antheil nicht versagen. Er ist ein sehr guter Mensch, und die Mutter liebt ihn unaussprechlich. Er ist recht gebildet und man sieht recht, wie doch eine wissenschaftliche Bildung für alle Stände gut ist. Wenn der General ihm nützlich sein könnte mit seinen Ansichten, da er auch nach dem Norden hin Handels-Spekulationen machen soll, so wird es dem guten B. gewiß lieb sein. Es ist nur eine Idee von mir, doch wenn er Interesse erweckt, so ist es gewiß gut angewendet, ihm nützlich sein zu wollen. — Laß dir von den Pyramiden erzählen; vom Meer erzählt er auch sehr schön.

[1] Ein Kaufmann, der älteste Sohn des verstorbenen Professors der Botanik in Jena, dessen Wittwe als Gouvernante bei Hofe lebte. Ueber seine Zeichnungen Goethe XXVII. S. 339.

Ich will dir rechte Patschgeschichten erzählen; wenn ich Memoiren schriebe, so könnte ich sie an dich richten, doch gestehe ich, ist die Welt mir wie sie jetzt ist, nicht geistreich genug, um den lebhaften Antheil zu nehmen und ihn sich zu erhalten, weil die handelnden Mächte nicht anziehend sind.

Unser Ami mit seinen großen Ansichten und gutem Willen hat recht viel geschadet, weil die Menschen seinen idealischen Ansichten nicht reif sind. Es ist wie nach einem Gewitter, wenn die Sonne hervorbricht und Alles erfrischt und belebt ist, da kommen aber zuerst Regenwürmer, Schnecken und Kröten, die sich sonnen wollen. So der Herr X. u. d. gl., die jetzt die Sonne der Preßfreiheit benutzen wollten, und uns nun den Schmutz und Sumpf lassen.

Da Kotzebue bei Allem, was nicht rein ist, mit ins Spiel kömmt, so ist er auch da an Tag gekommen. Die Voigt hat mir es gestern erzählt, wie es ist. Er soll einen sehr spitzigen malicieusen Bericht über Deutschland, über die Litteratur und Weimar von Amtswegen gemacht haben. Er gibt ihn einem Abschreiber; dieser Abschreiber, der nicht Alles lesen kann, zeigt ihn dem Herrn Lindner, der leider auch wieder an dem O. B.[1] die Feder führt. Dieser gibt ihn Luden, und dieser läßt diesen Bericht, mit bittern Anmerkungen gegen Rußland noch vermehrt, in der Nemesis drucken.

Kotzebue erschnappt einen Correcturbogen (auf welche Art ist das Räthsel) und beklagt sich nun bei den Ministern. Der Aufsatz ist gleich zurückgenommen worden, und Bertuch hat eine große Angst gehabt. (Du weißt, die Nemesis wird hier gedruckt.) Nun sollen aber doch noch Abschriften genommen worden sein, und wahrscheinlich kommt das ganze Gewäsche in die Zeitungen.

Es ist recht eingetroffen, was ich vorigen Winter Hrn. von Froriep[2] sagte; denn wirklich sind die Menschen gar noch nicht geeignet Freiheit auszusprechen und auszuüben, da sie von allen

[1] Das Oppositionsblatt gab Bertuch heraus.

[2] Bertuchs Schwiegersohn, Obermedicinalrath, der ihn seit 1816 in seinen litterarischen Unternehmungen unterstützte.

Leidenschaften noch befangen sind und selten den Willen haben gut zu sein um des Guten und der Wahrheit willen.

Uebrigens lebe ich diesen Winter entweder am Hofe oder bei mir zu Hause. Neben-Unterhaltungen außer dem Theater habe ich selten. Zu Voigts, zur Stein gehe ich, zur Edling, doch nur Nachmittags, denn Abends ist sie meist mit der russischen Fürstin,[1] die in dein Haus wollte, oder der G. F.; auch im Theater ist sie oft. — Ich habe so vieles zu lesen was mich anzieht, und da wir eine französische Lesegesellschaft haben, so muß ich erst recht viel lesen.

Die Harmonies de la nature sind prächtig, und es ist ein Buch, das einen selbst zum Nachdenken aufmuntert, und wo man die Gegenstände gern verfolgt. Das Gemüth von Bernardin d. St. P. ist so schön, so mild, so menschlich, und es führt Alles so schön zu dem Höchsten zurück und lehrt uns, indem er auf den Einklang der Natur zeigt, uns selbst und unser Schicksal in das große Ganze verweben, unsern Muth und Hoffnung den höhern Welten, die uns erwarten, zutheilen.

Hast du nun den Demetrius von G. von Maltiz ausgeführt, gelesen? Man kann es nicht wehren, da der Plan gegeben ist. Aber er hat nichts verdorben, doch nichts hinzugethan; was man anziehend findet, ist von Schiller, und das Große in dem Ganzen wird sich nie mit dem Spätern vermischen. Es ist immer nicht uninteressant, und der junge Mensch interessiert mich, doch finde ich den Gewinn nicht für die Litteratur in ihm, den man sich versprechen mag, weil man den Effect verwechselt, den die Erfindung macht, mit dem Dichter, der nachspricht.

Ich habe gestern den ganzen Tag im Woldemar von Jacobi gelesen. Es ist doch ein eignes Werk und als Stimme einer vergangenen Epoche der Dichtkunst und Litteratur sehr bedeutend, und der Dichter wird einem interessant mit seinem Geist, doch nicht mit der Empfindung. Wie eigentlich ein unzeitiges Geständniß alle Verhältnisse verwirren kann, ist recht schön gezeigt. — Eigentlich geht

[1] An Knebel S. 296.

die üble Folge des Klatsches durch alle Mythen, denn die Eva hat schon im Paradies mit der Schlange begonnen, die homerischen Götter sind auch nicht davon frei. Im Nibelungen-Lied ist Kriemhilde durch die Entdeckung der verwundbaren Stelle Siegfrieds an seinem Tod schuld, und so nüanciert sich dieses Klatschgewebe in allen Perioden der Welt- und Menschen-Geschichte. Wenn es nur nicht zu kleinlich wird, so mag es hingehen.

Goethe ist noch in Jena. Er schreibt einen Aufsatz über das Abendmahl von Leonardo da Vinci.[1] Der Großherzog hat sehr schöne Zeichnungen mitgebracht; sie sind auf Oel-Papier und von den Originalen genommen, weil sie zu einer Mosaik bestimmt waren. Die Gruppen, Haltung der Köpfe, die Hände, Alles ist vortrefflich im Einzelnen, auch zu sehen. Es ist alles in Jagemanns neuem Gebäude aufgehängt, wo ich auch die Studien zu seinem Altar-Blatt gesehen habe. Die Muskeln des Christus sind wie von Bronze, und außer dem heitern Ausdruck des Kopfes, der nicht gewöhnlich ist, ist aber, fürchte ich, das Ganze ein Unternehmen, welches Jagemann nicht leisten kann.

Der Chancelier hat neulich im Stadthause ein Gedicht „Die Gegenwart“ von sich declamieren lassen, bei einem Concert, worin er von allen Leiden seiner Vergangenheit schreibt, und wie er nun den Zauber gefunden, und wie die Geliebte ihn beglückt. Niemand wird zweifeln, daß der Gegenstand des Gedichtes die Julie ist.

Ernst wird, hoffe ich, nun bald hier etablirt werden. Karl ist wohl und hofft noch immer, weil er noch nicht seine nähere Bestimmung erfahren. Er ist oft des Morgens in Danneckers Atelier und liebt ihn sehr.

[1] Werke XXXI. S. 50 ff.

An Frau Karoline von Humboldt,

geborne von Dachröden.

1822 und 1823.

Rudolstadt, den 6. Julius 1822.

Ich danke es der lieben Fürstin gerne, daß sie mich bestimmt dir jetzt zu schreiben, theure Geliebte! denn ich bin so oft im Geiste bei dir, ohne es zu sagen, daß ich regelmäßige Mittheilungen zur Größe der Freundschaft nicht nothwendig halte, doch ist eine freundliche Begegnung, wo wir uns wieder fest aneinander schließen und fühlen, daß der beste Theil unseres Wesens nie getrennt werden kann, doch auch tröstlich. Mein Gefühl sagt mir auch, daß wir uns niemals fremd werden, noch werden können.

Ich bin seit acht Wochen beinahe hier und fand die liebsten Umgebungen leidend, abgestumpft und schwach, seit dem Jahr, wo ich nicht hier war. Die gute Mutter an der Spitze; freilich bei einem Alter von 79 Jahren muß man sich über die lichthellen Momente erfreuen, aber es schmerzt doch auch, diese verschwinden zu sehen und nicht mehr auf Wiederkehr des Verschwundenen rechnen zu dürfen.

Die Fürstin hingegen, deren Kräfte durch Kränklichkeit entschwinden, ist geistig kräftiger, belebter als je und ist sehr empfänglich für alles Große und Schöne. Ich verstehe es recht an ihr wie an mir, was Herder sagte, als er sich sterbend fühlte. Eine einzige große Idee würde mich wieder stärken, wieder aufleben lassen.

Mich ermüdet so Vieles jetzt, und raubt mir die freie Bewegung meines Geistes, daß ich diese Zustände recht begreife; doch bin ich froh, daß ich Manches nicht thun muß im äußern Leben, was an die Existenz einer Prinzessin geknüpft ist.

Wäre ich es nicht meinen Töchtern schuldig, sie noch durch Gesellschaft, durch Menschenbeobachtung auszubilden, so wünschte

ich für mich selbst recht ganz still zu leben in der Welt meines Herzens.

Die schöne Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten, die Ernst in seiner jetzigen Laufbahn zu Theil wird, ist mir eine rührende Erscheinung gewesen, als ich vorigen Sommer in Köln war. Daß ich dabei mit Rührung und Dank an Humboldt dachte, dessen Antheil und Streben ich dieses Gefühl verdanken muß, hoffe ich, versteht dein Herz?

Er hat so viel mehr an der Aehnlichkeit mit dem geliebten Vater gewonnen, daß es mich oft schmerzlich und freudig ergriff.

Meine eigene Gesundheit ist schwankend, zumal die Schwäche in den Augen, bei meiner Liebe zu stillen Beschäftigungen zuweilen angreifend, doch, hoffe ich, vergeht diese Schwäche wieder.

Wir haben hier manche schöne Stunde unserm Freund [1] zu verdanken. Es haben wenig Menschen so ein Streben wie die Fürstin, Ideen zu fassen und sich anzueignen. Wir hatten manche Gespräche, und ich freute mich nicht allein seiner Ansichten, seiner schönen geistvollen Darstellungen, seines Scharfsinnes, sondern es war mir, als hörte ich noch den Gesprächen zu, als lebte die Zeit wieder auf, wo so viel an unserm Geist vorüberging.

Diese Art von Gesprächen, von Entwicklung der Ideen, die immer eine belehrende Gestalt gewannen, und wo jedes Gespräch eine eigene philosophische Abhandlung hätte sein können, war in Schillers Umgang so belebend, so eigenthümlich, und es wird Niemand wieder so sprechen! Du verstehst mich, wie ich dieß, so lange ich lebe, vermissen werde!

Die Zeit ist anders, das ruhige Selbstdenken so selten. Und was nicht aus der Klarheit, Reichthum eigner Ideen entsteht, wirkt auch so nicht zurück.

Sage es ja mit den herzlichsten Grüßen dem Gemahl, wie viel ich ihm danke.

[1] Wilhelm v. Humboldt.

Ich hoffe, du bist ruhig über die geliebten Kinder alle, es wird uns doch nur recht wohl, wenn es ihnen wohl geht.

Ueber Karl bin ich auch ruhiger jetzt. Er ist in einer reichen schönen Gegend in der Nähe von Stuttgart und Heilbronn.

Weimar den 24. October 1822.

Theuere geliebte Freundin! ich kann dir nicht sagen, wie wohl es mir that, die Züge deiner Hand wieder zu sehen in den Rudolstädter Bergen. So viele Erinnerungen meines Lebens ruhen dort, und wie viele freudige Erinnerungen auch an dich, an Humboldt. Besonders lieb ist mir die Vergangenheit für mich selbst; während ich die Gegenwart und Zukunft für meine Kinder festhalten möchte, blicke ich selbst nur in eine schöne Vergangenheit zurück, wo ich gelebt und geliebt habe.

Ich möchte wohl sagen, ohne menschenfeindlich zu erscheinen, daß die Menschen der neuen Zeit mich wenig beschäftigen. Ich wünsche ihnen Segen und Glück, aber ich beschäftige mich lieber mit dem, was vor meiner Zeit geschehen. Schöne Kunstwerke, schöne Natur und recht geistvolle unterrichtete Menschen können mir allein noch Genuß geben.

Wie schön ist mir der Gedanke, einmal mit dir und Humboldt einige Wochen auf dem Lande zu leben; du wirst mich immer freudig bereit finden, wenn du mir einen Wink gibst.

Ich glaube doch, daß dir das nördliche Klima nicht so heilsam ist. Der Geist, der in Berlin herrscht, die gebildeten Menschen, die Nähe deiner Kinder kann dir wohl machen, theuere Geliebte, aber eine warme Sonne, eine große Natur fehlt doch. Mir selbst ist die Sehnsucht nach großen Naturgegenständen ins Herz geprägt. Am Rhein wird es einem ganz anders als hinter unserm Ettersberg zu Muthe.

Daß ich Rennenkampf[1] verfehlt, während ich in Rudolstadt

[1] Alexander v. R., geb. 1783 in Liefland, mit Frau v. H. auf das innigste befreundet, später Vice-Oberhofmeister der Großherzogin von Oldenburg, auch als Schriftsteller bekannt.

war, ist mir sehr leid. Er ist mit seiner Frau und zwei schönen Kindern sehr glücklich. Ich hätte diesen ruhigen Lebensgenuß für ihn nicht so bald erwartet.

La Roche sagt mir so viel Gutes und Schönes von deinen Töchtern, von der kleinen Enkelin, die so schön sein muß. Ich möchte dich wohl als Großmama sehen.

Meine Töchter sind wohl, Emilie hat viel Talente zum Zeichnen, Karolinens Stimme ist so schön und rührend, daß ich oft denke, wie den geliebten Vater mancher hohe Gedanke schön und freundlich belebt hätte, wenn er die Stimme der Tochter dabei vernommen. Er liebte so bei seinen Arbeiten, Gesang aus der Ferne zu hören.

Siehst du Körners oft? Es ist mir so leid, daß ich gar nichts von ihnen höre. Ich ehre und liebe sie immer.

Weimar den 22. März 1823.

Ich würde dir, geliebte Freundin! früher geschrieben haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Karoline dir schrieb, und ich wollte erst Goethe selbst sehen,[1] um recht bestimmt über seinen gegenwärtigen Zustand urtheilen zu können.

Ich war diese Woche bei ihm und fand ihn an seinem großen Tisch sitzen mit allerhand Papieren umgeben, denn er arbeitet wieder. Er ist sehr mager geworden, doch sieht er nicht krank aus; seine Hände sind auch mager; er tritt fest auf und kam uns entgegen. Seine Stimme ist kräftig, und er war so liebenswürdig, theilnehmend und mittheilend, daß es einem recht wohl that.

Er lobte die consequente Behandlung seiner Aerzte und sagte, daß sie vierzehn Tage auf einem Mittel beharrt hätten; von dem, was um ihn herum vorgegangen, wußte er nichts. Auch dem Sohne hat er gesagt, daß der Kampf des Lebens mit dem Tode beginne, und er wolle sehen, wer den Kampf bestehe. Doch das ist Alles in dem Fieberzustand gesprochen worden.

[1] Vgl. den Brief an Fritz Stein vom 15.

Ich habe manche betrübte Stunde erlebt, denn die Furcht, daß wir ihn auch verlieren könnten, weckte alle Schmerzen der Erinnerung in mir.

Eine andere Sorge habe ich jetzt um die gute Stein, die so sichtbar schwach wird. Ihre Züge sind gar nicht entstellt, ihre Haltung, ihre Umgebung hat immer etwas Anständiges und nichts Abschreckendes.

Wie Vieles haben wir verloren! Wir leben nur unsern Freunden noch in uns und nicht mit uns. Es geht mir bald wie Attinghausen:

Und enger stets, in immer engerm Kreis
Beweg' ich mich, dem engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.

Die gute Mutter ist recht leidlich durch den Winter gekommen. Emiliens Pflege und Umgang haben dazu beigetragen.

Diesen Winter habe ich Rennenkampf wieder gesehen. Er hat mich sehr erfreut. Seine Kinder sind ihm so lieb, und man fühlt, daß er sich durch das Leben, diesen Sinn der Liebe durch den lebendigen geistigen Antheil erhalten hat und durch seine Liebe zur Poesie. Du kennst gewiß seine Schrift über Tischbeins Gemälde? Sein eignes Wesen ist darin sehr interessant, und so feine zarte Bemerkungen können Wenige machen, weil sie es nicht zu fühlen fähig sind.

Fichte hatte einmal, als die Söhne noch klein waren, den Ausspruch gethan, daß des Vaters Wesen in die Söhne vertheilt sei, und so ist's auch geblieben. Karl hat ganz das tiefe, reiche Gemüth, Ernst den Geist und das Herzliche der Phantasie. Die Töchter haben sich auch wieder in die Gemüthsgaben getheilt; doch sind sie nicht so bewegbar und durch ihr Geschlecht und Erziehung nur in ihrem Gemüthsreichthum zu leben bestimmt.

Humboldt ist mir immer nahe und meine Wünsche für sein Wohl immer lebendig im Herzen.

Ich hätte Alexander sehr gerne gesehen und hoffte oft, sein Weg würde ihn zu uns führen.

Weimar, den 30. November 1823.

Ich hatte dir, theuere Geliebte! einen langen Brief durch den lieben Humboldt geschrieben, wo ich recht nach meinem Herzen redete. Aber da er erst in einigen Wochen wieder zu dir kömmt und die Erscheinungen des Tages wechseln, so bedachte ich, es wäre besser, dir einen andern Brief zu schreiben und diesen den Flammen preis zu geben.

Was ich aber gern wiederhole, ist die Freude, die uns Humboldt machte. Was mir an ihm so wohl thut, ist die treue Liebe, die er zu Schiller bewahrt. Meine Töchter Emilie hier und Karoline in Rudolstadt haben das gleiche Urtheil gefällt, daß sie Niemand mit so viel Geist und Anmuth hätten sprechen hören. Emilie wurde ganz warm und rief aus: „Deine Freunde sind ganz andere Menschen, als wir jetzt finden."

Ich freue mich sehr des Umgangs mit dem lieben Kinde. Es geht mir mit ihr wie Wallenstein von Max sagt:

Denn er steht neben mir, wie meine Jugend 2c.

Sie hat bei ihrem geistigen, lebendigen Antheil an allem Guten und Schönen einen sichern Blick für die Wirklichkeit, worin ich ihr nachstehe und gern das Uebergewicht lasse, weil es ihr zum Heil gereichen wird, wohin sie auch ihr Schicksal führt.

Du wirst mündlich viel hören über Goethe. Es ängstigt mich sehr,[1] denn ich fürchte doch, es könnte die Wassersucht sein. Seine Neigung[2] kömmt mir vor, wie in der Ilias der Streit um die Briseis. Nur ist Agamemnon statt des Achill; ein Streit mit einer egoistischen Familie, die sich sehr unfein benimmt. Du hast diese Briseis gesehen. Wenn er wirklich einer so heftigen Leidenschaft noch fähig ist, so ist es kein Mangel seines Gemüths und rührend.

[1] Die Krankheit, welche G. in der Mitte des November befiel.

[2] In Marienbad, Werke II, 92. VI. 98 f. Lewes H. E. des II. Bandes.

Ich möchte, daß man ihm das Leben noch erheiterte und nicht durch kleinliche Gemeinheiten verbitterte. Was mich bei seinem Zustand ängstigt, ist, daß er sitzend schläft und das Bett nicht ertragen kann. Wäre nur erst der December, sein stets gefürchteter Monat, vorüber!

Daß Humboldt unsere liebe Stein auch sehr matt, sehr reif für eine andere Existenz gefunden, wird er dir sagen.

Ich fühle mich auch dann und wann recht matt, da meine Stockungen mir die Nerven angreifen und zumal die Augennerven. Ich kann so Vieles des Abends nicht mehr vornehmen, und selbst am Tage fällt mir das Lesen und Schreiben oft schwer, doch wird dieß wieder vorübergehen, da es von den Nerven ist.

Auch meine Schwester ist dann und wann kränklich, doch ist sie besser als voriges Jahr.

Ich möchte dich mit den kleinen Enkelinnen sehen, sowie unsern Freund La Roche mit den seinigen. Es ist mir erfreulich, daß er dir nahe ist. Mir ist seine Theilnahme, seine Freundschaft wohlthuend in der Entfernung, und einem Freund so nahe zu stehen, an dessen liebem und edlem Streben man so viel Freude haben kann, ist ein Geschenk des Himmels.

Körners alle möchte ich herzlich begrüßen. Das Bild ihres Lebens und ihrer Freundschaft beleuchtet freundlich die Erinnerung einer glücklichen Vergangenheit.

An Fischenich.[1]

1824.

Weimar den 15. Jänner 1824.

Mein Herz treibt mich, Ihnen, verehrter Freund! am neuen begonnenen Jahre meine Wünsche für Ihr Wohl und Glück aus-

[1] Aus den Briefen an diesen vertrauten Freund hat Hennes „Andenken an Barth. Fischenich" 1841 die bedeutendsten schon bekannt gemacht, die übrigen beschäftigen sich mit den Kindern, Ernsts Schicksal und dem Andenken an vergangene Zeiten.

zusprechen. Da ich durch so viele traurige Erfahrungen lerne die Zeit zu benutzen, so will ich nicht bei einem so lang geschätzten und bewährten Freund meine Segenswünsche nur im Herzen bewahren, die ich so gern ausspreche. Je länger ich lebe, je mehr ich verliere, je lebendiger tritt die schöne Vergangenheit vor die Seele. Die schöne höhere Welt öffnet sich dem sehnsüchtigen Blick immer mehr, je mehr die geliebten Erscheinungen vor mir vorübergehen, und ich halte die Vergangenheit fester. Auch meine geliebte Mutter ist meinen irdischen Blicken entzogen. Am 11. December verlor ich sie im 81sten Jahr! Ich hoffte jedes Jahr, sie noch einige Jahre länger zu behalten! Mein Trost ist, daß ich ihr manches stille Opfer brachte, daß ich, um bei ihr sein zu können, meine Sehnsucht nach den geliebten Söhnen unterdrückte, daß ich ihr das Liebste gab, was ich konnte, daß ich ihr meine Töchter gab. Auch ist Karoline bei ihr geblieben und hat die schmerzlichsten Momente der Krankheit getheilt, gelindert, hat noch die geliebte, entseelte Hülle bewacht, bis sie die Erde verbarg!

Unter einer Esche, neben dem geliebten Vater, den sie 50 Jahre überlebt, ruht sie nun.

Manche Momente überfällt mich eine große Schwermuth und Sehnsucht. Doch oft auch fühle ich, daß wir nicht getrennt sind, daß die Liebe ewig ist, und immer reicher wird mir die andre bessere Welt.

VI.

Briefwechsel mit Friedrich Freiherrn von Stein,[1]

geboren 1773, gestorben 1844.

Rudolstadt, den 23. Febr. 1785.[2]

Ihren Brief würde ich nicht so spät beantwortet haben, wenn mich nicht ein Besuch daran gehindert hätte. Einer von meinen Vettern war acht Tage bei uns, da hatte ich so wenig Zeit zum Schreiben. Fahren Sie fleißig auf dem Schlitten? Bei uns gehts recht gut; ich bin aber noch nicht gefahren.[3]

Um die Redoute sind Sie wohl gekommen? Hier geht Alles recht stille zu, und ich ruhe recht aus, möchte bei dem üblen Wetter gar nicht aus dem Hause. Seit ich wieder hier bin, war ich erst einmal spazieren und fand unsre Gegend aufs Neue schön.

Ihrer lieben Frau Mutter empfehlen Sie mich recht angelegentlich zu Gnaden. Sagen Sie ihr, ehestens würde ich Bodmers[4]

[1] Ueber das Leben dieses von Goethe und Schiller geschätzten Lieblingssohnes der Frau v. Stein vgl. die „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein, Leipzig 1846." Die dort aus Lottens Briefen an ihren Jugendfreund ausgezogenen Stellen (S. 119 ff.) sind hier ausgelassen, ebenso ganz unbedeutende Briefe; die abgedruckten sind stark gekürzt.

[2] Nach der Rückkehr von Weimar.

[3] Wie früher in Weimar u. A. mit Goethe. Br. an F. v. Stein III. S. 127.

[4] Der 1783 in Zürich gestorben war.

letztes Gedicht schicken. Mein Schwager hat seine Brieftasche verlegt, sonst hätte ichs heute geschickt.

Ich habe auch wieder ein gar artig Lied, das ich bald schicken werde. Meine Familie und mich empfehlen Sie Ihren lieben Eltern recht vielmals, wie auch dem Herrn Geheimerath.[1]

Rudolstadt, den 2. Mai 1785.

Gestern war ich bei der Hochzeit meiner Freundin von Gleichen.[2] Wir waren Alle recht lustig. Sie war auf dem Gute ihres Bruders,[3] das eine der schönsten Lagen hat, die man sich denken kann. Nur schade, daß der liebe Mai nicht die rauhen Lüfte ganz verbannt. Es war so unfreundlich, daß wir recht wenig spazieren gehen konnten.

Rudolstadt, den 13. Juni 1785.

Sie sind doch recht artig, daß Sie mir so oft schreiben, liebes Brüderchen, ich danke Ihnen auch dafür; auch sogar in Jena[4] opferten Sie mir gewiß manche angenehme Beschäftigung auf. Daß Sie auch da meiner dachten, hat mich gefreut.

Der Tod der Frau von Werther hat mich erschreckt. Sie war noch so jung, sah so wohl aus;[5] nach diesem allen fragt aber der Tod nicht. — Weimar wird recht leer werden, da auch Frau von Seckendorf und Karoline Ilten weggehen.[6] Was werden Sie anfangen, da Ihre beiden lieben Eltern verreisen? Mein Papachen[7] wird in Pyrmont meine Schwägerin finden; kommenden Dienstag

[1] Goethe.

[2] Friederike v. Gleichen heirathete Hrn. v. Mandelsloh, der in Weimar angestellt war.

[3] Etzelbach.

[4] Wo er mit Voigt gewesen war. Goethe an F. v. St. III. S. 162.

[5] War auch nicht todt, sondern mit dem Bergrath v. Einsiedel nach Afrika. Das Genaueste über die wunderliche Geschichte gibt Düntzer Freundesbilder S. 622.

[6] Sie trafen mit Goethe in Neustadt zusammen. S. Knebels Nachl. III. S. 376.

[7] Hr. v. Stein.

über acht Tage geht sie mit der Erbprinzeß, bei der sie Hofdame ist, hin; der Erbprinz geht auch mit. Ich hätte wohl auch Lust zu verreisen, da Alles weggeht, aber dießmal geht es nun nicht. Ich will indessen, da Alles stille hier ist, recht fleißig sein, recht viel zeichnen, damit ich Ihnen bald Ihr Blatt wieder geben kann. Mit der ersten besten Gelegenheit sollen Sie eine Arbeit bekommen, da schicke ich Ihnen ein Blatt aus meinem Stammbuch, und Sie zeichnen mir auch etwas, nicht wahr?

Rudolstadt den 11. Juli 1785.

Wir wurden letzt recht in Angst gesetzt, denn wir hörten, der Herr Geheimerath wäre so sehr krank in Neustadt;[1] recht gut ists, daß die Krankheit nicht so gefährlich war, als man sie bei uns machte.

Ihre liebe Mutter kommt nun wohl bald wieder,[2] ich freue mich so sehr, sie wieder zu sehen. Ach, ohne sie in unsrer Gegend zu wissen, ist es doch weniger hübsch hier! und im Sommer sind wir ihrer lieben Gesellschaft so gewohnt, aber nun ist ja die Zeit bald verflossen. Den 20sten[3] will sie, habe ich gehört, wieder kommen.

Den 24. Julius 1785.

Heute will ich den Versuch machen, eine Landschaft für Sie anzufangen. Der Himmel weiß, wie sie ausfallen wird. Billig hätte ich noch warten sollen, denn ich zeichne noch nicht hübsch genug; aber ich sah die Blätter immer liegen, und schäme mich bald, sie so lange zu behalten.

Meinem Herzen nach zögert Ihre liebe Frau Mutter lange, ehe sie zu uns kommt, doch müssen wir uns gedulden.

Gestern erhielt ich einen Brief von Karoline J.(lten.) Sie ist bei Bamberg auf dem Gut des Präsidenten Kalb und befindet

[1] An der Orla, vgl. Knebel lit. Nachl. III. S. 375 ff. Goethe an F. v. Stein III S. 169 f.

[2] Von Karlsbad.

[3] Sie kam erst nach dem 24., vielleicht mit Herders (Knebels Nachl. II. S. 250. Schöll zu dem Brief S. 172).

sich wohl. Wir schreiben uns englisch; diese Correspondenz ist mir lieb, denn Karoline ist weiter denn ich, und da kann ich immer etwas aus ihren Briefen lernen.

Sonnabends gegen 5 Uhr. (24. Sept. 1785.)

Guten Abend, liebes Brüderchen! Ihr letzter Brief[1] hat mich recht erfreut, und ich vergoß Thränen darüber, aber nicht aus Schmerz, sondern aus Lachen. Ihre Bildersprache[2] ist äußerst unterhaltend, und ich möchte wohl so geschickt sein, wie Sie, da würden Sie mich sehen, wie ich Ihren Brief lese; besonders gefällt mir Blanchard,[3] wie er in Ohnmacht fällt. Sein zweiter Versuch soll besser ausgefallen sein; dies ist auch sehr gut, sonst würde das Frankfurter Publikum sehr unzufrieden mit ihm sein. Ein artiger Anblick ists wohl, wenn eine so große Maschine in der Luft schwebt. Mir wurde dabei ganz enge ums Herz, als ich so viele Personen schweben sahe. So groß als der Ballon zu Lyon war wohl der von Frankfurt nicht? — Wenn Sie mir wieder schreiben, so sagen Sie mir auch ein Wort von Frankfurt selbst, wie es Ihnen da gegangen, was Sie gesehen haben, und was Sie am meisten interessiert hat. Dies höre ich sehr gern, weil ich auch dort war. Zwar sah ich wenig, weil wir so ermüdet von der Reise waren, aber doch einige Spaziergänge und das Theater. Dieses sahen Sie wohl auch?

Kochberg den 8. Oct. 1785, früh.

Ich schreibe Ihnen aus Kochberg, liebes Brüderchen, wo ich seit Donnerstag[4] bin und recht freundliche Stunden verlebe. Jetzt

[1] Aus Frankfurt, wo Fritz bei Goethes Mutter wohnte.

[2] Rohe Federzeichnungen.

[3] Der erste Versuch, auf dessen Beschreibung G. sehr begierig war (III. S. 187, vgl. S. 190 u. 192) mißlang, weil der Ballon platzte (Briefe von G. und dessen Mutter an Friedrich v. St., S. 91), der zweite, auf den Fritz wartete, ehe er abreiste, gelang.

[4] Dem 29. September.

dachte ich, Sie wären angekommen,[1] und wollte Ihnen schon entgegen gehen, denn mir deuchte, Sie reden zu hören.

Ich schicke Ihnen hiermit auch eine Zeichnung in Ihr Stammbuch.

Ihre liebe Mutter verläßt unsre Gegend so bald wieder. Ganz recht ist es uns freilich nicht. Aber sie wird so glücklich durch die Vereinigung mit ihrer Frau Schwester,[2] daß wir uns, so leid es uns ist, sie so bald von uns eilen zu sehen, doch mit ihr über die freudige Begebenheit erfreun.

Die Hoffnung, diesen Winter nach Weimar zu kommen, gebe ich nicht auf; vielleicht besuche ich die Mandelsloh, wenn sich eine Gelegenheit findet.

Schreiben Sie mir doch, wie der Versuch von Blanchard abgegangen ist. Hatten Sie nicht auch Lust, in die Lüfte zu schiffen? Eine gefährliche Sache ist es doch immer.

Rudolstadt, den 4. Dec. 1785.

Daß der Geheimerath von Holleben todt ist, werden Sie wohl gehört haben. Er interessierte mich für seine Person weniger, aber wegen seiner Frau und Kinder doppelt. Seine Tochter ist meine Freundin. Ich stand ihr, so viel ich konnte, bei. Aber da hilft Trost so wenig; die Zeit heilt so viele Wunden, und sie wird auch diese heilen. Durch diesen Todesfall ist auch mein Plan nach Weimar zu reisen zerstört, denn die Holleben wollte hin diesen Winter. Alle Hoffnung gebe ich noch nicht auf, denn der Plan ist mir zu lieb, und vielleicht findet sich auch eine andere Gelegenheit noch.

Dem Hrn. Geheimerath empfehlen Sie uns auch recht vielmals.

Rudolstadt, den 18. Dec. 1785.

Daß Redouten seien, ist kein Beweggrund, mehr oder weniger stark zu wünschen, daß die Reise vor sich gehen möchte. Nur

[1] G. zeigt seine Ankunft der Mutter an demselben Tage an (III. S. 192).

[2] Frau v. Imhof, die am 8. Oktober ankam. Knebels Nachl. I. S. 145. Goethe III. S. 194.

bei Ihrer lieben lieben Mutter und meinen übrigen Freunden einige Tage zu verleben, nur dieser Gedanke hat viel Anzügliches für mich. Es wäre mir nicht lieb, wenn Sie denken könnten, daß ich nur um mich zu vergnügen zu Ihnen käme. Es ist meinem Alter angemessen, daß ich solche Art Vergnügen nicht ungern genieße, wenn ich einmal dabei bin. Aber meine Tage nicht ohne sie hinbringen zu können, wäre mir äußerst traurig, und ich hielte nicht viel von meinem Herzen, wenn es die rauschenden Vergnügen dem kleinen ruhigen Cirkel einiger Freunde vorzöge. Außer uns sollen wir Menschen nie Freuden suchen; in unserm Herzen, in dem Bewußtsein, nach seiner Pflicht gehandelt und seinen Mitmenschen so viel wie möglich genützt zu haben, daraus nur können wir wahre Freuden schöpfen. Die übrigen alle lassen nach ihrem Genusse eine Leere zurück, diese aber gewiß nie. Nicht wahr, Sie stimmen mir bei, liebes Brüderchen?

Nun wirds bald ein Jahr, daß ich in Weimar war; die Zeit eilt doch so schnell hinweg; noch ist mirs wie heute. Für dieses Jahr scheint es, als hätten alle Plane, die ich zu einer Reise entwarf, scheitern wollen. Vielleicht bringt das künftige Jahr mehr Glück. Da ist eine Reise ins Karlsbad beschlossen; da freute ich mich, wenn sie zu Stande käme. — Ihre liebe Frau Mutter wird, hoffe ich, auch wieder hingehen; das wäre gar schön.

Fritz an Lotte. Weimar den 23. Juli (1786).

Vor allen Dingen muß ich Ihnen schreiben, daß Lavater hier gewesen ist. Ich hatte ihn mir gar nicht so gut vorgestellt, als er es ist; ich möchte immer bei ihm sein, aber er ist leider nur einen Tag und einen halben Tag hier gewesen,[1] und da bin ich seiner Sprache noch nicht gewohnt worden, denn er ist sehr schwer zu verstehen. Er hat beim Geh. Rath Goethe gewohnt. Ich hab' ein Kupfer von ihm bekommen: es ist der Joseph von seinen Brüdern verkauft; es liegt jetzt in dem schönsten Kästchen, das ich habe,

[1] Hiernach ist Düntzers Vermuthung (Freundesbilder S. 106) zu berichtigen.

denn ich halte es hoch und theuer. Er hat mir auch etwas in mein Stammbuch geschrieben, hier ist es, aber zeigen Sie es meiner Mutter, wenn Sie wollen so gnädig sein.[1]

Nun bin ich ganz verlassen, auch der Geheimerath Goethe geht mir fort.[2] Doch leben Sie wohl.

Lotte an Fritz. W. den 2. Nov. 1786, gegen 4 Uhr.

Ich danke für den lieben Brief, mein Brüderchen, und bedaure, daß Sie sich so viel Mühe gegeben haben, den Messias, der doch noch immer nicht der rechte ist, zu bekommen. Deßwegen schicke ich das Buch wieder; wir haben dies selbst; meine Schwester meinte Lavaters Messias; sollte sich Wieland vergriffen haben und dieses Buch auch besitzen, so leiht er der lieben Frau Mutter es wohl auch, und Sie überschickens uns hernach?

Ich bin allein zu Hause, es ist Courtag; ich nehme es eben nicht übel, daß ich ruhig an meinem Schreibtisch sitzen kann und Ihnen schreiben. Es ist keine Schmeichelei, wenn ich sage, daß ichs lieber thue als mich am lieben Hofe herum zu drehen und — — Langeweile zu haben. Die Cour dauert so lange bei uns, von zwei Uhr bis sieben!

Den 18. Jenner 87.[3]

Nun die Zeit geht doch auch eilig hin, und es wird bald heißen: Lottchen ist da! Daß ich die Tage eifrig zähle, die liebe Mutter und mein gutes Brüderchen zu sehen, sollen Sie glauben. Dieser Monat ist nun bald hin, und die ersten Tage des künftigen bin ich dort. Ehe ichs vergesse, schreiben Sie mir doch, wie die Redouten fallen bis Fastnacht, und auf welche Tage. Da müssen Sie aber fein bald schreiben, weil das Kleine[4] und ich es gern wissen möchten.

[1] Abgedruckt in den Briefen von Goethe an F. v. Stein, S. 177.

[2] Am 24. Juli nach Karlsbad.

[3] Von hier beginnen die Auszüge in den Briefen von Goethe und dessen Mutter an Fr. v. Stein.

[4] Friederike v. Holleben, nachherige v. Gleichen.

Den 27. März 87.

Hier ist eine Grabschrift, die ich einst aus einer Reise nach Spanien abschrieb; wenn Sie sie brauchen können unter Ihre Sammlung, so freuts mich; sie ist recht fromm.[1]

Wir sind Alle so ziemlich wohl und besehen fleißig den neuen Garten,[2] besonders meine Mutter; diese hat viel Freude daran. Ich werde noch mehr Spaß haben, wenn erst Alles im Stande ist, und vollends wenn das Obst erst geräth. Eine große schöne Hütte, wo man tanzen könnte, wird eben gedeckt. An die Wände ist Hollunder gepflanzt. Nun können Sie Sichs vorstellen. Ich bekomme eine Rasenbank, da sollen Sie mir helfen, wenn Sie zu uns kommen.

Die liebe Mutter grüßen wir Alle recht herzlich. Sagen Sie, daß ich mich immer noch an das freundliche, heimliche Plätzchen am Ofen sehne, wo wir manchen Abend gesessen haben.

Rudolstadt den 27. April 1787.

Ihre überschickten Briefe kommen hier wieder zurück mit vielem Dank, liebes Brüderchen; sie haben mir viel Spaß gemacht, und wenn Sie zuweilen so etwas haben, das Sie mir zeigen dürfen, so lese ichs gar gern. Die Briefe vom Geh. Goethe sind so gut, man sieht daraus, daß er Sie recht lieb haben muß. Vielleicht kommt er bald wieder, dies sollte mich freuen. Der Brief seiner Mutter ist gar komisch.

Meine Mutter dankt Ihnen herzlich für die Landschaft, sie hat ihr viel Freude gemacht. Ich wollte dieses Ihnen schon eher sagen, hatte aber keine Zeit die ganze Woche, weil wir Besuch von Heron[3] hatten. Er hat uns viel angenehme Stunden gemacht.

Sagen Sie Hrn. von Knebel, daß wir gehofft hatten, er werde mit ihm kommen, er sollte sein Versprechen nicht vergessen.

[1] St. muß dergleichen gesammelt haben, vgl. Goethe S. 51.

[2] Von dem Baue eines neuen Hauses ist zuerst 1786 in einem Briefe an Wolzogen, lit. Nachl. II. S. 176, die Rede.

[3] Der gar gute Engländer, den L. im Winter in Weimar hatte kennen lernen, s. lit. Nachl. II. S. 163, Knebels Freund.

K., den 14. April 88.[1]

Sie sind wohl schon lange munter und arbeiten; daß aber der Bruder doch nicht so viel vor der Schwester voraus hat, so will ich Ihnen nur erzählen, daß ich vor 7 Uhr täglich aufstehe, also thun Sie ja nicht groß mit der Munterkeit. — Ich habe hier viel zu thun gefunden, viel zu lesen, und Sie wissen auch, was für einen Schatz von Weisheit und Gelehrsamkeit ich mit mir genommen; also können Sie Sich vorstellen, wie groß mein Fleiß sein mag, dies Alles in meinen Kopf zu bringen.

Es ist so ein schöner Tag heute; die Luft so mild; ich wollte, Sie wären in Kochberg und kämen her. Sie müssen, weil ich so artig war Ihnen den ersten Brief zu schreiben, mir bald antworten, denn Ihre Briefe sind mir gar lieb, ob sie gleich weder in Elegien- „noch Oden"-Ton geschrieben sind;[2] glauben Sie nicht, daß ich so ganz poetisch bin; es gibt nur zu viel unpoetische Dinge in der Welt, die einem alle Freuden an der Poesie nehmen könnten.

K., den 23. April 88.

Ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen. Gestern konnte ich Ihnen meinen Dank, daß Sie mir den Herzensvogel[3] so gut behalten überschickt haben, nicht sagen, weil die Zeit so kurz war. Er macht uns Alle sehr glücklich, und seine liebliche Gestalt hat schon manches Lachen erpreßt.

Seien Sie so gut und geben Herders die Idyllen wieder mit

[1] Nach der Rückkehr von Weimar.

[2] Wohl eine Anspielung auf die Lectüre von Pope, auf die Lotte durch Heron gebracht war.

[3] Der Herzog Karl August, welcher die Neigung des Engländers Heron bemerkt hatte, schickte Lotten einen ausgestopften Reiher (heron) in der Uniform des Capitäns, mit vier Bäumen und folgendem Billet:

„Hier überschicke ich den ersten Beitrag zu Lottchens Englischen Garten-Anlagen „einstweilen in die Menagerie. Die Bäume, welche zwar noch jung und klein „sind, folgen ehestens; sie mag nur nach Rudolstadt schreiben, daß man die „Löcher zu den Pflanzen an den bestimmten Platz machen lasse."

Nach Lottchens Abreise wurden sie am 12. April abgeholt.

vielem Dank und schönen Grüßen. Sie haben mich interessiert, weil sie im Kloster gemacht worden sind. Zuweilen kommen so viel Bächelchen, Vögelchen &c. vor. Sie glauben wohl, daß dies nicht mein Ernst sei, weil Sie mir vorwerfen, daß ich auch gern so spräche; aber Sie betrügen Sich, denn ich kanns nicht leiden und gewöhne mirs jetzt ganz ab.

Haben Sie gute Nachricht vom Geheimerath? und was macht Ihr Bruder in Mecklenburg? — Er ist, denke ich, völlig wieder besser. Ich möchte Ihnen meinen Brief gern lieb machen, daher frage ich Sie nach dem, was Ihnen am mehrsten Freude macht.

Der Prinz hat sich jetzt seine Stube gemalt, und die ist gar hübsch geworden. Er hat über die Thüren und die Lambris Alles mit Figuren auf grauem Grund gemalt.

Seien Sie doch so gut und erkundigen Sich, wer denn eigentlich die Fragmente eines Geistersehers von Moriz[1] noch von uns hat. Meine Schwester hat mirs aufgetragen Sie darum zu bitten. Uzens Gedichte geben Sie Herrn von Knebel; er hat mir schöne Ulmen geschickt.

Rudolstadt, den 17. Juni 88.

Wie geht es Ihnen? Sind Sie wohl recht froh jetzt? Das Rollen jedes Wagens macht Ihnen wohl Freude, weil Sie denken, es wäre der Geheimerath. — Ich erwarte eigentlich recht ungern Menschen, die mir lieb sind, weil sie mir immer nicht bald genug kommen können, und da werde ich am Ende ungeduldig. So weit wird es aber Ihr männlicher, ernsthafter Geist nicht kommen lassen; ich weiß gar wohl, daß ich die Dinge als ein Mädchen ansehe; wir haben einmal lange keine Lanze über die Vortheile unsres Geschlechts gebrochen.

Schreiben Sie mir, wenn Sie können, bald wieder und recht viel vom Geheimerath. — Ich freue mich, daß er nun wieder in

[1] Wohl von Schiller, die Knebel zu haben wünschte. Br. an Knebel S. 33. Sch. u. Lotte S. 40.

Deutschland ist, und nun wohl auch bald bei Ihnen; er wird Sie recht groß finden.

Ihre Mutter hat mir die Lieder von Herder, die Dalberg componiert hat, einmal versprochen; ich schicke sie Ihnen bald wieder und lasse sie hier abschreiben. Seien Sie doch so gütig sie daran zu erinnern.

Den 30. Juli 88. Gegen 1 Uhr.

Seit einigen Tagen erwarte ich beständig den Boten von Kochberg und hoffe die freundliche Nachricht zu hören, daß die liebe Mutter dort ist, aber vergebens! Sie wäre doch gewiß so lange nicht in Kochberg, ohne uns wenigstens einige Nachricht davon zu geben, denn sie weiß, daß nur der Gedanke sie näher bei uns zu wissen mir schon Freude macht.

Ich danke schön für die Musik. Die Lieder sind recht schön componiert, und mir dünkt, Dalberg hätte gut Herders Geist gefunden, denn die Musik paßt so zum Text.

Es ist heute Cour, der alten Prinzeß ihr Geburtstag; da ich schon einige solche schöne Tage zu Hause verlebte, so bin ich so unglücklich heute einmal hingehen zu müssen, aber lange soll die Freude nicht dauern, denn um 5 Uhr sitze ich schon wieder in meiner Stube.

Jetzt will ich aufhören, denn ich muß nun Anstalten zu meinem Putz machen; doch sobald ich von Hof komme, sollen Sie noch von mir hören, denn ich habe gar viel zu sagen.

Bleiben Miß Gores[1] lange noch bei Ihnen?

Die La Roche schreibt viel von Madame Hastings[2] und auch von ihm.

Kochberg, den 11. Oct. 88.

Der junge La Roche würde Ihnen wohl gefallen haben. Er hat uns manches Artige von England erzählt und viel Gutes von

[1] Nicht Miß J....., wie in den Briefen an Fr. v. Stein S. 124 gedruckt ist.

[2] Imhofs erster Frau.

der Nation, und dann hätte es mich auch gefreut, Sie bei uns zu haben. — Ich bin seit Donnerstag hier und es ist mir so recht herzlich wohl bei der lieben Mutter; wir leben ganz still und froh; ich möchte immer so leben.

Womit beschäftigen Sie sich jetzt? — Vergessen Sie nicht mir das Leben des Germanicus zum Lesen zu schicken. Ich habe einige griechische Trauerspiele gelesen, ins Französische übersetzt, die mir gar wohl gefallen haben.

Wir lesen hier in den Reisen des [1] durch Griechenland, und da freue ich mich, daß die Sitten doch noch manches mit denen zu Homers Zeiten gemein haben und die jetzigen Griechen nicht gänzlich ihre Einfachheit verloren.

Sind denn die Engländer noch in Weimar, wo der eine so viel auf Bibeln hält?

Dem Geheimerath bitte ich auch einen schönen Gruß von mir zu sagen.

Rudolstadt, den 30. Nov. 1788.

Wie leben Sie, und mit was beschäftigen Sie Sich eben? — Ich treibe so Manches und lese was mir Freude macht; bald Geschichte, bald Physik; ich zeichne auch oft, dies sind meine Beschäftigungen am Tage. Des Abends lesen wir in Reisebeschreibungen; da habe ich jetzt in der Bibliothek eine Sammlung entdeckt, die mir viel Freude macht; es ist eine Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen und Engländer. Unter andern interessierte mich ein Prinz Heinrich von Portugal, der die mehrsten Länder entdeckte und so brav war. — Gestern Abend lasen wir von einem artigen Prinzen, der unter dem Kaiser von Monomopata steht, dessen Leibwache besteht in 1000 Hunden; auch hat er einige hundert Hofnarren, die ihn überall begleiten. — Ich lese so gern Reisebeschreibungen; es macht eine angenehme Empfindung, wenn man von dem kleinen Fleck Erde auch einen großen Theil der Welt sehen kann und sich

[1] Unleserlich. Sch. u. Lotte S. 97.

dahin versetzen. Ich denke, Sie werden noch einmal hören, daß ich mit einem Schiff abgehe, um die Welt zu umsegeln; aber vorher denke ich doch, wir sehen uns noch. Es wird noch mancher Tropfen Wasser ins Meer fallen; wäre ich aber von Ihrem Geschlecht und fände nicht was ich suchte in unserm Welttheil, ich bedächte mich nicht einen Augenblick.

Nachmittags.

So weit war ich eben, als der lieben Mutter Brief kam und ich freute mich so recht herzlich etwas von ihr zu hören. Sagen Sie ihr, daß es mich freut, daß ihr die Uebersetzung auch so wie mir gefalle; ich wäre bald in Verlegenheit gerathen, daß sie sich einbilden könnte, ich hätte es selbst übersetzt. Sagen Sie ihr es ja (denn Sie selbst haben mir auch einmal mehr zugetraut als ich wirklich kann und schrieben mir eine Fabel zu) meine Dichtkunst ist ganz unscheinbar, und ich werde immer prosaischer (wie ein gewisser Herr, Sie kennen ihn doch)? Ich übersetze auch zuweilen aus dem Ossian, aber nur in Prosa.

D'Aubigny schicke ich Mittwoch durch den Boten; er hat mir ganz wohl gefallen; seine Art zu erzählen ist so einfach, und die unglaublichsten Dinge erzählt er mit so viel Gewißheit und Naivetät. Ich las so eifrig das Ende, daß ich ganz in Gedanken war und immer mir einbildete, er müßte noch erzählen, wie er gestorben wäre. — Wie ich klein war, schrieb ich einen Roman, und da sagt der Held der Geschichte auch, nachdem Alles zu Ende war, und da starb ich. Das fiel mir dabei ein, und ich lachte.

Hier geht Alles seinen Gang, außer daß ich auf einmal eine eifrige Spielerin geworden bin. Ich habe Taroc hombre gelernt[1] und spiele oft des Abends nach Herzenslust. Das Spiel ist doch in manchen Gesellschaften ein Band, das die Menschen vereinigt und sie zur Ruhe bringt. Auch gibt es bei einem einsamen Leben eine kleine Erholung, weil man sich doch nicht immer beschäftigen kann;

[1] Sch. u. Lotte S. 130 f.

man könnte es wohl, aber es folgt dann doch eine Erschlaffung, und wenn man nicht recht munter bei den Geschäften bleibt, so haben sie auch nicht so großen Nutzen.

Rudolstadt, den 30. December 1788.

Ich habe wieder einen schönen Vorrath von Elegien, womit ich Ihnen dienen könnte. — Ich wünsche Glück zum schönen Weihnachtsgeschenke; ich habe nichts bekommen; es ist schon lange bei uns abgeschafft worden; ich möchte wohl immer etwas bekommen, nur des Aufputzens wegen; ich habe die Zuckerbäume so gern und ließe mir gern wie einem kleinen Kinde bescheeren, wenn meine andre Hausgesellschaft nicht oft gar zu ernsthaft wäre und mir den Spaß machen wollte.

Moriz interessiert mich sehr; ich möchte ihn kennen. Hier kommt den Winter nichts her, was sich des Verstandes sehr rühmen könnte; daher kann ich Ihnen nichts Schönes schreiben, als was aus mir selbst kommt.

Gestern Abend las ich Sophokles Leben und heute früh Agamemnon, ein Stück von Aeschylus, das mir viel Freude gegeben hat. Ich freue mich über die Wahrheit und Einfachheit der griechischen Stücke immer mehr. Ich lese auch ein medicinisches Buch und könnte Ihnen viel schöne Sachen erzählen, von den Därmen, der Galle u. s. w.

Ich muß Ihnen noch etwas sagen, warum mich Prinz Karl gebeten hat. Er will sich gern etwas auf ein Pettschaft selbst stechen. Ich sagte ihm, daß Sie so artige Sachen hätten. Wollen Sie mir einige Abdrücke schicken, zumal die von den Hemdeknöpfen, die wären eben recht der Größe nach. — Ihr letzter Brief war so artig gesiegelt; ich glaube es war Herkules, der den nemeischen Löwen tödtet. — Sie machen mir eine rechte Freude, wenn Sie mir auch einen Abdruck davon schickten, und was Sie noch sonst haben, das ich noch nicht kenne.

Nun leben Sie wohl! — Sagen Sie dem Geheimerath ein schönes Kompliment von mir, er soll uns nicht vergessen.

Was hat Ihnen die Räthin Goethe zu Weihnachten geschickt?

Fritz an Lotte. Jänner 1778.

Hier haben Sie ein Lied aus dem achten Band von Goethe's Werken. Er gab mir einige Bogen, die eben von Leipzig aus der Presse kamen, zu lesen, und ich merkte mir dies Lied, um es Ihnen zu schicken. Es wird nun bald der achte Theil von Goethe's Werken ganz abgedruckt sein. Das Kupfer dazu ist gar schön, die Angelica hat es gezeichnet und Lips gestochen.

Ich wünsche, daß unter diesen Abdrücken etwas sein möge, was Prinz Karl gebrauchen könne, und bitte Sie mich ihm bei Gelegenheit zu Gnaden zu empfehlen. Meine Hemdeknöpfe sind nicht dabei, denn ich habe leider den einen verloren, und der andere ist nicht so schön. Die meisten sind von Steinchen, welche Goethe mitgebracht hat. Von Herkules und anderen sollen Sie Abdrücke in Schwefel oder Stucco duro haben.

Ich habe jetzt etwas gar Interessantes gelesen: das Leben Götzens v. Berlichingen von ihm selbst geschrieben.

Goethe's Götz gefällt mir nun noch viel mehr.

Die Räthin Goethe hat mir ein Portefeuille geschenkt.[1]

Rudolstadt, den letzten Jänner 89.

Wie leben Sie? Da bin ich, sagen die Abiponer,[2] wenn sie sich begrüßen wollen, und der Andere antwortet: bist du schon da? — Sagen Sie dies aber nicht zu mir, bitte ich gar schön, denn es soll Ihnen lange deuchten, daß Sie nichts von mir hörten. — Ich bin schon zweimal bei den milden Tagen spazieren gegangen und habe das große Wasser gesehen. Das Eis war so stark, daß es die Brücke über die Saale halb eingerissen hat; es hat sogar einen steinernen Pfeiler halb auseinander gerissen; es war mir ein schöner Anblick, die große Wasserfläche zu sehen. — Ich erzähle heute nur Zerstörungen. Der Wald, den man bei uns den Hain nennt, wird nach der Sommerseite geschlagen, und Sie werden nun

[1] Briefe von Goethe rc. an Fr. v. Stein, S. 104.

[2] An Knebel, S. 35.

nicht mehr die krausen Bäume mit meinem lockigen Kopf vergleichen können, worüber sich gewisse Menschen ärgerten. — Mir gefällt es so besser; der Gipfel des Bergs ist mit einem Kranz von dunkeln Fichten umkränzt, und der neue Anflug wird in Zukunft bessere Schattierungen geben, als die ganz gleichfarbige Fläche. Auch hat es noch einen großen Vortheil, die Bäume ziehen mehr Feuchtigkeit an und vermehren die Dünste, die Luft wird dadurch dicker; und nun fällt das weg, da dicke Luft die Köpfe sehr einnimmt, so werden wir nun um so mehr Verstand haben, es werden große Geister aufwachen, und Alles wird so klug werden, daß man es vor Verstand nicht mehr aushalten wird können. — Wir haben die schönsten Aussichten; auch reisen die Menschen, um fremden Verstand einzuschlucken. Es wird jetzt viel von der Schweiz gesprochen, wohin die Prinzen im Mai gehen wollen. Mein Schwager und der Kammerjunker Kettelhodt gehen mit. — Ich habe die Schweiz noch recht lieb und möchte sie wieder sehen; doch finde ich mein Vaterland nun eben auch nicht übel und mache es mir so wohl da, als ich kann.

Rudolstadt, den 13. März 89 früh.

Meine Mutter ist (morgen sind es schon acht Tage) bei Hof gezogen, und es geht ihr wohl da, die Trennung von uns abgerechnet. Es hat mir weh gethan, sie von uns gehen zu sehen, aber ich hoffe doch, sie soll ihre Aufopferung nicht vergebens thun, und Freude an den Prinzessinnen erleben. Sie sind gute Kinder, et le reste viendra, hoffe ich. Die jüngste wird gar schön.

Meine Schwester und ich sind große Wirthschafterinnen, und man hat seine Freude, unsre Einrichtungen zu sehen, wie klug und weise wir unsere Sachen machen. Das hätten Sie wohl nicht von uns gedacht?

Es ist mir ordentlich angst, daß die liebe Mutter nicht auch denkt, wir kämen den Sommer, und bestellte uns ein Logis. Den Sommer ist es gar freundlich hier; da bleiben wir gern in unsern Thälern; es kann unmöglich so schön bei Ihnen sein. Aber der

Winter ist doch angenehm in Gesellschaft. Daher kommen wir den Winter erst zu Ihnen. Ueber unsere Einrichtung läßt sich bis dahin viel reden. Wir hatten uns halb und halb ausgedacht, wenn Gleichen mit seiner Frau, sie heirathen im Mai, vielleicht hinzögen auf ein paar Monate, daß wir zusammen wirthschaften könnten. Es ist aber ein gar erstaunendes Geheimniß; sagen Sie also keinem Menschen etwas davon, außer Ihrem Hause, denn bei Gleichen kann noch Manches dazwischen kommen.

Den 11. Mai 1789.

Montag sind Briefe von den Prinzen gekommen. Sie sind gar wohl und froh und zeichnen alle Gastwirthe und Kellner ab, sie ihren Schwestern zu schicken. Beulwitz ist auch wohl. K. führt das Journal. Wir haben es heute früh gelesen. Unter uns gesagt, sieht man, wes Geistes Kind er ist. Er schreibt sorgfältig jeden Ort auf, wo sie etwas Gutes gegessen haben. Dieß ist eben nicht für die Leser das Angenehmste, denn sie möchten oft auch Lust zum guten Essen bekommen und es nicht so leicht haben können. Ich möchte kein Journal für Herrschaften schreiben, denn der ewigen Durchlauchten und Titeln und Complimente wird gar kein Ende. Die hochfürstlichen Seelen laben sich aber freilich mehr daran, als wir Andern.

Ich wollte, H. von Knebel wäre noch in Weimar; ich wollte etwas von ihm, was er mir in Jena nicht schaffen kann.[1] Wie stehen Sie jetzt mit ihm? Zählen Sie noch immer, wie vielmal er ins Haus kommt?

Der Rath Becker von Gotha ist hier[2] und kommt heute Nachmittag zu uns; da muß ich aufhören.

Kochberg, den 3. November 89.

Ich bin auch wieder in Kochberg und sitze am Fenster, Ihnen zu schreiben. Ich war noch nie hier in dieser Jahreszeit, und nun

[1] Ein Werk über die etruskischen Künste. An Knebel S. 48.
[2] Sch. u. Lotte, S. 315 ff.

weiß ich doch, wie es im Winter aussehen mag. Mein Ulmbaum hat seine Blätter verloren und ragt nun mit seinen dürren schwarzen Aesten in die Luft; er sieht gar ehrwürdig aus. Im Garten war ich heute auch und habe gar artige Plätze zum Abzeichnen gefunden, da nun die Bäume entblättert sind; man kann das Wasser nun besser sehen und die fernen Berge.

Daß Sie mir ein Sopha verschafft haben, hat mir gar viele Freude gemacht. Sie haben es recht klug ausgedacht; so finde ich es gleich fertig, wenn ich nach Weimar komme; und weich wird es wohl auch sein, denn H. von Einsiedel hat gern bequem gesessen, habe ich einmal gehört.[1]

Eine schöne Oper haben Sie auch versäumt, wo die Frauen die Hände in der schönsten malerischen Stellung gehalten haben, wie Blumentöpfe oder Krüge. Aber nicht zu vergessen, daß die Schüler die Frauen vorstellten, und die Männer haben doch einmal weniger Leichtigkeit, sich in alle Gestalten zu fügen, als wir. Ich sehe z. B. gar artig aus als Herr angezogen. Lassen Sie sich von Frau von Imhof unsre Späße erzählen. Was wir noch weiter zusammen vorgenommen haben, werden Sie auch hören; wir haben schöne Spiele am Hof gespielt, haben beim Geh. R. gegessen,[2] um dieß Alles sind Sie gekommen. Sie müssen kommendes Jahr fleißiger bei uns sein.

Jena, 27. März 1790.

Diese beikommenden Landschaften bitte ich gütig aufzunehmen, und die beiden andern eine an Fr. von Imhof und Breitenbach zu geben; der Letzte wollte gern eine haben.

Fritz an Lotte. Weimar, 15. März 1790.

Herr von Knebel geht nun bald weg.

Heute ist Frau von Berlepsch von hier abgereist; sie hat sich einige Tage hier aufgehalten und Vielen sehr wohl gefallen; sie

[1] „Das neue Knebelische Sopha", Sch. u. Lotte, S. 524.

[2] Sch. u. Lotte, S. 440.

war Willens, nach Jena zu gehen, um ihren Herrn Gemahl kennen zu lernen, aber wegen seiner Abwesenheit ist es unterblieben.

Lotte an Fritz. Rudolstadt, 14. April 1790. Abends 7 Uhr.

Die Jenaische Gegend habe ich doch noch lieber als die hiesige; ich finde dieß, so oft ich mich hier umsehe. Sie und Ihr Herr Bruder sind gar gut, daß Sie meine Landschaft mit freundlichem Herzen angenommen haben. Morgen fange ich eine neue Platte an, und wir wollen sehen, ob noch eine Spur von der Nähe von Lipsens Genius zu merken ist an meiner Arbeit. Was er mir gesagt hat, habe ich treulich gemerkt, und ich hoffe, es soll noch gut gehen. Daß Lips uns in Jena besucht hat, wissen Sie wohl; ich habe ihn gar lieb; auch wenn er nicht von seiner Kunst spricht, ist er gar artig. Er hat mir versprochen, mich oft zu besuchen, und vielleicht hält er Wort.

Gleichen, den Sie auch lieb haben, sehen wir oft. Sein Herz schließt sich immer wieder auf, wenn er mit uns ist, und wir sind lustig zusammen.

Fritz an Lotte. Weimar, 4. August 1790.

Schon längst wäre ich gerne, da ich jetzt wegen der Ferien etwas freier bin, zu Ihnen gekommen, meine Mutter sagte mir aber, Sie wären in Rudolstadt. Nun sind Sie vermuthlich zurück, und wenn Sie mir in wenig Worten Erlaubniß ertheilen wollten, übermorgen Freitags oder darauf folgenden Dienstags zu Ihnen zu kommen, so würde ich mich schnell in den Sattel schwingen, um Ihren Befehlen zu gehorchen. Zugleich wünschte ich auch zu wissen, ob ich mit verhängtem Zügel jagen oder mein muthiges Roß zurückhalten soll, damit ich zu der Stunde, die Sie mir bestimmen, anlange. Gewiß, ich freue mich gar sehr, Sie zu sehen, und es ist mir, als ob ich Ihnen viel zu erzählen hätte.

Wir haben jetzt eine schöne Engländerin hier nebst ihrem Cousin, der ein englischer Poet ist und sehr viel Welt und

Annehmlichkeit hat, Mistreß Rounham und Mr. Parsons, sie wahrscheinlich die Geliebte und er der gute Freund; sie soll sehr schön deklamieren, und er schreibt Reisebeschreibungen, ist also auch, wie daraus erhellt, schon viel gereist. Mehr von ihnen mündlich.

Die Prinzen von Rudolstadt haben hier ganz wohl gefallen, ich fürchte aber, sie haben sich hier nicht wohl unterhalten, denn es war eben die schöne Herzogin von Kurland hier und waren aller Augen auf sie gerichtet, wurde also deßhalb nicht viel mit ihnen gesprochen. Doch hoffe ich, wenn sie einmal wieder kommen und sind in den Gesellschaften in der Stadt gewesen, wird es ihnen besser gefallen. Ihr Herr Schwager hat mir recht wohl gefallen, aber H. v. K. kam wir vor, wie eine ausgespannte Trommel.

Jena, 22. August 1790.

Auf Ostern freue ich mich recht; da wollen wir recht zusammen manschen (wie das vorige mal); bis dahin soll hoffentlich ein Mondschein existieren, der seines gleichen nicht haben soll. Ich arbeite noch immer daran, bringe aber nichts heraus, weil ich keine Farben habe.

Heute vor acht Tagen war Ball hier, wo ich mich recht wohl befunden habe; es war recht artig da; ich wünschte die tanzlustigen Frl. von W. und R. her, denn es sind so viele Herren da, daß immer viele übrig sind. Und, unter uns gesagt, tanzen die Damen, wenn sie auch noch so unscheinbar sind und gar nicht für Tänzerinnen gehalten werden können; man ist nur froh, daß sie da sind.

Fritz an Lotte. Weimar, 22. November 1790.

Der Himmel hat mich nur empfänglich für das Gute und Schöne gemacht, mir selbst aber seine Gaben versagt; gewiß würde ich sonst keine unangewendet lassen, um Ihnen am heutigen Tag einen Spaß zu machen, um Ihnen meine Zufriedenheit darüber zu bezeichnen, daß ich unter einem Himmel und zu gleicher Zeit

mit Ihnen zu leben das Vergnügen habe. Doch ich glaube gar, ich habe mir statt Ihnen Glück gewünscht an Ihrem Geburtstag. Wie selbstisch bin ich nicht!

Beikommendes Bildchen ist aus der Sammlung meines verstorbenen Großvaters, wenn Sie es copiert, können Sie noch andere erhalten. Leben Sie wohl und denken auch in Ihrem neuen Lebensjahr zuweilen meiner mit Wohlwollen.

Da eben heute der Rath Krauß das Verzeichniß über meines Großvaters Gemälde durchgeht, so schicke ich Ihnen das Bild nicht, doch soll es nächstens kommen.

Lotte an Fritz. Jena, den 30. November 1790.

Haben Sie vielen Dank für Ihren lieben Brief und Glückwunsch zu meinem Geburtstag, Bleiben Sie immer mein Freund und behalten mich lieb. Es freut mich auch nicht wenig, daß wir zu einer Zeit leben. Sie leben Ihrer lieben Mutter zur Freude, und deßwegen schon wäre mir Ihr Dasein lieb, und zweitens leben Sie auch, Ihren Freunden Vergnügen zu machen. Daß ich dies Alles mit ansehen kann in diesem Zeitraum und noch viele andre Dinge, die mir Freude machen, ist mir eben nicht unlieb.

Ich wollte Ihnen noch sagen, daß mich Sonntag die Kirchenräthin Zickler fragte, ob Sie noch Willens wären, ihr Haus zu besehen. Sie wünschte, daß Sie noch vor Weihnachten herkämen; denn wenn es Ihnen nicht gefiele, so hätte sich schon Jemand aus Holstein gemeldet; sie möchte also gern etwas Bestimmtes wissen. So müßten Sie denn vor Weihnachten die Reise hieher noch machen; dies wäre recht artig; um nicht in der Abendluft zu reiten, könnten Sie des Nachts hier bleiben und in meinem Hause; ich habe jetzt Platz. Je länger Sie bleiben können, je mehr macht es uns Freude, (auch sind die Brunnen noch nicht gefroren, und wir können wieder unser gewöhnlich Geschäft vornehmen.) [1]

Daß Sie mir ein Oelgemälde schicken wollen! Wo soll ich

[1] Seifenblasen machen.

Worte finden, meine Freude auszudrücken! er und für mich eine liche Künstlerin werde, wie Claude Lorrain u. ihnen beiden mehr Ruhm auf Sie zurück. Im Ernst macht mir das den beiden Ge- Freude; im Winter mit Farben zu malen giebt d Mamsell Wiede- weil man da die blühende Natur entbehren muß. Tages Hitze

Lips hat mir Sepia versprochen, er will mir sie a ugebracht. wenn man ihn nur auf eine feine Art mahnen könnte, d Lauch- nicht ganz vergißt. nem

Fritz an Lotte. Weimar, 4. December 1790.

Hier ist das kleine Oelgemälde. Es freut mich, wieder eine Gelegenheit zu haben, Sie zu besuchen, und ich werde mir gewiß Ihre gütige Einladung zu nutze machen, so bald das Wetter etwas besser wird.

Den H. Lips werde ich heut noch auf eine feine Art an sein Versprechen erinnern, wie Sie mir es auftragen. Vielleicht kann ich Ihnen Sepia mitbringen.

Weimar, 26. Februar 1791.

Mein Vater ist zuweilen ganz heiter, mit seiner Hand geht es besser, gestern Abend konnte er schon drei Finger bewegen, und wenn er in demselben Maaß zunimmt, wird er Hand und Arm gebrauchen wie zuvor, in wenig Zeit. Indeß ist zur Theezeit immer gute Gesellschaft bei ihm. Wär er nur weniger Hypochonder, so könnte er noch ganz vergnügt sein.

Herr von Oldershausen hat meiner Großmutter Bilderkabinet gekauft, und deßhalb bitte ich Sie, mir die zwei Landschaften in Oel zu schicken, welche dazu gehören, um sie dem Besitzer einzuhändigen.

In vierzehn Tagen geht Swaine nebst seiner Frau [1] von hier ab.

Ihr und Ihres H. Gemahls gütiges und freundschaftliches Anerbieten, mich in Ihrer Gesellschaft essen zu lassen, ist mir zu

[1] Gebornen Schmidt.

mit Ihnen zu leben ... oft damit zu beschäftigen
ich habe mir st...
Wie selbstisch h... ungefähren Finanzetat
Beikom... e Zukunft zu machen
storbenen ... icht zu geben, für
andere ... en bekommt.
neuen ... lten, so ließ' ich

Wenn ich eine unsterb-
w., so fällt aller
Versprechen viele
welten Genuß,
reiben;
er

... wiß nicht ab, wenn Sie ... mich verwenden. Viele Grüße ... meiner Mutter für das heut früh erhaltene ... pflegen Sie ja Ihren H. Gemahl recht schön, damit er ... bald gesund wird.

Rudolstadt, 30. Juni 1791.

Wie geht es Ihnen? Ich habe lange nichts von Ihnen selbst gehört; von Andern höre ich, daß Sie immer mit großen Büchern herum gehen. Sagen Sie mir doch einmal, wie Sie Ihre Zeit eingetheilt haben, und was Sie alles lernen.

Ich denke, wir sollen uns recht gesund wieder sehen. Ich habe gute Hoffnungen für die Zukunft, wenn auch jetzt gleich noch Stürme kommen sollten, welches wir aber nicht hoffen wollen.

Jena, 1. Juli 1791.

Meine besten Wünsche begleiten Sie auf Ihrer Reise nach Karlsbad; ich wäre gar gern nach Rudolstadt gekommen, um Sie noch vor Ihrer Abreise zu sehen; ich denke aber jetzt, da Ihr H. Gemahl doch noch nicht hergestellt ist, und Sie Sich mit den Zubereitungen Ihrer Reise beschäftigen, würde ich Sie weniger genießen können als nach Ihrer Wiederkunft, wenn sich Ihr H. Gemahl ganz erholt hat; bis dahin hat auch wohl der Erbprinz seine Braut heimgeführt, welche kennen zu lernen ich neugierig bin.

Knebel und seine Schwester sind noch hier und für mich eine gar gute Gesellschaft; ich lerne manchen Tag von ihnen beiden mehr als in meinen Collegiis. Gestern war ich mit den beiden Geschwistern, mit der Kirchenräthin Grießbach und Mamsell Wiedeburg in Lobeda bei der Bürgermeisterin; nachdem des Tages Hitze vorüber war, haben wir einen angenehmen Abend dort zugebracht.

Eben bekam ich einen Brief von meiner Mutter aus Lauchstädt; sie ist leidlich zufrieden mit ihrem Aufenthalt, mit meinem Vater geht es aber nicht besser.

Jena, 14. September 1791.

Die Mamsells hatten schon überall gefegt und ausgeräumt zu Ihrem und Ihres H. Gemahls Empfang, weil sie glaubten, Sie würden kommen zu der Gevatterschaft; nun ist das kleine Mädchen getauft, und die Mutter habe ich heute, als ich bei Voigt im Auditorio saß, ganz munter mit ihrem Mann vorbei gehen sehen.

Es wurde heute die Besoldung Ihres H. Gemahls von dem Rentbeamten in das Haus geschickt; da aber die Mamsells keine Quittung von Ihrem H. Gemahl bekommen haben, so haben Sie das Geld wieder zurückgesandt. Der Rentbeamte bittet um Einsendung der Quittung wo möglich vor dem Montag den 19. September, weil er den Mittwoch seine Rechnung in Weimar übergeben möchte. Auch übersenden Ihnen die Mamsells zwei eingelaufene Briefe.

Da ich leider für den nächsten Winter Ihres Umgangs entbehren muß, so habe ich mich außerhalb des Hauses nach Gesellschaft umgethan. Fischenich von Bonn, Magister Göritz, H. v. Fichard und ich wir werden den Winter durch zusammen essen, und zwar bei Fichard; ich freue mich recht sehr darauf, denn ich bin ungern allein bei Tisch.

Im hiesigen Wochenblatt habe ich gelesen, daß ein paar Pulverthürme in Erfurt in die Luft gesprungen; das ist Ihnen sicher kein angenehmer Spaß gewesen, ich hätte aber wohl mögen

aus Neugierde dabei sein; auch steht darin, daß eine Räuberbande von 1000 Franzosen in der Gegend von Langensalza sich aufhielten, und daß aus Erfurt mainzische Soldaten dahin beordert wären, um den sächsischen zu Hülfe kommen gegen sie; ist das wohl wahr?

Leben Sie wohl und empfehlen mich Ihrem Herrn Gemahl bestens.

Noch eine Bitte habe ich an Sie; sie besteht darin: im Schottenkloster zu Erfurt ist ein Buch vorhanden, welches entweder Nachrichten von schottischen Familien überhaupt oder namentlich von der Irvingischen Familie enthält; sollte es nun möglich sein, mir dasselbe auf kurze Zeit zu verschaffen durch Ihren guten Freund, den Pater Hamilton, so würden Sie Sich sehr verbindlich machen.

Lotte an Fritz. Erfurt, den 15. September 91.

Ich habe Ihnen schon lange schreiben wollen, aber es fand sich keine Zeit, denn ich habe mächtig viel Geschäfte. Vor Allem wollte ich Ihnen sagen, daß ich es gleich so ausgedacht hatte, daß Sie sollten in die letzte Stube, wo Schiller war, einquartiert werden. Sie haben mich nur nicht recht verstanden, merke ich. — Es ist mir gar lieb, daß wir Ihnen das Zimmer abgeben können; da sind Sie gut und bleiben uns nahe. Das große Zimmer haben wir im vorigen Winter gar nicht gebraucht; da kann es also jetzt recht gut Schillers Stube sein. Ueberhaupt findet sich wenig Gelegenheit es sonst zu brauchen, weil wir keine Gesellschaften haben; die so bei uns sind, kommen doch in das Wohnzimmer. Wir sind vielleicht bald bei Ihnen, aber gewiß Anfang des Octobers.

Jetzt hat Schiller Geschäfte, weil der Carlos gespielt wird.

Eben erhalt' ich Ihren Brief. Wenn Sie Ihre Gesellschaft nicht so gewiß arrangiert haben, so können Sie ja bei uns essen. Doch machen Sie das, wie es Ihnen am liebsten ist.

Fritz an Lotte. Weimar, den 6. April 92.

Daß Sie noch in Jena sind, thut mir sehr Leid, da mich der Beweggrund nicht freut, obgleich ich Sie sonst lieber in der Nähe

als in der Ferne weiß. Wie geht es unsrer fröhlichen Gesellschaft? Wenn Sie noch einige Zeit in Jena bleiben, besuche ich Sie wohl einmal.

Bei meiner Abreise habe ich vergessen meinen Lections=Catalog mitzunehmen, daher bitte ich Sie mir einen schicken zu lassen, damit ich meinem Fleiß für das künftige halbe Jahr eine Richtung geben kann.

Herder, von dessen Befinden Sie Nachricht zu haben wünschen, ist nicht besser und nicht schlimmer.[1]

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Gemahl und der Tischgenossenschaft recht herzlich. Fräulein Knebel, Tante Imhof und alle Ihre Freunde und Freundinnen grüßen Sie bestens.

Lotte an Fritz. Freitag Abend (Jena 6. April 1792).

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief und Ihr freundliches Andenken. Ich möchte wohl, Sie wären hier, denn jetzt, da es keine Schule gibt, gäbe es rechte Zeit Spaß zu machen. Wir machen auch welchen, so viel es angeht, und heute haben wir Seifenblasen gemacht wie die wahren enfants. Das Eigentliche aber fehlte doch dabei, denn wir Andern haben sie nur als Stümper gemacht.

Schillers Gesundheit ist erträglich, und die heftigen Krämpfe haben nachgelassen, und der Catarrh nur beschwert ihn noch. — Wenn das Wetter sich nicht ändert, das doch den stärksten Einfluß auf die Gesundheit hat, so werden wir wohl ein paar Tage noch bleiben. Wäre Alles am Himmel und in unserm Hause wie es sein sollte, so gehen wir Sonntag oder Montag. Mir ist aber nicht so, als wäre ich so bald auf der Reise.

Die Gesellschaft[2] ist recht wohl, und Merkwürdiges ist nichts vorgefallen.

[1] In diese Krankheit H's fallen sein Billet an Forster in H. Nachl. II. 426 und die von Goethe ebend. I. 131 u. 132. H. reiste nach seiner Genesung im Sommer nach Aachen ins Bad.

[2] Die gemeinschaftliche Tischgesellschaft, wozu die gleich Genannten gehörten.

Fichard,[1] der eben da ist und liest, trägt mir auf das Feierlichste auf, ihn zu empfehlen. Er schläft comme à l'ordinaire und schwatzt auch so. In so kurzer Zeit ändert man sich nicht so, und Sie hätten dies wohl gedacht ohne meine Versicherung.

Jetzt haben wir und Fischenich ausgedacht, warum er so schnell sein Herz zu Ihnen gewendet hat, als er herkam; denn Sie haben übrigens doch nicht viel Gleichartiges, erstlich weil Sie von Adel und Hofjunker sind, und weil er die Höfe so liebt.

Fischenich ist auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht, er könnte auf dieses Geschäft reisen und so wie die Zahnärzte seine Kunst ausbieten. Die Damen würden es bald für eben so wichtig halten, schöne Nägel als schöne Zähne zu haben.

Der lieben Frau Mutter sagen Sie das Schönste von uns, und so Fr. Knebel[2] und Frau von Imhof.

Schiller grüßt Sie herzlich und schickt hier den Lections-Catalogus. — Denken Sie recht oft an uns, wie wir an Sie, und seien Sie hübsch artig, daß man in Weimar nicht sagt, Sie lernten von uns unartige Dinge.

Fritz an Lotte. Weimar, den 29. April 1792.

Göritz und Fichard waren ein paar Tage hier, und auch in Erfurt in des Coadjutors Gesellschaft, wo sie Ihre Frau Schwester gesprochen haben.

Sie werden den Graf Stoberg[3] haben kennen lernen, dessen Frau hier seine Zurückkunft erwartet. Sie setzt den hiesigen kleinen Cirkel durch ihre Lebhaftigkeit etwas in Bewegung, und deshalb finden sie nicht Alle, die die Bequemlichkeit lieben, wohlthuend, mir ist sie schätzbar durch ihre Kenntnisse von der Landwirthschaft, die

[1] Aus Frankfurt a. M., der sich später als treuer Freund bewährte.

[2] Die seit dem Mai 1791 in Weimar und seit dem September als Erzieherin der Prinzessin Karoline angestellt war und bis zum 26. April bei Frau v. Stein wohnte.

[3] In Dresden, wohin Fischenich sie auf seiner Rückreise an den Rhein begleitet hatte.

sie mit Geschmack treibt, der sie Interesse zu geben weiß, und durch die Thätigkeit, mit der sie ihre eigne führen soll.

Lotte an Fritz. Jena, den 30. December 1792.

Meine Schwester ist seit Freitag hier und wohnt bei mir.

Schiller ist auch leidlich und freut sich Sie wieder zu sehen: Sie fehlen uns recht. Zu der übrigen Gesellschaft kann ich nun einmal kein Zutrauen mehr fassen, und mir ists, als wär' ich unter ganz fremden Menschen.

Fritz an Lotte. Jena, den 6. Sept. 1793.

Den Tag vor meiner Abreise von hier nehme ich auch von Ihnen Abschied, ob Sie gleich nicht mehr hier sind. Sie haben mir meinen Aufenthalt hier äußerst angenehm gemacht, und eine Frage ist es, ob mir es irgendwo wieder so wohl geht. Ich weiß es Ihnen immer Dank und wünsche, daß es Ihnen in Heilbronn ebenso gehen möge, wo Sie Fremdlinge sind.

In Hamburg, wo ich Niemand finde, der mir von Ihnen Nachricht geben kann, hoffe ich zuweilen etwas von Ihnen durch Ihre eigne Hand zu hören. Zwei Tage bleibe ich noch in Weimar, und dann breche ich mit meinem Bruder auf.

Hamburg, den 8. Oktober 1793.

Mit meinem Bruder habe ich die Reise über Braunschweig und Schwerin nach seinem Landaufenthalt Dobberan gemacht, dem einzigen Ort, wo ich in ganz Mecklenburg wohnen möchte, denn es ist ein häßliches Land, wo nur Weiden gedeihen und die Zwetschen höchstens roth werden, an bessere Früchte ist nicht zu denken. In Dobberan ist es zwar auch rauh genug, aber Buchen und alte Eichen, abwechselnd mit fröhlichen Wieschen, geben dem Ort ein freundliches Ansehn, und mein Bruder wohnt äußerst angenehm in einem kleinen reinlichen Haus bei einem alten kolossalischen Fräulein.

Mein Eintritt in Hamburg war nicht der angenehmste; eine Erkältung hatte mir die Gelbsucht zugezogen, und der Torfgeruch

mit den kothigen Straßen vermehrte mein Uebelsein. Diese Ungemächlichkeiten habe ich nun etwas überwunden und finde in dieser thätigen, fleißigen Stadt immer neue Annehmlichkeiten.

Nur vier junge Leute habe ich hier angetroffen, die in ähnlichen Zwecken mit mir hier sind, und darunter einen nahen Verwandten von der Baggesen, einen Hr. v. Zeerleder,[1] einem ganz munteren Kopf, mit dem ich aber immer in Streit lebe, wegen seiner eigensinnigen Behauptungen. Der alte Professor Büsch ist von einer so wässrigen Gesprächigkeit, daß ich mir oft die Freiheit nehme ihm des Abends, wo er gar nicht sieht, zu entschlüpfen. Zu Ebeling hatte ich große Neigung, aber leider ist er stocktaub und hat so viel zu thun, daß man sich in Acht nehmen muß ihm zu viel Zeit zu rauben.

Vorgestern war ich in der ersten großen Gesellschaft, bei Kaufmann Sieveking. Das Souper, das beste, was ich bis jetzt gesehen, (denn essen durfte ich wegen meiner Gelbsucht nichts), dauerte nicht lang, und dann wurde das Lied allons enfants de la patrie gesungen.[2] Doctor Herrmann, der eine Zeitlang Präsident des Jakobiner-Clubs in Mainz während der Belagerung gewesen und nun seiner Sicherheit wegen hier ist, sang es darauf ins Griechische und Deutsche übersetzt mit vielen Geberden, und die Damen fanden das Griechische ganz himmlisch. Mir schien das Französische schöner. Reichard war auch da und wohnt diesen Winter mit Weib und Kind hier, nachdem er sein Gut Rethwisch in Holstein verpachtet hat, das er für 160,000 Rthlr. gekauft hat; Einige sagen, die Fürstin von Dessau habe es gekauft und ihm geschenkt.

Es freut mich Ihnen nach Ludwigsburg schreiben zu können, ich nehme es als ein gutes Zeichen von Schillers Aussöhnung mit dem Herzog an. Leben Sie wohl, und sobald es Ihnen nicht

[1] Aus Bern, welcher später in die Geschicke seines Vaterlandes thätig und rühmlich eingriff. Seine über die Schweizer-Verhältnisse sehr lehrreichen Briefe befinden sich in Steins Nachlaß.

[2] Goethes mißfälliges Urtheil darüber in den „Briefen", S. 59.

beschwerlich wird, bitte ich, denken Sie meiner und schreiben mir. Dem Patrioten von Bonn, bitte ich, sagen Sie, daß ich wohl zuweilen meinen Lieblingsorten untreu zu werden genöthigt würde, daß mich aber nichts abwendig machen könne von den Freunden, die mir so lieb sind als Sie und er.

Ludwigsburg, den 6. Februar 94.

Gestern erhielt ich Ihren lieben Brief, und heute, da meine Schwester gern schreiben wollte, fühle ich auch einen Trieb Sie recht herzlich zu grüßen. Es ist mir zuweilen ein unangenehmes Gefühl, Sie so weit von uns zu wissen; ich und Schiller rechnen Sie so ganz zu uns, und es gehört zu unsrer Freude, daß wir Sie wohl wissen und nahe bei uns.

Mein neues enfant ist recht brav, ist so wohl und robust, als ichs nicht erwarten konnte, und macht sehr merkliche Fortschritte in der Entwicklung seiner menschlichen Fähigkeiten; er will schon oft Töne von sich geben und lacht schon recht in die Welt hinein. Er wird Ihnen auch noch Freude machen in der Zukunft, hoffe ich. Und ich kann mir schon vorstellen, daß er Sie lieb haben und das große Enfant recht ehren und auch so gut und brav wird werden wollen, wie Sie.

Mir ist es fast ein beruhigender Gedanke, so leid mir der Tod des guten Papa thut, daß er nicht mehr ist, und seine geplagte Seele Ruh gefunden. Für ihn und die liebe Mutter ist es nur tröstlich; wenn der erste Stoß vorbei ist, wird sie noch ihres Lebens genießen können; es war mir oft sehr bange, wenn ich mir sie in einer so gedrückten Lage dachte. — Immer Leidende um sich zu wissen, deren Schmerz man gern lindern möchte und es nicht vermag, ist gewiß das traurigste Loos! Nun hat sie lauter lachende Aussichten; sie kann noch so viel Freude an Ihnen und Ihrem Bruder erleben. Sie beide werden sie gewiß als gute Söhne behandeln und ihr immer ein Trost seyn; sie wird sich im Cirkel ihrer Familie wohl befinden.

Hier im Lande möchte ich der Menschen wegen doch nicht wohnen, zum wenigsten müßte ich dann sie mehr zu meinem Umgang wählen können. Die Männer (unter uns gesagt) sind doch noch weniger kultiviert als bei uns; sie sind viel materieller und haben weniger Feinheit. Niethammer und Conz sind noch Muster von Artigkeit und nehmen sich hier recht zu ihrem Vortheil aus. Sie können also schließen, wie die übrigen sind. Von den Frauen mag ich gar nichts sagen, sie sind so unkultiviert und roh und geschwätzig ꝛc. ꝛc., daß man gar nichts darüber sagen kann. — Die Natur ist hin und wieder schön, und die Fruchtbarkeit des Landes thut einem wohl.

Nur ein Wort von der Jenaischen Welt. Denken Sie, Groß und die Sch... sind aufs Aeußerste brouilliert und Alles vorüber; so auch mit Hufeland; bei diesem kam es so weit, daß sie sich gar bei den Gerichten verklagen wollten. — Ist das nicht eine Welt!!

Niethammer ist nach Klagenfurt zu Herbert,[1] unter sehr annehmlichen Bedingungen; er ist sein Gesellschafter, sein Philosoph und sein Gehülfe bei den Handlungsgeschäften und bekommt 1200 fl. jährlich; das finde ich viel. Er war hier bei uns auf seiner Reise nach Klagenfurt.

Fichard und Göritz studieren in Marburg. Ob sie viel lernen, weiß ich nicht. Fichard wird wohl an den Wällen von Frankfurt mitgearbeitet haben und alle Welt umarmen, weil er sich fürchtet. Ich habe mich auch recht vor den Franzosen gefürchtet und wollte schon fortreisen.

Dem guten Fischenich geht es recht wohl; dies freut mich sehr; er scheint sehr zufrieden mit seinen Geschäften und seiner Lage. Er ist schon Hof- und Regierungsrath. Seine Vorlesungen machen ihm viel Freude, und seine Zuhörer lieben ihn. Dies freut mich sehr, und es wird Ihnen auch Freude machen.

Fritz an Lotte. Hamburg, den 27. Febr. 1794.

Ehe ich es glaubte, sehe ich mich am Ende meiner Hamburger Laufbahn. Zwei Freunde von mir, sie heißen Thon und v. Zeer-

[1] Der 1791 in Jena studiert hatte. An Körner II. S. 241.

leber, machen eine Tour durch Deutschland und England, und da ich hier nicht mehr wegen meiner Studien nöthig bin und nicht weiß, ob ich je wieder Gelegenheit finde, diese Reise so angenehm und wohlfeil zu machen, so werde ich in acht Tagen von hier mit ihnen abreisen. Wir gehen über Berlin, Dresden, Weimar, Frankfurt, den Rhein herunter. Gern hörte ich noch zuvor etwas von Ihnen. Vielleicht lassen Sie mich in Dresden bei Körners einen Brief antreffen, wo ich etwa den 12. ankommen werde. Meine Mutter denke ich zu überraschen, denn ich habe ihr geschrieben, daß ich von hier nach Holland gehen würde.

Leipzig, den 1. April 1794.

Ich war 12 Tage in Berlin und habe sie meist mit denen Juden zugebracht, doch zuweilen auch mit denen Schriftgelehrten. Der Nikolai hat sich sehr für mich interessiert, ich war in mehreren fröhlichen Gesellschaften bei ihm und habe ihm und seinem Wegweiser viele nützliche Nachrichten zu verdanken. Vom Hof habe ich Niemand gesprochen, aber die königliche Familie oft gesehen, weil sie im Thiergarten, in dessen Nähe ich wohnte, viel frische Luft schöpften. Die beiden jungen Prinzessinnen, des Königs Schwiegertöchter, fahren einander oft im Wiski, man betrachtet sie an allen öffentlichen Orten recht mit Muße, ohne sie zu begrüßen. Der ganze männliche Theil der Familie bringt seine beste Zeit dermalen bei dem Exercieren zu. So langweilig mir es sonst vorkommt, so gestehe ich es hier mit vielem Interesse gesehen zu haben, wenn ich von einem öffentlichen Platz der Stadt zum andern ging und überall die junge Mannschaft zu Pferd und zu Fuß in Waffenübungen traf. Der militärische Geist dieses Staates hat mir etwas sehr Reizendes, und ich habe zum erstenmal begriffen, wie man kann zum Soldatenstand Lust, ja Leidenschaft dafür haben. Indeß mit der Zeit kann sich diese Neigung verlieren, und die übrigens unangenehmen Verhältnisse mit einem Hof, wo Intriguen so sehr herrschen, und der Wunsch, mit den Meinigen zu leben, haben

mich ohngeachtet aller angenehmen Aussichten, welche mir der gute Irwing (ein Verwandter meiner Großmutter) machte, von dem Plan zurückgebracht, bei dem preußischen Finanzdepartement Dienste zu suchen.

Frankfurt, den 9. Mai 1794.

Ohngeachtet ich keinen Brief von Ihnen erhielt an Körners, so haben sie mich doch recht freundschaftlich aufgenommen, und ich habe ein paar angenehme Tage mit ihnen zugebracht. Die Familie genießt ihr Leben auf eine schöne Art, und der ernsthafte ruhige Gang von Körner muß ihm nicht allein im gesellschaftlichen Leben, sondern auch in Geschäften Gewicht geben.[1]

Weimar, den 17. Juni (1795).

Beikommend übersende ich Ihnen die Uebersetzung von Kabale und Liebe von Hrn. Colombine; sagen Sie mir etwas darüber, was ich kann dem Uebersetzer zukommen lassen.

Der Goethe ist wieder wohl,[2] indeß ist er doch ein wenig abgemattet von denen spanischen Fliegen. Er hat immerfort seinen stupenden Fleiß und läßt sich wenig in der Welt sehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Carlsbad.

Meine Mutter trinkt noch die Eselsmilch, und Karl ist gestern früh abgereist.

Lotte an Fritz. Mittwoch Abend (22. Juli 1795).[3]

Hier ist etwas für Hrn. Colombine. Machen Sie nun damit, was Sie wollen und Ihnen gut dünkt.

[1] Lottens Antwort im Auszuge in den Briefen von Goethe ꝛc. S. 132 mit dem Zusatze: „Erkundigen Sie sich doch in England nach Heron, ob man keine Spur mehr von ihm findet.“

[2] Er war an einer Backengeschwulst krank gewesen. An Schiller Nro. 73

[3] Das Uebrige in den „Briefen“ ꝛc. S. 132 irrig (August 1795), Goethe hatte erst einmal geschrieben (Nro. 82, noch nicht 83).

Vorige Woche war Schiller gar nicht wohl und hatte seine Krämpfe heftiger als sonst gewöhnlich. Aber nun ist er wieder besser.[1]

Haben Sie neuerlich nichts von Goethe gehört? Einmal schrieb er und sehr vergnügt und lustig und zufrieden mit der Gesellschaft.

Am 10. Oktober nahm Stein Abschied, um sich nach Breslau zu begeben. „Der Herzog schickt ihn auf etliche Jahre nach Br., um dort die Staatsökonomie „zu studieren und sich zum weimarischen Kammerpräsidenten heranzubilden," schreibt Sch. an Körner III. S. 298. Vgl. Goethes Briefe S. 66 und 67. Man hatte damals nicht die Meinung, daß Stein in den preußischen Staatsdienst übertreten würde. In Breslau erwarb er bald die Zuneigung des Ministers Grafen Hoym.

Fritz an Lotte. Breslau, 17. Dec. 1795.

Bürde[2] ist persönlich ein Mann, der mir sehr wohl gefällt, natürlich, frei und doch sanft, ein guter Geschäftsmann von fröhlichem Gemüth, ein guter Musikus, ein guter Hausvater, kurz ein glücklicher Mensch. Garve ist sehr leidend, aber doch noch gesellig. Ich besuche ihn auch zuweilen und gehe immer klüger von ihm weg.

10. Febr. 1796.

Es thut mir leid, daß Hufeland[3] Jena verläßt. Sie verlieren nichts dabei, da Sie nicht mit ihm oder seiner Frau umgingen, aber die Studenten verlieren recht viel.

Lotte an Fritz. Weimar, den 15. April 96.

Ich bin nun schon fast 4 Wochen hier und so glücklich, einmal wieder mit der lieben Mutter leben zu können, und wir haben uns so viel zu sagen, daß ich doch weggehen werde, ohne fertig zu sein. Es würde mir eben so sein, wenn ich so viel Jahre mit ihr wäre, als ich Tage bei ihr zubringe.

[1] An Körner (20. Juli) III. S. 277.

[2] Den Sch. um Beiträge für den Musenalmanach und die Horen ersucht hatte.

[3] Professor des Naturrechts und Mitredacteur der Litteraturzeitung. Briefe an ihn bei Diezmann aus Weimars Glanzzeit 1855.

Ich lebe recht zerstreut hier und besuche die Komödien allemal; auch Schiller besucht sie, der eine eigne Loge hat auf dem Theater, wo er ganz ungesehen ist. Es sieht aus, als säße er in einem Käfig, und es ist mir recht lächerlich, wenn ich mir es so vorstelle. Ifflands Spiel würde Sie freuen; er hat so ein graziöses Wesen, das einem selten vorkommt. Mit seiner Stimme bin ich nicht ganz zufrieden; er hat letzt in dem erschrecklichen Stück von Kotzebue „die Sonnenjungfrau" den Oberpriester gespielt und durch seine Gestalt und seine Bewegungen es interessant gemacht. Man hätte ihn in jeder Wendung zeichnen können, und die Falten seines Gewandes hatte er so schön geworfen, daß der Mantel mehr Aufmerksamkeit erregen konnte als die mitspielenden Personen.

Ich hoffe, Sie haben meinen langen Brief erhalten, den ich im Februar geschrieben habe [1] und sagen mir etwas über Hermes, wenn Sie wieder in Ruhe sind. [2]

Fritz an Lotte. Breslau, den 1. Februar 1797.

Meine Mutter schreibt mir, daß Sie nach Weimar ziehen werden; es freut mich dieses für Sie und für Ihren Herrn Gemahl, denn Sie haben in Jena sehr isoliert gelebt, und das ist allen Menschen, selbst den vollkommensten, nicht zuträglich.

Der Schönberg [3] schrieb mir kürzlich von Dresden, daß Körners Sie und Schiller nächsten Sommer bei sich erwarteten. Ich werde vielleicht zu eben der Zeit nach Dresden und Weimar reisen, darum lassen Sie mich wissen, wann und wo Sie anzutreffen sind, damit ich Sie nicht verfehle.

Sie äußerten mir einmal den Wunsch von Hermes etwas zu hören, und ich habe Ihnen nichts von ihm schreiben können. Erst kürzlich habe ich seine Bekanntschaft gemacht, denn die Beschreibung,

[1] S. „Briefe" S. 133.

[2] Stein war mit Graf Hoym nach Warschau gegangen, um die Huldigung entgegenzunehmen. Hermes interessierte Lotten als Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, und weil er in den Xenien persiffliert war.

[3] Ein Mitglied des Körnerschen Kreises, über den mehr im nächsten Bande.

die man mir von ihm machte, trieb mich nicht an, ihn aufzusuchen. Ich habe ihn im Umgang sehr angenehm gefunden, er weiß eine zahllose Menge von Anekdoten und wechselt sehr ab im Ton der Erzählung. In alle Begebenheiten ist er verwickelt gewesen; „mon opinion, ich glaube, selon moi, ich kann davon urtheilen“, sind Worte, die man oft wiederholt von ihm hört. Ob er gleich, wie mir scheint, gegen 55 Jahr alt sein mag, so empfindet er noch sehr lebhaft und er hängt mit Liebhaberei seinen Empfindungen nach. Ich habe ihn weinend, indigniert, galant, moralisch und lustig gesehen. Kurz er ist ein coquetter Mann, und ein solcher ist fast so amüsant als eine coquette Frau. Seine Predigten sind hier berüchtigt wegen allerhand Bizarrerien, die darin vorkommen. Ich habe nur eine einzige gehört, und weil ich in der Absicht hingegangen war um zu lachen, so habe ich sie gar nicht so lächerlich gefunden. Außer dem Versprechen, daß er seine Predigt (wie immer geschieht) im Druck herausgeben wolle, und der Versicherung, daß wir während seiner Predigt weinen würden (wie nicht geschah), hätte ich ihm nichts aufschnappen können. Es war übrigens eine orthodoxe Predigt mit vielen Stellen aus der heiligen Schrift belegt.

Lottens Antwort in den „Briefen“, S. 134 ff., wo S. 136 Z. 6 v. u. statt Laube Leutra zu lesen und S. 138 Folgendes einzuschalten ist:

Den Sonntag war die liebe Mutter bei uns mit Frau von Imhof und Käthchen und haben Amelie wieder abgeholt.

Meine Schwester mit ihrem dicken Gemahl wird nun ehestens kommen; es freut mich sehr, sie in der Nähe zu haben; auch macht es der chère mère so viel Freude. Meine Schwester hat sich geändert und zu ihrem Vortheil; sie ist sehr ruhig und glücklich jetzt, und daher heiter und gesund und theilnehmend; es läßt sich immer leicht und angenehm mit ihr leben. Wolzogen ist auch ein guter Mensch und mir recht lieb, weil ich sehe, wie er Alles thut, was in seinen Kräften steht, Karolinen eine angenehme Existenz zu machen.

Göriz ist noch hier, und sein Schicksal scheint sich nicht gut für ihn zu entwickeln; er hat keine Bestimmung und nicht Muth und Kraft, sich zu etwas zu bestimmen, lebt eben lustig fort, ohne zu lernen, und wird immer leerer und langweiliger.

Der arme Fischenich hat viel vom Krieg gelitten und scheint sehr gebeugt. Sein Brief hat mich doch erreicht; die Posten gehen so unordentlich. Sie sind nicht vergessen.

Fritz an Lotte. Breslau, den 11. März 1797.

Ueber die Erziehung bin ich gar nicht einerlei Meinung mit Ihnen. Sie finden es sehr leicht, einen Mann dazu zu bilden, was er sein soll, und sehr schwer, dieses bei einem Mädchen zu leisten. Ich glaube, es kommt daher, weil Sie viele Männer von einer glücklich begabten Natur und einer fleißigen Ausbildung gesehen haben. Sie kennen daher nur die männliche Natur von einer schönen Seite, allein ich kann Ihnen versichern, daß es Männer gibt, deren Talente und deren Charakter so viele Schwachheiten und Mängel haben, daß es ihnen selbst und also auch denen, die sie erziehen, Mühe kostet, sie auf dem goldnen Mittelweg zu erhalten. Die Passionen der Männer sind, dächte ich, heftiger als die Ihres Geschlechts, darum glaube ich, auch schwerer zu bezähmen als die der Frauenzimmer.

Sie fragen, was Hermes von den Xenien gesagt hat. Er hat darüber gepredigt, jedoch ohne den Namen zu nennen. Seine Predigt betraf die Pflichten eines Christen, wenn er auf eine so bösliche Art öffentlich angegriffen würde, wie dermalen in der Gelehrtenwelt häufig geschehe. Er hat unglücklicher Weise diese Predigt nicht drucken lassen, sonst sollten Sie sie haben.

Sie haben sehr Recht in dem, was Sie über die Antworten auf die Xenien sagen, und ich bin froh, daß die Fehde nun ein Ende hat. Ein Rudolstädter Fourier ist nicht bei mir gewesen. Vielleicht hat er mich nicht finden können.

Jena, den 1. Oktober 1797.[1]

Mit dem ersten Tage des Oktobers fange ich einen Brief an Sie an, um an dem guten Vorsatz nicht wieder gehindert zu werden, denn ich wollte es schon lange thun und hätte Sie gern mit einem Brief bewillkommnet in Ihrer Heimath. Ich mochte es mir selbst nicht so klar machen, auf wie lange Sie von uns gegangen sind, und daß Sie nun doch immer nur als nicht zu uns gehörend Sich bei uns zeigen; denn so gern ich Sie glücklich weiß und mich mit Ihnen darüber freue, so gern hätte ich doch auch in Ihrer Nähe gelebt und Sie zu uns gerechnet, indem ich den Umgang mit Ihnen für ein bleibendes Gut angesehen hätte; denn Sie hätten uns doch oft besuchen können von Weimar aus, und wir hätten doch in einem Cirkel gelebt durch unsre Freunde. Bleiben Sie aber nur glücklich und behalten uns lieb, so will ich mich herzlich freuen, ob Sie gleich nicht bei uns sind.[2]

Breslau, den 23. Oktober (1798).

Diesen Sommer war ich in dem Gebirg und habe dort einige ganz vergnügte Wochen zugebracht. Ich wünschte, daß Sie mit Schiller, wenn Sie einmal nach Dresden gehen, mit Körners eine Reise dahin machten; denn eigentlich ist es gar nicht weit, und es ist ein Anblick, wie es nicht einen zweiten im ganzen nördlichen Deutschland gibt.

Vor einigen Tagen war Graf Geßler[3] bei mir. Seine Bitterkeit gegen die Welt ist noch wie sonst; weder das warme Klima von Italien noch seine hin und wieder grau werdenden Haare

[1] Stein war im Sommer nach W. zurückgekehrt und hatte dort seine Verhältnisse, wo man ihn gern als Erzieher des Erbprinzen behalten wollte, zum Mißvergnügen namentlich der Herzogin Louise gelöst, auch Schillers zu Ende August besucht. Er war nun in Breslau angestellt.

[2] Das Ende in den „Briefen", S. 140 ff.

[3] Preußischer Gesandter in Dresden, der sich später um die patriotische Erhebung in Schlesien große Verdienste erwarb. Körner an Sch. IV, 62., lit. Nachlaß II. S. 317.

haben etwas daran verändert. Er hat mir gute Nachricht von Körners gegeben, die mir sehr lieb und achtenswerth sind. Körner hat einen von den großen Charakteren, die überall selten und am seltensten in Breslau sind.

Ich höre mit viel Freude, daß Amelie Imhof ihre Talente entwickelt. Sie schreibt mir zuweilen, und das wirklich klassische Briefe. Meine Mutter aber macht mir in ihren Erzählungen von ihr nicht dieselbe Freude, denn sie beschreibt mir sie als ein selbstgenügsames Wesen. Auch Wolzogen sagt mir, daß sie etwas Zurückstoßendes habe, und daß man sich erst an sie gewöhnen müsse, um sie genießen zu können. Wenn Sie mir einmal wieder schreiben, so lassen Sie mich doch auch Ihr Urtheil über Amelie hören. Ich wollte, Alexander Humboldt heirathete sie, denn wenn sie heirathet, so muß sie, um glücklich zu sein, auch ein Genie zum Mann haben.

Ueber die Begebenheiten unsres Freundes Knebel, eines élégant savant et homme du grand monde, habe ich sehr gelacht. Wenn mir es nicht sehr glaubwürdige Leute geschrieben hätten, so würde ich es für ein Mährchen halten, daß er in einem einsamen Bergstädtchen vis-à-vis von einer passierten Actrice [1] und einigen Kindern ..... lebt. Doch höre ich, daß jetzt in seinem Haushalt eine Veränderung vorgegangen ist. Möge sie doch zu seinem Vortheil ausschlagen; denn ich fürchte, daß er nach ein paar Jahren sehr unglücklich sein wird.

Lotte an Fritz. Jena, 23. November 1798. [2]

Graf Geßler wird ewig so bleiben und genießt sein äußeres, reizendes Leben sehr wenig. Eine Lage, wo er seine Kräfte brauchen müßte, würde ihm die Zeit nicht lassen, über sich selbst nachzugrübeln, und er würde glücklicher sein im Gebrauch seiner Kräfte

[1] Kn. hatte am 9. Februar Louise v. Rudorf, geb. 7. Juni 1776, frühere Kammersängerin der Herzogin Amalie, geheirathet und lebte mit ihr in Ilmenau.

[2] Nicht „October" wie in den „Briefen" S. 144 gedruckt steht.

als jetzt, da er von einer Liebhaberei zur andern schweift, ohne festen Geschmack und festen Willen.

Knebels[1] Lage ist mir betrübt genug, und er dauerte mich, wenn er sich nicht so garstig gegen seine Schwester betragen hätte. Er soll aber recht vergnügt sein, sagt man.

Jena, 21. Februar 1799.

Daß ich beinahe fünf Wochen in Weimar war, wissen Sie wohl; wie es mir wohlthätig war, mich der Nähe, des Umgangs Ihrer Mutter zu freuen, werden Sie glauben ohne meine Versicherung. Ich war beinahe jeden Tag bei ihr, und manche stille Stunde verging uns in einem Gespräch über Sie. Ihr Bruder und seine Frau waren eben auch da, und ich habe mich über beide gefreut.

Die übrige Weimarische Welt ist noch eben wie sonst. Die Jugend nur ist anders, und auf dem Klubb, wo ich mit Ihrer Mutter war, sah ich lauter junge neu entwickelte Schönheiten, unter denen sich Käthchen[2] sehr auszeichnet; sie ist sehr hübsch, hat auch etwas Biegsames bekommen; sie scheint die Talente für das Leben zu haben und zur Verzierung des Körpers anzuwenden, die ihre Schwester für den Geist besitzt und anwendet, und wird die Gesellschaft auf eine andere Art mit sich beschäftigen.

Amelie hat wieder ein großes Gedicht gemacht,[3] wo sie viel Verstand und Talent zeigt und eine einfache schöne Sprache. Ich bewundere recht, wie sie in dem abhängigen Leben, wo sie von so vielen Umständen abhängt, bei der Kränklichkeit ihrer Mutter, so viel Ruhe des Geistes noch behalten kann und so viel hervorzu-

[1] Er war mit seiner Schwester der Heirath wegen zerfallen, auch das Verhältniß zu Goethe war kühler, das zu Herder inniger geworden. Der Brief Lottens, „Briefe von Schillers Gattin S. 63", 24. Jänner 1799 scheint ein falsches Datum zu tragen.

[2] v. Imhof, Steins Cousine.

[3] Die Schwestern von Lesbos für den Musenalmanach von 1800, über die Schiller am 19. März (an Goethe Nro. 591) sich sehr günstig äußert.

bringen. Ihre Großmutter[1] ist noch immer liebenswürdig und macht einem die Aussicht auf das Alter nicht trüb.

Unser guter Fischenich mag viel leiden, auch von dem traurigen Krieg; ich weiß nichts Näheres von ihm, aber ich ahne alles Traurige, was ihn treffen kann. Wir hätten es nicht gedacht, wie wir so entzückt über unsere Heimath sprachen, ein Jedes bei unserer Tischgesellschaft, daß den armen Fischenich so viel Leiden erwarten könnten in seinem schönen Bonn. Göriz ist noch immer ein trauriger Vikarius, wo er 8 Gr. die Woche einnimmt, aber Essen bekommt und Wein hoffentlich. Das Köpfchen,[2] das jetzt ein gemachter Mann ist und Hausherr, hat sich mit mir an die vorigen Zeiten erinnert; er selbst hat sich übrigens nicht viel geändert, nur mehr Sicherheit im Urtheil hat er. Seine Frau ist ein gutes Geschöpf, aber, unter uns gesagt, sehr beschränkt und wenig kultiviert, doch versteht sie die Kunst zu schweigen und meint es so herzlich gut, daß man Wohlwollen für sie fühlt.

Wissen Sie es, daß Schleußner todt ist? Er hat einige Jahre an der Schwindsucht viel gelitten.

Fritz an Lotte. Breslau, 8. Mai 1799.

Ziemlich matt und kraftlos verließ ich vor etwas mehr als vierzehn Tagen Breslau, um mich bei einem Freunde auf dem Lande von dem Fieber zu erholen, welches mich die Hälfte vom Winter auf mein Zimmer einsperrte, und ich setzte mir vor, Ihnen von dort für Ihr freundschaftliches Andenken zu danken; allein ich bin nur Augenblicke in meinem Zimmer gewesen und habe den ganzen Tag im Freien herum geschwärmt, um mich an der lang entbehrten Luft zu sättigen. Doch blieb ich lange matt, und da ich ein sehr irdisches Wesen bin, bei dem Leib und Seele gar genau zusammenhängt, so fühlte ich mich so muthlos, daß ich

[1] v. Bernstorff.
[2] Wahrscheinlich Professor Niethammer. S. Andenken an Fischenich S. 54.

mich vor meinem ersten Vortrag auf der Kammer[1] fürchtete, daß ich mich vor einem Pferde meines Wirthes fürchtete, welches ich sonst oft geritten. Schillers Don Carlos hat viel beigetragen, mich von dieser Krankheit der Imagination oder der Nerven, nennen Sie es wie Sie wollen, zu heilen. Ich habe ihn auf meinen Spaziergängen wieder einmal gelesen und mich an dem Geist, an der Stärke, an dem Schwung der Empfindungen, die darin herrschen, gestärkt. Was für ein Glück müßte es sein, so geliebt zu werden, wie die Eboli liebt, einen Freund zu haben, wie den Posa, eine Frau, wie die Königin.

Ich bewohne jetzt einen Garten, dessen Obstbäume alle in der Blüthe stehen, und der eine reine Luft hat.

Lotte an Fritz. Weimar, 5. December 1799.

Ich schreibe Ihnen nur einige Zeilen, um ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich war lange krank und fühle jetzt erst, wie nahe ich war, das Leben ganz zu verlassen. Ich denke mir meine Krankheit wie die Ihrige vom vorigen Winter, denn es war ein hitziges Fieber.

Daß ich eine kleine Tochter habe, wissen Sie wohl; ich muß nun recht suchen, mir gleiches Ansehn in meiner Familie zu verschaffen, weil die Söhne unbildsamer sind, und die Töchter weichmüthig und lenksam, und zum handelnden Leben in der Wirklichkeit mehr bestimmt.

Seit ein paar Tagen sind wir hier; ich wohne noch einige Tage bei Ihrer lieben Mutter, die so gnädig ist, mich aufzunehmen, weil mir die Ruhe und Aufmerksamkeit auf meine Person jetzt sehr nöthig ist, und wir noch Zeit brauchen, uns hier einzurichten. Ich bin ganz von Schiller und der kleinen Familie getrennt für jetzt.

Daß es mir wohlthätig ist, bei der geliebten Mutter zu sein,

[1] Bei der Kriegs- und Domänen-Kammer, wo er seit 1799 als Rath angestellt war.

werden Sie wohl fühlen, denn Sie wissen, wie ich sie liebe. Ich finde mich nun nach und nach selbst wieder in ihrer Nähe, und so hoffe ich, eine frohe Lebensweise anzutreten; denn die Existenz in Jena wurde mir zuletzt recht lästig, weil ich mich so fremd fühlte.

Für heute mögen Ihnen diese Zeilen genug seyn. Es ist der erste so lange Brief seit langer Zeit, den ich schreibe. Sie sind oft der Gegenstand unserer Unterhaltung. Die liebe Mutter wartet auf mich, um Kaffee zu trinken, es ist ein wichtiges Geschäft bei uns Frauen, das wissen Sie wohl, und ich muß abbrechen.

Fritz an Lotte. Breslau, 15. December 1799.

Es hat mich unbeschreiblich gefreut, von einer Freundin wie Sie sind, und die ich zu verlieren fürchtete, einen Brief zu bekommen, der mich beruhigt, indem er mir Ihre fortschreitende Genesung berichtet. Ich wünschte jetzt bei meiner Mutter zu sein, um auch das meinige zu Ihrer Pflege und Wartung beitragen zu können.

Sie werden wissen, daß ich nunmehr auch Landwirth worden bin, welches meine Beschäftigungen vermannichfaltigt, mich aber auch ein wenig zerstreut. Ich bin aber, wie mir scheint, nun einmal nicht zu einem wissenschaftlichen, noch spekulativen, noch erfindenden, sondern zu einem handelnden Menschen geboren, und vermehre daher gern meinen Wirkungskreis.

Ich habe mich seither viel mit Architektur abgegeben, welches mir jetzt, da ich ein Haus auf meinem Gute zu bauen habe, von Nutzen ist. Im Landschaftszeichnen bin ich nicht fleißig gewesen, doch gebe ich es nicht auf, weil es Aufopferung der Zeit wäre, die ich bereits darauf verwendet habe. Nächsten Sommer erwarte ich hier einen guten Künstler von Dresden, sein Name ist Veith, und mit seiner Hülfe denke ich etwas weiter zu kommen in der Kunst.

Mein dießjähriger Winter ist von sehr ernsthafter Art. Der Tod der Gräfin Maltzahn von Lissa, die mir, so wie allen ihren

Bekannten, sehr werth war, hat nicht allein die Societät getrennt, in welcher ich lebte, sondern auch die öffentlichen gesellschaftlichen Vergnügungen unterbrochen, welches mir lieb ist, da es mir in dem einsamen Leben gefällt.

Es ist mir jetzt gar nicht wohler, als zu Haus oder in der freien Luft. Ich glaubte einmal, ich könnte gar nicht leben, ohne einige Freunde um mich zu haben, und doch wüßte ich nun Niemand hier, dem ich zutraute, daß er ein Frühstück für mich aufopferte, obgleich vielerlei Leute mir ihr Wohlwollen bezeigen.

Lotte an Fritz. Weimar, 15. März 1800.

Ich wollte Ihnen schon länger schreiben, lieber Freund, aber anfangs hielten mich manche Geschäfte ab, und seit einigen Wochen eine traurige Stimmung. Vor vier Wochen wurde Schiller recht krank, er bekam einen Anfall von Schleim- und Nervenfieber; den Husten hat er noch stark, aber doch hoffe ich, daß er sich nun, wenn das Wetter milder wird, schnell erholen soll. Daß ich dabei viel gelitten, begreifen Sie. Ich blickte zuweilen nach dem stillen Platz hin, dem ich entgangen bin, und er hatte nichts Schreckliches für mich. Jetzt erwacht die Lust am Leben aufs Neue stärker in mir, und ich hoffe, mich mit Schiller und meinen Kindern noch lange des Lebens und meiner Freunde zu freuen.

Was Sie an der Gräfin Maltzahn verloren haben, fühle ich. Sie war ihre Freundin; ich segnete sie oft im Herzen, daß sie Ihnen etwas war und Ihnen Ihren Aufenthalt lieb machte, und in die Stelle Ihrer älteren Freundinnen trat, die gewiß nicht weniger für Sie fühlen, als die neueren. Ich habe sie mit der lieben Mutter beweint, und es hat mich nicht leicht ein Todesfall mehr geschmerzt; sie war mir nicht fremd als Ihre Freundin. Ihre Briefe an die liebe Mutter, die sie während Ihrer Krankheit schrieb, machten sie mir sehr werth. Unsre ähnlichen Zustände, Alles brachte mir sie in ihrem Wesen näher, und es ist mir, als hätte ich eine Freundin verloren.

Meine kleine Karoline, die auch ihrer Mutter bald das Leben gekostet, wird sehr groß und schön, wie wenige Kinder ihres Alters; ich freue mich mit einer eigenen Rührung über das kleine, ruhige, reine Gesicht, das nichts von den Schmerzen und den Sorgen noch ahnet, welche sie mir, welche sie Schiller bei ihrem Eintritt in die Welt gab.

Ich möchte, Sie kämen zu uns, lieber Freund; mir ist es recht sehr wohl hier; die Nähe Ihrer geliebten Mutter ist mir ein Glück, daß ich zuweilen fürchte, ich träumte es nur; wir verleben manche Stunde zusammen, und ich muß sie oft sehen, sonst sehne ich mich; an so etwas lernt mein Herz sich nicht gewöhnen. Meine Schwester, die ich liebe, sehe ich auch oft. Goethe und Meyer, die Schiller fleißig besuchen und treuen Antheil an uns nehmen, sind noch Hauptgestalten an unserem hiesigen Familiencirkel. Uebrigens freue ich mich auch der andern Menschen, denn man ist so gut gegen uns, so theilnehmend, daß ich dankbar sein muß.

Ich selbst habe mich ziemlich erholt; ich bin nicht mehr so stark, aber ich sehe wieder aus wie sonst und fühle mich auch leicht. Ich hatte oft eine Sorge in meiner Krankheit, es dünkte mir, ich sähe ganz alt aus; meine Augen waren unbeweglich, und mein ganzes Gesicht verzogen, so war mirs. Sie haben mich auch in der Phantasie einmal sehr betrübt; Sie sind auf einem Schimmel vor meinem Bett herum geritten und haben laut gerufen, daß die Lolo Sie nichts kümmerte, das habe ich sehr übel genommen.

Viele meiner Phantasien kommen mir wieder jetzt wie Träume ins Gedächtniß. Die Güte Ihrer lieben Mutter, bei der ich vierzehn Tage hier anfangs zubrachte, hat mich mehr gestärkt und zu meiner Erholung beigetragen, als viele Mittel.

Dem Frühling sehe ich mit Sehnsucht entgegen, auch Schillers wegen doppelt. Wir werden das ganze Jahr wohl hier bleiben und den Garten vermiethen. Das Haus ist zu enge für drei Kinder; jetzt zu bauen ist nicht rathsam und kostet zu viel. Ich habe noch keinen Sommer und Frühling hier erlebt und denke,

es soll artig sein und erfreulich im Park, wo doch die Kinder auch existieren können.

Wir wohnen in Oertels alter Wohnung, aber die Kalb, die zuletzt da wohnte, hat ihre Spuren verdrängt, und man wird nicht mehr an sie erinnert. Unter uns wohnt die Tante,[1] die artig, freundlich und gut ist, die mir viel Freundschaft erzeigt. Der Onkel spielt auf dem Basset und bringt oft recht weinerliche Töne hervor. Das Instrument hat mir etwas Ungeselliges, ob es gleich mit Accompagnement sich gut ausnimmt, und es stößt so traurige, tiefe Töne heraus, daß es einem dünkt, als könnte es dem Gemüth nicht wohl werden, das seine Stimmung so ausspricht.

Die junge Welt ist ganz verändert, und es giebt lauter neue Schönheiten. Es ist ein Engländer hier,[2] der übrigens keine musterhaften Aussprüche thut, aber die hiesige bewegliche Gesellschaft hat er doch gut charakterisiert, denn er sagt, wenn man so eine Colonne durchginge auf den Bällen, so wäre es, als wenn eine ganze Pensionsanstalt tanzte; die Mädchen sind alle noch wie Kinder in seinen Augen.

Daß Sie so fleißig zeichnen, freut mich sehr; machen Sie mir die Freude und schicken mir eine Zeichnung von Ihrem neuen Besitz. Ich freue mich darüber, und Sie sind gewiß ein guter Gutsherr, aber ich möchte, es wäre dieß schöne Gut uns näher!

Schiller grüßt Sie herzlich. Sie bleiben uns immer lieb und werth.

Fritz an Lotte. Breslau, 1. April 1800.

Sagen Sie dem Goethe und Meyer, daß mich sehr verlangt, zu hören, wie es ihnen geht. Und dem Goethe bitte ich Sie ein Anliegen von mir vorzutragen. Er besitzt nehmlich ein Alphabet lateinischer Buchstaben in Messing ausgeschnitten.[3] Ich wünschte eine Copie davon ebenfalls in Messing zu haben.

[1] Frau v. Schardt.

[2] Lawrence, der später in Valenciennes gefangen gehalten wurde. Lit. Nachl. II., 208.

[3] Die Antwort vom 31. Juli in den „Briefen" S. 153.

Lotte an Fritz. Weimar, 17. Februar 1801.

Daß Goethe so krank war, wissen Sie.[1] Wir haben viel Angst seinetwegen gehabt. Es war eine Hirnentzündung nahe, und Stark hat ihn allein durch seine Schnelligkeit gerettet, hat eine starke Aderlaß thun lassen, die ganz entscheidend war. Wenn ich auch nicht fühlen könnte, was wir an Goethens Geist verloren hätten, so würde mir sein Verlust unendlich schmerzlich gewesen sein um Schillers willen, der in seiner Freundschaft durch die Nähe seines Geistes so reich ist, und der Niemanden wieder finden könnte, an den er sich so anschlöße. Auch liebe ich Goethe so herzlich, daß ich mir die Welt ohne ihn schwer denken kann. Ob ich ihn hier gleich weniger sehe als in Jena, so lebe ich doch mit seinem Geist durch Schillers Mittheilung. Schiller ist fast täglich bei ihm. Daß wir Frauen nicht so sans façon in seinem Hause Eintritt haben können und wollen, hängt von seinen inneren Verhältnissen ab. Obgleich Schiller selbst nie die Dame des Hauses als Gesellschafterin sieht und sie nie bei Tisch erscheint, so könnten doch andere Menschen es nicht glauben, daß sie sich verbärge, wenn unser eins auch diese Gesellschaft theilte. Sie wissen am besten, wie die Menschen hier sind, wie sie lauern u. s. w. Man wäre vor tausend Erdichtungen nicht sicher.

Herr von Reibnitz hat mir recht gefallen; er hat einen gebildeten, artigen Ton, wie ihn die Soldaten doch sollten haben, und was ihn mir noch angenehmer machte, ist, daß er sehr gut von Ihnen spricht und Sie liebt. Die kleine Tante, bei der ich ihn sah, hat mir in dem Enthusiasmus der Freundschaft ihn auf eine sehr empfehlende Art vorgestellt. Auch von Ihnen hat sie sehr warm gesprochen, und sie war einmal eine gute Patriotin und hat doch eines Deutschen Verdienste anerkannt.

Daß wir Ihnen Frauen aussuchen möchten, hat Reibnitz wohl erzählt. Die Tante brachte manche in Vorschlag, die mir nicht recht waren; kurz, Reibnitz mag wohl gedacht haben, wir mischen

[1] Goethe XXVII. S. 75. Schiller an Körner IV. S. 205.

uns in Dinge, die die Zeit und Sie selbst, trotz unsrer Mühe, am besten entscheiden könnten und würden.

Daß Käthchen ihren Bräutigam verloren, wissen Sie wohl? Sie hat mir recht leid gethan, denn in der frühen Jugend schon verlieren, was man liebt, ist traurig! aber wer es mit kaltem Blute ansieht, mußte doch finden, daß die Partie nicht sehr vortheilhaft hätte werden können. Denn der junge Haren,[1] so gut er war, hatte nichts für sich als seinen geraden, guten Sinn, keine Talente noch Bildung, um das spätere Leben reich zu machen, und Käthchen, die auch mehr fürs Leben gebildet ist, hätte bei ihm, wenn die erste Liebe vorüber gegangen, nicht viel Ersatz für den Verlust der Jugend gefunden, und es hätte dahin kommen können, daß sich beide Theile recht ennuyiert hätten. Auch hätte er wahrscheinlicher Weise doch an der Schwindsucht nach einigen Jahren sterben müssen, und sie hätte ihn vielleicht verloren mit Kindern, die ihren zu früh verlorenen Vater noch schmerzlicher vermißt hätten. Der gute Stiftsprediger Schäfer starb an einem Tage mit Haren und hat seine Frau und drei kleine Kinder trostlos zurückgelassen. Ihm selbst ist das Sterben sehr schwer geworden, und einen Tag vor seinem Tode soll er entsetzlich ängstlich gewesen sein. Ich kannte ihn nicht viel, aber er hat mir unendlich leid gethan.

Meine Erzählungen werden Sie nicht aufheitern. Also lieber von etwas Anderem. Von uns kann ich Ihnen nur gute Nachrichten geben. Schiller ist diesen Winter recht wohl gewesen und geht wie ein anderer Mensch auf der Straße und in die Comödie. Er sieht auch wohl aus, er ist thätig, und es erscheinen viele Produkte in diesem Jahr von ihm, neue und alte neu herausgegeben.[2]

Ihre Reise auf das Wallensteinische Gut hat mich recht interessiert. Auf Ostern wird auch Maria Stuart gedruckt erscheinen. Ich selbst bin auch wohl und lebe hier recht vergnügt; ich bin

[1] Dessen Aussichten Seckendorf vertrieben. Lit. Nachl. II. 237.
[2] Sch. an Körner IV. S. 205.

gesellig und doch unabhängig. Ihre liebe Mutter sehe ich so oft ich kann, und jeden Tag fühle ich mich glücklich, den Wunsch erreicht zu haben, mit ihr an einem Ort zu leben. Jetzt vergeht leider mancher Tag, wo ich sie nicht sehen kann, weil ihre Familienverhältnisse sie binden. Ihre Schwägerin ist eine sehr gute Frau, und Ihr Bruder ist glücklich mit ihr.

Die Stallmeister Seebachen ist auch ein sehr gutes Wesen; ich liebe sie sehr. Die Stein'sche Familie weiblicher Seite ist sehr brav; sie haben keine große Bildung, aber natürlichen Verstand und große Gutmüthigkeit, und sind einfach und gerade. Die Männer der Familie kennen Sie; der hiesige Stein ist sehr gut und brav, und mir in seiner Art sehr merkwürdig. Schiller hat auch ein großes Tendre für ihn und behauptet, er erinnere ihn an einen Wilden des Orinoco. Auch fürchtet er, in zwanzig Jahren gäbe es diese Race Menschen gar nicht mehr. Der Husar, der jetzt hier ist, übertrifft alle Erwartung, die man sich von ihm, wenn man seinen Bruder kennt, machen konnte.

Ich habe Sie schon längst fragen wollen, ob man nichts mehr von Garvens Schriften sehen wird? Hatte er gar keine hinterlassen? Ich glaube freilich wohl, da er sehr langsam arbeiten konnte, so wird er wohl nicht große Vorräthe haben, denn er ließ doch oft etwas drucken nach Verhältniß seiner Thätigkeit. Aber es wäre doch interessant, auch nur Fragmente von ihm noch zu besitzen, die sein Andenken lebendig erhalten. Er war so ein guter moralischer Mensch.

Ich habe die liebe Mutter veranlaßt, Ihnen das Weimarische Taschenbuch durch H. v. R. zu schicken, weil das kleine Stück von Goethe [1] sie freuen würde. Ich hatte wohl Recht? Es ist in einem so hohen einfachen Sinn gedacht und die Ausführung so schön. Ich kenne wenig Sachen von Goethe, die ich diesem an die Seite stelle, von seinen späteren Produkten nämlich. Meyer hat eine Zeichnung gemacht; ich hätte Ihnen dazumal gern das Kupfer

[1] Palaeophron und Neoterpe.

geschickt; es war aber nicht fertig, heute erhalte ich es erst. Das Costüm der Spielenden war fast so. Brühl war ganz so angezogen wie der Alte, nur kein Gold war an seinem Anzug. Die Wolfskeel war auch ganz weiß, so auch die Kinder, und Griesgram und Haberecht waren schwarz und braun; sonst können Sie Sich, da Sie die spielenden Personen kennen, doch ein Bild machen durch die Zeichnung. Die zierliche Gestalt der Wolfskeel hätte Meyer billig beibehalten sollen; die weibliche Gestalt und die der Kinder sind doch ein wenig zu plump. Ich begreife nicht, wie Meyer, der so richtig sieht, selbst so etwas dulden kann.

Ich muß mich zur Redoute präparieren. Ich tanze gar nicht mehr, also habe ich keine großen Anstalten nöthig; aber er kostet doch Zeit, der weibliche Staat. Sie werden wissen, daß das hiesige Rathhaus, in Stadthaus verwandelt, jetzt einen schönen Saal hat, wo die Redouten sind. Es ist Alles sehr zierlich, nur ein bischen eng für die vielen Menschen. Ich muß meine Cousine[1] hinführen, die auf einige Monate hier ist, um hier singen zu lernen bei der Jagemann. Die Cousine ist Hofdame in Rudolstadt, und die Fürstin hat so eine Freude am Gesang, daß sie ihren Aufenthalt hier erlaubt.

Meine Mutter ist immer am Hof und sehr glücklich. Die Fürstin, bei der sie jetzt ist, liebt sie sehr.

Gleichen lebt mit seiner Frau auch am Hof und erzieht den Prinzen. Dies sind lauter Dinge, die Sie wohl nicht wissen.

Ich war diesen vorigen Sommer vierzehn Tage in Rudolstadt, wo übrigens Alles langsam der Aufklärung entgegen reift. Wer sich aufklären könnte, ist phantastisch, und die Andern sind entweder zu sehr für sich eingenommen oder zu unvermögend. Es ist ein sonderbarer Contrast zwischen hier und Rudolstadt.

Fritz an Lotte. Breslau, 31. Oktober 1801.

Meine letzte Reise in die väterlichen Gegenden hat mich wahrhaft gestärkt und ermuntert, ja zu einem nutzbareren Menschen

[1] Christel v. Wurmb.

gemacht, als ich es in dem verflossenenen Sommer war. Manche meiner Freunde hatten an meiner Rückkehr nach Schlesien gezweifelt und empfingen mich um so herzlicher.

Seit ich Sie verließ, wertheste Freundin, sah ich in Leipzig die Jungfrau von Orleans und las sie erst hier. Die bürgerlichen Trauerspiele, die wir seither am meisten auf dem deutschen Theater gesehen, haben uns so sehr herabgezogen aus der höheren Sphäre dieser Dichtung, daß ich mich nicht so gleich bei der ersten Vorstellung mit des Dichters Forderung, Wunder zu glauben, versöhnen konnte; doch als ich es las, veränderte ich meine Meinung hierüber, indem ich zugleich zu der überging: daß dieses Stück nicht den bescheidenen Namen eines Trauerspiels, sondern den einer dramatisierten Epopöe verdient. Das schöne Titelkupfer drückt, wie mich dünkt, den Charakter der Jungfrau sehr richtig aus. Es ist eine vollkommene Natur ohne ein weiblich warmes Herz, und so ist sie ganz geschaffen zu einem Organ und Werkzeug höherer Macht. Ein Blick; ein vorübergehendes Gefühl und Schonung ihres Königs Feindes ist ja nur die ganze Sünde, die ihren Fall bereitet. Wie schön ist das Lob des Dichters aus des Königs Munde, wie herrlich, kraftvoll und groß ist der Tod des Atheisten Talbot, nebst Dunois und Karls Worten nach demselben, wie reizend erhaben zuletzt die Apotheose der Jungfrau aus ihrem eigenen Munde. An der streitlustigen Jungfrau Stelle hätte ich Montgomery's Leben nicht so lange, als sie thut, gefristet; angenehm erinnerte mich jedoch diese Stelle an den Achilles im Kampfe mit den Flüssen, der mit (wo ich nicht im Namen irre) Lykaon, Priamus Sohn, ein ähnliches Gespräch führt.[1]

Man fragt mich hier, ob ich nichts von Schillers Wilhelm Tell wisse. Ist dieser schon seiner Vollendung so nahe?

Ich möchte mich gern mit den Schlegelischen Schriften in einige Bekanntschaft setzen. Allein ich habe so viel widerwärtig sonderbare Ideen als ihre Erfindung anführen hören, daß ich mich

[1] Ilias 21, 34 ff.

nur mit einer scheuigen Neugier an diese kecken Schriftsteller wage. Ich möchte sie wohl von ihrer besten Seite kennen lernen und bitte Sie daher, den Schiller gelegentlich um einige Anweisung über ihre besten Schriften für mich zu bitten. Recht angelegentlich und herzlich versichern Sie, liebe Freundin, den Schiller meiner Verehrung und Liebe und schreiben mir recht bald von Sich, von ihm und Ihren Kindern.

Lotte an Fritz. Weimar, 2. Jänner 1802. Abends.

Da Schiller bei Goethe ist diesen Abend, die Kinder ruhig neben mir Bilder ansehen, so habe ich Muße und freue mich, sie so gut anzuwenden, um mit Ihnen zu plaudern. Es ist in dieser Zeit ein ganzes Heer von Uebeln über mich ergangen, und Sie werden es auch meiner Schreiberei ansehen. Ernst fing an im Hause und bekam die Masern, da hat mich die Pflege und Sorge (denn er war bedeutend krank) schon angegriffen, und wie er wieder besser war beinahe, wurde ich und Karl und das kleine Töchterchen an einem Tage krank. Das Traurigste war mir, daß ich unvorbereitet die Treppe hinunter ging in Schillers Stube, und wie ich mich ansehe, so sehe ich mich voller Masern. Ich hatte schon den Husten und war krank, aber auf so etwas war ich nicht vorbereitet, und glaubte, diese Krankheit schon überstanden zu haben. Nun war mir dieses so traurig, von meinen Kindern getrennt zu sein und sie selbst krank zu wissen, ohne meine Pflege und Sorge. Dies machte mir meinen Zustand noch unerträglicher. Zudem war ich ganz allein; weder Karoline noch meine Mutter durften mich besuchen. Hier haben Sie meine Unglücksgeschichte, die zugleich die Entschuldigung enthält, warum ich Ihnen nicht noch im alten Jahr geschrieben. Ich that es sehr oft in Gedanken, denn Ihr Brief hat mich unendlich ergötzt.[1]

Ach ich darf nicht daran denken, daß Sie in unsern Gegenden nicht mehr einheimisch sind! Diese Aussicht, in Ihrer Nähe zu

[1] Hier folgt die in den „Briefen" S. 157 abgedruckte Stelle.

leben, mich an Ihrer häuslichen Existenz zu erfreuen, Theil zu nehmen an den Begebenheiten Ihres Familiencirkels, wäre mir eine große Freude gewesen. Jetzt, wenn Sie noch so glücklich sind, so habe ich doch nicht die Freude, es zu sehen. Da wäre ich auch wieder zu Ihnen nach Kochberg gekommen, jetzt mag ich nicht hin. Wir hätten die Zeiten der Jugend wieder gefunden in der Erinnerung. Die Zwetschenbäume stehen wohl noch, woran ich wollte meine Entsagung üben? Der Kahn, auf dem Sie mich im Teich ohne Hülfe ließen, ist wohl auch noch dort? Alle diese Scenen unserer spätern Kindheit hätten wir in unsern Kindern wieder aufleben sehen. Ich stellte Sie mir immer als einen guten Familienvater vor und dachte Sie mir gern unter Ihren Kindern mit einer freundlichen zierlichen Frau und lustigen Familie in unsrer Nähe. Diese Träume sind nun alle durch Ihre jetzige Bestimmung vereitelt. Ob ich mich gleich freue, daß Sie glücklich sind, daß Sie zufrieden und thätig in Ihrer jetzigen Lage leben und wirken können, und auch glücklich sind, so möchte ich wohl es doch wünschen, daß Sie lieber bei uns dies Alles hätten, als wo anders. Man findet nicht leicht so gute, kluge, einfache Menschen, wie Sie. Sie nehmen das Leben so gut und sind so thätig für die Welt; der Antheil und die Freude am Gedanken, Nutzen bringen zu können, ist so tief in Alles verwebt, was Sie unternehmen; dies freut mich an Ihrem Wesen. Sagen Sie mir doch ja, ich bitte Sie sehr, ob Sie Graf Geßler gesehen haben? Er ist in Schlesien schon seit dem November. Er wollte, dünkt mir, nach Reichenbach, dort ganz einsam leben. Ich habe ihn recht lieb gewonnen,[1] und sein hülfloser, verlassener, einsamer Zustand schmerzt mich, weil er eigentlich recht glücklich sein könnte in einem freundlichen Familiencirkel, wo er gepflegt und physisch und moralisch getragen werden könnte, und wo er bilden könnte auf seiner Seite. Wenn Sie ihn vielleicht bald sehen, so grüßen Sie ihn herzlich von

[1] Bei dem Besuch in Dresden im vorigen Sommer. Sch. an Körner IV. S. 234.

uns; sagen Sie ihm, wir wünschen recht, etwas von ihm zu hören, weil wir durch Körners jetzt nichts von ihm hören. Wenn ich ihn zu finden wüßte, so würde ich ihm selbst schreiben und um Nachricht von ihm bitten; er liegt mir wirklich recht am Herzen.

Wenn Sie auf dem Breslauer Theater vielleicht ein neu bearbeitetes Stück von Schiller, Gozzi's Turandot, sehen wollten, so könnte es das Theater haben. Zur Herzogin ihrem Geburtstag wird es hier gespielt werden. Schiller hat es äußerst interessant behandelt; er hat es in Jamben gebracht und manches gar zu Individuelle der Italiener verwischt; aber es hat gewiß gewonnen. Das Sujet ist sehr günstig zur Bearbeitung. Es ist nur ein Einfall von mir, wenn man es aber in Breslau spielen kann, so wird es Schiller wohl geben.

Es gibt hier theatralische Unterhaltungen aller Art. Bei Kotzebue ist Donnerstags immer Gesellschaft;[1] da werden Sprüchwörter dramatisiert und allerlei Späße gemacht, auch Scenen aus der Jungfrau sind gespielt worden, wo Amalie die Heldin war, und die prophetischen Stellen ihr recht gut gelangen, aber die, wo Gefühle zur Sprache kommen sollten, nicht so ausgesprochen wurden.

Fritz an Lotte. Breslau, den 29. März 1802.

Bevor ich Ihren gütigen Brief beantworten konnte mußte ich erst Ihren Fußstapfen folgen und auch die Masern bekommen. Sie haben mich nicht sehr angegriffen, nur behalte ich noch einen Husten, der sich bisweilen zeigt. Im Uebrigen nehme ich zu.

Durch meine Mutter werden Sie wissen, daß ich meine entlegne Besitzung gegen ein Gut hier bei Breslau vertauscht habe. Es ist dieses ein glückliches Geschäft für mich gewesen, und ich habe dabei nicht allein an der Benutzung meines Capitals, sondern auch an Annehmlichkeit des Lebens gewonnen. In drei Tagen denke ich ganz auf dieses Gut für den Sommer zu ziehen und alle Tage zu den Kammer-Sessionen herein zu fahren.

[1] Henriette an Knebel, S. 142.

Ich habe diesen Winter nicht angenehm zugebracht. Nach den glücklichen paar Wochen, die ich im Herbste in Weimar verlebte, kam es mir hier so herzlos und leer vor. Ich bin sehr alt geworden und glaube beinahe die größte Hälfte meines Lebens hinter mir zu haben. Es freut mich jedoch der Sommer so sehr, als ob es der erste wäre, den ich zu erwarten hätte.

Was werde ich pflanzen und säen, ordnen und einrichten! Möchten Sie doch, gütige Freundin, mich in meinem freundlichen kleinen Haus zu Strachwitz auch einmal mit dem Schiller besuchen können.

Meiner Mutter kann ich nicht recht geben, wenn sie sich durch den Besuch der guten Amelie belästigt findet. Sie ist so bescheiden und artig, daß sie gewiß meiner Mutter keine Unbequemlichkeit, die sie nur ahnen kann, verursacht. Ueberdies glaubt mein Bruder, daß mich meine Mutter mehr liebt als ihn, und ist sehr disponiert zu glauben, daß wir ein Geheimniß vor ihm hätten oder etwas mit einander verabredet hätten. Er würde daher wenn ich mich gegen seinen und seiner Frau Aufenthalt bei unserer Mutter äußerte, glauben, daß dieses ein Auftrag, den ich von ihr erhalten hätte, sei. Geßler ist jetzt bei dem Grafen Stollberg in Peterswalda bei Reichenbach. Ich wollte beide in Peterswalda Ende dieses Monats besuchen, allein mein Gutstausch hat mich davon abgehalten. Stollberg, den ich noch in Frankreich glaubte, trat vor drei Wochen unvermuthet in mein Zimmer. Seine zarte Bildung hat sich nach seiner Reise etwas verloren; er hat nun starke männliche Züge bekommen; sein Herz aber ist noch so treu und bieder wie vordem. Er reist in diesen Tagen ab, um seine Braut heimzuführen.

Dem Director des Theaters habe ich beiläufig gesagt, daß das Stück Turandot von Schiller zu haben sein würde. Er meinte, daß die hiesige Theater-Casse zu arm sei um Schillers Stücke nach Verdienst zu bezahlen. 12 Ducaten sei der höchste Preis, den man bisher für ein Stück gegeben habe und er könne nicht mehr dafür offerieren. Ich glaube, daß, wenn Schiller das Stück hieher senden

und 15 Ducaten dafür verlangen wollte, man sie ohne Zweifel bezahlen würde.

Das Mädchen von Orleans findet hier ungemeinen Beifall, doch war ich noch nicht so glücklich einen Abend, wo es gespielt wurde, frei zu haben, um es zu sehen.

Da Niemand von meinen Freunden mit Goethe umgeht als Sie, so bitte ich Sie ihm zu sagen, daß ich seiner oft gedenke.

Lotte an Fritz. Weimar, den 1. Juli 1802.

Wirklich verdiene ich Ihr Lob, lieber Freund, in einer solchen Zeit Ihnen zu schreiben, und es ist auch nur der Wunsch Ihnen etwas Freundliches zu sagen, der mich diesen Brief unternehmen läßt; denn seit mehreren Tagen ist es recht unheimlich in meinem stillen freundlichen Haus, weil Alles krank ist. Die beiden Knaben haben eine Art Keuchhusten, der zumal Ernst sehr angreift. Ein Kranker nimmt schon alle meine wenigen Kräfte, und nun ist Schiller auch von einem garstigen Husten geplagt, der ihn sehr mitnimmt. Es gibt vielleicht Momente, wenn Alles um mich herum hustet, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Ich selbst bekomme aus Sympathie auch den Husten; doch ist es nur selten.

Nächsten Winter, hoffe ich, soll es auch der lieben Mutter leichter werden, weil Frau von Seebach im Hause wohnt, die ihr manche Details abnehmen kann.

Ueber den Gesundheitszustand der guten Großmama bin ich besorgt. In diesem Alter und bei dieser Schwäche kann man Alles fürchten.

Ich hoffe, wenn Sie wieder nach Weimar kommen, so soll es Ihnen auch bei uns wohl werden. — Unser Haus ist recht freundlich. Das Haus, das die Gräfin Bachof ehemals in der Esplanade bewohnte, haben wir gekauft, und ich freue mich sehr des Besitzes, weil die Lage meinen Augen wohlthätig ist, und ich immer wie in einer Laube sitze. Auch für die Kinder ist es sehr freundlich, und für eine Wohnung in der Stadt hat sie alles Angenehme eines

Gartenhauses, weil die Esplanade unser Garten ist. Der Einzug, das Arrangement des Hauses, die Veränderungen, die wir machen mußten, haben uns viel Zeit und Ruhe geraubt, besonders Schiller, der noch nicht zu einer fruchtbaren Stimmung kommen konnte; da die Thätigkeit des Geistes sein höheres Leben ist, so ist es ihm noch nicht recht hell und gemüthlich. Ich fühle diese Stimmung immer mit, und mir ist nie wohler, als wenn ich Schillers Geist in einer Thätigkeit weiß, die ihn erhebt. — In ein paar ruhigen freien Wochen läßt sich viel nachholen (denn Zeit und Muße kosten die gesellschaftlichen Verhältnisse); denn Alles ist verreist und will reisen. Ich selbst auch werde in meine Vaterstadt reisen, wenn Alles bei mir wieder wohl ist. In meinem geliebten Cirkel in Rudolstadt hat sich etwas ereignet, das Sie gewiß auch freut: Gleichens haben eine Tochter, die 14 Tage alt ist, und von wo ich heute einen Gevatterbrief erhielt. Diese Begebenheit ist mir sehr rührend und erfreulich. Die Eltern sind unaussprechlich glücklich.

So ungern ich Ihre liebe Mutter hier vermisse, so würde es mich doch freuen, wenn sie Sie sehen könnte. Ich stelle mir es gar zu freundlich bei Ihnen vor. Ihr Besitz ist mir auch eine erfreuliche Begebenheit; da Sie einmal nicht in unsrer Nähe sein sollen, lieber Freund, so mag ich Sie gern so gut und angenehm umgeben wissen, als möglich. — Ueber Ihr schönes Haus und schönen Wiesen mit den großen fetten Kühen freue ich mich, als wenn sie mein gehörten; Alles, was Ihnen begegnet und erfreut, theile ich mit schwesterlichem Herzen.

Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir in einer ruhigen Stunde aus Strachwitz, damit die Penaten auch meinen Geist gastfrei aufnehmen, wenn Ihnen mein Bild erscheint. Sie müssen auch nicht aus der Gewohnheit kommen mir zu sagen, daß Sie mich nicht vergessen, denn daß Sie es in der That nicht thun, schmeichle ich mir.

Daß meine Schwester in Paris ist, wissen Sie wohl? Sie freut sich sehr über die Kunstwerke und findet die Franzosen allerliebst gefällig in ihrer Heimath. Uebrigens greift sie der Lärmen an.

Schiller hat in diesem Frühjahr seine gute alte Mutter verloren. Diese Begebenheit war ihm schmerzlich.

Goethe ist in Lauchstädt und ist wohl.

Weimar, 24. Oktober 1802.

Die Zeit Ihres Hierseins ist recht schnell verstrichen! Jetzt sind noch schöne Tage, die wir recht genießen; im Park bleibt es recht lang grün; bei Ihnen mag es recht schön sein in Strachwitz!

Ich habe hier einen ländlichen Spaziergang gefunden, den ich auch recht gern habe. Es ist die Wiese, wo man im Winter auf dem Eise fährt; da gibt es eine Pappelallee, wo das Grün, von der Sonne beleuchtet, so freundlich ist; in der Ferne waren weidende Heerden, und die Stadt lag versteckt; da konnte man sich das Dörfchen hindenken. — Ich habe zuweilen eine Sehnsucht auf dem Lande zu wohnen, aber so wenig ich gern in dem großen Haufen lebe und mich verwünsche, so ist mir doch die Möglichkeit lieb, gesellig sein zu können. Auch da ich an Schillers geistiger Thätigkeit so treuen Antheil nehme, und ihm die Einsamkeit auf dem Lande nicht gut wäre, weil er seine Kräfte zu viel brauchen würde, so ist mir die Vorstellung in der Stadt zu leben, im Ernst betrachtet, doch die bleibende.

Schiller umarmt Sie tausendmal. Er liebt Sie herzlich und nimmt treuen Antheil an Ihnen. — Es hat mich sehr gefreut, Sie wieder zu sehen. Ich hoffe es geschieht bald wieder.

Fritz an Lotte. Breslau, 2. Nov. 1802.

Lassen Sie mich bleiben, wie ich bin. Ich bin nicht unglücklich und öfters überdies sehr froh uud glücklich. So lange ich kann werde ich arbeitsam und thätig sein, und dann — werde ich mich gern erinnern, daß ich die vorzüglichsten Menschen meines Zeitalters gekannt hatte, daß ich die treusten wärmsten Freunde hatte, daß ich die beste Mutter und Großmutter besaß, daß ich alles Reine, Schöne und Hohe genossen, daß ich meine Gewalt nicht gemißbraucht

und daß ich mich vor höherer Gewalt nie unrechtlicher Weise gebeugt habe.

Den Brief an Geßler werde ich selbst abgeben, da ich zu ihm und Stollberg in nächster Woche zu reisen denke.

Lotte an Fritz. Weimar, den 22. Nov. 1802.

Ich muß mir den heutigen Tag, der mein Geburtstag ist, noch lieber machen, indem ich Ihnen schreibe, lieber Freund, und muß Ihnen zugleich danken für Ihr schönes Geschenk, das mir die liebe Mutter heute gab. Die Tasse ist prächtig!

Ich bin recht gebeugt über den schnellen Tod der edlen liebenswürdigen Elise Gore,[1] die nur zwei Tage krank war. Heute Abend wird sie begraben; wir haben sie treu beweint, die liebe Mutter und ich. Die Schwester ist untröstlich, der Vater auch. Man hat das Gefühl, daß die ganze Familie sterben könnte nach einander; sie gehörten so zusammen, und ich weiß nicht, wie sie leben werden ohne sie. Ein Stickfluß machte das Leben schnell enden, und sie ist sehr glücklich gestorben; sie hat das Gefühl der Trennung kaum fassen können, als es schon vorüber war.

Weimar, den 24. Februar 1803.

Ich kann es mir unmöglich versagen Ihnen zu schreiben, lieber Freund. Wie mich und die liebe Mutter Ihr letzter Brief beunruhigt hat, möchte ich Ihnen sagen können. Sie wissen, wie die Glückseligkeit Ihrer Mutter an meinem Herzen liegt, wie ich Antheil an ihr nehme, und auch Sie wissen, hoffe ich, von mir, daß Sie auch glücklich sein müssen, wenn es mir wohl sein soll; daher fühlen Sie, wie uns der dunkle Inhalt Ihres Briefes beunruhigt. — Warum sagen Sie nicht, welcher Zufall Sie hindert selbst zu schreiben? Wir stellen uns das Traurigste vor, denn Sie wissen, wie die Liebe einer Mutter sich beunruhigen kann. — Sagen Sie uns, warum Sie nicht schreiben; erzählen Sie mir mit Vertrauen,

[1] Henriette an Knebel, S. 155.

welche Begebenheiten diesen Zufall veranlaßten. Ich und Schiller, die so treuen Antheil an Ihnen nehmen, werden treu bewahren, was Sie uns sagen. Aber die Ungewißheit ist so schmerzlich. Lassen Sie mich mit erster Post nur ein Wort wissen; wenn Sie nur zwei Zeilen einem Ihrer Freunde dictieren, so bin ich zufrieden; aber lassen Sie uns nur den wahren Zustand erfahren, ich beschwöre Sie.

Bei einer solchen Entfernung, wo der Zeitraum so groß ist, ehe Briefe hin und her gehen, sollte es ein heiliges Gesetz sein, Alles klar und treu zu berichten, denn die Ungewißheit ist so traurig, und die Freiheit der Phantasie vergrößert ihren Spielraum ins Unendliche. — Ich bitte Sie, sagen Sie mir etwas von Sich. Schiller hat mich veranlaßt Ihnen zu schreiben; sagen Sie der lieben Mutter, was Ihnen widerfahren ist, ich bitte Sie. Wir, Ihre Freunde, dürfen wohl wissen, was Sie betrifft. Aber nur lassen Sie uns deutlich über Ihren Zustand werden. — Ich fürchte Sie zu belästigen und es könnte Sie ermüden, viel zu lesen.

Möge uns der Himmel bald unsre Wünsche erfüllen und wir wieder ruhig an Sie denken können.

Schiller umarmt Sie herzlich. — Leben Sie wohl! — Mögen diese Zeilen Ihnen zeigen, wie theuer Sie uns sind, und wie uns Alles angeht, was Sie betrifft. Adieu!

Sollte Ihr Zufall lange Folgen haben, so versagen Sie Ihrer Mutter nicht die Freude Sie bald zu besuchen; ich fühle, es ist ihrer Ruhe nothwendig und kann sie erheitern.

Fritz an Lotte. Breslau, den 22. März 1803.

Ihr herzlicher, theilnehmender Brief, gütige Freundin, hat mich mit innigem Dank erfüllt; ich widme Ihnen dafür die Erstlinge meiner wieder erlangten Schreibkunst durch diese Zeilen, die ich Sie bitte meiner Mutter mitzutheilen. Stete Verachtung und Zurücksetzung ist hier das Loos der Personen, die einem Duell zu entgehen sich bemühen, und wenn ich auch nicht so ganz von fremder Meinung abhänge als Leonce in der Delphine,* so läugne ich doch

nicht, daß ich die Achtung der Menschen zu einem Theile meines Glückes rechne. Auf einem Balle bei Minister Hoym wurde ich durch einen Herrn v. B.........ch aus Sachsen sehr zufällig insultiert. Ich lachte darüber und äußerte den Umstehenden, daß er betrunken sei. Den folgenden Tag mochten ihm seine hiesigen Verwandten vorgehalten haben, wie unschicklich er sich im Trunke aufgeführt habe. Er behauptete sogleich gegen Jedermann, er sei nicht betrunken gewesen und fand für nöthig, mir eben dieses zu schreiben. Ich antwortete ihm, wenn er nicht betrunken gewesen sei, so müßte ich ihn für verrückt halten, worauf er mich natürlich gefordert hat. Wir kamen bei dem Prinzen von Pleß zusammen, und nach einem kurzen Gefecht empfing ich einen Hieb in den Arm. Die Wunde machte mir weder großen Schmerz noch Unbequemlichkeit, und ich konnte nach Verlauf von ein paar Wochen wieder ausgehen. Einige schöne aber trügerische Tage im Februar lockten mich in das Freie. Eine Erkältung in der Wunde, die Rose am Arm, die Anschwellung einer Drüse unter der Achsel und ein Nervenfieber waren die Folgen davon. Die Wunde ist nun geheilt, die Rose ziemlich vorüber, die Drüse ausgeleert und fast wieder geheilt, das Nervenfieber vorüber. Magerkeit und allgemeine Schwäche, besonders aber in dem verletzten Arm, sind die Folgen, die ich noch fühle. Sobald die Drüse geheilt ist, werde ich Bäder brauchen. So viel von mir.

Schillers neuer Titel, so wenig Werth er auch darauf legen mag, hat mich gefreut. Wenn Sie auch beide nichts dabei gewonnen haben, so hat doch der Herzog und die Herzogin den Vortheil erlangt Sie öfters zu sehen, und vielleicht kann es Ihren Kindern nützen.

Den 23. Eben bekomme ich zwei Briefe von meiner Mutter mit einemmal und behalte mir vor, sie nächsten Posttag zu beantworten. Ich habe bei ihrem Empfang ein wenig das, was man disappointment nennt, empfunden, denn ich hatte mich wegen des ersten Briefes meiner Mutter, worin sie große Lust bezeigte hieher zu kommen und wegen des darauf gefolgten 14tägigen Stillschweigens

überredet, sie wäre unterwegs zu mir. Heute, morgen oder übermorgen mußte sie nach meiner Rechnung ankommen.

Lotte an Fritz. Weimar, den 31. März 1803.

Ich muß Ihnen heute gleich danken, lieber Freund, denn Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, denn ich sehe dadurch, daß Ihre Hand ihre alten Fähigkeiten wieder erlangt hat, und daß wir für die Folgen nichts mehr zu fürchten haben. Die Pflege Ihrer lieben Mutter, ihre liebe Gegenwart wird mehr thun als die Mittel, und ich denke, es wird für sie und Sie diese Zusammenkunft sehr wohlthuend sein. So ungern ich die liebe Mutter vermisse, und wie tief ich fühle, daß mir hier in ihr etwas fehlen wird, was nichts ersetzen kann, so fühle ich doch wieder, daß sie Sie glücklich machen wird, und es für ihre eigene Ruhe nöthig ist, sich selbst zu überzeugen von Ihrem Zustand. Ich schreibe Ihnen heut auch, um Ihnen die Zeit der Erwartung zu verkürzen; ich hoffe, daß sie den 11. April abreisen wird. Wenn ich nicht durch meine Familie gebunden wäre, durch meine eigne angegriffene Gesundheit, da ich beinahe beständig an Zahnweh und gichtischen Zufällen diesen Winter gelitten habe, so könnte ich den Wunsch beinahe nicht unterdrücken, die liebe Mutter zu begleiten und ein paar Tage dort zu sein und wieder mit dem Wagen zurückzugehen. Mein Verlangen Sie zu sehen ist sehr groß, und am Willen dazu fehlt es nicht; aber doch ginge es nicht, wenn ich auch das Unmögliche thun möchte.

Was Sie mir über die Würdigung der Meinung sagen, ist sehr wahr; da schon Hesiod dieser Göttin unumschränkt gehuldigt hat, so kann man es der Madame de Stael noch weniger übel nehmen. Die Stelle aus dem Gedicht des Hesiodus, die Tage und Stunden und Arbeiten überschrieben, las ich neulich mit vieler Freude. Es ist an seinen Bruder Perseus gerichtet, dem er treffliche Lehren über das Leben gibt. Sie werden es wohl wissen, daß dieser Bruder ein verunglückter Kaufmann war und allerlei mag angefangen haben, um wieder zu einer Existenz zu gelangen. Zuletzt wurde er

ein Ackermann, und da schreibt ihm Hesiodus vor, was er zu beobachten habe, um die Zeiten gehörig zu nutzen. Der Schluß ist in der französischen Uebersetzung folgender:

Respecte l'opinion des hommes. la mauvaise réputation est un pesant fardeau: elle vole de bouche en bouche; les peuples la répandent; l'opinion publique ne se dissipe jamais entièrement: la Renommée est une Déesse, elle ne meurt point.

Wenn Sie nun erst wieder völlig wohl sind, lieber Freund, so will ich mich doch im Stillen freuen, daß Sie Sich brav gehalten haben und mit Klugheit dem Unvermeidlichen entgegen gingen; denn ich habe eine große Achtung für persönlichen Muth, und meine Freunde müssen in meiner Vorstellung auch alle diese Eigenschaft besitzen; aber brauchen sollen sie sie deßwegen doch nicht, oder nicht in Fälle kommen sie brauchen zu müssen; denn die Angst und Sorge der Freundinnen ist zu groß, als daß man einen solchen Fall wiederholen möchte. — Sie wissen ja, daß Sie mir auch mit angehören, daß ich mich stets an den Gedanken gewöhnt habe, Sie wie einen Bruder anzusehen, daß Sie mir durch meine Freundschaft für Ihre Mutter noch näher sind. Also habe ich gar kein Verdienst, oder kein so großes, als Sie mir zuschreiben, wenn ich herzlichen Antheil an Ihrem Ergehen nehme und innig um Sie besorgt war. Ich habe doppelt schmerzlich die weite Entfernung, in der Sie von uns sind, gefühlt. — Goethe hat sehr herzlichen Antheil an Ihnen genommen, und ich habe mich recht über den Ausdruck des Gesichts gefreut, als ich ihn Ihren Brief sehen ließ. Er trug mir auf Sie recht herzlich zu grüßen.

Wie der Zustand der hiesigen Welt ist, wie weit und wie nahe die Sonne des Glücks und der Ruhe von dem Horizont entfernt steht, wird die liebe Mutter erzählen. Ein tröstlicher Zustand ist nirgends; meine unruhige Familie, die mich dann und wann aus meinen idealischen Vorstellungen, der Welt meiner Empfindungen stört, trägt nicht immer dazu bei mir frohe Vorstellungen zu geben (unter uns gesagt).

— — [1]Er (Schiller) ist auch angegriffen von dem harten Winter, gereizt durch die Zustände, die seine Freunde umgeben, und noch nicht wieder recht comfortable in seinem Gemüthszustand.

Ueber Goethe's Stimmung wird Ihnen die liebe Mutter auch sprechen. Schiller ist der einzige Mensch hier, der ihn sieht wie sonst; er gibt auch dann und wann Concerts und Soupers, wo wir Damen zu ihm kommen; aber er will nicht öffentlich mehr erscheinen. Ob er diesen Vorsatz hält, wissen die Götter. — Bewahren Sie es in Ihrem Herzen, was ich Ihnen da sagte.

Die Amelie[2] gehört auch zu den Irrsternen, die sich verfinstert haben. Ihre Lage ängstigt mich auch; ich möchte, sie könnte glücklich hier sein, oder glücklich an einem andern Ort. Ob sie gleich in der Gesellschaft hier fehlen wird, und auch ihren Freunden — sie hat ein braves Gemüth und ist sicher, und solche Menschen sind einem immer schätzenswerth — so glaube ich doch, sie ist ihrer jetzigen Stimmung nach nicht mehr im Stande, hier sich wohl zu fühlen.

Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle.

Bei allen Irrthümern, Mißverstand und Unverstand der großen Gesellschaft[3] ist es ein ewiges Tanzen und Lustigsein, und in dieser Woche sind zwei Bälle.

Der Prinz[4] ist recht artig, und hat einen Ausdruck von Gut-

[1] Hier folgt die in den „Briefen“, S. 158, abgedruckte Stelle. Das dort Verkürzte, welches sich auf Goethes durch Kotzebues Anhang und durch die schiefe Stellung, in welche ihn sein häusliches Verhältniß mehr und mehr brachte, verursachte Verstimmung bezieht, wird vollständiger nachgeliefert.

[2] Um sie bewarb sich der schwedische Major von Hellvig, der sie in demselben Jahre heirathete. Am 14. April schreibt Henriette an Kn., S. 169, „daß die Amelie im Juni den Hof verläßt;“ vgl. S. 175.

[3] „Es ist viel Seelenkrankheit in W.“ Knebel an Henriette, S. 161.

[4] Der Erbprinz, der mit den HH. v. Wolzogen und v. Pappenheim eine Reise nach Wien und Paris gemacht hatte und am 20. zurückgekehrt war. Henriette S. 168.

müthigkeit, der einen rührt. Er erzählt artig, spricht langsamer und hat den Ausdruck von Staunen verloren, den er sonst in seiner Physiognomie hatte, und dies thut ihm wohl und läßt ihm wohl. — Die Prinzeß und von Knebel sind mir immer liebe Erscheinungen, wo ich sie sehe. Die Knebel und ich haben uns, wenn wir zusammen kamen, oft von unsrer Angst um Sie unterhalten.

Die Rudolstädter Herrschaften sind nach Italien gereist, kommen im Mai aber wieder.

Humboldt schreibt fleißig von Rom, und erst heute hat S. einen Brief. Der Zustand mag traurig sein; er sagt, es sei durch das Elend eine solche Abspannung in den Gemüthern, daß der Witz der Italiener ganz erlösche, beim Carneval nur die abgeschmacktesten Ideen erschienen, und in der Kirche wäre der Eifer, deren Gebräuchen beizuwohnen, eben so gesunken, wie der Geist des Muths und der Fröhlichkeit. Es wäre Alles Gepränge ohne Kern und Kraft. Die Ruinen allein und das Leben in der vergangenen Zeit hätte etwas Erfreuliches, aber auch Schmerzliches. Dies fühl' ich gar wohl; es hat mich so eine Trockenheit überfallen bei der Lectüre dieser Schilderungen, daß ich alle Illusion verloren habe. — Der Kriegsrath Uhden, an dessen Stelle Humboldt gekommen, ist hier durchgereist und hat recht interessant erzählt; ich habe ihn bei Goethe gesehen. Der Papst ist so ökonomisch geworden, ists aus Politik oder Neigung weiß ich nicht, daß er, als er zuerst in den Vatican trat, alle Wachskerzen auslöschte und Oellampen anbrennen ließ. Er hat ein kleines Wachsstöckchen neben sich stehen, das zündet er an, wenn er etwas lesen will. Er soll erstaunend höflich sein und den Fremden gleich die Hand drücken; kurz der alte Stolz der Päpste ist verschwunden bei ihm, und wenn sich auch ein Kaiser fände, der ihm den Steigbügel halten wollte, so würde er sich nicht darein finden können. Ich bin ordentlich gekränkt, daß die Größe des Papstes verschwindet, denn in der Phantasie war er eine so wunderbare Erscheinung.

Schiller umarmt Sie herzlich; er nimmt Antheil an Ihnen, wie ich selbst.

Weimar, den 20. Juni 1803.

Ich hatte recht meine Sorge um Ihre Tante Imhof; sie wurde so krank vor drei Wochen, daß zwei Aerzte glaubten, sie könne nicht drei Stunden mehr leben. Sie hat sich wunderbar wieder erholt. Da es krampfhaft war und die Nerven besonders litten, so ist es wohl glaublich, daß sie sich noch hinhalten kann einige Zeit, denn die krampfhaften Zufälle haben die wunderbarsten Phänomene; doch ist sie überhaupt zu schwach und hat noch keinen rechten Appetit wieder, also glaube ich wohl, sie wird doch lange nicht mehr leben können.

Das arme deutsche Käthchen, auf englisch Marianna getauft, kam eben allein von Berlin zurück, wo sie sich von ihrem Bruder[1] trennen mußte, weil er schnell nach England eilte, und fand die Mutter so schwach! Die Amelie hat auch viel dabei gelitten und ist jetzt über ihren übereilten Abschied vom Hof doch wieder zurück gegangen in ihre Existenz für die Welt; die getäuschte Erwartung ihrer Reise-Projekte und doch überhaupt die Unsicherheit des Zustandes ihres Bruders beim Krieg — Alles kommt auf einmal, ihr Gemüth zu bestürmen; sie hat eine kranke Sehnsucht nach Ruhe, die mit ihrem übrigen Leben und Treiben nicht in Uebereinstimmung steht; denn eine so reizbare Natur, wie die ihrige, strebt, wenn es ihr wohl sein soll, den Cirkel ihres Lebens eher zu vergrößern, als zu verengen. Mich dauert sie herzlich, und ich möchte sie zufrieden wissen. Die uns unsicher scheinende Aussicht, übers Ostmeer zu schiffen, ist jetzt, dünkt mich, das Sicherste geworden. Und der Schwede hat den festen Willen; ich wollte nur, er käme vor dem Winter noch; denn hier mit den Schwestern zusammen wäre es keine gute Lage, lang zusammen zu leben.

[1] Imhofs Sohn aus seiner Ehe mit der spätern Lady Hastings: Henriette S. 172 u. 175.

Ich hoffe, Ihre liebe Mutter soll Frau von Imhof wieder finden und sie noch eine zeitlang behalten. Es war mir doppelt traurig, wenn ich mir dachte, daß die gute Mutter wieder einen Verlust leiden sollte, und dadurch aufs neue gebeugt werden. Da ich immer das Gefühl habe, ich müßte alles Traurige des Lebens von ihr entfernt halten, so wäre es mir recht schmerzlich, wenn ich sie betrübt wieder sähe. Und dies Gefühl schmerzte mich recht bei der nahen Gefahr. Ich besuche die Kranke auch in der Seele Ihrer Mutter mit, um etwas in ihrer Abwesenheit sie zu ersetzen. Die Töchter pflegen sie aber mit allem guten Willen. Die Knebel sorgt auch mit treuer Liebe für sie. — Onkel Schardt hat mich, unter uns gesagt, recht geärgert. Es war Pfingsten, wo seine Schwester so krank war;[1] er war am Hof und hat da ruhig gegessen und gespielt. Er sprach wohl gerührt, aber man glaubte doch kein rechtes Herz darin zu finden, und es rührt einen nicht. Die Knebel und ich haben uns recht darüber geärgert. — Die Emilie Gore hat ordentlich ein himmlisches Gemüth. Sie hat Frau von Imhof so oft besucht und so viel Antheil genommen; mir war es so schmerzlich sie da zu sehen um ihrer eignen Erinnerungen wegen. Aber sie erschien wie ein guter Geist; ich liebe ihren Charakter sehr.

Der alte Gore kann nun nicht nach Paris und wird mit Einsiedel nach Wien reisen.[2] — Die kleine artige * ist nun fort, ihrem Bräutigam entgegen. Sie hat sehr betrübten Abschied genommen; sie hat so treuen Antheil an Frau von Imhof genommen, und war so erfreut über das Zeichen der glücklichen Krisis, daß sie mich recht gerührt hat. — Der arme Wanderer, der nun auf der Insel Madeira ist,[3] mag wohl den Antheil an der Mutter noch erhöht haben.

[1] Vgl. Henriette an Knebel, S. 218.

[2] Henriette an Knebel, S. 186.

[3] Ernst Imhof, der auf der Insel St. Vincent starb. Lit. Nachlaß II. S. 221.

Suchen Sie doch die zwei Bände von Cellini zu bekommen, die Goethe jetzt herausgegeben hat, es wird Ihnen sehr interessant sein. Als Ganzes ist es ungleich reicher und unendlicher, möchte ich sagen, als wie es stückweise erschien. [1] Es ist wie ein Roman so verwickelt und mannigfaltig; dabei die Wahrheit der Natur und die Schilderung der Charaktere und Verhältnisse; man sieht eine ganz neue Welt. Auch empfehle ich Ihnen die Uebersetzung der Trauerspiele oder Dramas aus dem Spanischen des Calderon de la Barca von Schlegel. Es ist prächtig; er ärgert einen mit seiner Uebersetzung, aber der Geist ist nicht zu tödten, wenn gleich seine vielen Worte das Wasser zugießen wollen. —

Fritz an Lotte. Strachwitz, den 25. Juni 1803.

Liebe Freundin!

Um halb 8 Uhr heute Morgen verließ meine gute Mutter diesen Ort, nachdem sie 9 Wochen und 2 Tage bei mir zugebracht und mich diese ganze Zeit hindurch recht glücklich und zufrieden gemacht hat. Ich konnte sie nur drei Meilen begleiten, weil sie mit meinen Pferden bis Dresden reist und ich also nur Ackerpferde zur Disposition habe. Sie ist die ganze Zeit hindurch, einen Anfall von Kopfweh ausgenommen, recht wohl gewesen, und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie liebenswürdig, heiter und klug sie unter allen den fremden Menschen, welche sie hier fand, existiert hat. Sie hat mich recht stolz auf sich gemacht, denn sie war überall die vorzüglichste unter den Damen ihres Alters und Standes. Ihre Fassung, ihre Ruhe und Gleichmuth hat mir den Abschied sehr erleichtert. Nur auf dem Heimweg habe ich ihn erst in aller seiner Unannehmlichkeit empfunden. Ich durchging die Zimmer, die sie bewohnt hat, und die sie netter und reinlicher verläßt, als ich sie ihr übergeben konnte. Nun sind sie zugeschlossen, die Rouleaux herabgelassen und so hat die Freude ein Ende. Morgen früh gehe ich nach Breslau.

[1] In den Horen.

Den 2. Juli 1803. Um meiner Mutter die schlechteste Vorstellung vom hiesigen Wetter zu geben, so hat es noch die zwei Tage ihrer Reise bis an die schlesische Grenze mit Strömen geregnet. Seitdem ist der Himmel heiter, und die schön beladnen Heuwagen kommen stattlich einer nach dem andern in meinen Hof gefahren.

Sagen Sie dem Schiller recht viel Dank, daß er mir durch meine Mutter das wunderbare Trauerspiel, die Braut von Messina, mitgetheilt hat. Die Chöre wollen mir zwar nicht in den Sinn, doch sagen sie oft kluge Dinge, man freut sich daher nach jeder Begebenheit ihr Urtheil zu hören. Die Composition ist so symmetrisch, daß man sie einem Gemälde aus Herculanum vergleichen könnte. Man würde auch viele Stellen dieses Stückes auf diese Weise zu malen Stoff haben.

Der kräftige Benvenuto Cellini hat mich wieder ungemein gefreut. Ich habe ihn mit wahrer Begierde gelesen und danke Ihnen für diese Empfehlung. Auch den Calderon werde ich dieser Tage anfangen.

Lotte an Fritz. Weimar, den 22. November 1803.

Ich bin diesen Sommer ganz hier geblieben; nur im Oktober war ich vierzehn Tage in Rudolstadt, und ein paarmal in Jena. Sonst habe ich ganz ruhig gelebt; so viel wie nur möglich war ich in der freien Luft; es gab auch so viel Theegesellschaften im Park; kurz, wir haben den Sommer recht genossen.

Meine Schwester ist jetzt seit sechs Wochen in Dresden, wird aber bald zurückkommen. Sie reist für uns alle.

Wolzogen hat nun bald seine Geschäfte in Rußland geendigt, und wenn er erst die Großfürstin herbegleitet hat, so hat er Alles vollendet. Er ist bis jetzt ziemlich wohl. — Der Prinz wird geliebt und sein gutes reines Herz anerkannt. Ich hoffe, er soll glücklich werden in seinen künftigen Tagen. Mich interessiert er sehr, denn er ist wirklich sehr gut.

Eine Begebenheit, die mich sehr geschmerzt hat, die durch einen

Brief von der Humboldt [1] mich von Neuem sehr gerührt hat, ist der Tod des ältesten Sohnes. — So ein Kind kenne ich nicht, auf das ich so viel gebaut hätte; es war so blühend, so kraftvoll, und in drei Tagen war es todt. Die Details, die ich erst gestern recht erfahren, sind traurig. Mir dünkt, das Klima sei schuld an diesem Tod. Es ist ein quälender Zustand! Die Armen! Ich kann sie gar nicht vergessen, und es ist mir auch, als sei in mir das Gefühl entstanden, auf nichts mehr zu bauen in der Welt.

Ich erwarte eben die liebe Mutter. Schiller hat sie zum Thee eingeladen, mir zu Ehren. [2] Karl ist recht fleißig und Ernst auch. Der Herr Eisert [3] hat sie des Tags fünf Stunden bei sich; er hat eine gute Methode; das Latein ist mein großes Anliegen, und ehe bin ich nicht ruhig, bis die Kinder Latein können. Aber es ist bei mir auch zum Heil der Seele nothwendig.

Ich muß Ihnen nur unter uns gesagt ein bon mot von Goethe erzählen, worüber ich recht gelacht habe. — Der Graf Reuß, [4] der hier wohnt, hat den Einfall, alle Gelehrten, deren er nur habhaft werden kann, crayonnieren zu lassen. Nun sind denn alle schon daran gewesen hier, nur Goethe und Schiller wollen nicht. G. hat es sehr übel genommen, daß der Graf den Herrn Roux von Jena so ohne Vorbereitung zu ihm geschickt hat, und sagte neulich in einem Anfall von guter Laune: Christus hat doch sagen lassen durch seine Jünger, wie er die Eselin brauchte, der Herr bedarf ihrer, aber uns läßt der Graf kein gutes Wort sagen. Ich habe mich an den Hrn. Roux gemacht und ihm an die Hand gegeben, er solle die Bilder copieren, denn die Originale bekommt er nun und nimmermehr. Und es kann dem Grafen ganz einerlei sein; aber er besteht auf Originalen. Die Goechhausen hat mich versichert, er wäre wüthend durch den Widerspruch. Es ist mir zum Kranklachen.

[1] Er folgt im zweiten Bande.
[2] An Lottens Geburtstag.
[3] Lehrer an der Schule. Lit. Nachl. II. S. 214.
[4] Lit. Nachl. II. S. 212.

14 Donnerstag.

In Jena ist es jetzt ganz leer von unsern alten Bekannten. Daß Sie nun im wahren Sinn des Worts der Madame Schütz [1] concitoyen sind, dazu gratuliere ich Ihnen. Ich wollte Ihnen wünschen, die Universität in Breslau sollte so in Flor kommen, als man mit Halle vorhat, damit Sie wieder Ihre Ergebenheit an Madame S. bezeigen könnten. Die zwölf Jahre machen bei ihr gar keinen Unterschied; sie macht noch dieselben Ansprüche.

Paulus hat mir leid gethan; ich habe ihn ungern aus der Nähe verloren. Hufeland ist auch in Würzburg. [2] Dieser hat in diesem Sommer eine Reise in die Schweiz mit seiner Frau gemacht und ist über den Gotthard gegangen; er war in Mailand und Turin und ging über den Mont-Cenis wieder nach der Schweiz. Diese Reise hat aber nur so lange gedauert, daß er kaum die Gasthöfe hat kennen lernen, und er spricht von Italien, als wäre er Jahre da gewesen. Mir wurde ordentlich unheimlich bei der Anmaßung, und ich war froh, als er die Thüre wieder in die Hand nahm. Ich hatte ihn sonst so lieb, aber er wird alle Jahre leerer und fader. —

Denken Sie sich, daß der Kurfürst von Bayern, um recht grell den Unterschied der Stände aufzuheben und beide Religionsverwandten gleichzustellen in Gesellschaft, den Professoren eine Uniform vorgeschrieben hat. Die ehemaligen geistlichen Räthe und Professoren müssen Dunkelblau, mit breiten goldnen Tressen die Kragen besetzt, und weiße Westen tragen. Denken Sie sich Paulus in der Uniform mit Hut und Schnüren und Quasten, kurz ganz militairisch, und als Vorsteher der theologischen Fakultät, als Consistorialrath. — Es liegt mir etwas Profanierendes in dieser Anordnung, ob es mir gleich sehr lächerlich scheint, und ich die Herren sehen möchte. Schiller möchte so gern einen von ihnen abgemalt haben. Paulus muß doch am komischsten aussehen!

[1] Deren Mann als Professor der Philologie nach Halle berufen war.
[2] Goethe XXVII. S. 129.

In Jena geht es aber recht gut. Loders[1] Platz ist für jetzt mit einem sehr thätigen Menschen besetzt, einem Doktor Fuchs, der Alles bei ihm gesehen und die meisten Präparate gemacht hat und sehr guten Vortrag haben soll. Auch stocken die anatomischen Vorlesungen keinen Moment, weil auch gleich ein Cadaver sich fand. Ein sehr geschickter Jurist ist da Thibaut, der schon voriges Jahr Hufeland alle Zuhörer nahm. Fernow, der aus Rom gekommen und Aesthetik liest, hat unendlichen Zulauf; Niethammer auch. Kurz es geht Alles rasch fort, und die Abgehenden haben keine so große Lücke gemacht, als sie sichs einbilden.

Griesbach kann kaum mehr fort und liest drei Stunden des Tags; ich fürchte, er kann es doch nicht lange mehr treiben.

Die hiesige Societät hat Zuwachs bekommen, aber keinen erfreulichen. Eine Lady ist hier, die Alles in Flammen setzt. Eine Liefländerin mit zwei Töchtern ist hier, Frau von Löwenwolde, die aber keine große Acquisition ist, denn sie ist kränklich und timide.[2] Die Madame Lamberti und Zubehör kennen Sie wohl von Erfurt aus? Sie wohnen auch hier.

Ich lebe so viel ich kann, zu Hause; in die Komödie gehe ich oft und zu Ihrer Mutter; doch nenne ich das nicht ausgehen, denn da bin ich zu Hause bei ihr.

Schiller ist fleißig und macht jetzt wirklich Wilhelm Tell. Dies Sujet freut mich sehr.

Fritz an Lotte. Breslau, den 6. Dec. 1803.

Meine reizende Gönnerin, die Madame Schütz, in dem Grenzbezirk des Königs meines Herrn zu wissen, gereicht mir zum großen Trost: denn ich vermuthe, daß wir Thüringer mit diesem Pröbchen viel Ehre zu Halle einlegen werden.

Der Paulus mag drollig genug in seiner Uniform aussehen. Hübscher würde sie schon seiner kleinen Frau stehn, die als

[1] Der nach Halle gegangen war.
[2] Lit. Nachlaß II. S. 215.

geistlicher Rath sehr niedlich aussehn müßte; und käm sie erst in das geistliche Collegium, so könnte das wohl unter den Herren eine Verwirrung anrichten.

Leer im Herzen mag Hufeland wohl sein, und ich glaube daher, daß er Ihnen nicht gefallen konnte, aber viel Kenntnisse hatte er schon, als ich ihn verließ, und ich dächte, er müßte noch mehr eingesammelt haben, da er äußerst wißbegierig war.

Was macht denn der gute Göritz?

Die Romanze, der Graf von Habsburg von Schiller, hat mir unter den wenigen Gedichten, die ich in den dießjährigen Almanachs von ihm gefunden, besonders gefallen. Schiller behält stets seinen jugendlich kräftigen Sinn.

Man hätte mir kein angenehmeres Geschäft als die Aufsicht über die Bauschule geben können. Die unbefangenen frohen Kinder und Jünglinge zu sehen, ist dem Anblick eines Blumengartens nach dem Regen ähnlich.

[illegible]au, den 25. Mai 1804.

Allerhand kleine Hindernisse erlaubten meine Verlobung [1] nicht vor dem 23. d. M., und der bestimmte 5te verfloß im Stillen. Ihren Brief soll Helene noch zu sehn bekommen; ich bin zu sehr dabei interessiert, daß Sie Freundinnen werden, und gebe daher gern die Bescheidenheit, zu der ich mich verbunden fühle, für einen Augenblick dahin, um meiner Braut Ihren Brief zu zeigen, wie Sie es verlangen. Ich habe es ihr selbst schon versprochen. Da Schiller ihr Lieblingsdichter ist, so findet sie sich Ihnen schon näher, und es wird ein glücklicher Augenblick für mich sein, wenn ich sie zu Ihnen einmal in Ihr Haus führen werde.

Ob dem Schiller das Berliner Leben gefallen mag, glaube ich kaum, so sehr er geneigt ist, die schönsten Seiten jedes Dinges zu fühlen und zu sehn. Ihnen, liebe Freundin, muß es eine angenehme

[1] Mit Fräulein v. Stosch, die schon 1808 nach vierjähriger Ehe starb.

Zerstreuung und daher eine Gelegenheit sein, sich Kräfte zu dem kleinen Feldzug zu sammeln, der Ihnen bevorsteht.

Lotte an Fritz. Weimar, den 9. October 1804.

Daß wir Ihren Hochzeittag auch gefeiert haben, hat Ihnen die liebe Mutter erzählt.

Dieses Jahr war sehr stürmisch für mich, und ich sehe mich zuweilen verwundert um, ob es auch wahr sei, daß ich noch da bin und noch Alles besitze und sogar noch meinen Reichthum durch ein kleines liebes Wesen vermehrt sehe, das mir seit ihrem Eintritt in die Welt durch sich selbst nur Freude gemacht hat; denn es ist ein liebliches Kind, so brav und ruhig und freundlich, wie ich wenig Kinder sah. Die kleine Emilie ist auch Ihrer Liebe empfohlen. Schillers Krankheit war schrecklich, gerade in dem Moment, wo ich am schwächsten war! Es ist mir, als sei ich an einem Abgrund vorübergegangen. Er hat sich sehr erholt, seinen geistigen Kräften nach; aber er muß sich doch sehr schonen, und jetzt hat er so leicht Disposition zum Katarrh, daß er sich gleich erkältet; er hat auch jetzt den Husten und darf bei diesen kalten feuchten Tagen nicht ausgehen. — Er freut sich herzlich Ihres Glücks und sieht nun auch einen seiner liebsten Wünsche erfüllt, daß er Sie nicht so isoliert mehr weiß; er meint, Sie hätten so viel Sinn für eine häusliche glückliche Existenz, daß Sie es verdienen Sie zu fühlen. — Kommen Sie Beide nur bald zu uns! Ich sehe Helenchen schon im Geist aus der goldenen Tasse trinken; sie soll wie eine liebe Schwester empfangen werden. Große schöne blaue Augen, und ein freundliches, heiteres Gesicht; aber doch ein bischen ernsthaft dabei; sie hat eine elegante Gestalt und ist zierlich in Allem, was sie vornimmt. So lebt sie in meiner Imagniation, und ich glaube, ich habe Recht in der Wirklichkeit.

Die glücklichen Begebenheiten, die auch uns berühren und freuen, sind uns ein schönes Geschenk des Schicksals. Mein Schwager ist wohl und mit Ruhm zurückgekehrt, denn er hat seine Geschäfte

glücklich beendigt und uns einen wahren Engel gebracht. Das Schicksal hätte uns nichts Erfreulicheres geben können.[1] — Das Schicksal hat uns aber beigestanden, und S. kann nun mit gutem Gewissen gegen seine Familie seine Lage behalten, da sie verbessert ist, und hat sich anderwärts immer ein Verhältniß erhalten, das nicht abgebrochen ist. Mehr kann ich nicht detaillieren. Mündlich würde ich Ihnen ausführlich sprechen. Was Sie Ihrer lieben Mutter darüber sagten, hat mich sehr erfreut, weil es aus meiner Seele gesprochen war. — Es wäre nicht in S. Natur sich glücklich dort zu fühlen in die Länge. Auch Körner hat fast dasselbe gesagt.[2]

Den 10. 9 Uhr.

Mein Lebenslauf heut soll Ihnen beweisen, wie ich die Zeit stehlen muß: um 10 Uhr gehe ich zur lieben Mutter, wo seit ein Paar Jahren Montags eine Frühstückgesellschaft existiert, wovon die Goechhausen, Wedel und die kleine Tante den Kern ausmachen. Diesen Mittag soll ich bei meiner Schwester sein; der Fürst von Rudolstadt ist hier, und zu dem Allen kommt mein arrangement fürs Haus, die Küche u. s. w., die Kinder zu unterhalten, was nicht leicht ist. — Die Knaben sind in der Schule; da ist doch Ruhe; sie lernen fleißig jetzt; Karl hat Griechisch angefangen und Mathematik; Ernst lernt auch Latein jetzt; sie haben des Tags 6 Stunden und mehr und einen guten Lehrer.

Ihre liebe Mutter, die ich gestern am Hof sah, trug mir viel für Sie auf; sie wird auch bald schreiben; ich finde zu meiner Freude ihre Gesundheit doch besser als sonst in diesem Winter.

Seckendorf ist hier, der jetzt in Würtembergischen Diensten ist. Er ist dicker geworden, aber nicht so bedeutend mehr als sonst; er ist klug und unterrichtet, obgleich nicht jedem angenehm; aber unser klassischer Boden fehlt ihm zum Fortschreiten.

[1] Hier folgt eine lobende Schilderung der Großfürstin, der in andern Briefen enthaltenen gleichlautend, und die „Briefe", S. 160, abgedruckte Stelle, deren Schluß so lautet: ... und Schiller kann nun mit gutem Gewissen.

[2] S. IV. 373.

Fischenich schrieb mir letzt;[1] er war so besorgt um Schiller, und ob er wohl wieder besser war, als sein Brief kam, so hat mich doch diese treue Anhänglichkeit an uns sehr gerührt. Er schrieb seit zwei Jahren nicht; aber in der Noth vergißt er uns doch nicht. Er hat eine öffentliche Stelle annehmen müssen, die ihn nicht glücklich macht. — Ich möchte ihn so gern anders wissen; dies Wesen macht ihn sehr unglücklich.

Weimar, den 27. December 1804.

Ich muß die letzten Tage des Jahres noch benutzen, um Ihnen, da der Brief nicht gerade zum Anfang des neuen anlangen kann, doch unsre Intention zu zeigen.

Schiller grüßt Sie herzlich, lieber Freund, und bittet Sie dieses kleine Andenken[2] auf den Tisch Ihrer lieben Frau Gemahlin zu legen, und ihr dabei zu sagen, wie sehr wir beide Sie lieben und ehren und welche Rechte der Freundschaft wir auf ihr Herz auch legen, dadurch daß sie Ihre Frau ist und daß sie Sie glücklich macht. — Nehmen Sie den einfachen Sohn der Schweiz auf. — Ich liebe den **Tell** auf eine wunderbare Weise; ich finde die Schweiz so lebendig darin wieder, daß ich aus Sehnsucht weinen mußte, als mir Schiller die ersten Scenen vorlas.

Wir waren beide krank in den letzten Wochen, seit ich Ihnen schrieb, und Schiller hat noch einen hartnäckigen Husten.

Wir waren eben[3] mit der lieben Mutter, ich und meine Schwester und kleine Tante bei Goethe, wo die Herzogin Louise auch war, wo wir uns an den Abguß der Minerva von Velletri ergötzt haben; Goethe hat ihn bekommen und aufgestellt.[4] Es ist ein eigner hoher Geist darin und dabei so lieblich und rein. Es ist das in

[1] Lotte hatte ihm am 8. geantwortet. Andenken S. 66.

[2] Den Wilhelm Tell.

[3] Seit dem April empfing G. jeden Donnerstag einige Damen, um ihnen seine Kunstsammlungen zu zeigen. S. „Briefe," S. 167, und G. an Frau v. Stein, III. 353.

[4] G. an Schiller, Nro. 974.

dem Sinn, nur als Charakter der Minerva gedacht, wie die große Juno; mit dieser Art Eindruck kann man es vergleichen, den jene aufs Gemüth macht; nur ist doch die Minerva menschlicher als die Juno.

Goethe war auch krank und fürchtete bedeutend krank zu werden. Er geht nicht förmlich aus, weil er sich vor aller Erkältung hüten muß. — Die Hofluft thut den schönen Geistern nicht wohl.[1] — Schiller wird auch immer krank, wenn er an Hof geht.

Fritz an Lotte. Breslau, den 5. Januar 1805.

Welche Freude, theure Freundin, haben Sie meiner Frau und mir bereitet, indem Sie uns den Tell senden. Mit Rührung hatte ich ihn gesehen, und mit erhöhtem Genuß habe ich nun ihn gelesen. Sagen Sie dem Schiller unsren wärmsten Dank. Wie reizend liegt die Welt vor ihm mit der Fülle ihrer Kräfte und Verhältnisse; ich möchte dem eignen Anblick entsagen, um immer nur in diesen Spiegel zu sehn. Er ergreift sich die gewaltigen Menschen aus der Menge, er stellt sie an ihren Platz, er faßt sie ganz, weil sie auf eine Weise ihm gleichen. Die Schilderung des platten Landes von Tell, die schöne Ansicht des Adels von Rudenz, des alten Schweizerlebens bei Attinghausen haben mich besonders gefreut. Mit weniger Worten habe ich keine vollkommnere Charakteristik gehört, als daß Tell den Nachen im Sturme bestieg, weil er es nicht lassen kann. Den fünften Act halte ich für eine Schuld, die Schiller der Revolutionsgeschichte bezahlt hat; da er so schön ist, so möchte ich ihn um Alles nicht missen, und ich finde, daß er bei dem Lesen zum Ganzen unumgänglich nöthig ist. Ob aber bei einer Vorstellung auf dem Theater der fünfte Act nicht wegzulassen sei, darüber wünschte ich wohl Schillers Meinung zu hören.

Meine Frau will Ihnen selbst danken. Sie verlangt, ich soll sie künftig nach Weimar führen, und Ihre Bekanntschaft hat mit

[1] Er war am 10. zuletzt bei Hof gewesen. G. an Frau v. Stein, III. 359.

den größten Antheil dabei. Sie meint, eine Frau, die schriebe wie Sie, müßte sehr liebenswürdig sein.

Ueber den Seckendorf, der, wie Sie meinen, nicht vorwärts schritt, weil er seine Zeit nicht auf klassischem Boden zugebracht, könnten Sie mir fast bange machen, denn der hiesige ist es wahrlich auch nicht, doch ein Dichtender bedarf einen andern Boden als ein Handelnder, die Nachtigall einen andern als der Biber.

Wir waren diesen Winter einigemal im Schauspiel und haben eine Operette, Fanchon, von Himmel componiert, vorzüglich lieb gewonnen. Wenn Sie etwas über die Theaterdirection vermögen, so bewirken Sie die Aufführung derselben in Weimar, um sich und Ihren Frauen den einen recht lieblichen Genuß zu bereiten.

Breslau, den 12. April 1805.

Goethe's Krankheit ist mir nahe gegangen, ob mir gleich seine Freundschaft völlig abgestorben ist. Er hat mir seit mehreren Jahren höchstens nur dann ein freundlich Wort gegönnt, wenn er eine Dienstleistung verlangte, und mir übrigens die größte Gleichgültigkeit bewiesen. Unter den Wesen, welche Einfluß auf mich in meinem Leben hatten, ist er eines der wichtigsten, und darum ist mir das Andenken dessen, was er für mich war, noch immer werth. Sollte er sterben, so wird sein armes Kind einer Sippschaft anheim fallen, von der ich mein Kind nicht erzogen haben möchte: doch vielleicht überzeugt er sich dessen und übergibt den Knaben fremden Händen.

Lotte an Fritz. Weimar, den 14. April 1805.

Dieser Winter war uns Allen unheilbringend, und so viele unsrer Freunde unterlagen oder kämpften doch mit Gefahren, daß es einem zu Muthe ist, als könnte man nicht in die ferne Zukunft mehr bauen. — Meine Kinder wurden zuerst krank, alsdann Schiller zu meiner Sorge, der mich seit langer Zeit stets wieder an das veränderliche Schicksal mahnt. Zu der Sorge um

Schillers Gesundheit kam die Sorge um Goethe, der bedeutende, ängstliche Zufälle hat, und nun ist es mir auch, als habe ich eine Hoffnung des Lebens weniger. Er war mir immer durch seine leichte gemüthliche Existenz ein Trost, wenn ich um mich herum Alles leiden sah. Aber jetzt ist auch mein Herz um seinetwillen ängstlich. — Bei diesen Zuständen wären meine Briefe keine erfreuliche Erscheinungen gewesen; — ich schwieg deswegen lieber.

Die liebe Mutter ist auch dann und wann leidend, doch hoffe ich, wird die günstige Jahreszeit, der wir leider nur erst entgegen sehen, ihr heilsam sein. — Ich freue mich, daß sie die Fr. Bosen[1] in ihr Haus bekommt. — Sie kennen Fr. Bosen, und ich stelle mir vor, es wird Sie recht freuen, daß Sie sie bei der lieben Mutter wissen werden.

Fritz an Lotte. Strachwitz, den 19. Mai 1805.

Ich kann nicht schweigen, so sehr ich sollte, um Ihre Ruhe, theure liebe Freundin, nicht zu stören. Meine treue herzliche Theilnahme kann ich nicht zurückhalten. Wie der herrliche Schiller, so war mir keiner auf dieser Erde, und wir werden nicht wieder finden, was wir an ihm verloren. Die Sorge und die Freude an Ihren Kindern wird Ihnen einen süßen Trost geben, und der Kreis Ihrer Freunde wird sich, indem er verengt ist durch sein Abscheiden, fester und herzlicher noch um sie schließen. Leben Sie wohl für heute und bleiben Sie meine Freundin, wie ich der Ihrige mein ganzes Leben unverändert sein werde.

Strachwitz, den 2. Juni 1805.

Liebe Freundin!

Wäre ich in Weimar, so besuchte ich Sie jetzt recht oft. So kann ich nur schreiben. In Breslau wurde unsres Freundes Tod durch die Aufführung der Maria Stuart gefeiert. Alles nimmt Theil an ihm; jeder vermißt ihn mehr oder weniger. Dem Cordemann

[1] Landsmännin und Freundin von Frl. Knebel.

hat seine Empfehlung sechs Vorstellungen auf der Breslauer Bühne (wovon eine zu Cordemanns Benefiz) verschafft. Ich finde es mildernd und tröstend, überall einen Anklang für eigne Empfindungen zu finden. Es ist dieses um so seltner in einer größeren Stadt, wo die Theilnahme eine sehr rare Tugend ist. Alle Nachenführer auf dem dicht bedeckten Strome schaun da um sich, um nicht von einem größeren Schiff erdrückt zu werden. Versinkt ein Nachen, so fahren die andern auf leichter Welle über ihn hinweg. Nicht so soll es mit Schiller sein, er soll mir und den Meinigen ewig unvergeßlich bleiben.

Gustau bei Glogau, den 12. Mai 1806.

Mit vielem Interesse, meine theure Freundin, habe ich in den Zeitungen gefunden, daß die deutschen Theater ihre Verpflichtungen gegen Schillers Andenken anerkennen. Besonders hat mich die Idee erfreut, ein Gut für Schillers Erben zu erkaufen; doch höre ich gar nicht, daß irgendwo zur Ausführung geschritten würde. Das Eisen ist zu schmieden, so lange es glüht. Sollte sich nicht jemand dieser Sache unterziehen? Doch muß es jemand sein, der das öffentliche Zutrauen besitzt und auch ganz prosaisch betrachtet sicher ist. Ich denke mir, wenn der Herzog sich damit melierte, wenn er einem Freunde des Verstorbenen und einem Verwandten, etwa Goethe und Wolzogen, und mit ihnen noch einem Landwirthe von Profession den Auftrag gäbe, die Gelder einzunehmen, ein Gut zu kaufen, die noch fehlenden Gelder zu billigen Zinsen zu negozieren, so würde dieses ausführbar sein, und Sie wären nicht mit der Geschäftsführung gequält. Ihr ältester Sohn hätte dann gleich eine künftige Bestimmung. Doch vielleicht sehn Sie dieses alles ganz anders an und wollen kein immobiles Besitzthum.

Mir ist ein Besitzthum ein fast unentbehrliches Bedürfniß, denn es ist mir nicht wohl, wenn ich nicht etwas Bleibendes zu schaffen und zu wirken habe.

Lotte an Fritz. Weimar, den 22. August 1805.

Ihr Antheil, Ihr Gefühl für Schiller ist das rechte; so sollten alle seine Freunde für ihn fühlen. Einen solchen Menschen kann man nicht genug beweinen, sein Andenken nicht heilig genug bewahren. Lassen Sie ihn ewig unter Sich leben. Ihre Kinder noch sollen unsern geliebten, ihnen unbekannten Freund ehren als ein gutes wohlthätiges Wesen. Theilen Sie Ihnen Ihre Gefühle für Schiller mit. Er lebt uns, auch da er von uns ist. Seine Stimme, sein Geist erscheint uns in seinen Werken. Ich habe mir oft schon Trost aus Stellen geschöpft, die ich für mein Gefühl anwendete, und die lebendig an mein Herz sprachen. — Ich möchte sagen von mir, je länger ich ohne Schiller leben muß, je tiefer fühle ich die Entfernung; diese tiefe innige Sehnsucht nimmt zu. Mein Geist sucht vergebens etwas, an das er sich halten könnte, und die Dunkelheit ist so schrecklich! Ich verliere ihn immer von Neuem. — Aber ich habe an Muth fürs Leben doch gewonnen; ich halte mich an das Geistige und Unsichtbare mit meinem Gemüth und lebe das gewöhnliche Leben mit stiller Resignation. — Die Welt ist mir nicht fremd; durch meine Kinder muß ich mit ihr leben, muß ihretwillen Verbindungen suchen und festhalten. Der ewige Anblick meines Schmerzens würde meine Kinder, die doch gerne froh sind, denen ich das Leben leicht machen muß, von mir entfernen; ich würde ihnen fremd werden, wenn sie mir ihre Stimmung verbergen müßten. Dies alles sind meine Gründe, die mir Muth einflößen fürs Leben, und es ist mir oft, als erhebe eine unsichtbare Gewalt mein Gemüth. — An dem Ende meiner Laufbahn hofft mein Herz das wieder zu finden, was mich hier so glücklich machte. — Ich kann mich oft recht sehnen nach dem Tod; aber doch fühle ich wieder, daß ich suchen muß für meine Kinder mich zu erhalten.

Das Brückenauer Bad hat meine Gesundheit gestärkt, und meine Nerven sind ruhiger. Ich hätte Ihnen so gern von dort geschrieben, denn ich kam mir wie in einem fremden Welttheil vor; wäre die chère mère und Karl und Ernst nicht bei mir gewesen, so hätte

ich mir einbilden können, ich wäre in Amerika. Es waren wenig Menschen da, und die wenigen sahen wir nicht. Es ist eine eigne Gegend. Es gibt lauter Berge und Thäler. Die Berge sind mit prächtigen alten Eichbäumen bewachsen, die verlieren sich in Thäler, die mit Wiesen und Quellen und Kornfeldern abwechseln. Es liegen artige Dörfer in den Thälern, und es ist ein Wohlstand dort herum, der einem jetzt doppelt wohl thut. Man hat sogar Getreide ausführen können, so viel hatte man und es war verhältnißmäßig nicht theuer. Es gibt vortreffliche Weide dort, schöne Butter, gute Milch, gutes Brod, gute Fische, nur schlechte Speisen, die aus Unverstand und Habsucht der Entrepreneurs schlecht und theuer sind. Die schönste Klafter Buchenholz kostet 3 fl. — Ich bin recht herum gegangen und auf den Bergen herum gewandelt; es ist aber so todt und leer in den Wäldern, daß man nicht einmal Vögel hört. Andres Wild sieht man gar nicht. Das schlechte Wetter hat uns oft betrübt. Wir wohnten artig, über einem Garten, der in Terrassen abgetheilt sich mit der Allee und den übrigen Brunnengebäuden verbindet; neben uns und über uns Eichenwälder. Das Wasser ist vortrefflich, so stärkend und erquickend, und thut sichtbare Wirkung. — Unser Arzt war ein treuer Freund von Schiller und mir und meiner Familie, der Leibarzt bei dem Prinz von Oranien ist, Harbauer, der in der letzten Zeit unsers Jenaischen Lebens bei uns war, und den Schiller sehr liebte; es ist eine treue, einfache Natur. Er hat jetzt Bildung für die Welt gewonnen und beträgt sich klug und artig. Er war mehrere Jahre in Paris. — Seiner Pflege und Sorgfalt verdanke ich meine wiederkehrenden Kräfte; da er meine Natur kennt, so hat er mir den Brunnen und das Bad nach meinem Vermögen verordnet, und ich habe wenig getrunken und auch mit Vorsicht gebadet; dadurch sind meine Nerven nicht irritiert worden. — Bei der Rückreise waren wir einen Tag in Wilhelmsthal, wo es himmlisch ist. Es wurde mir noch schöner durch die freundliche Aufnahme der Herzogin, der Großfürstin und meiner geliebten Prinzeß. Ich kann es nicht ändern, so schwer es

mir auch wird, ich muß mich aber doch am Hof zeigen; die Umgebungen stören mich so. Es sind so viele Menschen, die mich unangenehm berühren unter den Hofgesichtern. Es kostet mich viel hinzugehen, und doch kann man es hier nicht ändern, weil man dem Hof überall begegnet. Es ist aber ordentlich rührend, wie die Großfürstin mir zeigt, daß sie meine Gefühle erräth. Es ist als wollte sie mich immer beschäftigen; sie ruft mich ins Nebenzimmer, sagt mir etwas Gutes, spricht von meinen Kindern, und zeigt mir mit so vieler Herzlichkeit ihre Liebe, daß ich es tief fühle. Vor ein paar Tagen mußte ich ihr meine Kinder bringen; da war sie so herzlich, so liebenswürdig. — Ich gestehe, ich bin sehr in Sorgen um sie, denn sie geht einer schweren Epoche entgegen. Unsre Großfürstin kann sich nicht schonen. Ein einziger Besuch des Herzogs mit seinem Jagdhund kann ihr schädlich sein, eine einzige ungestüme Oeffnung einer Thüre kann ein reizbares Nervensystem erschüttern in diesem Zustande.

Wir haben in dieser Zeit die Vorlesungen von Doktor Gall gehört. Die Herzogin und Großfürstin haben sie gehört, und es waren auch einige Damen dabei. Etwas Besonderes hat die Art, wie er das Gehirn untersuchte, und wie es vor ihm Niemand that. Er hat Dinge darin entdeckt, die vor ihm Niemand sah, dadurch daß er nicht horizontal die Schichten ablöste, wie man sonst that, sondern vertikal. Dadurch erhält das kleine Gehirn eine ganz andere Gestalt: es erscheint ganz baumförmig. Den kleinen eiförmigen Körper, der im Gehirn ist, und der vorzüglich Streifen und Nervenbüschel enthält, hat er auch auf diese Manier gefunden. Auch den Grund seiner Ideen, daß das Gehirn eine Haut sei, die faltig in der Hirnschaale liegt, beweiset er durch seine Anatomie des Gehirns. Wir haben ein menschliches Hirn gesehen, das er durch seine Art es zu anatomieren wie eine Haut ohne Falten zeigt, so daß man es aufblasen kann. Diese Entdeckung hat er durch Untersuchung der Wasserköpfe gemacht. Ich komme mir vor, als sei die Stelle aus den Xenien auf mich gemacht:

„Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren;
„Ach was haben die Herrn für ein kurzes Gedärm!“

Ich habe immer mit Aufmerksamkeit hören können; wir haben zwei Stunden täglich gehört, und den einen Tag vier Stunden. Die Herzogin hat es auch sehr interessant gefunden. Die Großherzogin hat mit eigner Lebhaftigkeit Alles aufgefaßt, und Gall hat ihr persönlich viel Freude gemacht. Die Prinzeß ist auch eine recht leidenschaftliche Verehrerin von Gall und hat sich sehr daran ergötzt.

Meine Schwester hat sich auch sehr über Gall gefreut. Sie ist doch jetzt viel wohler. Das Bad in Wiesbaden, wohin sie Stark schickte, hat ihr sehr wohl gethan; auch die schönen Gegenden am Rhein. — Goethe ist jetzt viel besser; er ist nach Helmstädt von Lauchstädt aus gereist um Beyreiß kennen zu lernen. — Ich hoffe, wenn er wieder kommt, hat er Muth mich zu sehen.[1] Er war sehr krank, daher habe ich seine zu große Weichlichkeit mir gedeutet. — Ihre Art des Schmerzens, Ihr Antheil an Schiller, mein guter lieber Freund, war meinem Herzen wohlthätiger. Das Schonen des Gefühls ist mir schmerzlicher als eine Ergießung des Gefühls.

Weimar, den 12. Jänner 1806.

Der Herbst war mir nicht günstig; ich war krank und trauriger als gewöhnlich. Die letzten Wochen war ich ernstlich krank, und ein Zahngeschwür hatte meine Nerven so erschüttert, daß ich die rechte Haltung nicht wieder zn finden glaubte. Eine Ermattung und Abspannung der Nerven ist auch in der Luft; aber bei dieser Abspannung geschieht Alles von außen, um aufs Höchste zu verstimmen. — Die Noth, die uns von allen Seiten umgibt, die Furcht vor dem Künftigen, die traurigen, niederschlagenden Begebenheiten der Welt erfreuen das Gemüth gar nicht. Dazu kommt, daß ich alle Rohheiten und wilden Ausbrüche täglich vor mir sehe, denn ich bin täglich belagert von Wagen und Pferden, weil in dem Brauhause

[1] G. vermied dies früher. Liter. Nachl. II. S. 431.

neben mir, dessen Platz Sie wohl noch kennen, ein Korn- und Brodmagazin ist, wo wir unsre wenigen Vorräthe von Getreide vorführen sehen müssen, und nicht wissen, ob noch etwas für uns selbst zur Zeit der Noth bleibt. — Bewacht ist mein Haus jetzt sehr; denn auf dem Platz, wo der kleine, rothe Pavillon stand, steht jetzt ein neu gebautes Haus, das eingerichtet wird, und wo die Hauptwache unsres hier einquartierten Regiments liegt. — Ich selbst muß so viel beitragen, daß ich wohl eine ganze Compagnie halte, die Durchmärsche mit gerechnet und die Magazinsteuern. — Eine Freude hatte ich durch die Schlesier, die ich ihnen gern danke; sie haben so warmen Antheil an meinem Schmerz genommen und mir durch ihre Aufmerksamkeit schmerzlich wohl gemacht. — Ein Major vom Regiment Braunfels hat an meinem Hause, als er mit seinem Bataillon vorbeizog, befohlen, daß man Wallensteins Marsch spielen mußte.[1] — Noch etwas that mir wohl, wenn ich Sie, lieber Freund, loben hörte. — Ich war einmal auf einem Clubb-Ball eine Stunde; da ging ich unter dem Hohenlohischen Corps herum, um Sie loben zu hören. — Der Prinz von Pleß hat mir sehr gefallen; er ist sehr gebildet; auch hat er Sie gelobt. Auch der Prinz von Mecklenburg ist sehr artig; er ist mehr für die Welt gebildet, dünkt mir, aber er hat so etwas Artiges und Gefälliges, was einem wohl thut.

Den 13.

Ich habe heute den kleinen Prinz Alexander mit Ihrer lieben Mutter besucht; er ist so wohl genährt und hat fette Händchen und ist recht aufmerksam für sein Alter und kann schon ein Händchen geben.

Ich habe einen recht guten Menschen zum Hofmeister, der die alten Sprachen gut kennt; es ist ein Schüler von Voß.[2] Auch

[1] Andenken an Fischenich, S. 128.

[2] Martens aus Eutin, der freilich später der Bibiana, die er seine Muse nannte, in Heidelberg und Köln sich ergab. Andenken an Fischenich, S. 133. Nicht wenige Briefe von ihm sind vorhanden.

der Sohn Voßens, der hier angestellt ist, ist ein Freund von ihm, und auch meiner Kinder. Sie haben also zwei Lehrer statt einen. Es ist ein sehr braver Mensch, dieser Voß.

Goethe hat Trauer im Haus. Die Schwester der Vulpius ist gestorben; der arme Mann hat so geweint! Dies schmerzt mich, daß seine Thränen um solche Gegenstände fließen müssen.[1] — Ich hoffe, Goethe bleibt diesen Winter wohl; er war einigemal krank, doch ist es jetzt vorüber. — Seine Mittwochs-Gesellschaften[2] sind sehr interessant. Ich wollte, Sie hätten es hören können. Ich habe Manches aufgeschrieben.[3] Seine Farbenlehre wird jetzt gedruckt. Sie haben wohl Herders Schriften, die ersten 6 Theile in Breslau? Ich bitte Sie, lesen Sie den Cid. Es ist eine so reiche große Composition und so eine Fülle der Bilder und Gedanken; man kann Lehren für ein ganzes Leben darin finden; dabei ist der Charakter des Cid so prächtig. Man fühlt sich ordentlich reicher im Gemüth durch diese Erscheinung. Die Reden von Herder sind auch wunderschön. — Alles Große und Schöne, was ich auffinde, knüpft mich immer mit meinen Gedanken an eine unsichtbare Welt an, zu der mein Gemüth mit Innigkeit strebt. — Ach wie eng und klein wird mir oft die Welt. Ich muß meine Kinder ans Herz drücken; mein Herz durch den Glauben an meine Freunde aufrichten, ich weiß sonst das Leben nicht zu ertragen. — Diese Zeiten, diese Demüthigungen, die wir als Nation erfahren mußten, hätten S. Geist tief geschmerzt! — Seine ruhige Thätigkeit würde er unterbrochen gefühlt haben, und sein Geist würde schmerzlicher das Enge seines leidenden Lebens gefühlt haben; wie er selbst Kraft in sich fand, seinen Geist über die Wirklichkeit zu erheben, so sah er auch die Welt gern in Harmonie und Ruhe, — und wo ist diese jetzt? — Ich fühle mich oft stärker in dem Gedanken, daß ich allein stehe

[1] S. die „Briefe", S. 169.

[2] An Fischenich, S. 129. Seit dem November 1805 hielt G. diese Vorträge. (An Zelter, 18. Novbr. 1805.)

[3] Diese Aufzeichnungen sind erhalten.

und diese Gefühle allein trage. — Er fühlt keinen Schmerz über das Leben mehr! — wir werden einst auch diese Ruhe finden!

Wolzogen ist in Berlin mit der Großfürstin;[1] ich hoffe, nächste Woche kommen sie doch zurück.

Fischenich denkt immer Ihrer mit Antheil und Liebe. — Ich möchte ihn wohl wiedersehen!

Weimar, 24. November 1806.

Ich selbst habe nicht viel gelitten in meinen Umgebungen; ich war in den unruhigen Zeiten mit den Kindern bei Frau von Wedel.[2] Ich kann ihr diese Vorsorge nicht genug danken, denn meine Gesundheit hätte manchen schreckenvollen Auftritt nicht ertragen. Die liebe Mutter wollte nicht aus ihrem Hause; die Herzogin ließ sie mehreremal bitten, sie kam nicht. Ich traute mich nicht auf die Straße, meine Füße waren von schlafloser Nacht, vor Schrecken über Feuer zu schwach; ich hätte sie meinem Gefühl nach so gern geholt, sie beredet zu kommen, sie hätte doch den Anblick des Schreckens nicht so gehabt. Die ersten Zeiten war ihre Gesundheit nicht schwach, aber so heftig gereizt war ihr Gemüth, daß ich fürchtete, sie könnte krank werden. Aber jetzt ist sie körperlich weniger leidend, als vorigen Sommer. Jetzt greift sie die Sorge um den armen jungen Hautcharnois an.[3] Wenn der Himmel ihn erhält, so will ich ihn auch noch besuchen, wenn er erst so ist, daß er Gesellschaft genießen kann. Jetzt kann ich leider nichts für ihn thun, als Charpie für ihn zupfen.

Vor diesen schmerzlichen Eindrücken weiß ich den Geist meines ewig geliebten Freundes gern bewahrt, und es ist mir ein Trost, allein zu leiden. Er würde seine Kräfte aufgeboten haben, sich über das Schicksal zu erheben, und gewiß uns Allen ein Trost

[1] Mit dem Herzog und ihrem Gemahl, um den Kaiser Alexander zu begrüßen. Henriette an Knebel, S. 241.

[2] Der Oberhofmeisterin.

[3] Henriette an Knebel, S. 262.

gewesen sein, denn er vermochte Alles über sich; aber daß ich ihm diese Ansicht des Lebens erspart weiß, ist mir eine Beruhigung. Sein Freund hat sich seiner selbst nicht so würdig gezeigt, und es hat mein Gefühl verwundet, ihn in einer schmerzlichen Anschauung zu sehen. Er wollte sich zusammennehmen, wollte heiter scheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten. Man fühlte auch, daß es nicht aus der rechten Quelle kam, und deßwegen blieb auch der Eindruck verloren.

Die Trauung hat mir etwas Grausenhaftes, gesteh' ich; in einer Kirche, wo Todte, Verwundete Tags vorher lagen, wo man sicher erst alle Spuren der vorhergehenden Tage sorglich verwischt hatte, eine Cäremonie vorzunehmen, die jeder Mensch nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens oder nie feiern sollte, dieses ist mir ein Gefühl, das ich nicht ganz verdrängen kann. Das Nachtheilige des Eindrucks, den dieser Schritt auf die Gemüther thun muß, ist nicht zu unterdrücken. Auch ist es so ohne Nutzen und Zweck. Ich habe nicht Glück wünschen können, wie Andere, und schwieg lieber. Es war etwas Unberechnetes in diesem Schritt, und ich fürchte, es liegt ein panischer Schrecken zum Grund, der mir des Gemüths wegen wehe thut, das sich durch seine eigene große Kraft über die Welt hätte erheben sollen. Warum begünstigen die Musen, wenn sie nicht auch mit ihren Zaubergesängen das Unglück besänftigen können, wie Orpheus Leier die Geister des Tartarus?

Daß der arme Kraus[1] ein Opfer des Schreckens war, schmerzt mich unendlich; es war so eine harmlose, brave, stille Natur, sein Alter ließ ihn unterliegen.

Rudolstadt, 21. December 1806.

Ich bin seit 7 Wochen hier und bleibe bis Ende dieses Monats oder die ersten Tage des Oktobers hier. Es hat mich aufs Neue gefreut, meine Heimath wieder zu sehen. Ich lebe in den Gegenständen, die mich in meiner Kindheit umgeben haben; ich

[1] Der Rath Kraus, Direktor der freien Zeichenschule. Er starb am 5. Novbr.

und diese Gefühle allein trage. — Er fühlt keinen Schmerz über das Leben mehr! — wir werden einst auch diese Ruhe finden!

Wolzogen ist in Berlin mit der Großfürstin;[1] ich hoffe, nächste Woche kommen sie doch zurück.

Fischenich denkt immer Ihrer mit Antheil und Liebe. — Ich möchte ihn wohl wiedersehen!

Weimar, 24. November 1806.

Ich selbst habe nicht viel gelitten in meinen Umgebungen; ich war in den unruhigen Zeiten mit den Kindern bei Frau von Wedel.[2] Ich kann ihr diese Vorsorge nicht genug danken, denn meine Gesundheit hätte manchen schreckenvollen Auftritt nicht ertragen. Die liebe Mutter wollte nicht aus ihrem Hause; die Herzogin ließ sie mehreremal bitten, sie kam nicht. Ich traute mich nicht auf die Straße, meine Füße waren von schlafloser Nacht, vor Schrecken über Feuer zu schwach; ich hätte sie meinem Gefühl nach so gern geholt, sie beredet zu kommen, sie hätte doch den Anblick des Schreckens nicht so gehabt. Die ersten Zeiten war ihre Gesundheit nicht schwach, aber so heftig gereizt war ihr Gemüth, daß ich fürchtete, sie könnte krank werden. Aber jetzt ist sie körperlich weniger leidend, als vorigen Sommer. Jetzt greift sie die Sorge um den armen jungen Hautcharnois an.[3] Wenn der Himmel ihn erhält, so will ich ihn auch noch besuchen, wenn er erst so ist, daß er Gesellschaft genießen kann. Jetzt kann ich leider nichts für ihn thun, als Charpie für ihn zupfen.

Vor diesen schmerzlichen Eindrücken weiß ich den Geist meines ewig geliebten Freundes gern bewahrt, und es ist mir ein Trost, allein zu leiden. Er würde seine Kräfte aufgeboten haben, sich über das Schicksal zu erheben, und gewiß uns Allen ein Trost

[1] Mit dem Herzog und ihrem Gemahl, um den Kaiser Alexander zu begrüßen. Henriette an Knebel, S. 241.

[2] Der Oberhofmeisterin.

[3] Henriette an Knebel, S. 262.

gewesen sein, denn er vermochte Alles über sich; aber daß ich ihm diese Ansicht des Lebens erspart weiß, ist mir eine Beruhigung. Sein Freund hat sich seiner selbst nicht so würdig gezeigt, und es hat mein Gefühl verwundet, ihn in einer schmerzlichen Anschauung zu sehen. Er wollte sich zusammennehmen, wollte heiter scheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten. Man fühlte auch, daß es nicht aus der rechten Quelle kam, und deßwegen blieb auch der Eindruck verloren.

Die Trauung hat mir etwas Grausenhaftes, gesteh' ich; in einer Kirche, wo Todte, Verwundete Tags vorher lagen, wo man sicher erst alle Spuren der vorhergehenden Tage sorglich verwischt hatte, eine Cäremonie vorzunehmen, die jeder Mensch nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens oder nie feiern sollte, dieses ist mir ein Gefühl, das ich nicht ganz verdrängen kann. Das Nachtheilige des Eindrucks, den dieser Schritt auf die Gemüther thun muß, ist nicht zu unterdrücken. Auch ist es so ohne Nutzen und Zweck. Ich habe nicht Glück wünschen können, wie Andere, und schwieg lieber. Es war etwas Unberechnetes in diesem Schritt, und ich fürchte, es liegt ein panischer Schrecken zum Grund, der mir des Gemüths wegen wehe thut, das sich durch seine eigene große Kraft über die Welt hätte erheben sollen. Warum begünstigen die Musen, wenn sie nicht auch mit ihren Zaubergesängen das Unglück besänftigen können, wie Orpheus Leier die Geister des Tartarus?

Daß der arme Kraus[1] ein Opfer des Schreckens war, schmerzt mich unendlich; es war so eine harmlose, brave, stille Natur, sein Alter ließ ihn unterliegen.

Rudolstadt, 21. December 1806.

Ich bin seit 7 Wochen hier und bleibe bis Ende dieses Monats oder die ersten Tage des Oktobers hier. Es hat mich aufs Neue gefreut, meine Heimath wieder zu sehen. Ich lebe in den Gegenständen, die mich in meiner Kindheit umgeben haben; ich

[1] Der Rath Kraus, Direktor der freien Zeichenschule. Er starb am 5. Novbr.

bewohne die Ludwigsburg, bin ganz nahe an dem heißen Hof und steige immer den Berg hinauf, den ich als Kind für ein Alpengebirg hielt, der nun ein kleiner Abhang geworden ist. So wird es uns gehen in einer andern Existenz; da werden alle Größen der Erde uns klein dünken, wenn der Geist frei von den Fesseln des Körpers nur in geistigen Ansichten leben kann. Die Berge von Kochberg seh' ich aus meinen Fenstern. Ich weiß nicht, ob ich dahin komme; aber das weiß ich, daß ich jetzt weniger Interesse hätte dort zu sein, die liebe Mutter müßte denn hinkommen.

Ueber Gleichens Freundschaft und ihre Kinder — sie haben zwei prächtige Knaben — freue ich mich auch täglich mit stiller Rührung. Gott erhalte sie so! Die Gleichen sieht in zwei Monaten noch einmal ihrer Niederkunft entgegen. Er ist eine prächtige Natur, so ernst und fest, und will das Gute so eifrig, und erhält sich immer den Geist offen für das Nachdenken, das ist mir so schätzbar. Er hat sich hier seine Existenz auch mit Freiheit und Eifer erhalten und lebt wie er will. Unter den andern männlichen Mitgliedern der Gesellschaft steht er wie ein Wesen aus einer andern Welt da. Man ist übrigens in den andern männlichen Cirkeln weiter zurück als sonst, und es wird einem angst über diese Menschen. Ich sehe sie nicht, denn ich habe mich dispensiert, die Mittage am Hof zu erscheinen, und ich bin nur sichtbar des Abends, wo ich immer Freude habe mit der Fürstin zu sprechen, die einen so lebendigen Geist hat.

Ich weiß zu gewiß, daß Sie Antheil an mir nehmen, als daß ich viel darüber sagen sollte, mein lieber Freund! Die Bemühungen des braven Becker in Gotha [1] haben mich sehr gerührt, und auch der Antheil der Nation. Wären andere Zeiten, so würde vielleicht der Plan seiner Entwicklung nicht so ganz fern sein. Indessen sind doch 6000 Rthlr. wohl beisammen. Es ist mir eine tröstliche Aussicht, wenn die Kinder groß sind, daß sie eine Zuflucht hätten auf dem Lande. Karl will Forstwissenschaft studieren, da

[1] Schillers Familie ein Gut zu kaufen.

könnte er ein Gut recht wohl dabei versehen. Ernst, denke ich mir doch, wird dem Geist seines Vaters nahe kommen und nicht so für die handelnde Welt passen. Ich wünsche sehnlich aus einem Grunde zumal einen Besitz, denn ich möchte die heiligen Ueberreste unsres Geliebten auf dem Eigenthum seiner Hinterlassenen wissen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieser Plan zu Stande käme, so bitte ich Sie, uns Beiden eine Ruhestätte dorthin zu bereiten. Soll ich es erleben, so würde ich kein Besitzrecht als ein Eigenthum ansehen können, wo ich nicht auch, was mir noch von ihm übrig blieb, bewahren und bewachen könnte. Ich könnte mir jetzt nicht vorstellen, lange von Weimar weg zu sein, weil ich den menschlichen Dingen nicht mehr traue, denn ich möchte wissen, daß ich auch in der letzten Zuflucht für die Welt nicht ohne ihn Ruhe fände.

Ach ich wurde immer glücklicher; jedes Jahr knüpfte mich fester und inniger an Schiller, jedes neue Verhältniß der Welt zog mich fester an sein Herz. Nur das Schicksal hat Wolken aufthürmen können in meinem Leben; nur seine Kränklichkeit konnte mich leidend machen. Er wurde immer milder mit jedem Jahr seines Lebens in seinem Gemüth. Sie hätten es auch gefunden, wenn Sie mehr mit ihm gewesen.

Breslau, 28. März 1807.

Unser Schauspiel ist sehr gesunken. Der Prinz Jerome, der es öfters besucht, liebt nichts, was nur einigermaßen zu den ernsthaften Schauspielen gehört, und da wir in Deutschland bekanntlich einen Mangel an guten Lustspielen haben, so werden häufig die alten und schlechten Stücke vorgesucht. Wir sind diesen ganzen Winter noch gar nicht im Schauspiel gewesen; doch ich allein war einmal dort, um mir das Treiben mit anzusehen.

Im Mai reiste Stein mit Frau und Kindern in die Heimath und blieb dort bis in den August. Sein letzter Brief aus Kochberg ist vom 27. Juli. Danach

wollte er 8 Tage in Gotha und Wilhelmsthal bleiben und dann bald nach Schlesien, wo „eine gewaltige Einquartierung ihr Wesen auf seinem Gute trieb," zurückreisen. Lotte war vom Juli bis Ende Septembers in Rudolstadt.

Strachwitz, 20. September 1807.

Liebe Freundin!

Ihren letzten lieben Brief konnte ich nicht beantworten, so schleunig mußte ich abreisen, und als ich das zweitemal nur auf ganz kurze Zeit in meinem Vaterlande war, so mußte ich eilen, vor dem erwarteten und gewünschten Truppenabmarsch aus Schlesien Weimar zu verlassen. Leider hat derselbe noch nicht Statt.

Ich hörte in Dresden, daß der Herzog außer dem Wolzogen und Müller auch den Conta von Wien habe dahin bei seiner ersten Anwesenheit kommen lassen, um ihn auch nach Paris abzusenden. Der Herzog ist jetzt oft in dem Fall gewesen, zu viel zu thun, und das ist eben so schlimm als das zu wenig.

Lotte an Fritz. Weimar, 20. December 1807.

Mit dem, was mir noch am liebsten auf der Welt ist, erfahre ich Sorgen aller Art, denn ich möchte so gern meine Kinder so vielseitig wie möglich ausbilden und fühle, daß sie eine reich ausgestattete Natur bedürfen zu diesem Zweck, und war so froh, den vortrefflichen Lehrer[1] zu haben. Zu Ende dieses Monats verläßt er uns, er wird in Gotha Professor. Es ist eine Stelle, die ich ihm nicht ersetzen kann, die ich ihm sogar wünschen muß; aber es schmerzt mich unendlich, ihn zu verlieren. Mir selbst ist sein Umgang so viel geworden, und damit vereinigte er so eine vortreffliche Gabe des Unterrichts, wußte sich die Liebe der Kinder so zu erwerben. Wäre er hier Professor geworden, so hätte ich ihm meine Söhne gelassen. Aber hier geschieht auch leider nichts Außerordentliches, und die alten Stellen bleiben besetzt; doch kann man nicht neue gründen.

Auf jeden Fall ist mirs ein Trost, ihn doch in der Nähe zu

[1] Ukert aus Eutin, der im April nach Martens Abgang eintrat.

haben, denn da ich den Dingen der Welt nicht mehr traue und gelernt habe, wie schnell das Leben entflieht, so hätte ich immer die Hoffnung, daß im Fall ich stürbe, Ukert sich der Leitung meiner Kinder treu annähme. Auf meine eigene Familie, unter uns gesagt, kann ich im Grunde doch wenig bauen; meines Schwagers Gesundheit ist unsicher, meiner Schwester Neigungen streben immer ins Weite, und wenn man Menschen ausbilden will, so muß es ohne so viel äußere Störungen wie möglich geschehen.

Ich werde nun auf einige Zeit den Hofmeister bekommen, den ich Ihnen vorschlagen sollte, einen Sohn des Kirchenraths Gabler;[1] wenn er gut ist und so fortfährt in dem Sinn, wie ihr jetziger Lehrer, so will ich gern für mich entbehren, was mir an Ukert so lieb war, denn ich habe viel gelernt in seinem Umgang; auch hat er so eine Freude vorzulesen, und manchen Abend hat er mir dadurch erheitert. Wir haben recht viel von Goethe wieder gelesen, und der kann einen immer erfreuen. Schiller lese ich am liebsten selbst und allein, denn das heilige Gefühl des Schmerzens, welches mir der Abdruck seines Geistes gibt, bringt zu tief ins Gemüth, als daß man es Andern mittheilen möchte.

Den 21.

Heute oder morgen spätestens kommt meine Schwester wieder; mein Schwager bleibt noch dort; sie reist mit Müller.

Ich habe Goethe begegnet heut, er sieht sehr wohl aus; er war beinahe sechs Wochen in Jena und hat den Herrn Werner[2] mitgebracht, dessen Bekanntschaft ihn sehr freut. Ein poetisches Interesse ist ihm immer wohlthätig, deßwegen wird er den belebenden, beseelenden Umgang unsres Freundes niemals verschmerzen.

Daß ich Sie wieder sah, lieber Freund, Helenchen kennen lernte und Ihre Kinder, ist mir eine Freude, die mir das Schicksal gab.

[1] Den späteren Philosophen und Professor in Berlin, nur bis Ostern 1808.

[2] Zacharias; über seinen Aufenthalt Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester, S. 315 ff. Goethe an Fr. v. Stein III. S. 385 mit den Noten.

Die Jugend hat andere Ansichten, andere Lebenshoffnungen, und wir können uns nicht in eine andere Vorstellungsart versetzen, wenn wir auch Alles fühlen; das sage ich mir so oft, wenn ich meine Kinder ansehe, die einen solchen Vater verloren, die vielleicht mich auch verlieren, ehe sie meine Nähe entbehren können. Eine höhere Macht wird sie leiten; da wo uns die menschliche Kraft nicht in der Phantasie mehr folgen kann, lehnt sich das Gemüth gläubig an die unsichtbare Hand, die unsere Schicksale lenket und das Verworrene lösen kann! Ich möchte, Sie könnten zu Ihrer lieben Mutter, Ihren Freunden reisen, wir würden mit Ihnen klagen.

Mich selbst hat viel Sorge auch diesen Sommer betroffen; die Sorge um Wolzogens Gesundheit verläßt mich nicht, und seine Kränklichkeit ist schmerzlich für ihn und für die, die ihm nahe sind, weil sie das Gefühl der Ruhe raubt. Meine gute Mutter war bedeutend krank, man fürchtete Alles. Ich habe sie wieder gesehen nach diesem Sturm, ihre Kräfte fehlen noch, aber übrigens läßt uns diese Krankheit hoffen, daß sie eine vortreffliche Natur hat und uns noch lange leben wird. Ich war acht Tage in R. Als ich an den Kochberger Bergen vorbei fuhr, überfiel mich der Gedanke schmerzlich, mit welchen Hoffnungen und Aussichten für das Leben wir in unserer Jugend unsere Seele wiegten, wie eigentlich unsere Existenz auf gewisse Art abgeschlossen ist. Ich sehe mich mit dem, was mir die Existenz erhöhte, fertig für die Welt und knüpfe meine Freude und Sehnsucht in einer andern Welt an.

Sie, lieber Freund, haben nun auch einen Kreis Ihres Lebens vollendet, und Ihre Bestimmung und Thätigkeit kann einen neuen Kreis beginnen, wenn Sie den Willen haben. Wir Frauen, die eigentlich mehr in uns leben, können uns nie so durch uns selbst nach außen richten als die Männer, und die Welt macht andere Forderungen an uns. Aber es ist ein Trost darinnen, daß wir auch mit unserem Schmerz eigentlicher leben können durch unsern engen Kreis.

Ich danke Ihnen für die kleine Lebensgeschichte unserer Freundin, die ich heilig aufhebe. Was machen die lieben Eltern? Ich habe Alles, Alles tief mitgefühlt. Daß unsere Freundin nicht fühlte in dem bängsten Moment, wovon sie sich trennte, bin ich überzeugt, und dieß tröstet mich. Der Tod ist nur für uns, die zurückbleiben, eine schmerzliche Erscheinung. Was wir Angst des Todes nennen, ist nur ein körperlicher Schmerz, die Seele hat schon andere Räume, wo sie hinstrebt.

Als meine Schwester Schillers Hand faßte an dem Tage vor seinem Tode, wo er schon ruhig da lag, und mirs dünkte, er müßte leiden, als Karoline fragte: wie geht es? sagte er: „Heiter, immer heiter!“

Soll uns das nicht trösten für unsere Abgeschiedenen?

Fritz an Lotte. Strachwitz, den 13. September 1808.

Liebe Freundin! Ich suche Sie auf in Ihrer Einsamkeit zu Ilmenau, um Ihnen für Ihren herzlichen Brief zu danken. Umarmen Sie meine Mutter. Ich hoffe, sie erhielt meinen letzten Brief über Weimar.

Allen Trost, den man sich finden kann, habe ich mir aufgesucht, ich fühle aber eine Leere, für die nur Beschäftigung hilft. Noch bindet mich Einquartierung und Lager, denn statt der abgegangenen Division kommt eine neue. Ist das vorüber, so denke ich hier eine kleine Tour zu machen und den gewohnten Kreislauf meiner Ideen einmal zu verändern. Hätte ich Geld, so würde ich eine größere Reise unternehmen, denn ich komme mir vor wie ein im Schlosse eingerosteter Schlüssel. Ich habe alle meine alten Liebhabereien vorgesucht und in einem großen Zimmer meine Bücher, Steine, Münzen, Kupfer, Zeichnungen, Musikalien in ihren zum Theil zierlichen Schränken zusammen gestellt und meiner Frau Pianoforte in die Mitte. Das Ganze sieht recht hübsch aus, und da es fertig war, hätte ich gern meine Frau gehabt, um es ihr zu zeigen, denn es erfreute mich ihr Beifall. Nun bin ich allein.

Ich komme immer auf dieselben Ideen zurück und auf das letzte Bild von ihr, wie sie hülflos im Sarge lag. Wie wenig hat sie genossen, wie manche unnütze Thräne vergossen, das liebe arme Wesen. Ich kann nicht ohne Wehmuth und Mitleid an sie denken.

Wir machen uns hier schöne Hoffnungen, die Besatzung vermindert zu sehen, wär' sie nur nicht mit der Sorge verbunden, daß mein Vaterland durch die sich vielleicht in jenen Gegenden zusammenziehende Armee leidet.

Der kleine Guido ist mit Erfolg vacciniert worden. Sagen Sie das seiner Großmutter. Es ist ein niedlich Bürschchen, ohngeachtet er mir ähnlich sehen soll. Die andern Kinder sind wohl.

Lotte an Fritz. Weimar, den 12. April 1810.

Ich gestehe Ihnen, daß ich der Kinder wegen immer wünschte, Sie möchten Sich wieder verheirathen,[1] und gerade eine Freundin Ihrer Helena. Da Ihr Herr Schwiegervater selbst diese Wahl bestimmte, so fühle ich, daß sie Ihre Freundin geliebt hat und jetzt auch so in den Kindern ihr Andenken inniger lieben wird. — Denken Sie, daß in unsrer Gegend das Heirathen so Mode geworden, daß sogar die Madame Händel, die durch unsre Atmosphäre zog,[2] in Halle sich mit dem Sohn des Hofrath Schütz, den Sie wohl von Jena aus kannten, zum viertenmal verheirathet hat. Mir ist, als müßte ich hier eine neue Existenz beginnen, wenn ich mir mein Leben ohne die geliebten Gestalten der Prinzeß und Knebeln denken muß. So warmen, innigen, zarten Antheil nahmen sie an ihren Freunden; man fühlte sich in dieser reinen Umgebung selbst über das Leben erhoben, und die schönsten Genüsse des Lebens theilte ich mit diesen Geliebten. Nun muß ich sie auch einem ungewissen Schicksal entgegen gehen sehen! Ich finde, daß im Umgang Ihre liebe Mutter diesen Winter nicht immer so heiter war und für geistige Unterhaltung empfänglich; und was Sie

[1] Stein hatte sich mit einer Gräfin Schlabrendorf verlobt.

[2] Henriette an Knebel (27. Januar), S. 406.

über sparsame Mittheilung von Briefen klagen, fand ich auch in Gesprächen. Zumal mußte ich, weil ich der Gleichen ihre Nichte bei mir hatte, auf einige Wochen auf Bälle gehen und lange bleiben; dieß kann meine Natur nicht mehr vertragen. Ich habe sogar einen Maskenzug mitgemacht und war eine Donische Kosakin.[1] Unter dieser Verkleidung hätten Sie mich wohl nicht gesucht?

Meine gute Schwester ist seit drei Monaten zurück von ihrer traurigen Wanderung in die Fremde. So wenig ich dem armen Wolzogen ein so schmerzliches Leben wünschen konnte, so schmerzlich ist mir doch sein Verlust gewesen. Die Trauer im Gemüth wird in mir bei jeder neuen Erfahrung tiefer; deßwegen ist mir der Contrast einer freudigen Umgebung schmerzlich, und das Gefühl der fremden Welt um mich herum ist so zerreißend. Aus freiem Willen mag ich gar nicht mehr öffentliche Erscheinungen machen, aber aus Pflicht der Dankbarkeit und durch das Gefühl, meiner guten Prinzeß nahe zu sein, ließ ich mich diesen Winter mit hinreißen, mich einer frohen Welt gleich zu stellen.

Meine Schwester hat doch auch sich mehr öffentlich gezeigt, als ich vorher dachte; zumal geht sie so gern ins Theater, um sich ganz auszuruhen und zu vergessen; da muß ich auch mit, aber Schillers Stücke kann ich hier nicht sehen; es ist mir, als müßte ich alsdann auch den Geist finden, der diese Maschine bewegt; denn die meisten Rollen hat er eingelernt. Auch bekannte Stücke, die ich mit ihm sah, kann ich nicht sehen, wenn sie mir zu lebhafte Eindrücke einst gaben. Neue Stücke, die ich gar nicht kenne, interessieren und beschäftigen mich. Auch zumal die Musik macht mir große Freude. Durch unsre musikalischen Gesellschaften bei Goethe habe ich einen eigenen Sinn für Musik erhalten und einen eigenen Genuß darin finden lernen.

Es ist mir recht lieb, daß Sie den Joseph[2] noch nicht kannten,

[1] Am 16. Februar. Goethe VI. S. 212. Henriette an Knebel, S. 412.
[2] Den Anfang der Wanderjahre, in einem Taschenbuch.

und daß ich ihn Ihnen schicken konnte. Er ist so lieblich und graziös und so rein und schön ausgesprochen.

Sie würden sich über August Goethe freuen; er ist recht brav und gut und ernsthaft, beinahe melancholisch in seinem Wesen; er ist recht gebildet und hat eine herzliche Anhänglichkeit in seinem Gemüth. Er ist mir sehr lieb. Zu meiner großen Freude hat er das Organ seines Vaters, und wenn sich seine Stimme ausbildet, so wird sie der seines Vaters ähnlich. Ich weiß mir keine schönere Stimme; Herders Organ war auch so harmonisch und auch wie es nie wieder vorkommt. Eine schöne Sprache ist mir wie eine schöne Musik.

Meine Kinder sind wohl. Karl wird Ende Mai auf einige Zeit wohl nach Tübingen gehen. Ich weiß wohl nicht, wie ich mir diese Trennung versüßen soll. Ernst wird die öffentliche Schule hier besuchen, der alten Sprachen wegen, und ist in einem Alter von noch nicht vierzehn Jahren in der ersten Klasse, und soll gar seiner Kenntnisse im Griechischen wegen nach Selecta kommen, so bald als möglich.

Im Jahre 1814 trennte sich Stein von seiner zweiten Frau durch gegenseitige Uebereinkunft. Eröffnungen, die ihm Lotte in einem verlornen Briefe gemacht haben muß, veranlaßten ihn zu folgendem Schreiben.

Strachwitz, den 26. Januar 1815.

Verehrte Freundin!

Ihr liebes Schreiben hat mich abwechselnd erröthen und erblassen machen. Nicht geahndet habe ich, daß ich die Ursache der Entbehrungen meiner guten Mutter sein könne. Alles, was sie für mich geleistet, war ihr Anerbieten; ich bin mir bestimmt erinnerlich, ihr nie eine Bitte deshalb gethan zu haben, und ich bin bisweilen selbst in Verwunderung gewesen, daß es ihr möglich sei, so freigebig zu sein. Aber wie es zugegangen, kann ich mir leicht erklären. Ich habe einige kleine Kapitale in Thüringen zu verzinsen; der Krieg hinderte mich, diese Zinsen durch sie wie sonst

pünktlich abzutragen; ordnungsliebend, wie sie ist, peinigte sie dieses, und sie trat in das Mittel, ohne mich ahnden zu lassen, welche Opfer ihr dieses koste.

Damit sie nun keine Versuchung zu irgend einer solchen Freigebigkeit habe, so schreibe ich ihr, daß ich sie bäte, gar nichts mehr für mich zu zahlen, weil ich mit meinem Bruder alles Erforderliche verabreden würde, und ihre Gesundheit durchaus Ruhe bedürfe, und ihre Augen Schonung.

Es ist mir nun vorzüglich daran gelegen, daß meine Mutter zu einer besseren Pflege gelange. Wie das nun einzuleiten, darüber wünschte ich Ihre Vorschläge. Sie hat die Eigenheit in Betreff ihres Hausgesindes schwer zu befriedigen zu sein, und so mag es ihr bequemer scheinen, von einem Traiteur zu essen; allein Sie haben sehr Recht, daß dieses nicht für ihre Jahre und Bedürfnisse paßt. Ich bitte Sie daher recht sehr angelegentlich, ihr zuzureden, daß sie sich wieder eine Köchin annehme, und daß Sie im Voraus über die Mangelhaftigkeit solcher Personen mit leichtem Sinn hinweg sehe. Wär' ich nur nicht zu weit entfernt, so schlüg' ich ihr vor, zu mir zu kommen, allein eine Verpflanzung auf fremden Boden in ihren Jahren ist doch ein Wagestück. Wie viel entbehrt, wer, wie ich, sein Vaterland verlassen hat.

Es ist mir hier so schlimm ergangen, wie es die Umstände mit sich brachten, ich darf mich also weiter nicht darüber beklagen, und wenn es sich in Betreff des Geldes nur einigermaßen thun läßt, so komme ich den Sommer nach Weimar.[1]

Leben Sie wohl und haben Sie Dank, daß Sie sich auch diesmal als eine treue Freundin gezeigt.

Breslau, den 8. Februar 1816.

Geßler ist der Regierung, die nach Reichenbach kommen soll, aus dem Weg gegangen. Fast scheint es ihm aber auch in

[1] Er führte diesen Vorsatz im Sommer aus (Goethe an Fr. v. Stein, III. S. 449) und zog nach der Rückkehr wieder in die Stadt.

Schmiedeberg, wo er jetzt wohnt, nicht ganz heimisch. Er ist an die Stollbergs gewöhnt, und die fehlen ihm.

Breslau, den 29. August 1816.

Ich habe Gr. Geßler neulich besucht, als ich mit meinen Knaben im Gebirg war. Die alten Hagestolzen haben immer etwas Aehnliches, und so geistvoll er ist, so leidet er doch auch nunmehr ein wenig an der Sünde Folgen, in dem Alter, wo er Liebe noch in voller Kraft geben und nehmen konnte, dieses verschmäht zu haben. So eine Onkelsrolle in der Welt kann einen Mann, wie er ist, nicht befriedigen. Voll Gemeinsinn und wohlthätig, wie er ist, hätte er tausend Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Umgebungen, aber nun ist er sarkastisch und nicht tolerant für andere Ansichten als die seinigen. Er leidet sehr an den Augen, findet aber Niemand, der mit dem Ausdruck vorliest, wie er will, ist auch nicht geduldig genug, um sich Jemand nach seinem Bedürfnisse zu bilden, und zu streng in seinen Anforderungen an sich selbst, um Jemand bei sich zu empfangen, wenn er sich leidend und daher nach seiner Meinung langweilig findet. Es gibt daher lange Perioden, wo es nur sein Arzt ist, durch den er mit der Welt noch zusammenhängt. Er kam einen Tag nach Buchwald (zu der Wittwe des Ministers Reden), als wir eben noch bei Tisch saßen, denn er nimmt wegen seiner Diät keine Einladungen an für den Mittag. Er war dort recht heiter und nahm recht freundlich Theil, als ich nach dem Wunsche der Schwestern Riedesel ein kleines Landschäftchen aus dem Park zeichnete.

Ich lernte auch in Buchwald H. v. Miltitz kennen, den Eigenthümer jener schön gelegenen Bergschlösser an der Elbe zwischen Dresden und Meißen, der sich nach seinem vom König von Sachsen übel aufgenommenen Vortrag: „daß es seine Pflicht gegen sein Land sei, lieber ein Reich am Rhein anzunehmen, als das seinige zerstückeln zu lassen,“ selbst exiliert hat und in Liegnitz als preußischer Obrist lebt. Ernst und leicht verwundbar in seinem Gefühl eines

Verbannten hat er mir Antheil abgezwungen, als ich mit ihm von meinem vorjährigen Besuche seines Wohnsitzes sprach.

Lotte an Fritz. Weimar, den 16. December 1819.[1]

Daß wir unsere Freundin Schardt nicht mehr unter uns wissen, ist mir sehr schmerzlich. Auch die arme kleine Tante Malchen hat die Ehre, ihr Stift zu beherrschen, nicht lange genossen. Ich bin Anfang November in Meiningen gewesen, wo ich ihr leeres Haus von weitem sah.

Im Ganzen ist es mir sehr wohl gegangen, seit Sie von uns sind. Meine Reise nach Württemberg hat mich sehr erfreut und belebt, am meisten die Freude meinen guten Karl wieder zu sehen, in seiner Wohnung, unter seinen Beschäftigungen und seine Verhältnisse kennen zu lernen, und auch, was ich konnte, dafür zu wirken.

Es ist eine recht erquickliche Natur in Oberschwaben und reich und fruchtbringend, daß manche Gewächse und Bäume ganz kolossal sind, die bei uns klein und zusammengezogen sind und dürftig aussehen. Die Erde, die man im Herbst mit der Pflugschaar überfuhr, gab große schwarze Schollen, wo der Duft des Belebenden wie eine Kraft uns anwehte. Und die Saat war schon wieder ganz dick und saftig grün, als ich ging. Bis den 11. Oktober blieb ich in Altshausen, einem königlichen Marktflecken, wo ein Schloß der deutschen Herren ist, das nun für den König von Württemberg erhalten wird, der die reiche Commende in Besitz nahm, als die großen Theilungen waren. Die geistlichen Herren haben es sich von jeher wohl sein lassen und die besten Besitzungen besessen. Nichts fehlt auch dort; die schönen Gebäude, die Lage des Schlosses ist einzig. Man übersieht einen fruchtbaren Strich Landes, worauf Wiesen, Wälder und Fruchtfelder abwechseln, darauf einzelne Höfe zerstreut, mit Bäumen, Brunnen &c. geziert. Für

[1] Im Juni war Stein zu Besuch bei seiner Mutter. Goethe an F. v. Stein, III. 456.

die Kultur des Bodens sind solche Höfe schöner als für die Kultur der Bewohner, die stumm, ohne Mittheilung und Unterricht beinahe die Mittheilung unter den Menschen verloren haben. Es ist auch ein Befehl des Königs erschienen, daß, wer sich neu anbauen will, sich in Dorfschaften vereinigen soll. Das finde ich sehr weise, denn nur unter Seinesgleichen lernt der Mensch seine Kräfte üben und bilden. Die überfeine Kultur mag den Menschen wieder zur Einsamkeit hinneigen, weil er wohl aus Erfahrung sieht, daß das menschliche Hoffen nur bedingungsweise erfüllt wird, und daß man wie Posa sagen möchte:

„Die Welt ist meinem Ideal nicht reif."

Für Bildung aus der Rohheit aber heraus zu kommen, ist Gesellschaft nothwendig. Ich habe im Angesicht der Schweizerberge meine Spaziergänge gehalten, denn man sieht den Säntis, die Vorarlbergischen und Tyroler Berge alle auf einem einzigen Spaziergang in einer Kastanienallee, die recht klug gezogen ist; da immer die unteren Aeste weggeschnitten sind, so bildet sich ein breiter gewölbter Gang über einem, und zwischen den Stämmen durch erblickt man die Wälder, Wiesen, Teiche, Höfe und Kirchthürme. Am Wege stehen Kapellen, und im Hintergrund ragen die einzigen Berggruppen der Schweiz hervor; man sieht das ganze schöne Land im Umriß vor Augen, und blau und durchsichtig glänzen die Zacken der Berge, wenn die Abendsonne sie erhellt. Es fehlen eigentlich nur Menschen, um alle diese Schönheiten zu fühlen. Mein guter Karl, der mit reinem Sinn Alles genießt und mehr Rechenschaft zu geben weiß von der Natur als die ganze Gesellschaft im Umkreis, genießt allein die Freude, daher war es ihm sehr wohlthätig, uns alles Schöne zeigen zu können.

Altshausen liegt zehn Stunden vom Bodensee und acht Meilen von Schaffhausen. Ich konnte mir selbst es nicht versagen noch meinen Töchtern, denen ich gern die Größe der Natur zeige, den Rheinfall zu besuchen. Wir reisten über den heiligen Berg,

Wittwensitz einer Fürstin von Fürstenberg, der einzig schön liegt. Denken Sie Sich auf einer Seite die Schwarzburger Berge; auf einem derselben liegt das Schloß, das eine Brücke mit einer Bergkette verbindet. Der heilige Nepomuk mit der Strahlenkrone ragt in die blaue Luft und scheint über dem Abgrund zu stehen. Der Fuß des Berges ist mit Buchen und Fichten bewachsen, und Laubgänge führen ins Thal. An dem Weg des Schloßberges liegen die Häuser der Bauern, die von oben herunter gehen und sich an der Spitze des Berges, an die Wohnungen der Beamten, des Forstpersonals, den Gasthof anschließen. Die Waldhöhe geht fort an der Seite, und ein Spaziergang in Felsen gehauen zeigt die prächtigste Aussicht; dann an einer Seite die grünen Buchenwände, von da die Aussicht der ganzen Bergkette, die den Bodensee umgibt, und aus der Ferne die Zacken der unbestiegenen, unbewohnten Berggipfel. Die Abtei Salmannsweiler mit Kuppeln und Thürmen und schönen Gebäuden war unser Nachtlager.[1] Den andern Morgen fuhren wir im Wagen bis nach Ueberlingen; das ist der jetzige Hafen des Bodensees von dieser Seite. Ehemals war es Mörsburg, das jetzt so traurig aussieht, da der edle Dalberg nicht mehr lebt. Er war so glücklich dort und hat der Welt vergessen und seinen geistlichen Pflichten gelebt. Er hat auch manche Schritte zur Aufklärung gethan und ein sehr gutes Seminarium in Constanz gestiftet, woraus mancher aufgeklärte Geistliche schon sich thätig zeigt in der Welt. Doch ist der gute Primas zu früh gestorben.

Den 19.

Ich muß Ihnen noch von der Insel Meinau erzählen, die durch einen Steg von 540 Fuß vom Ufer getrennt ist, den meine Kinder gegangen; ich ließ mich, da der See nicht tief war, durchfahren im Wagen. Diese Insel ist das Schönste, Lieblichste, was man sehen kann. Sie hat eine halbe Stunde im Umfang, und Weinberge, Frucht, Obst wächst in reichlicher Menge. Es ist das

[1] An Knebel, S. 460 ff.

Schloß eines Comthurs, Kirche und Gärtnerwohnung, auch die Kellereien, Wohnungen und Häuser zu sehen. Der Comthur war eben kaum beerdigt, und in der Kapelle hingen noch die Todtenköpfe von den Exequien, Blumenkränze, wie in architektonischen Zierrathen, auch schwarze Tücher mit Kreuzen; die schönen Traubenstöcke und die glänzenden rothen und gelben Aepfel an den Bäumen schienen den Reiz des Aufenthalts zu bezeichnen, den der Besitzer verlassen mußte. Er lebte dort mit 10,000 Gulden Pension, die der Großherzog von Baden ihm bezahlte. Was nun aus dem reizenden Aufenthalt werden soll, weiß ich nicht, man will ihn verkaufen. Es ist ein eigenes Klima dort, und die vom See umspülte Insel hat mildere Lüfte als die Ufer. Kanarienvögel fliegen in den Gärten herum; die Pflanzen, die bei uns nur in den Treibhäusern fortkommen, Heliotrop, Fuchsia, blühen im Gärtchen des Gärtners und bleiben im Boden, nur bedeckt, des Winters. Von dort trennten wir uns ungern; doch mußten wir den Abend nach Constanz, wo wir die Nacht blieben. Den andern Tag ging's nach Schaffhausen, wo wir so zeitig ankamen, um Abends noch den Rheinfall zu sehen, ehe die Sonne unterging. Diesen einzigen Anblick findet man in jedem Lebensalter als die größte Naturerscheinung, sehr groß und erhaben. Der Schaum des Wassers und die großen Wellen sind blendend weiß, und das Wasser, in dem sie sich auflösen, das schönste Grün. So ein Zauber in den Farben findet sich nirgends wieder. Meine Töchter, denen ein solcher Anblick ganz fremd war, hatten ein heiliges, andächtiges Gefühl und wagten kaum sich auszusprechen bei diesem Anblick. Karl hatte ihn schon vor acht Jahren gesehen, und ich auch in früher Jugend. Aber ich glaube, wenn man die Natur (ein Wort abgerissen) so werden solche Erscheinungen immer tiefer und erhebender das Gemüth ergreifen. Den andern Tag sahen wir noch einmal diese Wasserhölle, wie Conz sagt, auf dem Schloß Lauffen gegenüber; den ersten Tag waren wir unter Lauffen auf der Gallerie, sahen recht eigentlich in den

Strudel und fanden Schillers Beschreibung im Taucher, von der Charybdis:

> „Es wallet und siedet und brauset und zischt,
> Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
> Zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
> Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt"

das beste und wahrste Bild, das man geben kann. Wir sahen auch den Regenbogen über dem Strudel. Was diese Gegend um den Rheinfall noch besonders auszeichnet, ist das Grün, die Weinberge, Bäume, Alles ist grüner und üppiger. Ich bin froh, dies noch einmal gesehen zu haben. Um 11 Uhr fuhren wir bis den andern Morgen um 3 Uhr und kamen im schönsten Mondschein beim Licht der Sterne wieder in Altshausen an. Den 11. Oktober fuhren wir von Altshausen über die rauhe Alp und Oedewaldstätten (ein sehr ominöser Name) nach Urach, wo wir die Nacht blieben, und kamen dort einen furchtbaren Berg herunter. Den andern Tag kamen wir Nachmittags in Stuttgart an, wo wir vierzehn Tage statt acht blieben. Ich habe dort so viele Jugendfreunde Schillers und selbst so viele Freunde, und der Aufenthalt ist sehr angenehm; auch freute es mich, den König ankommen zu sehen, den das Volk mit Jubel und Freude feierlich empfing, denn sie wollten ihm noch für die Constitution danken. Die Bürger spannten die Pferde aus und zogen ihn durch beleuchtete lange Straßen bis ans Schloß, wo ein schöner Altar aufgerichtet war und ein blaues Feuer in schön geformten Vasen zum Himmel loderte. Das Volk sang schöne herzliche Lieder, und es rührte mich, eine allgemeine Freude theilen zu können. Der König kam in sein einsames großes Schloß und fand dort die Büste der verstorbenen Königin, in dem Sinn gearbeitet, mit der Liebe und dem Gefühl ihres großen Wesens, wie Dannecker Schillers Büste ausführte. Dies hat ihn sehr gerührt. Die edle große Erscheinung dieser Königin wird einem so nah gebracht, wenn man sieht, wie

sie gewirkt hat, was sie wollte und hatte leisten wollen, wenn Gott sie nicht abgerufen von diesen schönen Pflanzungen, von ihren Engelskindern! Wie groß ihre Zwecke waren, und wie sie in aller Stille für das Gute wirkte, sieht man an allen Anstalten, die von ihrem Willen zum Edlen und Guten zu wirken zeugen, und doch ist Alles anspruchslos bei dem größten Anstand. Es hat mich unendlich gerührt, diese Anstalten zu sehen. Sie hat wohl gefühlt, daß man bei der Erziehung der Jugend anfangen muß, wenn die Generationen veredelt werden sollen. Dem Alter hat sie geholfen durch augenblickliche Erleichterung des Zustandes, wie ein guter Engel hat sie die Noth des Landes gemildert in den Mißjahren. Für das Land, das den Segen der Natur so reich empfindet, ist ein Mißjahr das Höchste und Unübersehbarste. Bei uns ist es schon nicht so selten, und wir suchen uns zu versagen, was wir nicht leicht erlangen können. Aber so ein Württemberger, der Alles im Ueberfluß hat, dem es nicht einfällt nach seiner reichen Ernte, daß er die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu theuer erkaufen müßte, dem ist ein Mißjahr das höchste Unglück. Bei diesem Unglück hat die Königin Alles gethan, was sie konnte, hatte alle Opfer gebracht, um die Menschen zu trösten, und nun, da sie nicht mehr unter ihnen wandelt, fühlen sie allen Reichthum ihres Bodens dreifach. Das hat mich recht geschmerzt, daß die Königin nicht solch ein Jahr erlebt hat, wenn ich diesen Reichthum der Ernte sehe. Für sieben Millionen Gulden hat man Wein verkauft, manche Dorfschaften haben hunderttausend Gulden an den Keltern gewonnen. Die Weinfuhren, die die Wege beinahe versperren, die Emsigkeit der Wirthe, den Vorrath zu sammeln, das Leben hat mir bei dieser Ernte viele Freude gemacht, aber das Treten und Bereiten des Weins ist nicht die poetischeste Seite.

Um noch meine Reisegeschichte zu schließen, so kamen wir den 9. November über Würzburg und Meiningen, wo wir einen Tag bei meiner Schwester blieben, glücklich an. Daß ich in Stuttgart Göritz, der Special von Aalen ist, sah, müssen Sie wissen. Er

nimmt die dritte Frau jetzt, nachdem er zwei Frauen und eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod verloren. Er ist erschrecklich dick und kann kaum sprechen. Wie er predigt, weiß ich nicht und fürchte, seine Gemeinde versteht ihn schwer. Auch Fichard reiste durch Stuttgart und hat mich besucht. Er ist auch sehr dick, er war aber so herzlich und theilnehmend, wie ich nicht ahnte, daß er es werden könnte. Er fragte sehr nach Ihnen und freute sich Ihrer Kinder. Er sagte so schmerzlich: „ich stehe ganz allein in der Welt!" daß er mich recht rührte. Auch Gros sah ich, der sehr herzlich war. Er ist Staatsrath und bedeutet viel in Stuttgart. Es giebt auch selten so viel Verstand, als er hat.

Von Ihrer lieben Mutter kann ich Ihnen sagen, daß ich sie leidlich finde. Der eigene Winter, wo Kälte und Nässe wechseln, greift ihr den Kopf zuweilen an, doch ist sie geistreich und liebenswürdig.

Goethe hält sich auch sehr eingezogen bis dieser Monat vorüber. Ich war zweimal bei ihm seit meiner Rückkunft.

Fritz an Lotte. Breslau, den 11. Januar 1820.

Es geht mir hier ganz leidlich, und meine kleine Activität hat hier und da einen guten Erfolg gehabt, aber wir sind doch etwas abgelegen von Deutschlands Herzen. Denn ungeachtet nicht recht gewiß ist, wo es eigentlich sitzt, und die Berliner meinen, es sei bei ihnen, die Wiener wiederum, es sei bei ihnen, so scheint es mir doch mehr im Mittelpunkte Deutschlands zu suchen. Wenn Posa sagte:

„die Welt ist meinem Ideal nicht reif,"

so hätte er vielleicht gar in Breslau gesagt, die Welt rc., denn wir sind hier gewiß im Durchschnitt des Volkes in Bildung gegen Thüringen zurück. Aber es ist eine gewisse Frische des Lebens hier, die auch ihre Vorzüge hat; und vor Allem es wird hier ein gut Theil mehr gelacht als in Weimar. Die beiden Theater sprechen die Charaktere der Orte sehr kenntlich aus. Das Lustspiel mit aller Lebenslust gedeiht hier selbst bis zur Leichtfertigkeit, so daß es die

Schauspieler bedürfen manchmal gezügelt zu werden. Dagegen bewegen sie sich auf dem Cothurn meist schwerfällig, und an der Sprache ist (besonders bei Versen) Manches auszusetzen. In Weimar ist es umgekehrt. Schon der Respect vor dem Hofe erlaubt im Lustspiel nicht die extemporierten Späße, die den Schauspielern hier frei stehen und das Vorstellen gewisser Karrikaturen, die es im Publikum gibt.

Lotte an Fritz. Weimar, den 5 November 1820.

Jetzt, da wir beiderseits von unsern Sommerreisen zurück in die Heimath gekehrt sind, will ich Ihnen, verehrter Freund, einige Worte sagen. — Zuerst entschuldige ich mich, daß ich so spät schreibe, aber ich hatte so Vieles zu thun; als ich die Zeit fand, in Rudolstadt, wo ich drei Monate war, und Sie gern aus den Waldbergen heraus begrüßt hätte, aus den Plätzen, wo wir unsre Jugend verlebten, da waren Sie in Berlin. — Seit dem 20. Oktober war ich zehn Tage noch in Arnstadt, wo die Fürstin wohnt, bei welcher meine Mutter war; die gute Mutter war selbst dort und nahm Karoline mit nach Rudolstadt, die zehn Wochen dort bleiben soll, um die gute Großmutter zu pflegen und zu unterhalten. Sie fühlt die Einflüsse des Alters und ist doch zuweilen schwach; ihr Geist ist heiter; doch finde ich Ihre geliebte Mutter theilnehmender an den geistigen Dingen und ernster, aber weich dabei, und von allem Guten und Schönen lebendig ergriffen. Meine Mutter umfaßt die Gegenstände leicht, doch ist sie mehr zur Zerstreuung geneigt durch ein vielseitiges Streben und ein Leben für Andere, da gehen die Gegenstände rascher vorüber. — Wir Andern werden wohl die Welt nicht so heiter ansehen, wie die gute Mutter, wenn wir so alt werden sollten, weil wir ernstere Kämpfe mit dem Leben bestanden haben. — So krank sich Ihre geliebte Mutter zuweilen fühlt, so hoffe ich doch, bleibt sie noch ein Weilchen unter uns und empfängt den Segen der Liebe aus unsern Händen. Sie müssen nur recht oft schreiben. Ich für meinen Theil besuche sie wo nicht alle Tage, doch immer einen Tag über den andern. —

Fräulein Staff ist ihr sehr wohlthuend und nothwendig. — Sie werden vielleicht Näheres vom Leben der geliebten Mutter vernehmen durch unsern Erbgroßherzoglichen Hof, da der Weg wohl durch Breslau nach Troppau führt. — Ich freue mich, daß unsere geliebte Großfürstin die Freude hat ihren Bruder zu sehen. Wenn man seine Geschwister so liebt, wie sie, so ist dies Wiedersehen ein Glück zu nennen.

Ich bitte Sie, sagen Sie mir etwas vom Graf Geßler, den Sie bei der Gräfin Rehden sahen. Dieser verehrte Freund ist mir unvergeßlich, und ich nehme herzlich Theil an seinem Schicksale.

Daß Ihre Frau Cousine Amalie [1] hier war, wissen Sie. Es ist doch eine Unsicherheit in ihrem Schicksal, das ihre Freunde schmerzt. — Ich habe sie gealtert gefunden, und die Nervenzüge haben sich so vermehrt, daß es einem recht weh macht.

Weimar, den 27. December 1820.

Ich will das alte Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne Sie noch freundlich zu begrüßen, lieber Freund! — Auch will ich Ihnen sagen, daß wir den Geburtstag der geliebten Mutter [2] recht ruhig verlebt haben, daß sie nichts klagte und daß ich mit ihr Thee getrunken. Früh kamen Glückwünschende; Mittags aß sie bei dem Onkel [3] der sich sieben Damen gebeten (er hätte 9 bitten sollen, so wäre er Apoll, der Musenführer, gewesen). Den Abend war ich allein mit Fräulein Staff bei ihr. — Da sonst immer Cour ist am ersten Feiertag und wir uns da zeigen müssen, so trifft es sich sehr selten, daß ich diesen Abend eben bei der lieben Mutter sein kann. Wir haben noch keine Hoftage. Die Ursache ist traurig, da die gute Großherzogin durch ihren Unfall im Zimmer gehalten wird. [4] Aber daß wir uns selbst ruhiger halten können, ist mir noch kein

[1] v. Helvig, geb. v. Imhoff.
[2] 25. December.
[3] v. Schardt.
[4] An Knebel, S. 509.

Unglück; zumal diesen Winter, wo sein harter Anfang mit dem Schrecken um die Großherzogin mich krank gemacht. Ich hatte sechs Tage Fieber und fühle noch dann und wann die Folgen der Mattigkeit. Der Marienbrunnen, die freundliche Gegend von Rudolstadt, die ich recht genossen, hatten mir eine eigene Lebenskraft gegeben; aber das sollte nur auf kürzere Zeit mir helfen, denn die Nerven haben nicht ihre Kraft bewiesen. Es war aber auch eine Scene, die erschrecken kann, denn wir waren gerade zum Frühstück bei der Großherzogin, die Gespielinnen und Freundinnen der Prinzessinnen, worunter Emilie ist, und die Mutter. Aus Wohlwollen für die junge Gesellschaft, die in dem Audienzzimmer Raum gewinnen sollte, schloß die Großmama auf, und so glitt sie zur Erde zwischen den Thüren und konnte nicht aufstehen. Es hielten sie einige Damen; Frau von Hopfgarten, die nächste, hatte glücklicher Weise den Kopf gehalten: die Großherzogin mit ihrer schönen Gestalt hülflos am Boden zu sehen, und gar wie ich einen Nervenschlag zu erwarten (denn ich konnte mir anfangs nicht denken, daß es nur Folge des Falls sei), das war recht herzzerreißend. Als die Aerzte kamen, als der Chirurg erklärte, die Hand sei zerbrochen — da verließ mich alle Fassung. Ich habe so etwas zum erstenmal in der Nähe gesehen. Die Folgen sind länger als wir anfangs glaubten, und nun sind es beinahe 8 Wochen, und die gute Großherzogin kann noch nicht aus dem Zimmer.

Die Anwesenheit des Herzogs Bernhard und Familie verursachen kleine Theegesellschaften. Es sind zwei oder eine Dame, die der Reihe nach gebeten werden, außer den Comödientagen, die Prinzessinnen mit einigen jungen Damen erscheinen auch. Dies Alles macht die Großherzogin müde. Sie ist so selten gewöhnt Menschen um sich, in ihrem Zimmer zu haben; — sie ist geistreich, mittheilend und sorgend für Alles, was sie umgibt in diesen Cirkeln. Die fünf Enkel, die sie umgeben, die allerliebst sind — (Herzog Bernhard hat zwei allerliebste Kinder) — machen ihr viel Freude. Am Christabend hat sie fünf Zuckerbäume auf einmal bescheert.

Goethe verschließt sich ganz; er fährt nur spazieren, sieht zuweilen die Prinzeß; er arbeitet meist, und Abends ½7 Uhr erscheint Freund Meyer; da gewinnt die übrige Gesellschaft ihn nicht; — er soupiert auch nicht mehr. Meyer erzählt viel von Berlin.[1] Die Sammlungen von Kunstschätzen müssen sehr reichhaltig sein. Auch die Menge von geistreichen Menschen in allen Fächern macht Berlin zu einem wünschenswerthen Aufenthalt. Wenn die Natur freundlich wäre, das Klima mild, so wäre nichts mehr zu wünschen.

Cousine Amalie hat eine Art glücklichen Leichtsinn, der auf Selbstvertrauen sich gründet, auf eigenes Selbstvertrauen, sonst würde sie den Stürmen ihres selbst gewählten Lebens nicht so entgegen treten.

Meine gute Mutter, deren Zustand von Altersschwäche mir oft schon am Herzen liegt, die lebhafter ist, aber deßwegen nicht die Fassung des Geistes immer hat, wie Ihre geliebte Mutter, leidet mehr dadurch, daß sie das Verhältniß ihrer Kräfte zu den äußeren Umgebungen nicht prüft, noch kennt, als die geliebte Mutter, die von ihrem Zimmer aus der Welt ruhig zusieht. Und doch würde meine Mutter einen solchen Zustand von Ruhe gar nicht zu ertragen vermögen. So ungleich theilt das Geschick die Neigungen und die Kräfte oft im Leben aus!

Weimar, den 8. Mai 1821.

Ihre liebe Tochter hat die Großmama nicht so angegriffen gefunden, als ich befürchtete, und das freut mich. Auch weiß ich wohl, daß die Jugend einen andern Maßstab hat, und wo wir noch im späteren Alter einen Nachlaß der Kräfte empfinden, hält dies die Jugend, die uns schon selbst älter nimmt, als wir uns selbst, für den Lauf der Natur. Auch weiß ich wohl, daß ich bedenken soll, daß Ihre geliebte Mutter nahe an achtzig ist, und daß ich sie oft noch vergleiche mit den Zeiten, wo sie noch alle Kräfte besaß. Geistig ist sie aber öfter sehr kräftig, und Alles, was ihr

[1] Goethe XXVII. S. 365. 382.

Nachdenken erweckt und ihren Geist beschäftigt, kann sie lebendig interessieren. Auch für Poesie ist sie sehr empfänglich, wenn der Körper nicht gedrückt ist. So freut sie sich sehr an Herders philosophischen Gedichten. Dieser Hang zu höheren, ernsteren Ansichten hat ihr ihre Jugend, wie ihr Alter verschönert. Schiller liebte diesen Zug ihres Wesens so und hat mir es oft gesagt.

Ich wollte wohl, Sie hätten den Schwiegerpapa begleitet, zumal glaube ich, daß es Ihrer Frau Mutter sehr wohl gethan hätte. Baron von Stosch hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Er hat etwas leicht und fein Fühlendes, und man sieht einen behaglichen und wohlhabenden Mann, der über seine näheren Beschäftigungen klar ist, dabei als gebildeter Mensch das Leben aufsucht und empfindet, und an Vielem durch den Verstand Antheil nimmt.

Ihre liebe Tochter ist so gut und anziehend geblieben, als sie zu werden versprach. Ich habe den Ausdruck von Gefühl so gern, den sie hat, und wenige junge Damen haben ihn.

Guido ist recht interessant. Er hat auch Vertrauen zu mir, hoffe ich. So lange er hier bleiben muß, hoffe ich mir seine Neigung zu erwerben und von ihm als eine Tante angesehen zu werden.

Lesen Sie die Morphologie von Goethe? Im letzten Stücke, das erschienen, kommen viele interessante Bemerkungen über die Luft und Wolken vor. Und die Verse sind so schön, die Goethe Houwalds Ehren-Gedächtniß überschrieben, weil dieser die Wolken so eingetheilt hat. Dieser Reichthum in den Ansichten der Natur, dieses stete Wirken auf einen Gegenstand erhält Goethens Alter stark und kräftig und vermehrt die innere Harmonie seines Wesens. Glücklich, daß diese Beschäftigungen jetzt lebendig wirken, daß er die Abnahme des poetischen Reichthums und Hervorbringung nicht so ahnte. Auch erlangt der Geist dadurch mehr Ruhe, als wenn er sich mit den Wissenschaften beschäftigte, die an die Welt von außen sich anschließen. Ich glaube auch, daß er noch allen

Reichthum der Phantasie in sich bewahrt und ihn aussprechen kann in einzelnen Worten. Aber ich glaube doch auch, daß der Dichter noch jugendlich die Welt empfinden muß, sonst geht sie auch auf den Leser nur als ein Kunstwerk über. Zu großen Compositionen gehört doch die Jugend.

Ich selbst habe diesen Winter, den ich im Wohlsein anfing, viel gelitten, und fange auch an mich endlich davor zu fürchten; denn so eine lange Reihe kleiner Uebel untergräbt die Kräfte eben so als eine größere Krankheit. Auch hatte ich zwei Hauptkrankheiten diesen Winter, doch dauerte es nicht lang; das war das Beste.

Sie werden auch unsern Professor Hand sehen, der auch nach Breslau auf seiner Reise kommen wird, die er durch Schlesien macht. Er würde Ihnen noch Manches von der guten Tante erzählen können, denn er hat sie sehr verehrt. So wie sie, fehlen mir wenig Menschen. Sie war aber auch so geistreich, liebenswürdig und klug. Auch die Großherzogin vermißt sie sehr, und wir gedenken ihrer oft. Sie war eine von den Naturen, die bei aller Leichtigkeit und Beweglichkeit des Herzens nur wankend e r s c h e i n e n. Das Gute, wie ihre Anhänglichkeit und Eifer ihre Pflicht zu erfüllen, war doch beständig in ihr. Sie hat es in ihrer Ehe bis zum letzten Augenblick bewiesen.

Denken Sie meiner freundlich! Ich betrübe mich, daß Ihre Geschäfte Sie abhielten mit zu kommen. Ihr Wirkungskreis [1] freut mich, da Sie viel Gutes befördern können. Das Institut für die Blinden [2] ist recht Segen bringend.

Weimar, den 10. Juli 1821.

Im Begriff nach Köln abzureisen, wohin ich morgen abgehe, schreibe ich Ihnen noch ein Wort, verehrter Freund, damit Sie wissen, wo Sie mich mit Ihren Gedanken suchen sollen. Ich habe

[1] Als General-Landschafts-Director in Schlesien.

[2] Dessen Vorsteher Stein im J. 1820 geworden war. S. „Briefe" S. 22.

es möglich gemacht, dieses Jahr die Reise zu machen, da ich es auch gewiß mehr wie je bedarf; denn ich weiß nicht, ob meine Gesundheit es mir vielleicht künftiges Jahr verbietet oder vergönnt. Ich war erst 14 Tage in Rudolstadt bei der guten Mutter, und ich fand sie wohl schwächlich, doch nicht so schwach, daß ich für den Augenblick einen Zufall befürchten könnte.

Unsere beiden lieben Mütter sind mir immer in ihrem Alter ein großes Anliegen, ich habe manche Sorgen darüber, und doch kann man nichts als hoffen; denn selbst die Liebe, die Alles ebnen möchte, kann oft nur wünschen. Ich soll Ihnen sagen, daß Ihre liebe Mutter recht müde wäre, und nicht viel schreiben könnte. Daß der Bau des Bernstorfischen Hauses Ihren Bruder hier fesselt, ist mir sehr lieb; auch die Schwägerin kommt daher öfter. Im Ganzen aber ist die gute Staff die thätigste, treueste Umgebung und mir ein bleibender Trost. Die Großherzogin ist auch eine sorgsame, mittheilende und fühlende Freundin. Sie ist bei diesem traurigen Wetter in Wilhelmsthal und bleibt bis in den August. Der Großfürstliche Hof ist nach Ems abgereist; der Erbgroßherzog geht erst nach der Rückkehr seines Vaters der Gemahlin nach. Letzterer ist in Töplitz gewesen, reist von da durch Böhmen, Franken nach Baden bei Durlach und trifft vielleicht seine Gemahlin noch in Wilhelmsthal. Es ist eine große Völkerwanderung, und Alles reist in die Nähe und Ferne. Die Witterung wird uns heilsam sich aufhellen, hoffe ich, den Rhein zu befahren an seinen Ufern, den geliebten Sohn zu sehen in seiner interessanten, ehrenvollen Thätigkeit. Vielleicht kann ich auch den älteren kommen lassen, um noch mit meinen Kindern allen zusammen zu sein; dies ist mir eine frohe Aussicht. Ich werde viel lebenslustiger und kräftiger zurückkehren. Ich bedarf es wohl, fühle ich, daß ich Kräfte sammle.

Daß Guido[1] so gut bestanden, freut mich mit. Ich hoffe auch, daß ich die liebende Sorgfalt der Consistorialräthin Ilgen für ihn erweckt habe und sie ihm ihre nähere Sorge gewährt.

[1] Er kam nach Schul-Pforte.

Es ist mir recht leid, daß ich den Grafen Dyhrn verfehlte bei der lieben Mutter, ich hätte sonst viel Gutes von Ihnen gehört, das hat mir indessen die liebe Mutter mitgetheilt.

Ich bleibe wohl 8—10 Wochen abwesend, denn wenn einmal die Reise gemacht ist, so sehe ich wohl eine Woche mehr nicht an; und ich möchte die Trauben auch genießen.

Meine Nachrichten über den Geheimerath Goethe sind, daß er, sobald das Wetter es erlaubt, nach Marienbad in Böhmen reist; daß er sehr thätig ist. Seine neuen Hefte der Morphologie, Kunst und Alterthum, sind sehr reichhaltig. Die Wanderjahre haben mich sehr erfreut. Es sind große, schöne, hohe Ansichten über ernste Gegenstände ausgesprochen.

Rudolstadt, den 24. Julius 1822.

Was mich bei meinem hiesigen Aufenthalt schmerzt, ist die Trennung von Ihrer geliebten Mutter, die ich den 29. April verließ. Sie war recht leidend seit Ihrer Abreise [1] und hat mir manche Sorge gemacht. Ich wünsche oft im Stillen, daß Sie statt nächsten Sommer diesen August schon wieder kämen. Jetzt geht es leidlich, und Huschke hat es mir selbst sagen lassen, daß die Zufälle von Schmerz in den Gliedern verschwunden, daß die geliebte Kranke sich recht erhole. Seitdem vernehme ich selten von ihr, da sie nicht schreibt, und Stäffchen auch es nicht eben liebt die Feder zu führen. Die Baumbach, die es mir versprach, öfter zu schreiben, sendet alle Seufzer ihres Herzens dem Vetter aus Brasilien [2] nach. Meine Sehnsucht immer zu erfahren, was die liebe Mutter macht, wird daher nicht befriedigt.

Ich habe auch in den Waldbergen mehr Kräfte gewonnen; doch sind meine Augen ohne Schmerz nicht immer stark. Ich finde, daß die Erhitzung des Sommers und das Bergsteigen nicht immer

[1] Stein war im Winter 1821—22 in W. Knebel lit. Nachl. III. S. 108. Goethe an Fr. v. Stein III. 458.

[2] Dem Obersten v. Eschwege. An Knebel S. 522.

heilsam sind. Ruhe, geistig und körperlich, thut mir am Besten, denn es dünkt mir, die Augennerven litten.

Geistig bin ich durch die Beruhigung, die mir die Thätigkeit meiner Söhne gibt, viel kräftiger als lange, da ich auch Karl in einer heiteren Umgebung weiß und die Hoffnung für noch günstigere Tage für die Zukunft hegen kann. Ernsts Lage ist sehr wichtig und ehrenvoll. Wenn ich seine Zeitgenossen und Jugendfreunde beobachte, die beinahe schon fertig sind mit ihrem Geschäftsleben und nach und nach wieder rückwärts schreiten und Alles gethan zu haben glauben, so muß ich den Gang von Ernsts Leben und Treiben als eine fortwährende Veranlassung die höhere Geistesthätigkeit auszubilden und zu entwickeln betrachten, die den Verstand mehr befriedigen kann, und das Streben nach nützlicher Thätigkeit, die alle Kräfte befriedigend in Anspruch nimmt. Ich als Mutter fühle dies mit mehr gerührtem Herzen als ein Vater, der, wo die Mutter nur ermahnen und wünschen kann, die ernstere Pflicht zur Sprache bringen kann. Ich fühlte so oft, wie sehr ich allein stand, allein handeln mußte. Aber ich hatte doch den Trost der unsichtbaren Nähe.

Die Töchter findet man nach ihren Reisen viel mittheilender und offener. Sie haben in Köln mehr menschliche Verhältnisse kennen lernen als bei uns.

Der stille Frieden, der in den Kindern mich umgibt, ließ manches Gefühl der Sehnsucht schweigen; doch wird sie zuweilen recht schmerzlich, zumal hier, wo ich meine ganze Jugend verlebte; es geht mir wie Goethe:

„Es nahn die Bilder längst entflohener Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf."

Doch die Freundschaft ist mir keine verklungene Sage, und ich habe das Bild der Abwesenden recht lebhaft in mir. Die Kochberger Berge rufen mir das Bild der geliebten Mutter, die Freundschaft für Sie zurück, die nie meinem Herzen verklingen wird.

Goethe ist mir hier auch recht lebendig geworden. Sein fünfter Theil „Wahrheit und Dichtung" hat mich ergötzt. Der Zustand in der Champagne ist so geistvoll lebendig beschrieben, dabei seine eigenen Gefühle und Ansichten. Was mich rührt, ist der fortdauernde Antheil, den er an der Natur nimmt, und wie reich sein Geist im Anschauen und Beobachten sich selbst entfaltet. Was einem langen mühsamen Forschen nicht gelang, fand er auf seine geniale Art, und doch glaube ich auch, daß Wenige so gewissenhaft mit ihren Resultaten verfahren wie er. So kann er sich von den Fesseln des Alters befreien, wenn sein Geist sich jugendlich im Antheil und Anschauen erhält.

Ich habe mit heiligem Eifer und Abneigung die falschen Wanderjahre gelesen. Ich weiß nicht, wie viel Ironie dabei ist. Aber ich weiß, daß ich wollte, der Verfasser hätte seine verständige Manier zu etwas Besserem angewendet — etwas für seine eigene Schöpfung Bürgendes. Es ist ungerecht, daß jeder nicht Zufriedene seinen Scharfsinn beweisen will, während Goethe noch lebt, und es ist, als wenn man sich dazu das Wort gegeben hätte. Man sollte sich über diesen merkwürdigen Menschen erfreuen und die Gabe seines Genies als eine Göttergabe erkennen, nicht dem Tadel und beleidigten falschen Ansprüchen die Stimme leihen. Wo Licht ist, ist auch Schatten, das ist natürlich; doch soll der Schatten nicht auch den Schatten noch verdunkeln.

Goethe ist, wie ich höre, schon von Marienbad wieder abgereist.

Schreiben Sie mir bald wieder. Ich denke nicht länger als vier Wochen noch hier zu bleiben.

Fritz an Lotte. Breslau, 3. März 1823.

Verehrte Freundin!

Da ich gewaltig lange gar nichts von Ihnen und durch Ihre Feder von Allem, was mir in Weimar lieb und werth ist, gehört habe, so versage ich mir nicht, Ihnen zu schreiben und mir Nachricht von Ihnen zu erbitten. Zunächst lassen Sie mich recht

Umständliches von Goethe hören, dessen Krankheit ich blos aus den Zeitungen weiß; ungeachtet ich (ohne seine Leiden damals zu wissen) mir bereits von meinem Bruder Nachricht über ihn erbeten habe, ohne jedoch Antwort darauf zu empfangen.[1]

Lotte an Fritz. Weimar, 15. März 1823.

Ich bereite mich vor, theurer Freund, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, und fange deswegen schon heute an. Zu dem, was mir das Schicksal auferlegte, gehört jetzt eine Schwäche der Augen, die mich verhindert, zu jeder Tageszeit schreiben zu können. Des Abends bei Licht wird es mir oft schwer, die Morgen gehören der häuslichen Einrichtung oder Besuchen oder Zeitungen, die jetzt so nöthig ernstlich zu lesen sind, oder einer Lektüre, auf die Andere warten; kurz der Tag geht mir oft so schnell hin, eine ganze Woche wie ein Tag, daß ich zuweilen mich recht ermattet fühle. Auch hat der böse unerhört kalte Winter die Lebenskraft ertödtet oder unterdrückt.

Die Sorge um Goethe hat mir manche Stunde Schlaf genommen, und ich konnte oft kaum erwarten, bis es Zeit war hinzuschicken, und ehe die geflügelte Botschaft zurück kam, war die Angst, was man hören würde, recht ergreifend. Nun will ich ihn bald selbst besuchen, und vielleicht kann ich Ihnen morgen noch sagen, wie ich ihn gefunden. Die Kälte des Winters hat er wohl nicht durch Frost empfunden; doch hat er so erschrecklich einheizen lassen, daß die ihn Besuchenden kaum bleiben konnten; dazu wissen Sie, daß er sich gut pflegt, und da er keine frische Luft schöpfte, ist wahrscheinlich alles Getränke und Nahrung in das Blut gegangen, und so bildete sich die Herzentzündung. Es ist das erstemal, daß ich von dieser örtlichen Krankheit hörte. Den 17. Februar fing der kranke Zustand an. Die eigentliche Gefahr dauerte bis zum siebenten Tag, der aber so war, daß man das Ende erwartete.

[1] Goethe war seit dem 17. Februar an einer Herzbeutel-Entzündung erkrankt. Briefwechsel zw. G. und Schultz, S. 266. Lotte an Knebel, S. 532.

Acht Tage, sagte mir Huschke, sind ganz aus seinem Leben verschwunden, denn er hat gar keine Erinnerung davon, und als er den neunten Tag sich fühlte, so sagte er, er habe wohl vierundzwanzig Stunden geschlafen. Er sagte einmal: in allen Ecken ist der Tod, ich fühle es. Uebrigens hat er wenig gesprochen, sondern lag nur in einer Art Betäubung und Staunen, und dabei wollte er beständig Marienbrunnen trinken, den die Aerzte in einem entzündlichen Zustand für tödtlich halten. Als die Entzündung vorüber war, klagte er über die Brust; eine Hand und ein Fuß waren geschwollen, und er mußte immer sitzen. Eine Wassersucht ist oft die Folge der Herzentzündung; doch auch diese Furcht ist gehoben, und es ist sehr tröstlich, daß in diesem Alter die Natur noch den Sieg davon trägt. Huschke sagte mir, daß er nun noch mehrere Jahre leben könnte.

Von allen Seiten war unser Herz geängstigt; denn eben an dem Tage, wo Goethe so sehr krank wurde, bekam auch unsere Großherzogin einen bedeutenden Anfall, und alles Blut trat nach den innern Theilen. Der König von Württemberg war eben Nachmittags an Tafel, wo sie sich schon krank fühlte. Kaum hatte er Abschied genommen, als sie mit Mühe in ihr Zimmer konnte. Es war ein Donnerstag, wo wir den Abend zum Thee eingeladen waren. Es wurde natürlich abgesagt, und Blutegel und andere Mittel wurden schnell angeordnet. Wir waren Alle sehr erschrocken und besorgt, Graf Marschall doppelt, denn er hatte den Schmerz, um vier Uhr noch zu erfahren, daß er keine Abendpartie hatte. Zum Glück bleibt er bei der lieben Mutter nicht mehr länger als acht Uhr.

Die eigentliche Gefahr von Goethens Zustand hat die liebe Mutter gar nicht geahnt. Wie ich das Herz voll hatte und zu ihr kam, und wir uns verabredet hatten, nichts zu sagen, war sie recht heiter und behauptete, Goethe würde bald hergestellt. Ich muß mir immer sagen, daß wir in einem so hohen Alter nur ruhige Tage dankbar vom Geschick annehmen sollen. Der Winter

hat auch angreifend auf die liebe Mutter gewirkt, und die gichtischen Schmerzen in den Gliedern haben eine Schwäche hervorgebracht, die uns weh macht. Doch in schmerzenfreien Stunden und nach ihrem Zustand ruhigen Tagen interessiert sie sich für Alles, was ihren Geist beschäftigt, und sitzt mit ihren schönen festen Zügen und anmuthigem Wesen auf ihrem Lehnstuhl wie vor vierzig Jahren. Sie macht einem die äußeren Beschwerden des Alters recht leicht. Doch zuweilen nimmt auch der Schmerz überhand, wie es natürlich ist, und oft, wenn sie zu matt wird, bleibt sie lange im Bette, oder legt sich frühzeitig hin. Seit einigen Tagen badet sie mit stärkenden Ingredienzen. Ich hoffe, das thut ihr wohl.

Ihren Herrn Onkel habe ich länger nicht gesehen. Er ist viel schwächer an Geist, und jedes kleine Geschäft greift ihn an. Doch hat er kleine Diners und ist gesellig.

Der Erbgroßherzog ist ziemlich wohl; er hat sich sehr gut und theilnehmend benommen, weil seine Gemahlin einen großen Kummer hatte. Sie hat die Pflegerin ihrer Kindheit und treue Dienerin verloren, Miß Dillon.

Ueberall, wo das menschliche Gefühl in Anspruch genommen wird, ist unsere liebe Großfürstin ehrwürdig. Sie hat diesen Verlust wie ein Kind einer sorgsamen Mutter empfunden und betrauert.

Meine Schwester ist diesen Winter leidlich, doch macht mir ihre Gesundheit auch Sorgen. Ihr Sohn ist bei ihr. Sie grüßt Sie freundlich. Wenn wir uns an unsere Jugend erinnern oder an spätere Zeiten, so empfinden wir mit Schrecken den Wechsel der Dinge; denn wo wir hinblicken, sind Freunde, Bekannte von uns geschieden. Die Lebenden, uns Gebliebenen, sind uns nur um so werther, und wir wünschen ihnen, daß sie sich und uns erhalten werden.

Meine gute Mutter gehört auch zu den Gegenständen meiner Sorge, denn ihr Alter läßt uns auch nicht weit in die Zukunft Hoffnung hegen. Sie ist lebendig und beweglicher als die liebe

Mutter, doch geistig viel weniger empfänglich für Ideen und lebt mehr mechanisch, finde ich oft mit stiller Trauer; denn das Aeußere des Lebens hat für mich den wenigsten Reiz.

Jean Paul hat wohl recht, wenn er sagt: Einer Frau, der so viel abstirbt, ehe sie stirbt, bleibt oft nichts als eine ruhige, gleichmüthige Ergebung.

So rede ich von mir selbst; doch wenn ich meiner Kinder und Freunde gedenke, möchte ich manche schöne Hoffnung noch fest halten. Meinen Söhnen geht es in ihrem Kreise glücklich. Sie haben das Vertrauen ihrer Obern und die Liebe derer, mit denen sie leben.

Der Justizminister hat Ernst manche günstige Beweise von Anerkennung gegeben, und ich hoffe, daß er bald Landgerichtsrath werden wird. Seine Thätigkeit, seine Geschicklichkeit hat man anerkannt; da er sich dies Alles allein erworben und zu danken hat, so freut es mich doppelt. Mein ältester Sohn lebt in der schönsten Gegend von Schwaben, im ehemaligen Zaubergau, jetzt Zabergäu genannt. Er geht auch einer höheren Stelle entgegen. Ich habe die Beruhigung gehabt, dem König selbst danken zu können und ihn seiner ferneren Gunst zu empfehlen. Ich sehne mich sehr, Karl wieder zu sehen, und mein Herz folgt bald dem Lauf des Rheins und bald dem Lauf des Neckars. Die Ilm fließt trüb und düster wie der Styx gegen diese schöne Flüsse, an deren Ufer ich still wandle. Bald werde ich zur Saale eilen, denn die Sorge um meine Mutter ruft mich. Einstweilen war Emilie seit dem December dort. Sie fehlt mir sehr, aber es war nothwendig, und sie hat treu die Großmutter gepflegt.

Vorigen Sonntag den 9. März ist der Landtag eröffnet worden, und der Großherzog hat eine Rede vom Thron gehalten. Ich habe ihn noch nicht so viel nach einander sprechen hören. Er hat mit Würde sich ausgenommen. Der Erbgroßherzog hat sein Söhnchen zu sich kommen lassen, und es hat sich sehr artig betragen. Doch glaube ich nicht, daß der kleine Prinz sich dabei unterhalten hat.

Was Alles erfolgen wird und befohlen wird, müssen wir erwarten. Ich fühle oft wie Posa und denke, die Welt ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe am liebsten am Himmel und in der Welt der Natur. Ich empfehle Ihnen Schuberts Schrift von den Fixsternen und der Urwelt.[1] Es sind große schöne Ansichten darin. Es ist von dem Schubert, der in Mecklenburg war, denn es ist jetzt ein anderer Friedrich Schubert in Petersburg, von dem ich eben diesen Morgen über die Sterne etwas gelesen.

Ueber Guido möchte ich Ihnen sagen, daß ich doch glaube, es ist besser, daß er in Ihrer Nähe ist, und daß eben seine Neigung zum Trübsinn durch liebenden Umgang und Behandlung am besten zerstreut wird, dabei ernstes Anhalten zum Lernen. Als ich zehn Jahre alt war, weinte ich alle Abende, er weint des Morgens. Also, hoffe ich, wird es ihm auch fröhlicher noch zu Muthe werden.

Sonntag.

Ich will Ihnen nur noch sagen, daß ich Goethe gestern nicht sehen konnte, weil ich Abhaltungen hatte, doch soll es ehestens geschehen. Sie sollen bald wieder Nachrichten haben.

Die liebe Mutter grüßt herzlich; sie läßt sagen, sie wäre sehr matt. Das rheumatische Reißen in den Füßen greift sie oft an.

Eine Neuigkeit will ich noch melden, daß den 18., übermorgen, die Baumbach sich mit dem Obrist Eschwege verheirathet. Sie gehen nach der Trauung nach Gotha zu ihren Verwandten. Dort bleiben sie einige Tage, alsdann kommt sie zurück und bleibt noch Hofdame, und er geht nach Portugal, um seine Verhältnisse zu ordnen.

Es ist schön, daß die gute Großherzogin so edel sich zeigt; dadurch, daß Sie es erlaubte, wird der guten Baumbach die Trennung leichter, und ihr Schicksal ist bestimmt. Hoffentlich kann er in einem Jahre längstens wieder hier sein. Mit zu gehen wäre nicht rathsam gewesen.

[1] An Knebel, S. 533.

VII.

Briefwechsel

mit der

Prinzessin Karoline Louise von Sachsen-Weimar,

geboren den 18. Juli 1786, gestorben als Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, 20. Januar 1816.

Pr. an L. Wilhelmsthal, den 12. Juni 1805.

Liebe gute Schillern, ich brauche Ihnen keine weiteren Versicherungen meiner Freude über Ihren Brief zu geben, Sie kennen mein Herz, die treue Liebe, die es zu Ihnen trägt, und schrieben schon Ihren Brief in der Ueberzeugung, daß er von mir ganz so würde aufgenommen werden, wie er es verdient.

Wie tröstlich ist es mir von Ihnen zu hören, daß Sie ruhiger sind, so, wie es nothwendig Schillers Andenken mit sich bringen muß. Ich glaube, daß die Wirkung der Menschen nach ihrem Tod auf die Zurückgebliebenen am wahrsten von ihnen zeugt. Fritz Stein sein Brief hat uns recht gefreut, ich danke Ihnen vielmals für die Mittheilung desselben. Daß Ihnen unser anderer Freund (Goethe) nicht so wohlthätig sein kann, thut mir leid für ihn, denn er muß in einer traurigen Stimmung sein, nicht Stärke genug haben sich Trost geben zu wollen.

Der Tag in Erfurt blieb immer ein langer Tag, ob er gleich wohl ganz gut verstrich. König und Königin waren sehr gütig und freundlich, zumal habe ich ersteren nie wohlwollender gesehen.

In der Königin ihrem Zimmer soupierten wir noch. Dem König schien meine Schwägerin sehr zu gefallen, er war à son aise, und es war auch gegenseitig.

Karoline.

Wilhelmsthal, den 11. Juli 1805.

Neulich [1] war Jacobi hier; man findet, daß er Knebel gleicht; er ist aber von einem ganz andern Schlag; ich habe ihn nicht gesprochen, kann also auch nicht von ihm urtheilen; drum scheint er mir weniger ganz so Vernunft und so vornehm, drum mir auch nicht so lieb und angenehm.

Meine Schwägerin setzt sich hier viel ins Grüne, unter die Fichten auf Heu, von Fohlen, Eseln, Schafen und Rehböckchen umgeben; in dieser Umgebung sind wir fast immer. — Es freut mich so, daß ihr der Prolog von Schiller zu ihrer Ankunft so viel Freude macht; sie sagte mir neulich, daß sie ihn gar zu schön fände und gar lieb hätte; sie könnte es nur nicht sagen, weil er sie zu nahe anging.

Ihre

getreue Freundin

Karoline.

Weimar, den 11. Sept. 1806.

Goethe ist hier, das wissen Sie, aber das wissen Sie wohl nicht, Schlüsseldame, daß er 32 Zeichnungen auf seiner Reise gemacht hat, die hübschesten und geistreichsten, und mir sie geschenkt hat. Liebe Loloa, können Sie Sich mein Glück recht lebhaft denken? Und meinen Stolz, wenn ich Uebermuth in der Seele hätte.

[1] 6. und 8. Juli; Düntzer Freundesbilder S. 251. Goethe kam ihm nach Jena nach.

Nach Rudolstadt.

Weimar, 25. Juli 1807.

Die Erwartung, unsre Geißel von Angesicht zu sehen, hatte Entsetzen genug, um daraus auf sie selbst zu schließen. Nun da ich aber gar nichts mehr zu fürchten habe, möchte ich ihn doch fast gesehen haben, doch ist mirs ganz unaussprechlich wohl, die Aussicht darauf nicht mehr zu haben. Mein Vater ist gestern Mittag von Eisenach zurück, schachmatt, gekommen. In Gotha ist er ausgestiegen, ich weiß aber noch nichts recht Deutliches davon. Nun wird es aber in der Welt noch mehr auffallen, daß er hier nicht ausstieg. Die Fürstin wird's wohl auch finden? ich kann mich aber trösten; ich finde wenigstens eben so viel Ehre darin, von ihm zurückgesetzt oder vernachlässigt zu sein, als vorgezogen und beglückt. Außerdem will ich Ihnen, meine Loloa, ganz heimlich auch noch sagen, was wohl wahrscheinlich und eigentlich die Ursache davon war. Mein Vater hatte sich nämlich auf das feste Versprechen des Caulaincourt verlassen, daß er die Ankunft des Kaisers ihm zwei Stunden vorher wollte wissen lassen, worauf mein Vater gleich fort und ihm entgegen geritten wäre; allein das Unglück, oder was es war, wollte es anders, und es geschah nicht. Als mein Vater zum Thor hinaus ritt, kam er schon. Unterwegs soll er immer gefragt haben, ob er nicht da sei, und wie es nein hieß, den Befehl gegeben haben, daß man in die Post fahren soll. Meine Loloa, Sie können das vielleicht auch der Fürstin[1] erzählen, wenn sie es noch nicht weiß; so unter uns. Ich danke nur Gott, daß keine Niederträchtigkeit von unserer Seite geschehen ist, die gereuen könnte. In Erfurt ist ihm Vivat gerufen worden, was ihm aber sehr fatal war. Es wäre lächerlich, sich der ganzen Welt zu widersetzen; man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber seiner eignen Ueberzeugung und Gewissen auch, was ihr und ihm gehört.

[1] Die am 23. von Weimar zurückgekehrt war. Henriette an Knebel, Nro. 309.

Weimar, am 6. August 1807.

Uebermorgen, als auf den Sonnabend Nachmittag, reise ich mit meiner Mutter, Frau von Wedel, Pogwisch, Einsiedel und Stark ab, und in 5 oder 6 Tagen hoffen wir in Schleswig einzutreffen. Meine Schwägerin und meinen Bruder zu sehen freut mich sehr; manches Interessante werde ich auf dieser Reise zu sehen haben, und ich will auch so viel als möglich Angenehmes daraus zu ziehen suchen. Ganz entsetzlich unerwartet kommt mir dieser Vorfall, und auffallend ist mir wieder, wie wenig man, selbst für den andern Tag, stehen kann, und wie wenig man daher auch dafür sorgen sollte.

Karoline.

Weimar, den 7. August 1807.

Gestern habe ich die Bekanntschaft von Reinhard[1] gemacht; ich kann Ihnen nicht sagen wie angenehm sie mir war, ob ich ihn gleichwohl nicht selbst gesprochen habe; weil er aber vom seligen Schiller so viel hat, ich möchte sagen: „bringt der Geringsten einer je den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück, den ich an euch gewohnt zu hören bin, und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht; empfangen will ich Ihn wie einen Gott.“[2]

Karoline.

Weimar, den 6. Sept. 1809. Mittwoch Mittags.

Den folgenden Tag (1. September) näherten wir uns Ihnen wieder, meine Loloa, indem wir den Freitag in Jena zubrachten. Es war dieselbe Gesellschaft; der russische Fürst (Bariatinsky) ging von dort nach Koburg und weiter,[3] und das Wetter war wieder so schön als den Abend vorher. Im botanischen Garten frühstückten wir, wo auch Goethe, Knebel und Einsiedel die Begleiter unsers

[1] Den französischen Residenten.

[2] Aus Iphigenie.

[3] Als Gesandter nach München.

ganzen Tages waren. Im Naturalienkabinet aßen wir zu Mittag; der Meister saß neben mir und war über die Maßen vernünftig und liebenswürdig.

Lotte an die Prinzessin, die am 13. Juli nach Schwerin abgereist war.

Heidelberg, 6. August 1810.

Ich habe eine Sehnsucht Mannheim zu sehen, wo Schiller lebte. — Den Abend als ich hier ankam und von der Bergstraße nach M. zu die Sonne untergehen sah wie eine große Feuerkugel, da war es mir, als wären mir die Geister nahe der Vergangenheit; so wehmuthsvoll sehnte sich mein Herz.

Pr. an L. Ludwigslust, den 13. August 1810.

Daß der Meister so übel war thut mir wohl leid; daß er besser ist, ist mir ein Trost.

L. an Pr. Heidelberg, 20. August 1810.[1]

Der Tod der Königin von Preußen ist mir erstaunlich traurig. Herr von Kettenburg,[2] den ich nur eine Stunde hier sah, hat mir noch détails erzählt, die er durch ihren Bruder wußte, der hier durchreiste. So ein anmuthiges, liebliches Wesen, so dem Schicksal der Zerstörung unterliegen zu müssen! damit kann man sich im Moment der ersten Schmerzen nicht abfinden. Und doch ist es das Loos, das Alles treffen muß! Die geistige Kraft, die ewig unverlierbar ist, diese hebt die Phantasie so gern in die höheren Regionen und bildet sich ein Reich über den Sternen; — aber die sichtliche Anmuth, die auf der Erde lebte und wirkte, scheint uns doch verloren.

Wenn unsre Henriette[3] zu Ihnen kommt, so seien Sie so

[1] In H. sah Lotte die Gräfin Benzel und Frau v. Zyllhardt, Jugendfreundinnen der Prinzessin, wieder.

[2] K. L. v. der Kettenburg aus Mecklenburg, Dichter der Trauerspiele Diego und Julian. † 14. Jan. 1814. Seine Briefe an Frau v. Wolzogen, liter. Nachl. II. 310 ff.

[3] v. Knebel, die der Prinzessin am 30. August nachreiste und am 10. September in Ludwigslust ankam.

gnädig Sich von meinem Besuch in Mannheim erzählen zu lassen. — Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu seiner Kränklichkeit, weil er da so viel am kalten Fieber litt und sich immer mit China curieren wollte. Den ersten rührenden Eindruck gab mir die Sachsenhäuser Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei seiner Flucht so oft gestanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rath; und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen, die alle so ohne Antheil an ihm vorüber gegangen wären, schmerzlich angeblickt hätte. Dort möchte ich ihm können ein Denkmal stiften! Es ist ein so reicher schöner Anblick den Main da zu sehn und die cultivierten Ufer!

Meine Söhne sind recht froh hier, und Ernst wird ganz lebendig und zeichnet alle Burgen. Karl jagt und reitet. Er hat die Bekanntschaft der Grafen Hochberg gemacht, die ihm viel Neigung zeigen, und durch diesen Einen, der hier wohnt, hat er auch Freiheit zur Jagd. Er ist aber auch gern bei uns, und so recht herzlich froh bei uns zu sein. — Graf Benzel hat einen so guten freundlichen Ton mit den Beiden und so theilnehmend. Wenn Karl hier studieren wird, so ist mir dieser nähere Antheil sehr lieb. — Er würde ihn warnen, wo's nöthig wäre, und zurecht weisen.

Ihre unterthänige

Loloa.

Heidelberg, den 11. September 1810.

Theuerste gnädigste Prinzeß!

Ich bin noch hier; ich konnte doch vor dem Geburtstag Karls mich nicht von ihm treunnen, da ich einmal die Reise gethan. Und jetzt denken Sie, daß die Loloa gar nach Stuttgart wallfahrtet, mit allem Glauben wie ein Gläubiger! — Ach ich sehne mich das geliebte Bild zu sehen. — Ich denke, es wird mir in bangen Momenten vielleicht einst eine schöne Erinnerung geben, denn es soll

ganz hoch und erhaben dastehen, wie der Abdruck des feinen Geistes, der ehedem diese Züge belebte. — Dannecker hat mich durch seinen Schwager Rapp einladen lassen, so herzlich, so freundschaftlich, und die Sehnsucht nach dem kolossalen Bilde wurde so lebendig! — Da ich auch Karl hinbringe, und es wie ein schöner Spaziergang ist, und eben dies die Reise leichter machen wird, und es sind nur 12 Meilen in allem, so habe ich zugesagt. Ich bleibe fünf Tage in Stuttgart, länger nicht, — alsdann geht es meinem einsamen Weimar zu, aber wo ich hingehöre, denn es geht mir immer wie der Thekla. — Ich habe aber so viel doch noch persönlich auch dort, und die schönen Bilder der Vergangenheit. Ach und mein liebes Bild von Ihren lieben hellen Augen, darnach sehne ich mich recht. — Wenn ich Kraft fühle das innere geistige Interesse in mir zu erwecken, welches ich fühle, so lebe ich doch in unserm geistigen Klima auch lebendiger als hier. Aber daß ich mich körperlich stärkte, um meine innern Kräfte wieder zu brauchen, das war nöthig. — Wir sind einmal doch mehr gewöhnt, in der Reflexion zu leben, und von außen die Eindrücke nicht so zu bedürfen, als wie die inneren, geistigen. Und ich fühle recht lebendig wie Nord und Süd sich scheidet, auch hier. — Auch hier müßte man, um sich recht heimisch zu fühlen, leben, wie ich in W. lebte. Und man wird weniger angeregt, weil Alles mehr für den Moment des Genusses lebt. Eigentlich auf Mittheilung der Männer kann man gar nicht rechnen, wie wir bei unserm einzigen Meister, bei Meyer und Knebel es können, — und selbst die man entbehren könnte, Sie verstehen, wen ich ohngefähr dahin rechne, sind lebendiger und mittheilender, als man hier es gegen Frauen gewöhnt ist zu thun. Wer in Gesellschaft geht, will leben, essen, trinken und nichts Kluges reden. Ich wüßte nicht, wie ich es recht anfangen wollte, wenn ich mich in einen gelehrten Streit einlassen wollte. Und die Furcht und Scheu für gelehrt gehalten zu werden legt einem auch Fesseln an, weil man die Frauen nicht so haben will. — Louise und Marie finden dies ebenso.

Die Voß'sche Familie ist sehr liebenswürdig, und er ist jetzt eben so poetisch gestimmt, so kindlich, und die Frau so verständig, klar und mittheilend, daß man bei ihnen, wenn man mit ihnen ganz lebt, sich wie auf einer glücklichen Insel fühlt. Aber für fremde Ideen, für ein ausgebreitetes litterarisches Interesse findet man da auch nicht Raum. — Sie sollen nun ein Bild des Lebens und Denkens haben. Die Natur, die Umgebungen sind wunderherrlich; man findet keine Worte dafür. Man bekommt Vertrauen, Hoffnung auf das Leben fürs rege belebende Prinzip. Und man lernt kindlich hoffen und glauben an diese ewige Liebe, wenn man sieht, was die Natur vermag, die den ewigen Trost in sich trägt. Aber es haben auch trübe, giftige Hauche dieses reine Bild einer ewig waltenden Liebe verdunkelt; und Leidenschaften und Verwirrung drohen allen Erscheinungen des Lebens, wo der Mensch ist. — Ich möchte zuweilen in eine Wüste fliehen.

Von meinem Besuch bei Louise Zyllhardt sollen Sie noch hören, theure, gnädige Prinzeß (am Sonntag war sie hier und hat mir von Ihrem geliebten Brief Stellen gelesen). Am Ufer des Neckars, in einem Rebengange waren Sie bei uns, und wir weinten über die Stellen und segneten Sie, und freuten uns auch, daß Sie ruhig sind.

Den Herrn v. Z. habe ich noch nicht sehen können, aber die Louise lobt ihn sehr und sagt, er sei ganz brav und offen und liebe sie unaussprechlich. Er würde aber selbst von den nächsten Freunden nicht so gekannt, selbst Marie B. kennte ihn nicht so, die so einfach und brav wäre.

Sie sagt, es kennten und liebten wenige Menschen Schillers Sachen so wie er, und ein reiner Sinn ging durch sein ganzes Leben.

Sie würden mich nicht kennen, theure, geliebte, gnädige Erbprinzessin! Ich bin so beweglich und bin vorigen Sonntag von früh acht Uhr bis Abends neun Uhr beinahe immer in Bewegung gewesen zu Fuß, zu Wasser, zu Wagen; Benzels und Louise waren hier. — Aber gestern fühlte ich mich auch nicht.

Sonnabend haben wir mit einem Arzt hier, Professor Nägele, den ich sehr lieb habe, die inneren Partien des alten Schlosses durchgangen.

Meine Reise hieher ist schon von erstaunlichem Nutzen gewesen; denn ich kann ruhiger über das Schicksal und künftigen Aufenthalt Karls sein. — Nach Voßens Rath und meiner Ansicht wird er gleich im Winter hier studieren, weil Cotta sich im November in Stuttgart mit seiner Familie etabliert. In Tübingen ist es dem armen Karl zu traurig, und ohne die freundschaftlichen Familienverhältnisse Cotta's würde er dort ganz isoliert sein. — Hier kann er viel lernen; es ist ganz ruhig hier, und die Stürme haben sich gelegt. Auch hat er hier schon gebildeten, gesellschaftlichen Umgang; die Voß'sche Familie, die treue Freundschaft des Professor Voß,[1] und der Antheil so vieler guten Menschen sind mir ein großer Trost. Auch Benzels sind nahe und er würde sich mit Treue und Antheil in jedem Zufall für Karl zeigen. — Ich habe ihn recht lieb; er hat ordentlich eine Art von Empfindlichkeit über die Menschen, die mir nicht alle Attention, wie er sie meint, erzeigen. — So kann er es den besseren Schauspielern als Nachtheil anrechnen, daß sie mich nicht aufsuchen.

Sie wissen, gnädigste liebste Prinzeß, wie philosophisch ich bin und nichts von der Welt erwarte. Aber als einen Zug von Benzels Wohlwollen hörte ich diese Aeußerung doch mit Freude. Morgen gehe ich noch auf zwei Tage nach Mannheim und hoffe morgen auf dem Observatorium die Sterne zu sehen; die Sterne sollen Ihnen meinen Gruß bringen. Gott segne Sie mit allem Guten.

Ihre unterthänige

Loloa.

Die kurze Ehe[2] ist in Heidelberg auch gespielt worden. Der eine Theil war in der Schweiz, Mailand, hat die liparischen Inseln gesehen, ungeheuer schnell.

[1] Heinrich Voß.
[2] Mit Joh. Schulze, mit dem L. unaufhörlich zankte.

Pr. an L. Ludwigsluſt, 18. September 1810.

Meine theure, immer geliebte Loloa!

Unterdeſſen, daß Sie am ſchönen Neckar wüſchte Bergle[1] beſteigen und Sich des herrlichen Pfälzerlandes erfreuen, ziehe ich hier unten auf dem flachen Küſtenland herum, in Sand und Haide, ſuche mich am Nächſten, an jeder Kleinigkeit zu ergötzen, die die Natur bietet, und lebe ſo ein erworbenes Leben, was auch ſein Gutes hat. Ich will mir aber nicht zum Verdienſt machen, was keines iſt; wenn ich mir auch Gutes erwerbe, ſo wird mir doch auch Manches angeboten. Meine Wohnung iſt ſo, wie ich ſie mir nur wünſchen möchte. Im Park und rings um L. ſind die ſchönſten Eichen und Buchen, von denen ich mir das Herz wie durch den Anblick wüſchter Bergle kann erheben laſſen, die ſchönſten Promenaden zum Reiten, was ich faſt täglich thue. Unter den Menſchen finde ich immer eine gute Stimmung für mich, die gern Alles ſo einrichten möchte, wie es mir gut und zuträglich wäre. Ich habe immer ſo viel Zeit für mich, als nur eine gute Mutter und Hausfrau verlangen kann. Ich habe hülfreiche Menſchen, die meinen Gedanken Nahrung verſchaffen. — In Dobberan war ich ein paar Tage, wo es ein hübſches und luſtiges Land iſt. Die blaue See hat mich recht erfreut. An Friedrich und ſein blaues Meer habe ich oft gedacht und die Gegenden, die er im Sinn hat, wiedererkannt. In Plüſchow, dem Gute des Erbprinzen, habe ich drei Wochen verlebt, ganz auf dem Lande, in einer Gegend, die einem engliſchen Kupferſtich gleicht, pleasing cottage oder charming park, wo ein See iſt von der gefälligſten Form, über dem kurioſe Vögel ziehen, Störche und Reiher, von denen die ſeltſamen Federn genommen werden, ſchöne Hölzer u. dgl.; dort war es recht hübſch, und doch bin ich faſt lieber hier, indem ich hier wieder mehr Zeit für mich und Ordnung habe. In den letzten Tagen meines Plüſch. Aufenthalts, am Geburtstag meines Vaters, ritt ich 1½ Meile, um an die See zu kommen und ſie noch einmal zu ſehen. Ich

[1] So nannte Meyer die nicht ſchweizeriſchen Höhen.

ritt in die Wellen und ließ die Füße meines Braunen von ihnen bespülen. Schreiben Sie doch das an die Frau, weil diese mir zum Wahlspruch meines jetzigen Lebens Schiff und Pferd gegeben hat. Da genoß ich denn auf einmal Beides, das Meer und das muthige Roß. Es war früh 6 Uhr, im fernen Horizont der blauen See stand ein englisches Schiff, das glänzte wie ein Schwan.

Ihre treue

Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 9. Oktober 1810.

Theure, gnädigste Prinzeß!

Ich muß meine Ankunft Ihnen hier kund thun durch diese Zeilen, denn ich bin nicht ruhig, wenn ich nicht fühle, daß mich Ihre lieben Gedanken finden können.

Ich habe Alles still und einsam gefunden; ich kam den zweiten an und sitze wie über den Trümmern einer blühenden Stadt, und wenn mich nicht die Kraft meines Geistes jetzt gestärkt hätte und die Schwingen des Geistes sich über Zeit und Raum freier bewegten, so würde ich recht trostlos sein. Aber mehr wie je ist meine Phantasie beschäftigt, und ich lebe in der Gegenwart still, thue meine Pflicht, so viel ich vermag, für meine Kinder und hebe den Blick zu einer Welt hinweg, wo keine Trennungen mehr sind.

Ich bin so beweglich geworden, theure, geliebte Prinzeß, daß mir kein hiesiger Spaziergang mehr Bewegung genug gibt, denn die wüsten Berge, die ich alle bestiegen habe, haben mehrere Stunden Zeit verlangt.

Ich habe Karls Wohnung in Heidelberg, für die ich noch gesorgt habe, recht weit von der großen Straße gewählt, wo täglich Wagen durchfuhren.

Zu Ende dieses Monats wird Karl dort sein und seine Studien beginnen mit Ernst und Eifer. Menschlichem Ansehen nach ist er dort so gut verwahrt und gesetzt, daß ich hoffe, er soll seine Zeit nützen und sich bestreben, das zu erfüllen, was die Welt

und seine Familie von ihm fordert. Doch der Segen kommt von oben ꝛc. Auf diesen hoffe ich auch.

Von meinem Aufenthalt in Stuttgart muß ich Ihnen noch Bericht erstatten, theure, geliebte Prinzeß. Sie waren mir nahe im Geist. Sie haben mit mir das Heiligste gesehen, was die Welt und das Leben noch nach meinen Kindern besitzt.

Ach wie ist die Büste so einzig! Wie groß und schön über Welt und Zeit steht sie da! Dieser Eindruck soll mir noch wohl thun, wenn ich den Erinnerungen der Welt nach und nach Lebewohl sage. So kann aber nur ein Freund seinen Freund bilden! Alle kleinen Züge sind ausgeführt, alle Theile des Gesichts, sogar die Ader an der Stirne. Das Kleinste ist nicht vergessen, und doch ist der Eindruck so groß, daß man nur die große Form sieht.

Dannecker selbst hat mir erstaunlich wohl gemacht. Es ist eine reine kindliche Natur, in der Art wie Oehlenschläger, so in seiner Produktivität reich, so kräftig, geistvoll und so liebenswürdig im Leben. Der Gedanke an ihn ist mir eine tröstende Erinnerung. Sein Schwager Rapp, bei dem ich wohnte, ist einer der zartesten Menschen, so fein und liebevoll, und dabei das regste Kunstgefühl; ich habe recht fünf Tage nur in der Kunst gelebt. Um mich herum sah ich Zeichnungen von Rapp, Kupferstichsammlungen.

Bei Dannecker war ich viermal. Zweimal hat er uns die kolossale Büste beleuchtet. Er hat die schönsten Abgüsse von Antiken in seinem Hause stehen, wohin sie der Kronprinz gestellt hat. Die Pallas von Velletri ist prächtig. Die ganze Gestalt ist so groß gedacht wie der Kopf, den der Meister hat. Um den Hals ist ein Gewinde von Schlangen, das aus der Meduse an der Brust kommt, und das lange Gewand hat einen einfachen Faltenwurf. Die eine Hand ist ausgestreckt und recht erhaben und einfach.

Ein wunderschöner Abguß vom Laokoon, dem Torso des Herkules (den Schiller allen Kunstwerken vorzog) — mit Danneckers geistvollen Bemerkungen und der Fackel beleuchtet ist es, als wenn diese Gestalten lebten vor dem Auge.

Die Ariadne, die er gemacht hat, auf einem Tiger sitzend, ist wunderbar, so göttlich ernst und doch weich; man fühlt noch den Schmerz der verlassenen Liebe, und doch Kälte und Resignation und Weichheit in den Formen. Der Tiger ist ganz wild und kräftig und vortrefflich ausgeführt, recht als Gegenstück der weiblichen Anmuth. Mir dünkt, diese Ariadne käme den Antiken so nah, wie nur die verschiedene Zeit es möglich machen kann.

Auch den Johannes von Domenichino habe ich gesehen, nach dem der Kupferstich ist, den die Frau hat. Er ist auch wunderschön, und die Farben lieblich und kräftig zugleich. Auch in Mannheim existiert ein Kopf von Domenichino, der in diesem Sinne ist.

Auch einen Lebenden habe ich gesehen, der mir lieb ist: den Philosophen,[1] den ich so studiere; er ist wieder getröstet, scheint es, und ist thätig im Gemüth; er sieht recht mild aus und spricht so schön und lebendig, daß er mir wohlthat. Ich dachte, er sähe keine Frau und fürchtete, er würde mich meiden, aber er war so liebenswürdig, herzlich, daß ich ihn von neuem lieb gewonnen. Seine Freude über die Kinder war rührend. Ernst interessiert ihn sehr; Kettenburg hat auch freundlich meiner bei ihm gedacht und auch von Ernst erzählt. Da er sich so sehr für ihn interessiert, so zeigte ich ihm das Gedicht an Sie, meine gnädigste, liebste Prinzeß. Er freute sich über die Kühnheit der Bilder und die hübsche Sprache. Ich bat ihn, nichts an Ernst darüber zu sagen. Als wir aber zu Tisch gingen, so ging er auf Ernst zu, drückte ihn an seine Brust mit tiefer Rührung. Da hat der Philosoph freilich mein Herz gewonnen. Ich möchte, Sie hätten ihn hören können, wie er über die Gallerie in München sprach; er ist Direktor der Kunstakademie. So lebendig hat er mir das jüngste Gericht von Rubens beschrieben und mit so viel Geist, daß ich mich recht heimisch mit ihm fühlte. Ich habe auch das Gefühl, daß ich ihn wieder sehe; jetzt, da ich mir seine mir ungleichartige Frau nicht mehr zwischen uns denke, ist es mir, als sei er mir näher gekommen und ich ihm. Der

[1] Schelling.

Arme war dem Wahnsinn nah, und sein Bruder, der Arzt ist, hat ihn jetzt wieder so weit gebracht. Lassen Sie sich, geliebte Prinzeß, von Ihren Litteratoren zuweilen von ihm erzählen. Ich möchte, Sie läsen die Methodologie einmal, seine Ideen würden Ihnen klar werden und viel geben. Der Reichthum und die Milde des Geistes ist selten so zusammen.

Diese Reise hat mir viel Genuß und Kraft fürs Leben gegeben, denn die Liebe, mit der man mich behandelte, die Art, wie man Schillers Andenken in uns ehrt, hat mir recht das Herz erhoben. Meiner Prinzeß darf ich es wohl sagen, denn diese weiß wohl, daß mir die Ehre nichts ist als ein Symbol der Gefühle, die in fremden Gemüthern für Schiller noch leben, und nur in Bezug auf ihn ist mir diese Ehre lieb. Alles strömte herbei, mich zu sehen, mir noch Antheil an meinem Schicksal zu zeigen.

In Aschaffenburg bei dem Großherzog bin ich immer an seiner Seite gewesen, und recht wie Karl VII. hat er die Poesie über die weltliche Ehre gesetzt, und über den Ordensbändern und Ehrenstellen habe ich den Platz bekommen. Ernst hat auch mit unter dem Hofstaat gesessen und hat seine stillen Gedanken gehabt.

In Aschaffenburg ist es recht heimlich, und bei der Baronesse Dalberg, die in einem Thurm des Schlosses, das vier Thürme hat, wie im Merian zu sehen ist, wohnt, habe ich Thee getrunken. Der Domherr war auch dabei, und es war mir beinahe so heimisch als am Theetisch bei der lieben Henriette. Ich habe auch von Ihnen sprechen können, Ihr edles Gemüth und Ihren innern Reichthum darstellen können, und diese Menschen haben es mit mir gefühlt. Die Baronesse D. ist mir erstaunlich lieb geworden. Auch unsere Emilie liebt sie sehr.[1]

Um acht Uhr versammelten wir uns wieder bei dem Großherzog, und nach dem Souper nahm ich Abschied. Er war so beschäftigt, sonst wäre ich gern noch einen Tag geblieben. Aber nach Aschaffenburg komme ich auch wieder, das fühl' ich. Er ist

[1] Miß Gore.

wohler wie vor zwei Jahren, und sein edles Gemüth will immer das Beste seines Volks. Daß er den reinen Willen hat fürs Gute, dafür ließ' ich mein Leben.

Ich bin mit unserem Meister in einer Stunde hier angekommen, und er ist mild und heiter und freundschaftlich; er hat mich auch schon besucht gestern. Er war auch in Dresden und bei der Herzogin von Curland. Er hat viele Zeichnungen aus Faust und Götz mitgebracht, die wir alle sehen sollen, so lange es seine Gesundheit erlaubt (denke ich mir).

Wieland ist auch heiter und wohl, und Alles liebt Sie. Er hat mir der geliebten Henriette Brief gezeigt. Wie wohl thut mir Alles, was ich von Ihnen höre. Ich bin mit Ihnen, mein Geist, mein Herz segnet Sie. Ich danke Gott, daß ich Sie lieben kann, daß mein Segen, meine Liebe Ihnen folgt. Ach denen, die man liebt, Gutes zu wünschen, für Sie zu beten, ist auch ein Geschenk des Geistes.

Ueber die Frau bin ich noch nicht recht ruhig. Sie ist wieder ungewiß in ihren Planen über den Sohn, und wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höheren Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüth, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden. Dieses ist ganz nur Ihnen gesagt, bester Engel. Ich gestehe, dies trübt mir oft mein Gemüth, und dann denke ich wieder, daß Alles von oben kommt, und daß wir leiden müssen und sollen auf einer Welt, die so ungleichartige Wege hat, um in einer anderen vielleicht empfänglicher für die ewige Harmonie zu werden, die wir auf der Erde zuweilen nur ahnen.

Ich sehe Sie im Geist auf dem Rosse sitzen; welche Farbe haben Sie zum Reitkleid? Ich möchte Alles sehen können! Wenn ich nur den Schwindel nicht hätte, und meine Hände oft schwach wären, ich möchte mich auch aufs muthige Roß schwingen.

Die geliebte Prinzeß Nichte habe ich besucht; sie ist größer geworden und hat einen so schönen Ausdruck im Auge.

Ich habe die Stufen wieder betreten, die ich so oft ging. Wie Vieles würde ich Ihnen zu erzählen haben, und wie würde ich in der herrlichen Natur noch einmal leben, wenn ich Ihnen Alles aussprechen könnte!

Wenn Sie je Gelegenheit haben, so machen Sie die Bekanntschaft mit dem Senator Overbeck in Lübeck; ich habe ihn bei Vossens gesehen; er ist recht liebenswürdig; er hat mir erzählt, daß die Radegast sieben Meilen von Schwerin aus einem hohlen Eichbaum entspringt; das muß recht wunderbar sein.

Ihre Art zu leben ist mir recht lebendig geworden durch den schönen Brief, der mich hier begrüßte unter Ihrem lieben Bild.

Ich küsse Ihnen die lieben Hände.

Ihre

treue unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust, den 16. Oktober 1810.

Nun sind Sie wieder in Weimar, meine liebe Lola; die Emilie (Gore) hat mirs geschrieben. Wie sieht's denn im alten Weimar aus? Liebe Loloa, nun muß ich Ihnen etwas gestehen: stellen Sie Sich vor, daß ich gar keine Sehnsucht zurück nach Weimar habe, wenigstens fürs Erste noch nicht, und daß ich nicht wieder zurück möchte, so ungern ich es verließ, so lieb ich die Menschen dort noch immer habe. Jetzt erinnere ich mich, daß immer, wenn ich von irgend einer Reise zurück nach Weimar kam, mirs war, als fiele die Welt auf mich, als käme ich in einen Kerker. War ich einmal dort und im alten Lebenstrain, hätte ich mich nie unterstanden, mir einen anderen zu wünschen. Nun erst, liebe Loloa, fühle ich den Zwang, den ich dort litt. Dieses Gefühl der Freiheit, auf das ich gar keinen Anspruch mehr machte, gibt mir eine unerwartete, glückliche Empfindung in meiner neuen Lage. Liebe Loloa, das bleibt aber unter uns, ob's gleich wohl natürlich und nicht tadelhaft ist.

L. an Pr. Weimar, den 1. November 1810.

Theure, gnädige Prinzeß!

Zuerst seien Sie so gnädig und versichern dem Durchlauchtigen Gemahl, daß ich mit großer Freude jeden seiner Wünsche gern erfülle, wenn ich je in den Fall kommen kann. Für jetzt will ich, ehe ich Schritte bei Dannecker thue, daß die verlassene Ariadne[1] eine heilige Zuflucht an den Ufern der Ostsee findet, bemerken, daß ich die Statue von Gyps gesehen habe, daß ich nur einen Abguß erblickt habe, und daß dieser eine scheint zum Modell zu dienen, da er diese Statue in Marmor jetzt angefangen hat auszuführen, und dieses Werk wohl in einigen Jahren noch nicht vollendet sein wird; denn ich fragte aus eigenem Antrieb, weil mich Alles interessierte in diesem Atelier, wie lange Zeit man zu einer Statue in Marmor brauche? da sagte er mir: drei Jahre. Ich habe also in meinem eigenen Kopf nun ausgedacht, daß wahrscheinlich, ehe dieses Werk in Marmor fertig ist, er sich nicht von dem Gypsabguß trennen wird. Ueberlegen Sie es und besprechen Sie es, meine theure geliebte Prinzeß, und seien Sie so gnädig, mir das Resultat zu schreiben, alsdann werde ich alle Ihre Befehle und Wünsche auszurichten streben.

Daß ich schon drei Briefe, seit ich von dem lustigen Weinland wieder hier bin, von Ihnen bekommen, thut meinem Herzen innig wohl. Einen geliebten Brief fand ich bei meiner Ankunft. Wie mich der Glaube an Ihre Liebe, an das Fortleben mit Ihnen glücklich macht, möchte ich Ihnen sagen können!

Dieser Zauber, den mir das Gefühl Ihrer Nähe, Ihrer Theilnahme gab, kann auch durch Zeichen nur fortwirken, und ich liebe Sie so sehr, daß selbst das Gefühl dieser Liebe, auch wenn ich Sie nicht sehen kann, immer durch den leisesten Wink oder Anklang erweckt wird. Wie lieb' ich Sie doppelt heilig, mein geliebter Engel, daß Sie solche tiefe Blicke in mein Wesen, in mein

[1] Karoline hatte sich nach einer Ariadne in Gyps erkundigt, die der Erbprinz vor fünf Jahren in Stuttgart gekauft und einstweilen Dannecker gelassen hatte.

verlorenes Glück thun! Auch auf Ihnen ruht dieser Segen des geliebten Geistes, und daß Sie die Freude in Schillers Gedichten finden, jetzt, in einem Moment, wo Sie nach aller Fassung und Richtung des Geistes strebten, um die Existenz des Geistes zu gründen, ist mir ein heiliger Wink. Suchen Sie immer, bitte ich Sie, diese heilige Sehnsucht, zu der Poesie zu flüchten, in Sich zu erhalten. Es ist ja jetzt auch mir die einzige geistige Stimme, die ich noch vernehmen kann, und erhebt mich über Welt und Zeit. Ach daß Sie nun verstehen, wie ich lebte und liebte, das ist mir so wohlthätig. Wer es glaubt, dem ist das Heilige nahe! So sind wir auch nicht von Schiller getrennt, wenn wir glauben, daß er uns nahe ist. Sagen Sie mir ja immer, was Sie eben von ihm lesen, und neben dem Bild des verklärten seligen Geistes schwebe das Bild Ihrer treuen Loloa. So wird uns der Raum nicht zu trennen vermögen.

Ich hätte so gern recht viel von Ihnen gesprochen, hätte mir erzählen lassen. Ich konnte mit P. Gustav nur flüchtig sprechen, denn er war zu sehr mit Tanzen beschäftigt. Die Rügen-Fürstin habe ich gar nicht gesprochen, weil Niemand nahe war, der mich vorstellen konnte. Aber das Wenige, was ich sprechen konnte, war Frage nach Ihnen.

Ich habe mir sagen lassen, wie prächtig Sie sich auf dem Rößli ausnehmen. (Ich muß ein Schweizer Wort brauchen.) Ich stelle Sie mir vor wie die Königin Libussa!

Der Meister ist gar galant und freundlich, und ich freue mich, daß die Großfürstin sich mit ihm viel unterhält. Sie hat auch eine Freude jetzt, sich über Kunst mitzutheilen, über Geschichte, und wir haben einige recht schöne Abende erlebt.

Am 26. Oktober, wo großer Ball war, und der Meister mit seinem Sohn erschien (der Kammerassessor geworden), entstand eine höchst komische Situation, die ich Ihnen vortragen muß. Man meldete seinen Wagen vor dem Souper, und ich nahm seine Einladung an, mit nach Hause zu fahren. Als wir auf die Treppe

kommen, sagte er, ich möchte verzeihen, wenn er langsam ginge, denn er habe seit Mittags Schmerzen von neuen Schuhen, die er sich in Dresden habe machen lassen. Daß er gerade mich erwählte, mit ihm nach Hause zu fahren, die auch an demselben Uebel durch Pariser Schuhe litt, war aber recht lustig, und wir haben recht darüber gelacht. Und Sie können Sich unsere beiden nicht unansehnlichen Gestalten auf der gewundenen Treppe wohl nicht ohne Lachen denken, und beide gleiche Noth fühlend. Zudem kam, daß sein Kutscher durch alle Straßen der Stadt fuhr, bis er in die Esplanade gelangte.

Ich schreibe recht stückweise heut. Die chère mère, die Ihnen die Hand küßt, ist seit vorgestern hier bei mir, und liest eben in Fernows Leben.

Der Meister hat meine Aperçus gelobt. Seien Sie doch so gnädig und lassen Sich das Leben von Fernow aus seinen Briefen an seine Freunde zusammengestellt, lesen. Seine Freundin[1] ist auf einmal Schriftstellerin geworden, und wir sind erstaunt, daß sie so hübsch erzählt, ob ich wohl glaube, daß sie, da sie ein gutes Gedächtniß hat, noch Vieles von ihm selbst so wörtlich behalten. Aber seine Briefe zumal sind sehr gut und schön geschrieben, die Reisegeschichte und Tagebücher in der Schweiz mir nach dem Tagebuch von Heinse, aus der Gleim'schen Briefsammlung, die lebhafteste Beschreibung, die ich kenne. Seine frühere Geschichte ist recht merkwürdig, nicht reich an großen Begebenheiten, aber der Einfluß seiner individuellen Bildung sehr interessant zu beobachten. Seinen Verstand habe ich und auch Schiller immer sehr geehrt; aber diese Vielseitigkeit und auch wieder dies Gefühl sieht man doch jetzt erst mehr in seinen Briefen.

Die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth haben mich so lebendig interessiert, daß ich ganz damit beschäftigt war; und wie die Baumbach[2] mich besuchte, so deklamierte ich ihr über die Welt

[1] Johanna Schopenhauer.

[2] Hofdame bei der Großherzogin Louise.

und Intriguen der Welt so lebhaft und sagte die Stelle aus dem Chor:

„Das Herz wird mir eng in der Fürsten Palästen,“

daß sie dachte, ich hätte in der Gegenwart Ursache gehabt, diese Bemerkungen zu machen und war ganz gerührt über meinen Schmerz.

Das Schöne vergeht wie das Unedle!

Aber daß man so oft wie Iphigenia ausrufen muß: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“ das ist doch betrübt.

Daß mein Held, der Held meiner Kindheit schon, der große Friedrich, so menschlich klein hat leiden sollen und müssen, ist mir ein wahrer Schmerz, und ich habe mit ihm gefühlt, als lebte er noch.

Ich küsse Ihre liebe Hand. Seien Sie so gnädig und empfehlen mich dem Gemahl zu Gnaden, wenn er an mich denkt.

Ihre

allertreueste

Loloa.

Die Kinder sind wohl, und wie die chère mère bemerkt, von einer Lehrstunde zur andern wandelnd.

Ernst lernt bei Schulze und Pr. Hand, ein neues Subjekt, den man sehr lobt.

L. an Pr. Weimar, den 16. November 1810.

Theure, gnädigste Prinzeß!

Am Hof selbst, wo ich Ihre liebe Gestalt so gerne mir erscheinen sah, kann ich mich leichter fügen und denken, daß ich Sie nur halb sehen konnte in einem großen Cirkel. Aber der Gang nach dem lieben Zimmer, die stillen einsamen Stunden am Zeichentisch, diese sind mir unersetzlich. Ihr Haus, Ihre Fenster stehen wie eine düstre Traumgestalt vor mir. Und neulich ließ mich die Baumbach bitten; da vermochte ich es nicht, mir zu denken, an

den leeren Zimmern vorbei zu gehen, woraus mein Trost im Leben und mein Glück geflohen ist. Zu Meyer gehe ich wohl, auf die andere Seite.[1]

Die gute chère mère war vierzehn Tage bei mir. Auch sie vermochte es nicht am Hof zu essen, weil sie Sie und die geliebte Henriette nicht fand. Sie war nur die Abende da. In mir selbst ist in diesen vierzehn Tagen so viel Sehnsucht erwacht nach Ihnen, nach der geliebten Henriette und nach meinem Karl! Denn wenn ich allein bin und es kommt eine zu heftige Sehnsucht, so wechsle ich mit Beschäftigungen, lese etwas recht Ernstes, wobei ich alle meine Gedanken haben muß, oder tröste mich an der Poesie: aber wenn ich das Gefühl habe, daß ich für Jemanden, den ich liebe, mich heiter zeigen soll, oder gefaßt, da wird es immer, immer düsterer. Deßwegen ist es mir auch lieb, daß die Frau nicht hier ist; denn wenn ich auch noch die Sehnsucht nach Adolph mittheilen sollte, so würde ich alle Kraft verlieren, mich aufrecht zu halten.

Die Frau ist in Wiesbaden, wird aber, sobald sie ein Quartier gefunden, nach Frankfurt gehen; sie ist fleißig (unter uns gesagt); wenn sie nur erst in ihrer Produktivität wieder lebt, so hat auch die unruhige Phantasie wieder einen Ruhepunkt.

Karl ist recht thätig. Der Graf Sponeck, sein Lehrer, denn er ist Forstrath und Professor, hat mir auch versprochen, auf sein Betragen mit zu sehen. Es ist recht eigen, daß dieser Mensch, der am Württembergischen Hof lebte, erst mit Schiller in der Akademie gebildet wurde, alsdann eine Forststelle hatte, und Alles durchgemacht hat, nun aus Liebe zur Wissenschaft akademischer Lehrer geworden. Er weiß sehr viel, und zumal was ins Praktische einschlägt.[2]

Die Sonntag=Morgen sind hier recht bunt, und alle Gestirne durchkreuzen sich!

[1] Karoline wohnte im Fürstenhaus, wo auch die Zeichenschule ihr Lokal und Meyer seine Wohnung hatte.

[2] Lit. Nachl. II. S. 310.

Graf R., der Kanzler W. und Herr von Poseck, die Frifri war neulich auch da mit einer Cousine. Was soll da noch herauskommen? Die Fr. v. N. schmachtet auch dort herum und die Töchter. Ich weiß doch nicht, ich kann der Freundin meines verehrten Freundes nicht das abgewinnen, habe ich nicht den rechten Standpunkt, oder bin ich zu unpassend. Aber mein erster Eindruck von ihr wird nicht lebendiger. Ihre Situation dauert einen. Und sie mag mit dem Mann Manches gelitten haben. Aber ihr Geist und Kenntnisse sind nicht von der freundlichen erweckenden Art, wie ein Gemüth, das einem wohl machen kann.

Ich setze Ihnen im engsten Vertrauen einen Canon vom Meister, den ich gemerkt habe, den Zelter wunderschön componiert hat.[1] Es ist prächtig, wie das Unaufhörliche ausgedrückt ist.

Es war mir, als müßte ich es merken für Sie, und es ist auch gelungen. Sie geben allen meinen Kräften einen Schwung und Trieb.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ernst würde Ihnen Freude machen; er ist so gewachsen und sieht gesund aus. Er liest und lernt Griechisch bei Schulze, und dieser nennt ihn immer lieber Engel. Das gewinnt mein Herz auch am Ende. Im Ernst bin ich recht dankbar.

Pr. an L. Ludwigslust, 29. November 1810.
Donnerstag Nachts ½6 Uhr.

Bis um halb 8 Uhr bleibe ich auf meinen Gemächern, dann kommt immer das Hofgesinde und trinkt, so wie die Kinder und ihre Begleitung, den Thee bei mir. Die Herren spielen dann immer, der Erbprinz selten; zu den Herren gehört auch der von der Kettenburg. Dieser und der Minister Plessen sind diejenigen, die mich am meisten interessieren, ersterer amüsiert mich und bringt mir doch oft etwas Interessantes vor, letzterer ist meiner Natur,

[1] „Genialisch Treiben," Werke II. S. 245.

so zu sagen, sehr analog, versteht mich perfekt und ist mir deßwegen angenehm und bequem. Neulich hat mir Kettenburg eine Alpenrose geschenkt und ein Gedicht dazu gemacht.

L. an Pr. Weimar, den 6. December 1810.

Gnädigste Prinzeß!

Nur einen Handkuß erlauben Sie mir heute und verzeihen, daß ich es wage, diese drei Blätter Ihnen zu Füßen zu legen. Ich hätte gern mehr gesendet, aber da ich sonst kein Andenken von dem Heidelberger Schloß habe, so will ich das Uebrige erst noch einmal zeichnen oder Ihnen die Copie senden, welches am besten geräth.

Ich bin wie der Mann, der zur Kaiser-Krönung reiste und eingesperrt wurde! Einmal habe ich nur erst den Achill [1] sehen, hören, genießen können.

Ich war so heftig krank, hatte einen solchen Katarrh, wie noch nie in meinem Leben, und eine ganz dicke Nase.

Nehmen Sie diese Zeichnungen ganz geheim auf; nur für den Weimar'schen Kreis sind sie. Die vandalischen Kunstfreunde möchten nicht so nachsichtig sein. Sie wissen, theure, gnädige Prinzeß, was die Loloa kann, — und das ist nicht viel.

Ich küsse Ihre lieben Hände.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 14. December 1810.

Gnädigste Prinzeß!

Wenn Sie mich seit ein paar Tagen gesehen hätten, so hätten Sie recht über mich lachen müssen; denn wie der späte Morgen graute, stieg ich auf, und wenn es so hell als möglich in dieser trüben Zeit gewesen, saß ich, wie wenn ich etwas Rechtes machen könnte, am Tisch, mit Pinsel und Sepia, und zeichnete für Sie

[1] Goethe XXVII. 278.

diese drei Blätter, die ich Ihnen zu Füßen lege und recht froh bin, daß ich bald Gelegenheit finde sie Ihnen zuzustellen; ich möchte sie sonst wieder zerreißen. Der krumme Thurm in der größeren Zeichnung bekümmert mich wahrhaftig. Sie kennen aber so viele schwache Seiten Ihrer Loloa, daß Sie auch diesen krummen Thurm durch Ihren Anblick gerad machen können.

Wohl thut es mir, wenn ich so ein liebes Blatt in meinen Händen habe, und der Segen Ihrer Liebe ruht auf jeder Zeile; denn so lebendig bin ich bei Ihnen, wenn Sie mir von Sich und Ihrer Lebensweise sprechen, daß ich nun recht weiß, daß es für wahre Freundschaft (wie mir Schiller einst schrieb) keine Entfernung gibt als Erkältung. Selbst der Tod kann nichts stören, denn wir leben doch fort im Herzen, das wir lieben.

Ich concentriere mich recht in mich selbst, denn seit ich nicht mehr Alles sagen kann, was ich denke, seit ich kein Herz habe, woran ich auch sichtbar ruhen könnte, nehmen meine Gedanken und Mittheilungen einen andern Flug, ich muß immer etwas treiben, und mein Kopf arbeitet immer. Der Verstand thut mir so wohl, der mir entgegen kommt.

So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. Ich bitte unterthänig, lesen Sie ihn. Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständig und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisierung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich.

Auch Winckelmann, bitte ich, lesen Sie. Der Aufsatz über die Grazie ist prächtig.

Die Herren meinen und meinen und meinen — bis sie selbst nicht wissen was. Und wo wird es besser? Diese unverdauten,

halben philosophischen Begriffe haben gewiß Manchen irre geleitet, der hätte handeln sollen.

Schiller hatte eine Zeitlang alle Journale im Hause; da wurde ihm die Welt so erbärmlich und eng, und das Publikum, das ihm so nahe rückte, wurde ihm so klein, daß er alle Journale aus dem Hause verbannte.

Werden Sie nicht Schweigen gebieten, theurer Engel?

Ihre unterthänige

Loloa.

Das Sonett ist recht lieblich. Der Frau ihre Protégés machen ihr doch Ehre!

Kett. ist recht unterhaltend und weiß recht viel. Das Tanzen habe ich ihm nicht zugetraut.

Pr. an L. Ludwigslust, am heiligen Abend 1810.

Die kurze Ehe[1] hat ja über Iffland ins gelbe Journal[2] etwas ganz Hübsches einrücken lassen. Kettenburg geht mit uns nach Strelitz, er ist dorthin eingeladen worden, weil man ihn dort liebt; mir ist's schon recht. Den Sonntag reisen wir ab. Die schlechtesten Wege werden uns nicht fehlen.

Weimar, 2. Jänner 1811.

Gnädigste Prinzeß!

Die Amalie (Helwig) hört geschichtliche Vorlesungen bei Professor Schreiber und lebt überhaupt sehr gesellig; sie hat doch das Mittel gefunden, einen Kreis um sich zu sammeln; mir schien es nicht möglich, und ich rieth ihr nach Mannheim zu gehen, statt Heidelberg; — denn wir haben doch den Vorzug vor Süddeutschland, daß wir zeigen dürfen, daß uns etwas Wissenschaftliches interessiert, und unsre Gelehrten theilen sich den Frauen doch mit. Aber dort, außer Voßens Haus, wo man nicht immer Alles zeigen

[1] Joh. Schulze.
[2] Ins Pantheon über den standhaften Prinzen.

kann, was einem recht interessant ist, weil er nur in seiner Sprachenwelt eigentlich lebt, hätte ich mit Niemand gern gesprochen, weil ich fürchtete, man hielt mich für gelehrt, und die gelehrten Frauen gelten dort nicht viel. — Hier dürfen wir es doch zeigen, zum wenigsten sagt es ein kleines Häuflein, das sich Ihnen gleich ins Gedächtniß bringen wird, das aber auch nichts gilt.

Ich bin zu keinem Gelehrten gegangen auf meiner Reise, und wer mich nicht aufsuchte, den habe ich auch deßwegen nicht gesehen. Aber ich mochte das lieber.

Uebrigens macht sich die Amalie selbst die Feste und illuminiert und begeht die Geburtstage ihrer Familie und wird wohl mehr die Anderen zu Figuranten brauchen. — Daß sie diese Lebenslust in dem kalten Norden sich erhalten hat, ist mir aber doch recht lieb; — wenn sie uns nur nicht so kalt fände, wie sie mehre male geäußert hat!

Pr. an R. Ludwigslust, den 14. Januar 1811.

Von Kranz erwarte ich jetzt Zeichnungen, die mir Goethe ausgesucht hat, und auf die ich mich recht freue. Ich hoffe, daß der Meister sie Ihnen hat sehen lassen. Der Meister hat mir (unter uns) eine große Freude gemacht und auf meine Bitten durch Silvie Ziegesar die Ballade vom beschütteten Westchen[1] geschickt, auch Verschen auf eine Volksmelodie, die ich so lieb habe. — Durch Knebel hat er mir auch die Rede von Jakobs, über den Reichthum der Griechen,[2] zu lesen geschickt. Kennen Sie sie? mir hat sie erstaunend viel Freude und Genuß gegeben, und nach meiner geringen Einsicht ist sie sehr wacker.

Wie lebt sich's denn recht in Weimar? genießt man den Meister viel? gibt's noch kleine Thees im blauen Zimmer, wo der Meister lies't? Ueber meine Schwägerin sagen Sie mir etwas, meine Lolva, wie sie aussieht, wie sie ist. Sie selbst kann mir von ihrer Außenseite

[1] Wirkung in die Ferne.
[2] An plastischen Kunstwerken.

nichts sagen, und ich möchte doch gerne auch davon was wissen; Sie sprechen mir gewiß am besten darüber. Was macht Meyerchen? Daß er noch immer der alte ist, das weiß ich gewiß, denn er ist unwandelbar, wie die ewigen Götter, und lebt, wie Goethe neulich von sich an Knebel gesagt, wie diese ohne Freud und Leid; aber ich möchte wissen, ob Sie ihn viel sehen, und ob es die Umstände mit sich bringen, daß er auch mittheilend ist? Ich möchte manchmal auch wie so ein ewiger Gott leben. Es muß doch viel bequemer sein, sich um nichts zu kümmern, wahrhaft göttlich.

In Strelitz ist eigentlich so eine Art Foyer der hier in Norddeutschland cirkulierenden Schöngeisterei. Es riecht so etwas nach Berlin, es liegt an dessen Grenzen, und was hier im Lande etwas Geistigeres sucht, zieht sich dort hin. Wir hier leben ganz in der Finsterniß; dort tagts schon. Ich will damit aber nicht sagen, daß unsere Finsterniß hier mir unerträglich wäre, und der dortige Tag gerade der rechte Tag. Der Königin Andenken hat mich dort viel umgeben. Den alten Herzog habe ich dort lieb. Die Schwestern waren alle sehr freundlich mit mir. Die Taxis kam zuletzt auch noch, sie sah ich hier zum erstenmal genau, und es kommt mir vor, als hätte sie von ihnen allen die meiste Seelengröße, élévation d'ame. Maria Stuart sah ich dort geben; Mad. Krieseberg [1] spielt sie, die sonst in Kassel war, die auch behauptet, von Schiller dies Stück im Manuscript bekommen zu haben, und die mir mit Liebe von ihm gesprochen hat.

L. an Pr. Weimar, den 22. Jänner 1811.

Gnädigste Prinzessin!

Von dem Leben und Treiben hier soll ich Ihnen etwas sagen, von meinen Anschauungen? Zuerst also von unsrer geliebten Großfürstin. Ich habe sie einige Abende gesehen, wo sie recht

[1] Geb. Koch. Sie dankt in einem vorliegenden Briefe an Schiller (Kassel 8. November 1800) für die Hoffnung, die er ihr gegeben habe, das Mscpt. zu erhalten.

die Seele des Gesprächs war und so schön sprach, und zumal mit dem Meister, den sie auf eine so leise Art versteht und gewähren läßt, daß es einen recht ergötzt. Er ist auch ganz entzückt darüber, und auch recht geistreich und gewandt in einer solchen Societät.

Gelesen ist noch nichts, seit Sie uns fehlen, theurer, geliebter Engel! —

Jetzt giebt der Meister Hackerts Leben heraus, davon haben Sie einmal gehört. Er war zwölf Tage in Jena dieser Arbeit wegen. Ich sehe ihn alle Sonntage Morgen und in der Loge im Theater, wo ich wohl zuweilen mehr seinetwillen hingehe; — doch ist mir die Komödie lieb, und ich finde eine angenehme Unterhaltung darin und fühle mich am liebsten auf diese Art mit der Welt und dem Leben en rapport gesetzt.

Manchmal ist der Meister recht komisch. Seien Sie so gnädig und lassen sich von Kettenburg, so im Gespräch, ohne die Ursache zu sagen, ein Bild von den Herren [1] machen, die den Dom von Köln verherrlichen wollen. Diese hab' ich auch kennen lernen, sie sind jetzt in Heidelberg; sie haben eine ganze Sammlung Madonnenbilder, vom Anfang der Schulen, und kaufen was sie können und sammeln in dieser Idee fort, die Fortschritte der Kunst zu beurkunden; diese wollten herkommen mit ihren Schätzen. Und der Meister hat durch Minister Reinhard, dessen Theilnehmer sie bei seinem Gut sind, diese Herkunft (unter uns gesagt) nicht zu Stande bringen lassen. Er erzählt es mir, der Meister nämlich und freut sich darüber; da sagte ich: mir ists auch nicht unlieb, denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen. Da entgegnete der Meister: liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Colonialwaaren und setzt die Fremden da herum, und glaubt Alles gethan zu haben, während wir Andern wirklich artig sein müssen. Ich habe lange darüber lachen müssen und wünsche, daß es meiner geliebten Prinzeß auch lustig vorkommen mag.

[1] Boisserée.

Mittwoch früh.

Ich bin am Montag zuerst bei Jagemann gewesen. Die Erweckung des todten Kindes ist in einem recht hübschen Sinn gedacht, und der Ausdruck von Angst und Hoffnung auf dem Gesicht der Mutter recht empfunden, auch das Beleben des Kindes, das die feuchten Augen aufschlägt, und das Leben, das zuerst in den obern Theilen des Körpers wiederkehrt. Man sieht, es erwacht aus einem schweren Traum; das mag wohl auch das letzte Schlafen Manchem scheinen. Der Prophet Elisa hat einen Ausdruck von Heiligkeit in seinem ganzen Wesen, und mit Glauben an sein Gebet legt er die Hand auf das erweckte Kind. Die Figur ist kolossal gedacht, und man weiß nicht, wie sie Raum finden würde, wenn sie aufstünde. Die Arme, Muskeln u. s. w., der Wurf des Mantels, ist sehr gut, und man sieht, daß er die Statuen gesehen hat. Kleinliches ist nichts in der ganzen Composition, sein Colorit sehr rein und klar, klärer als, unter uns gesagt, in den Bildern von zwei italienischen Frauen, die er nach dem Leben gemalt. Ihre Physiognomien sind sprechend nationell, und es sind artige Schätzchen. Ein Kopf eines alten Mannes ist auch recht gut. Eine Copie einer Madonna von Raphael, das einzige Oelgemälde, welches sich noch in Rom befindet, ist sehr schön, lieblich, klar und heiter. Die Madonna ist in dem Sinn der Jardinière, blond, niedergeschlagene Augen, und das Kind lieblich und geistreich.

Ich habe immer eine Art rührender Dankbarkeit für Jagemann, weil er seinen Antheil an Schiller so herzlich zeigte. Er ist sehr einfach geblieben und gutmüthig; ernsthafter wie sonst, scheint es; und das ist heilsam für die Söhne der Menschen.

Meyer ist sehr eingezogen und still und leidet viel an Gicht, doch ist er fleißig. Er war neulich bei mir und hat mir erzählt, daß er sich ergötze an dem italienischen Schatz der Bibliothek und viele Geschichten gelesen habe, die er mir vortragen will. Frau von Stein und ich werden ihn die Woche noch besuchen, da will er uns erzählen.

Lesen Sie doch ja den Winckelmann; es ist etwas recht Erhebendes und dünkt mir immer, es sei ein frischer Kranz voll duftender Blätter und Früchte, den man einem lange des Lichtes beraubten und in Kälte starrenden Menschen reichte. So lebendig ist sein Vortrag, seine Art zu sehen, zu empfinden. In den Bemerkungen, zumal über die Allegorie, kommen Bemerkungen von Meyer im zweiten Theil, wo er in einer Note die Allegorien noch ergänzt, die prächtig sind und mit so viel Geist und Leben vorgetragen. Ich habe mich recht an Winckelmann erquickt.

Ich lese auch Humes Geschichte, die mich sehr anspricht, und die alten Gestalten stehen recht lebendig da.

Ich habe auch die bayrische Chronik von Aventin, die Goethe so liebt; es sind prächtige Sachen darin. Ich werde Ihnen auch, sobald ich eine Gelegenheit finde, den König Vandalus abgezeichnet übersenden, der ein Sohn oder Enkel des Königs Mannus war, das ist der erste König nach Tuisco und hat mit Abraham gleichzeitig gelebt. Das klingt recht prächtig, nicht wahr? —

Da ich der Chroniken gedenke, so möchte ich Sie wohl fragen, ob Sie den Herrn von Arnim nicht gesehen haben, der auch in Strelitz viel hauset. Sein Onkel ist auch dort. Ich kann mir mit Ihren Worten das Ganze denken und glaube auch, daß ich lieber Ihre Nacht, wie Sie zu sagen geruhen, theilte als ungewisse Lichter und Halbschatten.

Die Zeichnungen von Kaaz habe ich Ihnen schon längst rühmen wollen; sie sind vortrefflich und geistreicher als die ausgeführten Sachen. Sie werden mit Ihrer Fertigkeit recht viel daran lernen und sehen, meine theure, geliebte Prinzeß!

Ich will auch immer zeichnen, und Meyer hat mir Bäume gegeben, damit ich es noch zu etwas bringe, ehe ich 60 Jahre alt werde, wie der Pfarrer in Lafontaine's Landgeistlichen, der sich immer Papier und Federn hinlegte sein Lebelang, um seine Geschichte zu schreiben, und sie immer wieder verbrauchte, bis er im 60sten Jahr dahin gelangte. — —

Sonntag Nachmittag.

Von Meyer kann ich Ihnen nichts sagen. Er war den Abend, wo wir zu ihm wollten, bei der Hoheit.

Bei Wieland war ich aber dafür, der schon lange an einem Brief für unsre Henriette schreibt.

Gestern war ich recht erstaunt. Als ich in des Meisters Loge komme, wo noch Niemand war, finde ich — — rathen Sie, was? Vier brennende Lichter und einen Theetisch. Die Lichter und das Oeffnen der Thüre hatte Sensation gemacht; alle Köpfe waren nach der Loge gerichtet, wo ich ganz betroffen und bescheiden stand.

Der Meister kam und die Gemahlin, die einen heftigen Katarrh hatte, und deßwegen waren diese Anstalten getroffen; die vielen Lichter waren aber ohne Befehl hingestellt, und ich war recht froh, als nur eins blieb. Heute ist die Frau Gemahlin so krank, daß sie zu Bette liegt, doch waren wir dort, wo prächtige lateinische Gesänge erschallten, [1] und ganz ernsthaft.

Ich darf es manchmal gar nicht sagen, wie mich doch des Meisters Lage einengt und im Innern schmerzt; denn mir deucht, ich fühle zuweilen in seiner Seele, daß er irre in sich ist. Welcher Dämon hat ihm diese Hälfte angeschmiedet? Es gehört zu den Räthseln der Menschen-Bestimmung.

Ich habe wieder Katarrh, theure, gnädigste Prinzeß! und muß mich für diese Woche schonen, deßwegen bleib ich ganz einsam zu Hause und will den Herrn Aventin studieren und den Theokrit, den ich jetzt erhalte; ich liebe die Zauber-Idylle so sehr.

Ich und meine Brut legen uns an Ihr Herz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Die Frau ist in Frankfurt und hat Gesellschaft und geht ins Theater.

Oken hat mir versichert, die Frau könnte hier nicht leben,

[1] Goethe Werke XXVII. S. 282.

denn sie hätte nicht genug Herren zum Umgang. Das klingt komisch, nicht wahr? Ich habe ihn versichert, man brauchte gar keine Herren, denn sie wüßten sich nicht zu helfen.

Das Bildchen von Cranach[1] ist prächtig. Die Madonna hat so ein klares, reines Gesicht, noch so kindlich und doch anders wie gewöhnliche Mädchen.

Etwas später.

Ich habe heute früh die Bilder von Friedrich[2] gesehen. Zwei große Landschaften unter anderem voller Nebel. Die eine ist ein großer Fels im Vorgrund und auf ihm Nebelstreifen; die entfernten Berge sind mit Wolken umhüllt. Zweimal sind diese Wolken geöffnet, und man sieht eine im Sonnenschein beleuchtete Landschaft weit ausgebreitet. Die Idee ist poetisch und schön. Auf dem einen Fels im Vorgrund ist ein Kreuz, unter dem eine weibliche Gestalt steht, die einen Mann, der gemalt ist wie Friedrich, zu sich hinauf zieht. Die Träume dieses Gemäldes müssen recht poetisch klingen. Aber die gemalte Poesie ist mir doch nicht so lieb als die gemalte Natur. Die Kunst soll plastisch sein, nicht bildlich nur.

Die anderen Landschaften sind eine Abstufung von Hügeln, wie wenn man auf dem Kickelhahn in Ilmenau stände und in den Thüringer Wald sähe. Aus jedem dieser Berggipfel steigen Nebel heraus, und diese sind vortrefflich gemacht. Auch da steht ein Kreuz auf dem Fels im Vorgrund, und ein Mann reicht einem Mädchen die Hand zum Hinaufsteigen. Dies ist erstaunlich wahr, und wenn man in den Herbsttagen auf den Bergen steht, so sieht es ganz so in der Welt aus.

Eine kleine Landschaft, wo nur Waldbäume stehen, in Oel gemalt, ist lieblich und gut ausgeführt. Die Fichten malt Niemand mehr so in der Welt. Seegegenden und Schiffe sind noch da, die in dem Geschmack seiner früheren Seebilder sind.

[1] Schöll, Weim. Merkwürdigk. S. 303.
[2] Schöll, S. 301.

Ein Bild von Kügelchen, Christus, der im Tempel lehrt, und vier Köpfe Schriftgelehrter stehen dahinter, ist seiner Farben wegen prächtig, ob mir gleich der Christuskopf nicht den hohen Ausdruck hat, den man Christus gibt.

Die Mademoiselle Seidler[1] hat viele Bilder copiert in Dresden; unter anderem eine Madonna nach Holbein, die ich kaufte, wenn ich Bilder sammelte; sie ist recht gut ausgeführt und das Behagliche des Originalbildes gut ausgedrückt. Es ist eine schöne deutsche Frau mit der Krone auf dem Haupte, die sehr zierlich ausgeführt ist, und hat blonde Haare; das Kind ist auch allerliebst, aber so recht wie ein solches Kind sein soll, ist es mir nicht, doch für die Zeit sprechend. Es ist mir nicht heilig genug. Die Engelsköpfchen unter dem großen Raphael sind von einem Künstler, der Ende heißt, vortrefflich, klar und lieblich in Sepia ausgeführt. Ich möchte sie in Ihr Schlafkabinet zaubern können; Sie würden sich alle Tage daran freuen.

Ihre unterthänige

Lolo a.

Weimar, den 9. Febr. 1811.

Gnädigste Prinzeß!

Nachdem ich die Morgengeschäfte besorgt und mich der Sonne und des milderen Himmels gefreut habe, will ich dem Befehl des Meisters gehorsam sein, der es sehr zu wünschen schien, daß ich Ihnen Bericht geben soll von der Aufführung des standhaften Prinzen.[2]

Meine theure, geliebteste Prinzeß! Sie verzeihen mir also gnädigst, daß ich schon wieder mit Feder und Papier erscheine; aber ich habe jetzt so strenge Begriffe von Gehorsam und Pflicht, seit ich die Ordensmeister mit Augen gesehen habe, daß sich die innere Stimme meines Herzens, das immer bei Ihnen ist, nur gar

[1] Schöll, S. 281.

[2] Goethe XXVII, S. 281.

zu gern zum Gehorsam bequemt, wenn es gefordert wird sogar Ihnen zu schreiben.

Wie haben Sie mir gefehlt! und wie geistig nahe waren Sie mir doch! denn alles Schöne und Gute erwachte bei dem Anblick dieses Werkes in der Seele; es ist etwas ganz Vortreffliches. Die Art des Spiels, die Einrichtung, Berechnung der kleinsten Effekte war mit solchem Geist und Würde ausgedacht und ausgeführt, daß nur Goethe so etwas möglich machen konnte. Die Sprache, für die ich anfangs fürchtete, wurde einem so leicht verständlich, weil Alle vortrefflich deklamierten; selbst die Unbedeutenden wurden von einem höheren Geist beseelt. Wolf hat den Don Fernando vortrefflich gespielt; gestern beinahe noch besser als am 30.; denn das erstemal war er am Anfang kälter. Selbst das Herzzerreißende in seiner Rolle und Lage ist mit Grazie gegeben worden, und da immer der Geist des Dichters durch die Phantasie und Grazie derselben die Situation mildert, so wird es einem auch so zu Muth, und man fühlt recht den Triumph der Religion über die Schmerzen des Lebens. So nehme ich es, meine theure geliebte Prinzeß! Der Meister hat nur andere Worte dafür, aber im Grunde fühlt er dasselbe.

Madame Wolf hat auch vortrefflich gespielt, und die Klarheit ihres Ausdrucks bei den schwersten Rollen, bei dem Sonett vorzüglich, war sehr schön.

Aber wer wirklich so vollkommen war als Keiner, ist Oels. Dieser hat den Muley ganz vortrefflich gespielt. Es ist ein so belebender Geist über ihn gekommen; selbst jede Bewegung, jeder Ausdruck war grazios und bedeutend. Ich freue mich doppelt darüber, denn Sie wissen, daß wir immer Oels zum Muley uns dachten. Goethe hat ihn nun erstaunlich lieb gewonnen. Das Ganze war so vortrefflich berechnet, die Decorationen selbst geistvoll und nicht unrichtig. Wie zuerst der Vorhang sich öffnet, ist der Garten, wo Phönix mit ihren Frauen erscheint. Es ist eine Aussicht aufs Meer und im Vorgrund große Bogengänge von Rosen,

die so üppig blühend aussehen, daß man glaubt die schöne Wand in Ihrem Gärtchen zu sehen.

Wie die Scene sich ändert, ist das Meer näher, und das portugiesische Schiff kömmt an. Fernando springt mit heftiger Freude aus dem Schiff, und man ahnt schon, daß er einem höheren Ziel entgegenstrebt. Der Bruder fällt auf die Erde, und das ahnungsvolle Zeichen deutet sein Schicksal und seinen Verlust an. Die Scenen des Gefechts kommen selten vor die Augen. Die erste Zusammenkunft mit Fernando und Muley ist prächtig, und noch aus der Ferne, wo er vom Pferd sprechen muß, klingt die schöne Stimme so erfreulich. Er kam natürlich nicht zu Pferde, aber er deutet so lebendig darauf hin, daß man glaubt, es stehe hinter der Couliſſe.

Der König von Fez, Graff, hat sich auch sehr gut und bei aller Tyrannei ruhiger als sonst gehalten und mit Ansehen seine Rolle durchgeführt. Das Herz zerreißt einem fast, wie Fernando zuerst als Gefangener auftritt, und die Sclaven eben singen und seines Versprechens gedenken, daß der Infant sie befreien wolle. Er kommt ganz gelassen und gefaßt unter ihre Mitte. Die Scene, wo er auf der Straße liegt, ist sogar nicht auffallend; er liegt auf einer Art erhöhtem Polster, sein Anzug ist arm, aber grazios; selbst die Beschreibung von seinem Zustand ist etwas gemildert, dünkt mir. Wie er zuletzt mit dem König spricht, das macht Wolf vortrefflich! Man sieht recht, daß nur sein inneres Gefühl ihm die Kraft geben kann zu dieser Rede.

Wie Don Enriquez wieder landet und sein Geist erscheint, das ist prächtig! Er ist so schön mit der Fackel in den Händen, die er hoch erhebt, über die Bühne geschritten!

Ich würde nicht fertig, wenn ich Alles beschreiben wollte. Sie sollen aber nur ein lebendiges Bild haben, mein theurer Engel, und mit uns den Eindruck im Geist theilen. Ach, wie wollt' ich, daß Sie dieses gesehen hätten mit Ihren lieben Augen.

Das erstemal hat der Meister und ich laut geweint. Gestern war mir es ein ruhigerer Schmerz.

Neulich kam die Silvie[1] in die Loge auf einen Akt und die Mademoiselle Gotter. Ich begreife noch nicht, daß letztere mich mit großen Augen ansehen konnte, als ich weinte. Ich war ordentlich ungeduldig über die menschlichen Erscheinungen, so fesselten diese hohen geistigen das ganze Gemüth. Was mich recht wundert, ist der allgemeine Eindruck des Stücks, denn Alle sind entzückt; selbst die Frau von L. und ihre Mutter könnte ich herzählen. Aber ich fürchte mich oft mehr vor Lob als Tadel bei solchen Naturen.

Unser alter Freund Wieland hat einen ordentlichen Grimm, daß mich das Stück so ergriffen. Ich vergebe es ihm aber, weil seine Phantasie niemals das Große fassen konnte; aber traurig ist es doch, daß er über einige schwere Constructionen der Sprache, die sein Ohr beleidigten, ungerecht gegen das große Ganze sein kann; selbst in der elendsten Sprache müßte einen der Gegenstand ergreifen. Ich muß aber auch bei Freunden die Unvollkommenheit des Menschlichen ertragen, wie es die standhaften Ordensmeister uns lehren. Ich hoffe nur, unser Meister wird es nicht gewahr.

Welchen tiefen Respekt man vor seiner Klugheit und Verstand bekommt in solchen schweren Aufgaben, das kann man nicht aussprechen. Alle Schauspieler sind doch nur sein Organ, und ohne ihn, ohne diese geistige Ansicht wäre es rein unmöglich so etwas unternehmen zu können. Ihre Frau Mutter und die Hoheit haben es sehr gerühmt, und das freut mich Goethens wegen.

An allen Feierlichkeiten in dieser Woche habe ich nicht Antheil genommen, weil ich Katarrh habe. Die Bälle habe ich besucht, doch nicht die Redoute. Auch den Ball am Sonntag, wo unser liebes Prinzeßchen mit zwölf Kindern tanzte. Emilie war auch dabei und ist sehr böse, wenn man sagt, sie habe mit Herrn von Ende getanzt. Seine große Gestalt hat sie sehr beschäftigt.

[1] Frl. v. Ziegesar, Hofdame, mit ihrer Freundin Pauline Gotter aus Gotha. Knebel an Henriette, Nro. 546.

Der vorgestrige Ball hätte eine recht traurige Katastrophe hervorbringen können.[1]

Die chère mère ist sehr glücklich, daß Sie Sich so gnädig ihrer erinnern, und hat mir aufgetragen, Ihnen ihren Segen der Liebe auszusprechen.

Ich gehe den 18. auf 10 bis 12 Tage nach Rudolstadt; den 23. ist der Prinzeß Thekla Geburtstag; da ist Redoute. Meine Kinder freuen sich so darauf, und Ernst will als Posa erscheinen. Gestern lief er noch Abends mit Mantel und Kreuz herum, und es schien mir, es sei nichts Ungewöhnliches, weil ich die Ordensmeister so im Gemüth lebendig hatte.

Weimar, den 19. März 1811, früh.

Gnädigste Prinzessin!

Ich sehne mich so sehr nach einer Unterhaltung mit Ihnen, daß ich vor der Sonntagsgesellschaft[2] die paar Stunden wo möglich benutzen will, um Ihnen viel aus meinem Herzen zu sagen. Ich wollte Ihnen immer aus meinen wüsten Bergles schreiben, aber die Posten gehen von dort her so langsam nach allen Weltgegenden; und da ich nicht dachte, so lange dort zu sein, so verschob ich es auch, um recht nach Herzenslust zu sprechen an meinem Schreibtisch, der von allem Sand gesäubert ist und recht zu meiner liebsten Unterhaltung geschmückt. Da bin ich in meiner Welt, wenn ich die Fächer vor mir habe, die die geliebten Briefe enthalten. Wenn ich wohlgeschnittene Federn, gute Tinte sehe, so fließen auch die Gedanken.

Ihr geliebter Brief vom 22. Februar kam mir in Rudolstadt zu und hat mich unbeschreiblich glücklich gemacht. Denn daß Sie

[1] Durch einen Streit zwischen dem Landschafts-Vice-Präsidenten v. Müffling und Hrn. v. Crokow, der der Frl. Eugenie v. Staff Stubenarrest zuzog. Knebel schreibt am 30. Juni an Henriette, Nro. 546: „Hr. v. Ende hat sich mit Graf Workow der bekannten Geschichte halber schlagen müssen."

[2] Bei Goethe, wo noch musiciert wurde.

[illegible] Gefühle [illegible]. [illegible] zu [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] etwas von Ihren [illegible] [illegible].

Ueber [illegible] [illegible] [illegible] ge-halten, daß er nicht [illegible] bei [illegible]:[1] ich kann ihn [illegible] sehr liebenswürdig, und er war so freundlich zu bemerken, daß ich lange ausgeblieben, statt zehn Tage 20, daß ich schöne Sonntage versäumt. Ich habe dafür doch mit ihm gelebt, denn ich habe die leicht faßlichen und herauszuhebenden Theile der Farbenlehre der lieben Fürstin vorgetragen und habe warme Theilnahme gefunden. Manches hatte sie gleich verstanden und zurecht gelegt. Ueber dieses Kapitel, welches „Lücke“ überschrieben ist im zweiten Theil, hat sie eine solche Freude, daß sie sagte, es sei ihr lieber wie die Wahlverwandtschaften, und sie hat ordentlich eine Ehrfurcht vor dem Meister bekommen.

Denken Sie, meine theure Prinzeß, daß vielleicht in drei Wochen mein Karl hier ist. Er verlangt recht mich zu besuchen und zu sehen. Jetzt reist Professor Voß zu seinem Bruder, der in Rudolstadt angestellt ist; da weiß ich ihn in guter Gesellschaft, und weiß ihn doch während den Ferien, die sechs Wochen dauern, in guten Händen. Er wäre dort mehr sich selbst überlassen, da auch seine Freunde gehen. Auch war er so fleißig, daß seine Lehrer selbst eine große Bewegung wünschen. Ich habe einen Brief von Voß bekommen, den ich Ihnen gern mitgetheilt hätte. Er sagt, Karl wäre so fleißig, seine Lehrer liebten ihn alle und wären mit ihm zufrieden, und er suchte sich auch vernünftige Menschen zu Freunden aus. Ihr gutes liebes Herz wird Amen! sagen, das fühle ich. Er leidet zuweilen an den Augen, und dafür zumal hält der Arzt es gut, wenn er eine Reise macht. Er wird mit Voß den Ritter Truchseß besuchen auf der Bettenburg, wo der

[1] Goethe XXVII. S. 281: „Es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir zugleich gefährlich schienen.“

Herr Abeken [1] mit Voßens Bruder ihnen entgegen hinkommt. Ich hätte den Truchseß auch sehen mögen; er war vierzehn Tage nach mir in Stuttgart und Heidelberg. Solche deutsche Charaktere thun einem wohl. Wenn die überspannten Freunde nicht ihn zu hoch stellen, so muß es wirklich ein vortrefflicher Mensch sein.

Es war eine Maskerade in R., die vorzüglich auch Schuld war, daß ich länger dort blieb, weil sie sich so verschob. Da war der Herr Ab. der Sänger Blondel, hatte eine blaue kurze Weste an mit Orangepuffen, ein kleines Barett; und übrigens war die Gestalt ganz schäfermäßig angethan. Ernst war als Marquis Posa erschienen und hatte etwas Edles und Idealisches in seiner ganzen Haltung. Karoline als russisches Bauernmädchen war auch recht artig und seelenglücklich, denn sie hat viele Tänzer gefunden. Ich präsentierte mich als altdeutsche Frau mit Kragen und hatte nicht viel Auszeichnendes an mir. Die Kinder der Prinzeß Karl stellten mit noch andern die Hochzeit des Amor und Psyche vor; es war etwas Allerliebstes, die schönen Kinder mit Flügeln und Lili als Psyche verschleiert zu sehen. Auch ein Bacchus mit Bacchantinnen, alle Kinder von acht bis zehn Jahren, war allerliebst. Dieß Fest war der Prinzeß Thekla zu Ehren an ihrem Geburtstage; sie selbst war leider krank, deßwegen wurde es so lange verschoben.

Der Fürst von Lobenstein war auch als ein König aus dem Berliner Theater-Costüm zugegen und machte seine Verlobung bekannt mit der Prinzeß Fanny Reuß. Prinzeß Karl war Maria Stuart nach van Dyk's Bild und war recht schön, die Fürstin die Sibylle des Domenichino, und die Fürstin von Sondershausen als eine Prinzessin aus der Oper: das Urtheil des Salomo; ich kenne das Stück nicht. Es waren aber die meisten Personen daraus genommen. Es war eine rechte Epoche, diese Redoute, und

[1] Rudolph Abeken, früher Hofmeister im Schillerschen Hause, damals mit Abraham Voß in Rudolstadt angestellt, lebt noch als Gymnasialdirektor in Osnabrück.

die Arbeit viel größer als der Genuß. Da zumal auch die Gesellschaft gemischt war, so wollte Jedes das Recht haben zu erscheinen.

Ich habe recht den Frühling begrüßt in den Thälern; die Fichtenwälder sind in dieser Jahreszeit recht erfreulich und machen mit der grünenden Saat einen erfreuenden Anblick. Ich bin Anfangs auf Schlitten gefahren und habe alsdann die Gegend besehen von allen Seiten und aus der chère mère ihrem Zimmer, wo ich die Saale sehen konnte, habe ich ordentlich dem Schauspiel der Natur zugesehen und recht die Worte gefühlt, wenn die Sterne wieder glänzten, „daß die Natur mit einem Tage wieder einen großen Akt beschlossen habe." Hier ist wieder ein anderes Leben; hier sehe ich keine Berge und Wälder, aber ich höre die Vögel und sehe den Himmel. Sie sehen jetzt gewiß auch den Sirius und Jupiter, der bei den Plejaden steht. Seit ich weiß, daß Ihre Fenster, geliebte gnädigste Prinzeß, dieselbe Lage haben wie die meinen und die der Frau von Stein, so begrüße ich die Bilder des Himmels doppelt und denke, daß Ihr liebes Auge auch darauf ruhte.

Heute werde ich wieder in der Welt erscheinen; ich habe nur Ihren Herrn Bruder erst gesehen und bei Frau von Wedel [1] mich präsentiert. Frau von Stein fand ich wohl, denn sie war gestern früh bei mir.

Ihre unterthänige

Loloa.

Meine Familie, groß und klein, lege ich Ihnen ans Herz. Die Frau gibt jetzt in Aschaffenburg Visite. Sie hat uns ganz verlassen und vergessen! Sie ist wohl; ganz ruhig wird sie wohl nicht auf dieser Erde!

Weimar, den 24. März 1811. Mittwoch früh.

Gnädigste Prinzeß!

Eine Freude hat mir der Himmel wieder gegeben; ich habe seit vorgestern meinen Karl wieder; er hat sein väterliches Haus

[1] Der Oberhofmeisterin.

wieder betreten. Ich habe ihn selbstständiger und entwickelter gefunden. Sie sollten ihn sehen, theurer Engel! Er hat eine so große Aehnlichkeit jetzt mit Schiller; seine Nase wird der des Vaters immer ähnlicher; seine Gesichtsfarbe, die blühend ist, aber doch so hell, und zumal die Augen und Augenbraunen fallen mir jetzt auf. Er bleibt drei Wochen bei mir, alsdann wird er mit Voß, der herkommt, zurückreisen. Er wohnt in demselben Hause wie die Helwig, und hat Lottchen zu Grabe begleitet. Sie wissen, daß sie an der bösen Halsentzündung gestorben ist? Die Mutter dauert mich erstaunlich. Es war ein so sanftes, stilles Kind. Mir dünkt, es sei zu entwickelt gewesen und nicht kindisch genug. Es war mir so rührend, daß Karl die letzte Pflicht erfüllt hat, da sein geliebter Vater die erste Pflicht erfüllte und das Kind ins Leben einführen half; er war Pathe.

Louise J. war auch krank vor Angst. Karl sagt, daß der Vater kommen würde, und wie schmerzlich muß das Wiedersehen sein. Die Helwig dauert mich recht, da sie kaum wieder in dem milden Klima sich gestärkt fühlt.

Ich habe dem Meister, so viel es meine Bescheidenheit erlaubte, von Ihrem schönen Brief erzählt, und er war freundlich, daß ich so geschrieben hatte, daß Sie Sich ein Bild machen konnten. Sie werden nun auch seinen Brief erhalten und die Landschaften.[1] Er ist gar freundlich und weich gestimmt, und wir haben manche gute freundliche Gespräche in der Loge; zuweilen muß ich ihn trösten, wenn er die ästhetischen Erscheinungen nicht mit Zufriedenheit sieht. Und zuweilen theilen wir uns unsere Ansichten über die Welt und Dinge mit und sind recht gute Freunde. Ich lasse mich jetzt über Manches aus im Gespräch, was ich sonst nur in den besten Stunden bei Ihnen zeigen und sagen mochte, wo ich verstanden wurde, und das allein war mein Wunsch. Jetzt weiß Niemand, wie es mir ist, und deswegen muß ich sprechen und mich zeigen auf meine eigene Hand. Dadurch denkt man, ich wäre

[1] Von Kaaz; Goethe XXVII. S. 284.

theilnehmender, bilde ich mir ein, und spricht Manches mit mir über Dinge, als wenn ich ein Urtheil hätte; nicht allein der Meister, sondern auch Andere, und ich muß manche gelehrte Diskurse führen.

Jetzt vertheidige ich, ganz unter uns gesagt, den Diego von Kettenburg, der gedruckt ist. Manche mögen Recht haben mit ihrem Tadel, aber ich lasse die Vandalen nicht im Stich, weil es Ihre Unterthanen sind, und weil es doch Kunst ist seine Gedanken so zu ordnen, daß sie ein Ganzes darstellen; daran denkt kein Mensch, der nicht hervorbringen kann, daß es schon viel ist, etwas außer sich hinzustellen. Schöne Gedanken und gewandte Sprache hat er, das lasse ich ihm nicht nehmen. Ob er nicht sich fremdes Eigenthum angeeignet hat (wie man ihm Schuld gibt), das lasse ich dahin gestellt sein. Es kann beinah nichts eigen Gedachtes und Gesagtes erscheinen, weil die Muster da sind und die Formen der Rede gegeben. Es muß ein Genie kommen, das neue Formen findet, denke ich, sonst wird man jede Reminiscenz für Eingriff in fremde Gedanken halten.

Frau von Stein ist wohl und in sich lebendig und mittheilend; wir haben uns Manches zu erzählen und zu sagen.

Ich lese jetzt den folgenden Theil von Schlegels dramatischen Vorlesungen. Die Zergliederung des Shakespeare und seiner Stücke ist recht interessant und geistreich. Da ich mich überhaupt lieber an die alte Zeit halte, so lese ich Geschichte. Ich habe auch den schwarzen Prinzen nun kennen lernen in Hume. Ueberhaupt ist es eine prächtige Geschichte, so voll Geist und Leben, und ich lebe mit den alten kräftigen Gestalten.

Haben Sie die Geschichten von Kleist gelesen? Seien Sie so gnädig und lesen den Kohlhaas, wenn es noch nicht geschehen ist. Da ist Luthers Charakter so hübsch in einzelnen Zügen geschildert.

Kennen Sie das berühmte Käthchen von Heilbronn? Falk und Schulze sind entzückt davon, jeder auf seine Weise, weil es sie wohl freuen möchte, wenn sie solche Käthchen hätten, die ihnen durch

Wasser und Feuer folgten. Aber es ist ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn; der Kohlhaas ist mir viel lieber; da zeigt Kleist, daß er gut erzählen und mit Feuer vortragen kann, und hat sich ganz den Chronikenton eigen gemacht.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust, den 11. April 1811.
Gründonnerstag früh 11 Uhr.

Der beste Meister hat mir auch den besten Brief geschrieben, der mich wirklich erquickt hat. Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl schon selbst gesagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Loloa und freuen Sie Sich seines Umgangs und seines Zutrauens. Ihnen gönne ich diesen Besitz von Herzen, da Sie ihn schützen müssen.

Karoline.

L. an Pr. den 1. Mai 1811.

Es ist jetzt eine Lektüre in den blauen Zimmern, wo ich jedes Wort möchte behalten können, um es Ihnen zu sagen.

Der Meister hat angefangen sein Leben zu lesen. So eine schöne große Ansicht, so ein Bild des Ganzen führt er einem vor die Seele, und so liebenswürdig zeigt er das Liebenswürdige! Er sagt wenig, d. h. keine Schilderungen der Familie, sondern berührt nur die Außenverhältnisse. Der Vater hatte sehr viel Geist, viele Kenntnisse, und hat dadurch dem Sohn auch alle Mittel erleichtert, und er war eine Pflanze, die sich nach allen Weltgegenden anranken konnte, durch Glück wie durch Natur begünstigt. — Ich will so viel ich kann die Begebenheiten aufzeichnen.

Als er auf die Welt kam, war er eine Zeit lang ohne Leben und schwach im Anfang; wunderschön muß er gewesen sein, denn er ist es noch jetzt, und er sagte, daß von den Blattern seine ganze Physiognomie sich verändert, und man ihn immer mit Widerwillen gegen ehemals betrachtet, es ihm auch gesagt hat.

Jetzt sind wir gekommen, bis er nach Leipzig gehen soll. Der Himmel gebe, daß wir noch viel hören, ehe er geht. In 14 Tagen will er dann in Karlsbad sein.

Den 4. Mai.

Theure, geliebte Prinzeß!

Ihre Loloa ist noch recht krank und hat solche Schmerzen im Magen, daß alle geistigen schönen Erscheinungen im Innern mit einem Schleier bedeckt sind. Von mir ist also nicht viel zu sagen. Die Leber leidet bei mir. Von meiner Familie kann ich Gutes sagen.

Professor Voß war 6 Tage hier und ist den 29. April mit Karl abgereist. Seit gestern ist er nun in Heidelberg und hat sich, denke ich, einen Tag bei der Tante in Frankfurt aufgehalten. Karl ist am Hof förmlich vorgestellt worden, und man hat ihn gnädig empfangen von Ihrer Frau Mutter an, und die Hoheit hat sich mit liebenswürdigem Antheil gezeigt. Sie kennen sie ja, wie sie gern Freude macht, und wie verbindlich sie spricht und ist, wenn sie denkt Jemanden wohl zu thun.

Denken Sie Sich, daß ich Voß zu Ehren ein Mittagsmahl gab, wo Schulz und P. Hand waren. Solche gelehrte Diners von drei Professoren sind selten. Und ich war schon recht krank in mir, und ich rechne es mir hoch an.

Eben war Hufeland bei mir, und wir haben entdeckt, daß ich den Anfang der Gelbsucht habe. Denken Sie sich nun die Loloa gelb. — Aber unter allen Farben, wie unter allen Himmelsstrichen bin ich Ihnen ewig

Ihre unterthänige, allergetreuste

Loloa.

In Rudolstadt ist große Freude: die Prinzen sind den 29. April angelangt.

(Ein abgerissenes Blatt ohne Datum).

Unser Meister ist wohl jetzt, doch hatte er den Katarrh. Er ist heiter und freundlich und besucht Fr. v. Stein beinahe alle Morgen.

Ueber Karl hat er sich recht gefreut und mir so viel Gutes gesagt. Er spricht recht mit Behagen von ihm und freut sich, daß unsre Söhne keine falschen Ansprüche haben und mit Ernst und Eifer ihrer Bildung nachstreben, und daß wir sie so erzogen haben, daß sie nur den Werth ihrer Väter fühlen, um ihnen nachzustreben, und nicht darauf zu ruhen und sich zu stützen. — Vor 14 Tagen war er bei der Hoheit zum Thee und hat mit Ihrer Frau Mutter so interessant gesprochen, und ich hörte und sprach auch mit, weil mich der gute Zufall, wie sie vom Tarok aufstand, ihr nahe brachte. Er hat über seine Lieblingsideen, Bildung und Entstehung der Erde gesprochen und prächtige Sachen gesagt.

Pr. an L. L. den 24. Mai 1811.

— — Die Schopenhauer bei meiner Mutter ist ja ein wahres Evenement; mein Bruder wird glücklich sein! — —

L. an Pr. Weimar den 28. Mai 1811.

Theure, gnädigste Prinzeß!

Es ist ordentlich, seit Sie von uns sind, als wenn ein Geist aufgekommen wäre, der verdüstert. Es ist Unheil in manche Existenz von außen gekommen, und die Gemüther sind irritiert. Aber auch so eine Espionage, so ein Wiedersagen, wie Sie nie erlebt haben. Ich könnte ganze Denkwürdigkeiten des Klatsches schreiben. Ich freue mich am meisten, wenn ich mit Ihrer Frau Mutter, die so mittheilend und geistreich gestimmt ist, und mit der Hoheit reden kann; ich fühle mein Herz immer mehr zu ihr gezogen; denn sie ist unbeschreiblich anmuthig und liebenswürdig und brav und bewährt recht die Meinung, daß das Edle aus sich selbst kommt und oft erst sich mehr erhebt, wenn das Gemüth allein stehen muß und allein wirken. Ich habe das Gefühl, daß ich ihr Alles sagen möchte und könnte, immer lebendiger in mir. — Die Art, wie sie sich für meine Kinder, für Schillers Andenken interessiert, wird ewig meine Dankbarkeit haben.

Wir haben neulich ein ernsthaftes Gespräch über die Schule gehalten, und sie lobt mich, daß ich dankbar sei gegen den stürmenden Freund, sagt sie. Ich habe offen ihr gesagt, woran es liegen mag von den höheren Instanzen an, daß er in seinen Wirkungen behindert werde; daß er viel weiß und vortrefflich unterrichtet, muß Jeder sagen; daß er aber in der Welt sich weder zu benehmen, noch die Welt aufzunehmen vermag, das ist auch nicht zu verbergen. Er wird auch nirgends bleiben und nirgends ruhig sein können. Und im Leben möchte ich nichts zu theilen haben mit ihm; er ist nur für das Wissen.

Noch etwas muß ich Ihnen erzählen, daß unser guter Meyer gestern sehr glücklich war. Er war sehr krank diesen Winter und sieht erschrecklich aus, eingefallen, gelb und krank. Er sollte nach Töplitz; da bat ihn sein Schwiegerpapa[1] um Alles in der Welt, er solle nicht so weit weg, denn es ist seine fixe Idee, daß er stirbt, und alsdann keines von seinen Kindern nahe ist. (Denken Sie, daß er immer Abschied nimmt bei seinen Domestiken und sagt, er könne den Tag nicht überleben; die glauben es ihm, und machen immer Anstalten, wo sie den todten Herrn wollten hinthun. Die erste Vorkehrung ist immer, daß sie die Stube dazu scheuern; diese Vorstellung belustigt mich am meisten.) Nun hat Ihre Frau Mutter den Huschke angeregt, den alten Papa zu bereden, daß es Meyer nothwendig sei, daß er nicht nach Lauchstädt, wie der Alte wolle, sondern nach Karlsbad müsse. Nun hat er es denn zugestanden und verlangt ausdrücklich, der Schwiegersohn müsse nach Böhmen; darüber ist Meyer sehr froh und hat es mir gestern mit Jubel erzählt. Der Himmel gebe, daß es ihm hilft; sein klares und verständiges Leben und Wirken auf der Welt ist so viel werth.

Dieses Jahr ist unser Park prachtvoll; die Akazien blühen so üppig und der Je länger je lieber; es ist ein Wohlgeruch und eine Pracht in der Vegetation, und die Nachtigallen singen in den niedrigsten Sträuchen; gestern war auch der Mond noch so schön und

[1] v. Koppenfels.

ein prächtiger großer Stern. — Wer nur immer so empfänglich für die Schönheit sein könnte! Denn es ist wirklich zuweilen (wie Knebel sagt), als wenn man mit den Seligen spazieren ginge. Es ist, als erwachten alle Bilder längst verklungener Tage in mir. Ich bin noch schwach aber doch beweglich, und für das Leben zu reizbar, denn es ängstigt mich und quält mich Alles. Wenn ich körperlich nicht agitiert werde, finde ich auch mein Gemüth zur Ruhe und Reflexion gestimmt. — Gelb bin ich gar nicht mehr, aber blaß, sagt man. Auch denke ich, ich würde magerer, das ist mir recht lieb. Wenn ich meine ganze schlanke Taille wieder haben könnte, so würde ich eigens suchen zu Ihnen zu kommen, damit Sie die ehemalige Lolo in der alten Loloa sehen könnten. Sie haben kein Bild von meiner früheren Erscheinung in der Seele; aber Sie wissen, daß das, was von keiner Zeit abhängt, Ihnen gehört, und das Herz ewig für Sie empfindet, gleichviel wo es schlägt und klopft.

Sonnabend, den 1. Juni.

Daß Ihr Herz in dem verflossenen Monat bei mir war, fühle ich lebhaft. Mir dünkt, die Sehnsucht und das Schmerzgefühl kann keine Zeit vermindern, sondern immer tiefer eingraben.

Ich habe jetzt die Schriften von Novalis wieder; ein Lied ist vortrefflich, das Sehnsucht nach dem Tode heißt. Das hat mir recht ans Herz gesprochen. Ueberhaupt ist ein Zauber und Reichthum in der Phantasie des Novalis und eine Kindlichkeit der Ansichten, die mir in diesen Tagen ordentlich neue Schwingen gab. Nur die späteren Aufsätze liebe ich nicht, wo er durch seine Freunde spricht, und die Ansichten Tiecks und Schlegels in sein kindliches Wesen übergegangen sind, und ein Mißton entstand; er wollte Alles mit dem Verstand zerschneiden, was nur seine Phantasie fassen konnte, und so sollte er es auch wieder geben und nicht sich zwingen eigene Formen zu finden, die ihm die philosophische mystische Schule aufgedrungen hat; er hatte reine Mystik, und suchte das Höhere

aus Bedürfniß des Glaubens, nicht als Nothbehelf, wie seine genannten Freunde, die ihr ärmliches, ausgelebtes Wesen noch mit bunten Lappen auszieren möchten, und denen nichts Ernst ist, wenn ihre Phantasie abgestumpft ist. — Ich werde es noch erleben, wie ärmlich Fr. Sch. und Tieck enden werden in der litterarischen Welt. — Zum Theil ist es schon geschehen. Tieck war voriges Jahr doch in Baden, und Kettenburg kann Ihnen davon Belege geben. Wenn es Ihnen nicht mehr gegenwärtig ist, so lesen Sie den Heinrich von Ofterdingen wieder; er hat mich recht ergriffen und weich und warm gestimmt. Die Hymnen an die Nacht sind auch prächtig.

Wenn Ihnen den 4. Juni etwas Seltsames begegnet, so denken Sie an mich, denn wir werden recht im Geiste bei Ihnen sein. Frau von Stein und wo möglich Emilie und ich wollen Knebel besuchen.[1]

Ich bin froh, daß die Hoheit die Mlle. Mazelet[2] hat, die so gut und einfach und brav ist; da zumal auch Ihre Frau Mutter den traurigen Zufall hatte, sich den Fuß zu beschädigen[3] und nun wohl 14 Tage auf dem Sopha zubringen muß.

Die Gräfin Beust hat auch den Fuß gequetscht auf der Droschke.

Ich lese jetzt auch etwas, was ich Ihnen empfehlen will, Reden von einem Schweizer (Professor Wyß in Bern) über das höchste Gut. Sie haben zwar das höchste Gut in Ihrem schönen, reinen Gemüth und könnten uns lehren, es zu finden; aber die Ansichten und seine schöne gehaltvolle Sprache werden Sie doch ergötzen; und so, denke ich, sollte man reden, nicht in leeren, poetischen Wendungen, die das Gemüth anspannen, ohne ein Bild

[1] Sie kamen ohne die Gore, die unpäßlich war; Briefe von Schillers Gattin, S. 19.

[2] Ihre Erzieherin aus Genf.

[3] Auf einer Fußreise von Wilhelmsthal nach der Wartburg. Knebel an Henriette, Nr. 544.

in der Seele zurück zu lassen, wie leider es unter uns Redner gibt. Ich nehme nur das Wissen und die zarte Behandlung meines Sohnes als ein großes Motiv der Dankbarkeit und Neigung aus; — denn übrigens könnte die kurze Ehe immer wieder zerreißen und von neuem geknüpft werden; denn ganz im Einklang sind unsre Gemüther wohl in Ewigkeit nicht, aber ungerecht und undankbar kann ich und darf es nicht sein.

Der gute Horn hat mir neulich gesagt, die Stunden, die er Ernst gäbe,[1] wären ihm selbst lieb; denn er fühle, daß sie sich so gut verstünden; das ist mir recht wohlthuend.

Mein großer Sohn ist brav und wohl und freut sich ordentlich recht über die schöne Natur; er ist recht fleißig, und die Professoren, bei denen er hört, haben ihn der Frau sehr gelobt. Sie war vier Wochen in Heidelberg; er hat keines seiner Collegien versäumt und hatte doch manche Zerstreuung durch Adolphs Gegenwart. Adolph soll auch ernster geworden sein und sich selbst helfen können. Der Himmel erhalte ihn dabei!

Denken Sie, daß die liebe Fürstin von R. und Prinzeß Karl vorgestern Abend hier waren; sie sind nach Dessau gereist, sind im Park herum gegangen, haben die Büste besehen bei der Frau, waren bei mir, und ich hätte die lieben Erscheinungen gerne fest halten mögen. Ich liebe die Fürstin unbeschreiblich und fühle mich immer näher zu ihr gezogen; die P. Thekla wird auch allerliebst und hat recht viel von Ihnen in der Gestalt und dem lieben, stillen, ruhigen Wesen.

Meine chère mère ist jetzt unterweges und wird ankommen, hoffe ich, ehe es zu warm wird. Sie bringt den alten Onkel (aber er geht morgen wieder) auch mit. Die chère mère logiert bei mir und soll sich recht pflegen.

Ich war ordentlich traurig, als ich die Frau wieder sah; denn wenn man so unstät auf der Erde ist und immer fremde Wohnplätze aufsucht, so stumpft sich doch am Ende, ohne daß man es

[1] Als Vorbereitung zur Confirmation.

will, das Gefühl ab, und man wird kälter gegen die früheren Lebensverhältnisse.

In Jena bei Knebel war es recht heimlich. Die stille Wiese vor seinem Fenster und die Lindenwand, über die die kegelförmigen Berge hervor ragen, sind recht angenehm. Er ist in seinem Hause recht liebenswürdig und die Frau thätig und hat uns auch ihre schöne Stimme hören lassen. Sie unterscheidet sich doch aus ihrer Sphäre gegen die übrigen Zeitgenossinnen.

Ich bin auf der Saale in einem Kahn gefahren und tröstete mich über die Studenten, die am Ufer standen, daß sie mich gleich heraus holen konnten aus dem Wasser. Wenn ich einmal auf dem Lande keinen festen Fuß mehr finden kann, so gehe ich aufs Wasser; es ist ordentlich ein Zauber für mich in dem Gefühl, auf einem so leichten Element mein Wesen treiben zu können. Selbst der magnetische Strom des Wassers thut mir wohl, und ich fühle mich fortgezogen wie von einer Gewalt. Der Fischer von Goethe und das Lied des Knaben im Tell verstehe ich recht durch dieses ähnliche Gefühl.

Von unserem Meister hör' ich gar nichts [1] und sehne mich recht darnach. Mit Frau von Stein ist in ihren Gedanken weniger Ideenverbindung mehr mit ihm, und sie schreibt ihm nicht und hat auch noch keinen Brief empfangen. Sie wissen, das ist periodenweis. Wenn es mir zu lange dauert, schreibe ich selbst einmal, sobald ich den Hackert gelesen habe. Die gute Emilie hat sich darüber erfreut, weil von dem guten alten Papa darin vorkommt. [2] Sie will mit mir darin lesen, weil sie viele Menschen kennt. Wenn ich ihr es vorlese, sagt sie, verstünde sie es. Ich war neulich bis zehn Uhr bei ihr Abends; wir hatten uns viel zu sagen. Sie waren auch bei uns im Geist.

Ihre unterthänige

Lolo a.

[1] Aus Karlsbad.

[2] An Knebel, S. 75.

Der Bundestag wird mit Frikri nach Wien, Italien und der Schweiz reisen.[1] Ich möchte das rechte, deutsche Sprüchwort brauchen: Was nützt der Kuh Muskatnuß?

Frau von Stein war ein Paar Tage krank; ihre Nerven leiden.

(Juni 1811? ohne Datum.)

Wenn ich der Frau etwas sein kann, so wird es mich herzlich erfreuen. Aber sie ist zu ungern hier und strebt immer weg, da wo sie ist. Da möchte mein Bestreben sie zu erfreuen fruchtlos sein. Mir ist es oft wie Faust zu Muthe:

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.

Deßwegen bin ich für mich selbst still hier, aber ich kann's Andern nicht geben.

Unser Meister wird nicht lang in Karlsbad bleiben, sondern nach Töplitz gehen, so hat mir Meyer gesagt. Die dicke Ehehälfte haust schon dort, und ich bin ordentlich besorgt, daß die hohe Idee der Verehrung der dortigen nachbarlichen Welt vor den Meister nicht leidet, wenn sie dieses Bild des Lebens erblicken, das so ganz materiell ist, und an das sich alles Gleichartige auch hängt; habe ich doch schon Sorgen als Schlüsseldame für einzelne Freunde, und nun, wenn ein großes Publikum diesen Anblick hat. Daß ich indessen Urlaub habe, freut mich unter solchen Umständen.

Ich küsse Ihre lieben, lieben Hände!

Ihre unterthänige

Loloa.

[1] Der Kammerherr v. Eckardt heirathete Frl. v. Beust. Knebel an Henriette, S. 550 und 552.

Weimar, den 7. Julius 1811.

Gnädigste, verehrteste Fürstin!

Die Frau und die chère mère sind noch hier. Es ist mir wohl mit ihnen, kindlich wohl. Aber die Frau ängstigt mich doch zuweilen mit ihrer Stimmung; sie ist sehr unangenehm beschäftigt, weil sie ihre Geschäfte in Ordnung bringen will, und da sie ängstlich ist, so kalkuliert sie so viel; bald fürchtet sie Alles zu verlieren, bald macht sie neue Pläne; kurz kein Weg ist wie der andere. Ich kann nichts helfen und möchte lieber nicht kalkulieren und leben, wie's eben kommt. Da fühl' ich oft, daß

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist;
So sinkt die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.

Da ist es eigentlich doch nur dem Gemüth wohl, wenn es in der Poesie leben kann; denn wo ist Glück in der Wirklichkeit? Man muß freilich wohl kalkulieren, um zu leben, aber thun thue ich es doch ungern.

Warum sind Sie nicht am Meer? Warum bekränzen die Najaden mit hohem Seegras nicht Ihr Rößli?

Es ist ein Sturm in der Natur. Alles ist rege; die Fruchtbarkeit so groß, daß man selbst Wetterschäden wünschen muß, damit nicht zu viel da sei. Alles drängt sich zum Leben, damit man es genieße. Ich wollte, ich sähe das Ende aller Dinge; wenn die Welt sich zusammen rollte, käme ich auch zu Ihnen gerollt, und an Ihrer Hand wollten wir eine neue Existenz beginnen und unter den Sternen in den Sternen suchen, was wir auf der Erde nicht fanden.

Die Loloa wird Ihnen wie die Pythia vorkommen auf einem Dreifuß.

Unser Meister ist wieder aus dem Bade, aber in Jena. Ich sehne mich ihn zu sehen, um einen Begriff seiner Existenz zu haben,

seiner poetischen nehmlich, denn die reelle ist gar zu realistisch, und die Kugelform der Frau Geheimerath erinnert zu sehr an das runde Nichts, wie Oken die Kugel nennt, und ist doch ein Nichts von Leerheit und Plattheit. Wenn wir ihn in einer bessern Welt ohne dieses Bündelchen sehen können, wollen wir uns auch freuen, nicht wahr?

Den 18. Julius muß ich Ihnen wieder schreiben, an dem Tage selbst Ihnen sagen, was ich empfinde. Aber die Beilage soll Ihnen alles Liebe, Gute, Schöne sagen an Ort und Stelle. Sie werden Alles ohne Commentar verstehen.

Stäffchen war eben bei mir und bat mich, auch sie Ihnen mit ihren warmen Wünschen zu diesem Tage zu Gnaden zu empfehlen. Ich habe sie recht gern, weil sie so eine Art Geisterseherin ist, die Bedeutung des Hohen in den Umgebungen der Welt sucht und in ihrem Gemüth aufzunehmen vermag.

Meine Kinder sind wohl. Ernst ist heute auf ein paar Tage mit Hufeland nach Gotha und Eisenach; er will Ukert besuchen, die Wartburg und Wilhelmsthal; er war so fleißig, daß ich ihm gern diese Veränderung gönne. Mein großer Sohn ist fleißig und gut und macht Pläne, diesen Herbst bis nach Zürich zu wandern, und auch Tells Kapelle zu sehen am Waldstätter See.

Die chère mère bleibt bis den zwölften hier, und sie und Karoline küssen Ihre lieben Hände.

In Zeit und Ewigkeit

Ihre allertreuste

Loloa.

Den 18. Julius 1811.

Theuerste, gnädigste Fürstin!

Sie haben nun mein Packet geöffnet und sehen, was die Loloa Ihnen bereitet hat, und nehmen es nicht unfreundlich auf. Was die zwei Hände bedeuten sollen, das fühlen Sie. Das römische Haus[1] werden Sie erkennen. So habe ich es in einer Frühstunde

[1] Im Park.

gesehen. Das Haus habe ich mit Hülfe meines Lehrers in der Perspective verfertigt. Denn da so ein Arbeitsbeutel mehr den Augen preis gegeben ist, so wollte die Loloa nur der Wenden Fürstin und nicht den Wenden ihre schwache Seite mit den krummen Häusern gern zeigen, die zuweilen ihre Bleifeder erschafft. Auf die Farbe bitte ich auch unterthänig Rücksicht zu nehmen. Blau ist die Farbe der Beständigkeit und Treue. Schwarz ist die Farbe des Schmerzens. Treue und Schmerz ist das Loos meines Lebens.

Mit einem eigenen tiefen Gefühl habe ich Ihr letztes Briefchen erhalten und gelesen und wieder gelesen. Gott segne meine Geliebte! Ich bin froh darüber und doch bewegt. Ich soll immer wieder die Welt lieb gewinnen; denn so etwas selbst zu sehen, auf meinem Arm zu halten, was Ihnen so angehört, ist mir ein unbeschreibliches Gefühl. Ach ich kann es nie aussprechen, wie Ihr Leben in das meine verwebt ist, wie mir Alles mit angehört, was Sie lieben. Nun wird sich auch alle Angst lösen und in Harmonie verklären, wenn Sie nicht körperlich leiden, und die Hoffnung wird liebliche Bilder in Ihrer Seele erschaffen. Das Gefühl einer erfüllten Existenz ist etwas, was man nur selbst fühlen mußte. Selbst in meinem glücklichen, einzigen Leben, in meiner Liebe, war mir dies Gefühl unendlich erhebend, noch etwas mehr um Schillers willen auch lieben zu können. Gott segne Sie, mein Engel! Sie werden noch viele Freuden erleben. Das gebe Gott.

Ich gestehe es nun Ihnen, meine vielgeliebte Prinzeß, daß ich jetzt zuweilen im Streit mit dem Idealen und Realen war, und daß mein Gemüth beunruhigt war. Selbst das Bestreben, meiner Gesellschaft Alles so leicht und wohl wie möglich zu machen forderte Kräfte und forderte zuweilen, daß ich meine Schmerzen verbergen wollte, und dadurch stiegen sie alsdann plötzlich zu einem hohen Grade.

Die Frau, die so unruhig und irritiert zuweilen war, brachte mich so aus meiner höheren Contemplation. Die wirklich mißliche Lage ihrer zeitlichen Aussichten, die durch des Mannes unbestimmte und zweifelhaft gelassene Entscheidungen herrührten, kann

sie in dem Moment quälen; aber so etwas soll den Geist nicht niederdrücken. Wenn die Frau nicht bei mir war, so quälte sich wieder die gute chère mère und sagte mir alles von neuem wieder, und ich sah ihre Unruhe; meine eigne Sehnsucht nach meinem Geliebten erwachte heftiger, und ich konnte nichts thun, um aus der Wirklichkeit mich zu erheben.

Nun kommt noch etwas dazu, was ich nur Ihnen allein sagen kann. Die gute Frau hatte wirklich eine Leidenschaft. Sie haben wohl noch die Gestalt von Wiesbaden im Gedächtniß? wovon sie so viel erzählte. Ich habe nicht geglaubt, daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte. Ich gestehe, der eingebildete Schmerz kränkte mich auch. Jetzt ändert aber das Schicksal das Verhältniß selbst, denn der Ami heirathet. Es ist eine eigene, ganz eigene Natur, die Frau, so höchst liebenswürdig und interessant; man möchte sein ganzes Glück für sie geben können und fühlt doch, daß, wenn sie immer ihrer Phantasie folgte, es die Arbeit der Danaiden wäre, einen Moment nur vom Glück zu erhaschen. Wie lange aber die Täuschungen der Jugend dauern sollen, ist mir oft ein Räthsel. Möchte der eigene Reichthum ihres Geistes es gefällig lösen! Sie kann sich geben, was Wenige vermögen. Ich möchte diesen Charakter zeichnen können, denn er ist höchst merkwürdig. So äußerst verständig und doch so phantastisch. Wenn einmal die Phantasie ins Spiel kommt, so muß die Vernunft die Gesetze von ihr empfangen. Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben weil sie nicht liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen. Ich hoffe jetzt Heilung von dem Wahn und ein Zurückkehren in sich selbst; es wird schmerzend aber heilsam sein.

Am Sonntag Nachmittag [1] haben wir Knebel in Jena und unsern Meister besucht. Ich gehe gar zu gern nach Jena und möchte mich da ansiedeln, um eine Einsiedlerin zu werden. Knebel

[1] 4. Juli. Lotte war mit Frau v. Wolzogen dort. Briefe an Knebel, S. 21.

ist gar liebenswürdig und gut und mir ein heiliges Vermächtniß der Freundschaft, das ich recht pflegen möchte. Der Meister war gar gut, freundlich, mittheilend und ernsthaft gestimmt [1] mitunter, wie ich es gern habe. Er ist mit der Welt nicht im Frieden, scheint es, und sagt, er wollte ein indischer Einsiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Tyana aufsuchte. Er sieht wohl aus, und keine Abspannung ist in seinen Zügen sichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von seinen Propos über Oken. Sie müssen es wissen und Sich krank oder gesund lachen. Aber auch Knebel darf nicht wissen, daß ich es Ihnen so brühheiß erzählte. Aber vorenthalten kann ich es nicht. Es kommen an einem so festlichen Tage, wie der heutige, Freudenbezeugungen aller Arten zum Vorschein; da mag denn diese Leuchtkugel einer Oken'schen Idee auch mit aufsteigen; das Meer wird sie wegspülen, wenn Sie sie nicht wollen.

Wir trinken heute Thee bei der Emilie im lieben Gärtchen; [2] es wird mich schmerzen, ich sah es noch nicht wieder von innen; aber doch ists ein lieber, lieber Platz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Heute früh war ich im Park. Die Blumen sind wunderlieblich dieses Jahr, zumal die Winden; des Abends schließen sie sich, und ich sah sie nie nach Sonnenuntergang offen. Heute früh lachten sie alle und wollten sich über den Tag freuen. Eine Blume möchte gern zu Ihnen gehen, und ich sende sie.

Beilage.

Eine der Ideen in der neuen Naturlehre ist, daß der Mund nur ein verlängerter Darm ist.

Alsdann erklärt der Meister, daß O. den süßesten Laut in

[1] Knebel fand ihn „ein wenig hypochonder." An Henriette, S. 551. Vgl. Düntzer, Freundesbilder, S. 402.

[2] An Knebel, S. 78.

der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören lassen wollen. Es sagt der Meister: Nun sollte ein Liebender nach dieser Theorie sagen: Deine Stimme tönt mir so süß wie ein ......

Bei einem wohlbesetzten Tisch würde der Philosoph sagen: Gebt euch nicht die Mühe zu essen, sondern tragt gleich die Speisen dahin, wo sie durch euch hin gelangen.

Die Thiere sind Schleimbläschen im Licht.

Die Pflanzen sind Schleimbläschen im Dunkel.

W., den 30. Julius 1811.

Gnädigste Fürstin!

Die Loloa sitzt eben schon wieder mit der Feder in der Hand; aber obgleich der Brief nicht so schnell fort soll, so wird er doch geschrieben, weil des Meisters zärtlicher Gruß auf dem Papier stehen soll, und heute noch. Diesen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mittheilend. Er fragte nach Ihnen, meine gnädigste Prinzeß, recht theilnehmend; da sagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires vertraut hätte; da war er recht weich und sagte mit aller Tiefe und Güte seines Gemüths, ich sollte Ihnen von ihm viel Herzliches sagen. Ich sage es gerade so, wie er es gesagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunstroman in den Propyläen gelesen „der Sammler.“ So etwas Graziöses und Heiteres und Verständiges in dieser Art giebt es nicht wieder, das sagte ich ihm; das freute ihn sehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute. Karoline und ich sollen zu ihm kommen und die Zeichnungen aus dem Faust [1] sehen, die, wie ich höre, meine allergnädigste Prinzeß sich aneignen will, daran Sie recht thun; denn Sie müssen sich eine Sammlung nach Ihrem lieben Sinn und Gemüth anlegen, Sie haben das Gefühl und können es auch. Also ist es recht schön, daß Sie es thun. Ich will sie nun auch recht noch ansehen, ehe Ihre lieben Augen darauf ruhen.

[1] Von Nauwerk und Ratzeburg. Knebel an Henr. S. 551.

Sonntag, den 18. August.

Es ist recht lange, daß das Blatt liegen blieb; ich fühle es recht. Indessen kam Ihr geliebter Brief an, meine gnädigste, liebste Prinzeß! und ich bin recht stolz auf Ihre Gnade und Vertrauen, und fühle mich sehr geehrt, eine solche Herrin anerkennen zu dürfen.

Künftigen Posttag, wo die fahrende Post geht (für morgen wird der Meister wohl nichts senden), sollen Zeichnungen [1] ankommen, wie Sie sie befehlen. Die von Wieland habe ich schon im Hause und habe ihn gerade gefragt, wie der Klosterbruder im Nathan den Weisen, und da ich leicht ergründete, daß er Ihnen gern Freude macht, so wurden wir bald fertig. Sie sollen die Landschaft behalten, so lange Sie befehlen.

Der Meister wird Ihnen eine von sich aus seiner Sammlung senden, denn (unter uns gesagt) Herr Jagemann hat sich der Sammlungen bemeistert. Er ist recht gut und gutwillig, aber leichtsinnig au dernier point und läßt Alles, was Meyer so gut geordnet hatte, in die größte Unordnung kommen und gerathen, so daß man sogar fürchten muß, er verdirbt Alles durch Unachtsamkeit. Ich denke mir, Meyer, der doch darunter leidet, kann ohne Erklärung diesen Punkt nicht berühren, und den wird er vermeiden wollen; da gerade auch Sie nicht befehlen, daß man viel davon sprechen soll, so wollen wir es jetzt nicht aufdecken, denke ich. Seien Sie so gnädig und sagen mir, ob ich Recht habe; sonst könnte ich, wenn Sie ja etwas wünschten, mich gerade an Jagemann selbst wenden.

Die Sachen von der Emilie [2] hat Ihr Herr Vater in seinen Händen, und man weiß noch nicht, wo sie sind, und wie er darüber disponiert hat.

Verzeihen Sie ja, daß der Loloa ihr Brief so uneben ist, heute mehr als sonst. Aber meine Zeit und mein Kopf sind zerrissen. Ich muß alle Tage Diners ausdenken, Thees geben und

[1] Welche die Prinzessin ihrem Schwiegervater copieren wollte.

[2] Die nach Florenz zu ihrer Schwester Lady Cowper reisen wollte.

Conversationen halten. Der Graf Geßler ist hier [1] und besucht uns; die Frau hat keinen Heerd der raucht;

Es weht keine Flamme,
Es brennt kein Heerd!

Da habe ich durch Hülfe der Christine diese Besorgung übernommen, halte offne Tafel und habe gestern Herrn Schulze von zwei Uhr bis um neun Uhr Abends in meinen Pfählen bewirthet. Bei uns ist er wirklich ungeheuer vernünftig und klug, und die kurze Ehe dehnt sich zu Stunden aus. Er hat den Ernst so lieb und behandelt ihn so liebreich, daß ich dankbar sein muß — auch wenn er wirklich weniger Verdienst hätte. Den andern Professor lade ich auch zuweilen ein.

Morgen geht der Graf Geßler wieder von hier ab; er hat nicht an Hof gehen können, seiner Gesundheit und Garderobe wegen. Heute war er bei Ihrem Herrn Vater in Oberweimar, und da er sich sehr für Landwirthschaft interessiert, hat er dort Alles besehen.

Wir lesen auch den Plato jetzt und ergötzen uns daran. Auch die Reise nach Jerusalem von Chateaubriand habe ich mit Genuß gelesen. Die Phantasie weilt gern an diesen Orten, doch die wahre Natur mag nicht die Phantasie rühren.

Ich schließe Sie an mein Herz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ich war nicht in Erfurt zur Musik. Der Tag [2] muß zu feierlich begangen werden für meine Kräfte.

Das große *N.* [3] habe ich recht schön brennen sehen, und man hat den Markt sehr schön illuminiert. Ich schreibe bald wieder.

[1] Lit. Nachl. II. S. 326.

[2] Der Napoleons-Geburtstag. Der Herzog und Goethe waren dort. Knebel an Henr. Nro. 551.

[3] In Weimar.

Weimar, den 25. August 1811.

Gnädigste Fürstin!

Ich sende Ihnen hier vor allen Dingen die Sendung des Meisters; ich habe ihm Wielands Bild geschickt, und er ist so gefällig gewesen, es selbst einzupacken; da bin ich am sichersten verwahrt. Das Billetchen lege ich bei für Sie, meine Gnädigste, und lege es Ihnen zu Füßen, weil Sie der eigentliche Inhalt sind. Sie sehen daraus, wie der Meister alle Kräfte aufbietet, um Ihnen Freude zu machen. Nach seinem Befehl habe ich das Paket nicht berührt, und Lottchen soll ein Wachstuch darüber nähen, und so mögen diese Kunstwerke Ihnen Freude machen, Sie erheitern und und Ihre Kunstfertigkeit in Anregung bringen.

Die kleine Prinzeß Nichte ist jetzt im Besitz der Mlle. Martin, die sehr artig, angenehm und verständig ist, auch gefällig im Aeußern. Mlle. Martin ist verwandt mit meiner Cousine[1] in der Schweiz, und diese hat sie an uns empfohlen.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen Neues sagen soll, denn ich sitze in lauter Alterthümern; ich lese die Geschichte von Müller jetzt, die Universalgeschichte; es sind so schöne Aperçus darin besonders über die Römer und die christliche Religion. Auch habe ich Legenden, die ich lese. Mit Karoline lese ich Platos Gespräche, den Aeschylus und ähnliche Dinge. Die Reisegeschichte von Chateaubriand nach dem heiligen Grab müssen Sie auch wohl schon kennen oder noch lesen; sie hat mich sehr beschäftigt, und ich sehe die Gräber der Könige, das Thal, wo Jeremias seine Gesichte hatte, die heiligen Plätze, wo Christus litt, im Geist. Die Idee finde ich so hübsch, wie Chateaubriand sagt, daß die Berge von Judäa aussähen wie eine Linie, die mit zitternder Hand gezogen wäre, und wie die Pilger, mit denen er war, zuerst den Berg Carmel erblickten und Alle beteten. Uebrigens ist es prächtig, daß er überall Klatsch findet, daß, als er in Athos anlangt, ihm gleich die Intriguen der Mönche erzählt werden, und daß ein Mönch beim

[1] Gribel de Wurmb.

Kloster des heiligen Grabes ihm Geschichten des russischen Hofes erzählt.

Ich muß Ihnen doch auch berichten, wie klug der Meister ist. Da er einmal seine dicke Hälfte im Bad mit hatte, so empfahl er sie der Obhut der Frau von Reck, der berühmten nämlich. Diese und ihre Nichte, die Fürstin Hohenzollern, haben sie protegiert und an alle öffentlichen Plätze eingeführt. Unter dieser Aegide ist ihr Ansehn und Ruf trefflich geblieben, und der Meister weiß seine Freunde zu brauchen. Jetzt hat sie hier keine brillante Bekanntschaft und ging neulich mit einem russischen Courier und Sekretär, der überhaupt der Cicisbeo ist,[1] während der Mann bei der Gesellschaft war, auf den Schießplatz.[2] Seinetwegen würden wir sie gut aufnehmen, versteht sich, wenn sie sich aber selbst ihren Platz in der Gesellschaft sucht, wer kann das hindern? Wenn er nur nicht gekränkt wird. Das ist Alles, was wir wünschen können.

Meyer ist wieder recht heiter, doch ganz mager geworden und hat seine Haare ganz abschneiden lassen; dadurch ist sein Kopf klein geworden. Ich hoffe aber, es soll ihm nicht wieder übel werden. Seine klare Existenz thut einem so wohl. Der Verstand ist doch die schönste Erscheinung, die in jedem Moment des Lebens tröstend wirkt.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust, den 5. September 1811.
Donnerstag Nachmittag.

Gestern Abend sind nicht die Fäuste[3] angelangt, aber die Hiobspost, daß in Lüneburg die Douaniers sich eines Pakets an mich bemächtigt haben, und ich zweifle nicht, daß dieses meine Fäuste sind. Nun wird heute mein Brief an den Meister, anstatt mit süßen Worten, mit bittern angefüllt werden, daß er nicht für seine

[1] Levandofsky.

[2] Beim Vogelschießen mit dem Hof.

[3] Die Zeichnungen von Nauwerk. Goethe XXVII. S. 284.

Kunstwerke den sicheren Weg über Leipzig und Berlin gewählt hat, sondern den höchst unsicheren durch das französische Reich. Das hat man von seiner Anhänglichkeit an das rothe Bändchen;[1] es wird gewiß noch mehr Anstände über Meister und Lehrlinge bringen. Inzwischen hoffe ich doch, daß nach Verlauf von acht Tagen ich mein Eigenthum aus den Händen der Räuber reißen werde. Daß der Meister die dicke Hälfte im Karlsbad sicher zu stellen wußte, ist indessen nicht ungeschickt von ihm, und ich lobe ihn darum. Könnte er sie nur auch zur neuen Erscheinung in Weimar machen und ihr dadurch einen Standpunkt geben, der ihm und seinen Freunden bequemer wäre.

Kaum hatten Sie mir den Kunstroman in den Propyläen genannt, nahm ich auch meine Vorhallen zur Hand, die ich zwar schon seit einiger Zeit mir angeschafft, aber noch nicht hineingesehen hatte. Außerordentlich bin ich dadurch befriedigt. Aufs Neue habe ich den Meister lieb gehabt und verehrt. In ihm verehre ich immer den Schöpfer in seinem Geschöpf, in der Fülle seiner Natur sehe ich den Wiederschein des Reichthums der ewigen Natur. Wie vor einem hohen Gebirge stehe ich vor ihm, das ich nicht zu erklimmen vermag, nicht zu studieren, nicht durchzukommen, das mir aber das Herz erhebt, nach dem ich blicke und sage, mein Heil kommt von den Bergen! und dessen hohen Empfindungen, die mirs einflößt, und die mir doch hin und wieder das Verständniß öffnen, ich treu mich hingebe. Ihnen kann ich es sagen, dem Meister nicht. Plump hingesetzte Lobsprüche schmecken so schlecht als der Tadel. Auch lobe und preise ich da eigentlich nicht den Meister, sondern nur seine Natur. Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 19. September 1811.

Gnädige Fürstin!

Mit unserem Wieland geht es sehr gut; seine wahrhaft weise Gesinnung erhebt ihn über die Zufälle. Es war ein trauriger

[1] Die Ehrenlegion.

Zufall [1] und hätte ihm das Leben kosten können. Gerade bei einer Spazierfahrt so beschädigt zu werden — es ist die linke Schulter. Seine Tochter Louise, die ich so lieb habe, ist übler daran und wird lange leiden müssen; wenn ihre Natur Kraft behält, so geht es gut. Auf langes Leben rechne ich eigentlich nicht bei ihr, weil sie ganz die schwindsüchtige Disposition der Stichling, ihrer Schwester, hat. Diese Nacht hat der Vater und die Tochter so geschlafen, als noch nie seit neun Tagen. Für den Vater ist gar nichts mehr zu besorgen, und bei der Tochter ists ein gutes Zeichen, daß sie gerade dem neunten Tag so gestärkt entgegen gehet. Ich besuche sie alle Tage, weil sie sich nach mir sehnt, wenn ich nicht komme. Den guten Wieland habe ich noch nicht gesehen, weil er beschädigte Backen hat, da läßt er sich vor Damen nicht gern sehen.

Bertuch [2] ist fleißig dort, und neulich ermahnte er mich, ja nicht zu viel zu sprechen, wenn ich Wieland besuchte. Was denken Sie von der Loloa ihrem Mundwerk? So haben Sie Sichs nie gedacht, daß ich Bertuch so gar zu viel spreche, der doch im Sprechen lebt. Das lächert mich recht.

Seit vierzehn Tagen sind Arnims [3] hier. Er ist graziös, liebenswürdig wie sonst, schreibt aber, unter uns gesagt, auch wie sonst und schreitet nicht vor; doch muß man ihn lieb haben und die einzelnen Aperçus seiner geistigen Geburten auch. Mit seiner Frau ist er so graziös und mild, daß es mich freut. Die Frau ist recht geistreich und lebendig, und erzählt vortrefflich. Sie ist viel stiller geworden, als sie sonst war, und da kann ich auch mit ihr fortkommen. Sie liebt den Meister auf eine rührende Weise, aber denken Sie nur, daß ihr die dicke Hälfte das Haus verboten, de but en blanc eine Zänkerei in der Ausstellung angefangen und ihr gesagt hat, sie würde sie nicht mehr sehen u. s. w. Die Bettina ist eigentlich blos des Meisters wegen hier, freute sich auf

[1] Ein Umsturz des Wagens am 11. Düntzer, Freundesbilder, S. 402.

[2] Ueber ihn Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten, S. 120 ff.

[3] Achim v. Arnim mit seiner Frau Bettina, geb. Brentano.

ihn, sehnte sich ihn zu sehen, und seit diesem Vorfall nimmt er auch keine Notiz von ihr. Sie hat ihm vorgestern geschrieben, gesagt, sie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergessen, er würde ihr immer lieb bleiben, und er antwortet nicht, kommt nicht! Das ist eines meiner Leiden, denn die Frau wirft mir nun auch alle Tage Brocken hin über Herzlosigkeit und Schwäche des Meisters. Die Frau sieht ihn gar nicht wie ich; vertheidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen.

Das ist die rechte Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles versagt, wenn man ihr Alles gewährt.[1]

So denke ich, dachte ich, und bleibe fest in meinem Sinn und Neigung. Meine arme Frau, die mit allerlei bösen Geistern zu kämpfen hat, sieht die Welt überhaupt durch ein trübes Glas und hat eine Bitterkeit, Unruhe, die mir selbst über ihr Leben einen trüben Schleier werfen. Wenn man helfen möchte und kann nicht, wenn man die Fässer der Danaiden füllen will und der Stein des Sisyphus immer wieder herabrollt, da fühlen Sie wohl, theurer Engel, daß die Kräuterbrühe heilsam und nöthig ist.

Ich sehe recht oft den Kometen an, der ganz prachtvoll und wundervoll ist. Ich sehe ihn aus meinem Schlafkabinet; er ängstigt mich aber auch zugleich, denn die Irrsterne der Welt fallen mir

[1] Aus dieser Stelle geht hervor, daß die von Lewes Goethes Leben II. S. 456 f. (deutsche Ausg. 3. Aufl.) gegebene Erzählung, die zuletzt von Boden, Menzels Anklagen Frankf. 1860, S. 60 f. bestritten worden ist, ganz auf Wahrheit beruht. Achim v. Arnim wandte sich am 9. December von Frankfurt aus an Lotte mit der Bitte, seiner Frau einen Pelz zu verschaffen, den Hr. v. Savigny unter Riemers Adresse nach Weimar geschickt, und den Arnim vergebens reklamiert hatte. „Auf beide Briefe habe ich keine Antwort erhalten, meine Bitte „ist daher, ihn mit freundlichem Gruß von mir an eine Antwort zu erinnern und „im Fall er meine Briefe durch irgend einen Zufall, entweder weil er verreist „gewesen oder durch den Zorn der Hausfurie, nicht erhalten, ihm den Inhalt derselben mitzutheilen“ u. s. w. Der Brief schließt: „Meine Hochachtung an Goethe „und Wieland und dem Hofe“ u. s. w. Goethe umgeht XXVII. S. 288 die Natur der Differenz.

dabei ein. Wenn er von der Sonne zurückkehrt, geht er auch von uns. Die andern Irrsterne aber, die aus den dunklen Regionen kommen, deren Verschwinden kann man nicht berechnen. Ich kann recht begreifen, wie man in den dunkeln Zeiten (nach des Hofmarschalls Art zu reden) glauben konnte, daß so ein Komet Unglück bringen könnte, denn mir ist, als drückte er die Atmosphäre.

Noch ein Leiden habe ich, daß Hufeland nach Jena als Professor kommt, daß ich Niemand habe, der meinen kranken Körper pflegt, denn er hat so viel Sorgfalt für mich. Ich bin recht oft krank jetzt: obgleich meine Leber nicht mehr leidet, so leidet Blut und Magen und führen Uebel herbei, dazu der Schnupfen und Husten, der beinahe vier Wochen dauert.

Adolph soll nach Heidelberg diesen Herbst. Das ist auch eine Unruhe für mich. Die Mutter findet ihn sehr verändert. Das gebe der Himmel!

Zu Ende dieses Monats will sie wieder fort und den Winter in Aschaffenburg zubringen. Es thut mir auch weh, sie allein zu wissen, und wenn ich auch sonst könnte und möchte, so fände ich doch keine Kraft, diesem Geist den Frieden zu geben, den ich heilsam halte.

Unser alter Meyer wird jetzt wieder kräftiger, und ich hoffe, er soll diesen Winter sich gut halten. Seine klare, sichere Natur ist kein Komet, sondern der Polarstern.

Weimar, den 3. Oktober 1811.

Gnädige Fürstin!

Es ist mir, als wären die Sachen nur halb geschehen, wenn ich nicht erst sie Ihnen vorgetragen habe. So muß ich Ihnen gleich sagen, daß ich das neugeborne Prinzeßchen[1] gesehen habe, und daß es ein wunderschönes Kindchen ist. Es liegt so vornehm da und so vernünftig, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone mit geboren wäre. Es hat uns aber recht zu thun gemacht,

[1] Die Frau Prinzessin von Preußen K. H.

denn es ist drei Wochen älter und hat nur so lange sich nicht zeigen wollen. Es hatte auch eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht gern sehen wollte, vielleicht den Kometen nicht, aber der war in der Geburtsstunde so wunderschön und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt.

Am Sonntag habe ich ein langes Gespräch mit Prinzeß Marie gehabt, und das Mariekind läßt der Tante auch viel sagen. Sie hat mir auch erzählt, daß sie Kalenderchen gesehen hätte, worin ein schwarzer Ritter wäre, da klatschte sie in die Händchen und sagte, ach wenn Mariekind nur den Kalender hätte. Sie sagte es so rührend lieblich, daß ich gern alle Kalender zusammengetragen hätte.

Nun muß ich Ihnen auch von Prinz Bernhard[1] erzählen. Er hat viel mehr Antheil jetzt wieder an uns Allen, wie voriges Jahr, und ich hoffe, seine Reise soll ihm sehr wohl thun. Der Graf Edling,[2] der die Reise mit machte, ist sehr artig und hat einen Ausdruck von Güte, der ihm alle Zuneigung gewinnt, und doch ist er nicht wie die Menschen, die alle Welt lieb haben. Er ist ernsthaft, hat sich viel mit Geschichte beschäftigt, hat Kunstliebe, ist erstaunlich artig und hat eigentlich den Ton der guten Gesellschaft, ohne leer zu sein. Es wäre mir recht lieb, wenn so ein Kammerherr hier wäre. Ihre Frau Mutter unterhält sich auch gern mit ihm. Er ist aus dem Friaul, aus Gräz, hat viele Zeit ehemals in Venedig gelebt, war schon in Italien herum, und hat das brave, offene, österreichische Wesen und das lebhafte italienische in den Zügen. Für einen Kammerherrn aus D.(resden) ist er mir ein wahres Mirakel.

Den Herrn von Gersdorff[3] kennen Sie, er ist sehr gelehrt. Auf jeden Fall ist Ihr Herr Bruder immer mit Menschen umgeben,

[1] Damals sächsischem Obristlieutenant, der sich zu einer Reise nach Italien rüstete.

[2] Er wurde am 12. Decbr. 1815 Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[3] 1813 Müfflings Nachfolger und Minister.

die vielseitig ausgebildet sind, und die ihm die Aufmerksamkeit anregen werden. Ich habe von jemand recht Unparteiischem gehört, daß man Ihren Herrn Bruder in der Fr. Loge immer sehr bedächtig, klug und gefühlvoll gefunden hätte, und daß er sich über viele Gegenstände recht schön geäußert hätte. Er wird gewiß gut, und er wird Ihnen auch alle Freude machen, wenn er seinen Verstand ausbildet und auf sein Gemüth gut gewirkt wird.

Von unserem Meister kann ich einmal nicht viel sagen, denn ich sehe ihn nicht. Ich war anfangs betreten und fürchtete, man hätte mich auch mit in das Ungewitter gezogen ohne Schuld; aber ich denke es doch im Ernst nicht und halte es nur für Ungeschicklichkeit von seiner Seite und für andere Ursachen, die ihn unter anderem bewogen haben, mir einen Platz in meiner ehemaligen Loge anzubieten. Diesen habe ich nicht angenommen und ihm die Gründe geschrieben, denn ich kann mich an diesem Platz im Leben nicht mehr erfreuen, warum sollte ich das Schauspiel da aufsuchen? Ich gehe jetzt auf den Balkon. Die Menschen, die sich Alles gleich deuten, werden wohl auch sagen, die dicke Hälfte habe mich aus der Loge des Mannes vertrieben. Aber er hat mir geschrieben, daß er sich einige Zeit als ein Einsiedler halten müßte u. s. w. Ich schreibe Ihnen einmal das Billet ab. Ich habe ihm freundlich geantwortet und ihm gesagt, warum ich in meine ehemalige Loge nicht gehen könne, ich hätte aber ihn immer fragen wollen, ob er, da sein Sohn hier ist, nicht lieber en famille wäre. Ich saß freilich sehr gern bei ihm, denn wir haben manches schöne Gespräch geführt. Anfangs, da eben Arnims noch hier waren und ich alle Tage bald die Bettina klagen, bald meine Schwester schimpfen hörte, wurde ich auch betreten und dachte mir Alles viel ernstlicher. Ich sage meiner geliebten Prinzeß Alles, wie es in mir vorgeht, aber ich warte ordentlich sehnlich auf eine Ebbe, denn die Fluth des Klatschens ist ungeheuer, die ganze Stadt ist in Aufruhr, und Alles erdichtet oder hört Geschichten über den Streit mit Arnims. Da die Bettina mit der dicken Hälfte doch viel war im

Anfang und mit einer andern Macht [1] auch, so mag eine unendliche Tiefe des Klatsches entstanden sein, da die beiden Damen sich doch des Theaters wegen nicht lieben. Wer da alles hineinverflochten ist, weiß der Himmel. Ich kann nichts thun als schweigen und dem Meister dadurch zeigen, daß ich in kein unwürdiges Licht gegen ihn mich stellen mag, aber auch mir nichts vergeben kann. Zuweilen denke ich, die Frau will ihn ganz isolieren, um ihr Wesen mit ihren Kindern (das sind die Schauspieler) nach Lust zu treiben, und sie fürchtet einen jeden Umgang, wo sie nicht in Anschlag kommen kann. Auch habe ich sie zuweilen gestört, wenn er nicht in der Loge war, und sie hatte Besuch dort hinbestellt. So suchte sie Levandofsky sehr oft auf (deswegen könnte sie auch etwas über mich ausgesprochen haben, was nicht wahr wäre). Die Wahrheit wird am Ende siegen.

Ich habe Meyer gesagt, wenn er vernähme, daß der Meister auch von mir vorgefaßte Meinungen hätte, so möchte er zu meinem Besten reden, das hat er mir versprochen. Er ist jetzt beinahe alle Abende bei ihm.

Zu Frau von Stein kommt der Meister auch zuweilen früh, ich traf ihn nur noch nicht. Ich werde immer dem Epigramm treu bleiben, das ich Ihnen schrieb. Aber ich bin doch zuweilen, wie im Werther steht, als hätte man mir meinen Degen abgenommen, wenn ich nicht recht weiß, was der Meister von mir denkt.

Die Frau wird nächste Woche wieder abreisen; Adolph wird ein paar Tage herkommen. Alle fremde Menschen sagen mir, daß sie ihnen so unruhig und occupiert vorkäme, und sie wolle mit Niemand etwas zu thun haben. Ich fühle wohl warum und kann es doch nicht sagen. Ich sage immer, es sei Sehnsucht nach dem Sohn. Aber mein geliebter Engel, an dessen heilige Brust ich mein Herz anlege, fühlt doch, daß ich über diesen Zustand viel leiden muß.

Ihre treue unterthänige

Lolo a.

[1] Etwa Fräulein Ulrich, später Riemers Frau, oder eher Dlle. Engels?

Pr. an L. Ludwigslust, den 10. Oktober 1811, Donnerstag früh.

Das Töchterchen (der Großfürstin) wird gewiß allerliebst werden, so ein Kind kann ja nicht anders als wunderbar sein, und schon daß es trotz allem Bitten und Wünschen und Wollen doch ein Mädchen geworden ist und kein Junge, spricht dafür, daß es unter dem Einfluß der himmlischen Mächte geboren ist. Vom guten Wieland hoffe ich auch immer Gutes zu hören. Grüßen Sie ihn doch tausendmal von mir und auch seine Tochter. Ich habe ihm neulich ein paar Zeilen geschrieben, weil ich ihm Antwort schuldig war für einen sehr lieben Brief. Die Geschichte von unsers Meisters Hälfte und der Bettina hat hier in der Colonie Zwistigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meisters Verfahren zufrieden, wundre mich aber nicht darüber und verkenne ihn deßwegen nicht und lieb' ihn deßwegen nicht weniger, denn ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprüchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich schon lange und habe ihn trotz dem doch immer frisch zu geliebt und finde deßwegen auch Ihre darauf angewendeten Verse ganz vortrefflich, wie auch an sich selber; Frln. Knebel aber will mir das Thun in sich selbst entschuldigen, will gar finden, daß Goethe Recht habe, und daß sie es sehr natürlich fände, sich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettina, vom Halse zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht Recht und bedaure nur die arme Bettina, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid thut; ich bedaure den Meister, der sich dem T. ergeben hat, bedaure die arme Lolo, die nothwendiger Weise um ihn leiden muß und bedaure von uns einen jeden der Eidgenossen des Schutz- und Trutzes, die nun doch ins Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht so ganz zu unserem Bündniß, und wenns auf Schutz und Trutz ankommt, mögen sie und können nicht vom losen Maule lassen. Was Sie mir übrigens von diesem neuen Ehepaar schrieben, hat mich sehr interessiert, und es freut mich, daß unser

hübscher Arnim sich auch hübsch und graziös in den Verhältnissen des Lebens ausnimmt. Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 9. November 1811.

Zuerst also legen Sie Ihre lieben Hände segnend auf Ernst, denn er ist den 7., Donnerstag früh, confirmiert worden, und wir haben auch gleich communiciert. Ich war in einer so frommen, ruhigen Stimmung, und das geliebte Andenken des Vaters war so tröstend bei mir, indem ich den Sohn an die heilige Stätte begleitete, wo er Gelübde aussprach, die sein reiner Sinn sich zu halten bestreben wird. Der gute Stiftsprediger war der einzige Freund, der zugegen war. Ich fühle, je mehr meine sichtbaren Freunde mir fern sind, desto stärker, inniger fühle ich die Nähe der abgeschiedenen und geistigen. Aber auch an die lebenden dachte ich mit Rührung und Liebe, und an wen ich da immer am liebsten denke, muß Ihr Herz nicht fragen.

In R. ist es mir sehr wohlgegangen; ich habe auch die Prinzeß Auguste [1] kennen lernen, die mich tief gerührt hat. Sie hat recht viel von Ihnen in ihrem Wesen, das Ernste und Feste. Sie hat unter isoliertem Einfluß sich mehr selbst gegeben und geben müssen. Sie würde noch mehr so sein wie Sie, theure gnädige Prinzeß, wenn sie auch eine solche Henriette, eine solche Freundin gefunden; die heterogenen Umgebungen haben sie mehr noch auf ihr eignes Gemüth beschränkt. Die Haltung ihres Kopfes, der Hals, Alles erinnert äußerlich an Ihre liebe Erscheinung. Das hat mir nun so im Innern wohl gethan. Sie hat die große Madonna von Raphael, davon die Fürstin eine Copie in Pastell hat, in Aquarell copiert und mit erstaunend viel Geist. An ihrer Staffelei mit dem Stab in der Hand glich sie Ihnen noch mehr. Auch von der Prinzeß Marianne [2] hat sie in ihrer Stimme, in ihrer Bildung mehr als die andern Schwestern.

[1] v. Homburg, die nach Karolinens Tode den Erbgroßherzog heirathete.
[2] Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Von meinem Karl wollen Sie auch hören, theure, geliebte Prinzeß! Er ist wieder in Heidelberg angekommen und dankt mir herzlich für die Freude, die ihm die schöne Reise gemacht. Er ist auf allen hohen Alpen gewesen und über Mailand nach Turin gegangen, hat die borromäischen Inseln gesehen, alle Orte, die im Tell vorkommen, ist durch die hohle Gasse gegangen, hat Tells Kapelle besucht und hat auch mehrere Menschen kennen lernen, die ihn freundlich aufnahmen — Fellenberg in Hofwyl unter andern, Georg Müller und Pestalozzi, der ihn geküßt hat. Da er die Stelle unterstrichen hat, so muß es etwas Besonderes sein. Auf der höchsten Wohnung in Europa, dem Hospitium des Bernhardbergs, ist der arme Karl, da er vier Stunden im Schnee gegangen, in die Messe gekommen, und wie er da recht zusieht, überfällt ihn eine Ohnmacht. Als er aufwacht, half ihm der Mönch, der sein Meßgewand erst abgeworfen hatte, aufstehen. Es ist so etwas Romantisches in der Situation, und er mag gar nicht gewußt haben, wo das Mönchsgesicht herkam, denn in einem solchen Zustand umschweben einen immer nur die bekanntesten Bilder.

Die Frau hat ihren Adolph mit sich nach Aschaffenburg gebracht, wo er seine Studien anfängt.

Die Amelie (Helwig) ist in Köln gewesen oder noch. Sie gibt einen altdeutschen Almanach heraus mit La Motte Fouqué.

Unser Meister war in Jena ein paar Tage,[1] und Knebel hat mir heute einen gar lieben Brief gesendet; ich flüchte mich ordentlich zu ihm mit meinen guten Gedanken, die ich sonst in das Fürstenhaus trug, und wenn die Wipfel der Bäume gegen den Himmel wehten im Sturm und der Himmel sich erhellte, war es mir, als wenn ich noch viel mehr denken und sagen könnte.

Die künftige Woche bekomme ich Besuch. Die Jettchen Holleben kommt.[2] Sie ist gar artig geworden und hat ihre Talente in Genf recht ausgebildet; sie singt allerliebst, zeichnet sehr hübsch

[1] 30. Oktober bis 1. November.

[2] Pflegetochter des Hrn. v. Gleichen.

auf die englische Manier, nicht so bestimmt, weil es mit dem Wischer gemacht wird, aber sehr graziös.

Musik hörte ich recht schön dießmal in Rudolstadt. Der Sänger ist vortrefflich, so angenehm. Auch hörte ich das Miserere mit Vocalmusik in einem Gartensaal, der so gebaut ist, daß er den Ton aufhält und zurückgibt. Einsiedel hat mir demonstriert, daß in den Wänden Bögen angebracht sind, deren Umfang berechnet ist, wie der Ton wieder zurückkommen kann. In der dritten Wölbung (das Haus hat eine Kuppel) standen die Singenden, und wir saßen im Mondschein in dem Saal; die frommen Töne dazu, das nahm sich schön aus. Die Fürstin sagte uns, so sei es in der Sixtinischen Kapelle am Charfreitag. Nachdem das Kreuz ausgelöscht, singt man noch einen Psalm in der halben Dämmerung.

Gott segne Sie!

Ihre unterthänige

Loloa.

Den 23. November 1811.

Gnädigste Fürstin!

Ihren Segen, Ihre Liebe fühle ich immer, auch wenn ich Sie nicht sehe; im Geiste sehe ich Sie doch. Ich nehme es gar nicht übel, daß die Ginevra [1] verschoben ist (weil die Häsler Katarrh hat), denn ich bin allein geblieben und will diese Abendstunde dazu anwenden, um Ihnen viel zu sagen. Ich habe immer die Angst, Ihr Herr Bruder möchte abreisen und ich nicht viel sagen können. Nun heißt es, er ginge später; aber je länger ich schreiben darf, je besser; denn zu sagen habe ich Ihnen immer etwas.

Meine Henriette Holleben bleibt noch eine Woche, hoffe ich; es ist ein gutes Wesen und hat recht gewonnen auf ihrer Reise; sie hat die Sicherheit sich zu äußern, dabei artige Talente; sie

[1] Eine große Oper von Brizzi. Goethe XXVII. S. 282. Knebel an Henr. S. 577.

zeichnet jetzt des Morgens recht artig das Köpfchen nach Correggio, welches sich wahrsagen läßt. Ich zeichne auch einen Baum nach Hackert und bin gar nicht übel zufrieden mit mir. Sie singt auch sehr artig und hat bei einem Italiener in Genf sehr gut vortragen lernen.

Jetzt sehne ich mich doppelt, da ich merke, daß Jemand zu Ihnen geht. Wenn ich nur mich als Kammerherr anziehen dürfte! Sie würden mich nicht verrathen, und die Andern könnten mich immer für den Fritsch halten. Ich wollte auch recht artig sein, wie es einem Kämmerling ziemt. Denken Sie nur, meine gnädigste, geliebteste Prinzeß, was aus einem werden kann! Gestern hat Frau von Stein bei mir Whist gespielt!! Ich habe eine Genfer Soirée gegeben, den Mlles. Mazelet und Martin[1] zu Ehren habe schöne Bonbons gegeben und habe neben der Partie gesessen. Ich hoffe, meine Gäste haben sich vergnügt; mir ists ein bischen winterlich im Leibe geworden, wie im Faust steht; doch wollte ich Alles so wie in der Schweiz haben, da mußte man auch spielen. In die Spielwelt kann ich mich wohl vor meinem Ende nicht mehr fügen. Denken Sie nur, daß die jüngsten Mädchen in Genf spielen, ihre Gesellschaft für sich haben, während die Mutter auch Societäten haben, zuweilen zwei in einer Familie an einem Tag! Wenn ich so mitleben müßte, so würde ich recht arm in mir, denn des Geistes Lämpchen verlischt leicht.

Ich habe heute des Herrn Sch.(ulze) Schrift über den standhaften Prinzen gelesen. Er wird sie Ihnen wohl zusenden. Ich gestehe, ganz unter uns gesagt, denn hier sage ich es nicht, weil meine kurze Ehe lang scheint und es auch Niemand recht aufnimmt: die ganze Schrift hätte unterbleiben können.[1] Man sieht nur seinen Enthusiasmus und keinen Gehalt. Die Legende des Sujets hat mich am meisten erfreut. Das eigentlich lebendige darstellende Wort fehlt doch; wie der Meister, wie Schiller, wie Herder

[1] Der Erzieherin der Prinzessin Marie.

[2] Goethes ungünstiges Urtheil lit. Nachl. I. S. 436.

sprechen, so tönet es doch lieblicher. Und man sollte nur diese lesen und die Uebersetzungen der Griechen, da wir nicht die Originale lesen können. Mein Studium des Plato freut mich ungeheuer, aber die rechte Ruhe fehlt mir seit einigen Wochen, und ich verspare es auf die Einsamkeit, denn wenn ich etwas lese, was mich lebendig anregt, so im Lesen leben und mit Ruhe reflektieren muß, so muß ich nichts anderes vorhaben.

Des Meisters Leben klingt nicht dem großen Haufen, merke ich, und es wäre mir leid, weil er empfänglich für die äußeren Stimmen ist. Mit rechter Wärme, wie man es ergreifen soll, fürchte ich, wird es nicht aufgenommen, sonst sprächen wohl alle Menschen davon. Sie wird es freuen und ansprechen, nicht blos, weil es vom Meister ist; es ist so ein reiches, schönes Gemälde des Lebens, der Verhältnisse jener Zeit, und er selbst steht als Gegenstand lieblich und freundlich da. Ich finde es musterhaft erzählt und so heiter gestellt, und begreife gar nicht, wie man sich nicht daran freut, und so wie man sich über nichts mehr freuen kann; denn es gibt doch nur einen Meister. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, oder ob die Welt kalt ist. Aber mich dünkt es so, als spräche man nicht genug davon. Ich glaube, die Welt wird so albern und hat kein Urtheil mehr; wenn Goethe selbst nichts darüber sagt, so weiß man nicht, was man sagen soll. Und über sich selbst kann er doch nichts sagen. Daß man die Farbenlehre nicht mehr anerkennt, schmerzt mich auch. Ich wollte, der Meister wäre so höfisch gewesen, als Sie unter uns lebten, geliebter Engel! denn Sie hätten ihn und er Sie erfreut. Er ist gar oft an Tafel.

Den 5. December.

Endlich höre ich, daß Dienstag Ihr Herr Bruder abreist.[1] Wie wohl hat mir Ihr lieber, lieber Brief gethan, theurer, geliebter Engel.

[1] Der Erbprinz, er kam am Dienstag den 17. December in Ludwigslust an. Henr. an Knebel Nro. 562.

Ich bin nun wieder allein und habe recht viel Versäumtes nachzuholen. Ich habe einigemal Besuche vom Herrn Sch. gehabt bei der Jettchen ihrer Anwesenheit. Er ist recht gescheit und unterhaltend, aber doch angreifend im Umgang, weil man zu keinem klaren Resultat kommt mit ihm. Ernst sagte neulich ein sehr wahres Wort über ihn, er sagte, es gäbe keinen Mittelzustand bei Schulze, es wäre entweder Alles göttlich oder abscheulich. Ernst liebt ihn; aber das unbestimmte, mit sich selbst nicht im Klaren seiende Wesen, können junge Gemüther am wenigsten ertragen. Ernst würde Sie recht freuen; er ist so umgänglich, so aufmerksam in Gesellschaft; er tanzt so gern, recht hübsch und führt die Damen nach Hause. Er hat so viel, viel von seinem geliebten Vater in seinem Wesen, daß er mir sehr wohl thut. Er bekommt aber ganz schwarze, gebogene Augenbraunen und dunkle Haare; aber die Nase, die Mienen zumal, sind sprechend.

Karl hat mir zum Geburtstag eine Tasse aus Feigenholz gedrechselt gesendet und schwarz lakiert; sie ist aus Genua, er hat sie in Bern gekauft; von allen Tells-Kapellen Blätter. Sie müssen auch eins davon bewahren, geliebter Engel! Dieß beigelegte Ahornblatt ist von der Tellsplatte, wo er hinsprang, als er das Schiff wegstieß. Ach, die heiligen Bilder der Freiheit werden einem immer schmerzlicher! denn sie verschwindet ganz aus der Welt. Man möchte rufen wie Götz: Luft, Luft, Freiheit!

Die neuen Begebenheiten in unsrer Nachbarschaft und das Leiden eines Menschen, der sich meiner in meinem Schmerz so treu annahm, und ich kann nichts thun für ihn:[1] das schmerzt mich tief; es ist recht trübe in der Welt! In solchen Momenten fühlt man erst, wie gebunden wir Sterblichen sind.

Ueber die H.(elwig) ist Karl nicht zufrieden; er sagt, sie betrüge sich nicht gut, was er aber eigentlich schicklich hält, weiß ich noch nicht. Es kann sein, daß der alte Voß einen poetischen Verstoß gerügt hat oder andere Fehler; denn ein falscher Fuß im

[1] Rath Becker, der in Gotha arretiert und nach Magdeburg gebracht war.

Sylbenmaß ist bei dem glücklichen Menschen schon Verbrechen. Ach, wenn es doch keine anderen gäbe!

Erfreulich ist mir der Amalie ihre Existenz auch nicht mehr, und wenn man die alte Liebe nicht zu ihr bringt; so kann sie einem jetzt nicht mehr interessant erscheinen. Es ist immer ein falsches Streben in ihr, und die Unruhe ist mir peinlich, Aufmerksamkeit zu erregen. Dieß ist auch, was in Heidelberg auffällt, wo überhaupt gelehrte Frauen sich still verhalten müssen, weil man sie nicht gewohnt ist.

Karl, der so natürlich ist, und in dessen Seele noch nichts Falsches haftet, beklagt sich auch, daß er nicht gern hinginge, weil er nicht wüßte, was er zu ihren Gedichten sagen solle. Die Studenten, die gelehrt sein wollten, gingen nur hin, um sich zu zeigen; aber im Herzen wäre es ihnen doch nicht angenehm, und sie lachten über sie. Sie denkt nur immer, sie macht ein angenehmes Haus, verthut sehr viel Geld und es dankt es ihr am Ende Niemand; das thut mir eben wehe in der Welt. Sie ist uns fremder geworden, das fühle ich wohl, und ich könnte nie die alte Behaglichkeit wieder mit ihr haben.

Heinrich Voß sieht sie öfter, aber der alte Voß nie mehr, auch die Mutter selten. Sie war in diesem Herbst in Köln und hat wohl ihre Freunde, die Brüder Boisserée, besucht. Der Vandale kann Ihnen auch von ihnen erzählen; er sah den Besten, Interessantesten, der den Dom in Köln zeichnen ließ, in Baden.

Ich möchte, Sie hätten, fällt mir über das katholische Wesen ein, meinen merkwürdigen Streit (doch so will ich's nicht nennen, wir sind gute Freunde eigentlich) über des Meisters Christenthum mit der Schardt gehört. Sie stellt ihn gegen Werner und meint, er wäre kein Christ, weil er nicht den, von dem wir den Namen haben, so hochstellt als Werner. Ich sagte, er sei mehr Christ als er sagt, und hätte ein tiefes Gefühl für Religion.

Das waren die Hauptpunkte des Gesprächs. Es ist ein recht gutes Geschöpf, die Schardt, man lernt ihre Güte eigentlich immer

mehr kennen; sie ist hülfreich und theilnehmend. Aber ihr jetziger Eifer für Religion ist mir nicht heilig.

Es hat Frau von Stein sehr unterhalten, daß wir Beide so warm wurden, und der Meister würde auch gelacht haben, daß ich für seinen Glauben streite.

Sonntag Abend.

Die geliebte Großfürstin hat mich heute auf eine rührende Art erfreut: sie mir hat eine Landschaft in Aqua-Tinta geschenkt, die eine Idee zum Monument für Schiller vorstellt. Es ist als Landschaft schön und als Gedanke ergreifend, und als ein Zeichen des Wohlwollens der theuren Großfürstin rührt es mich auch.

Ich habe diesen Bußtag mich bei Meyer zum Thee gebeten; da war er gar zu liebenswürdig. Ich will ihn oft besuchen, denn es thut ihm wohl, mit Menschen zu sein, die ihn verstehen; das ist jetzt das große Wort von der kurzen Ehe. Heute hat er mit mir (Meyer nämlich) und der Mazelet die Morgenstunden verlebt und Kaffee bei mir getrunken; da haben wir Vieles gesprochen, Kunstgespräche nicht, aber menschliche Gegenstände vorgeführt.

Sie haben, gnädigste Fürstin, einen Vandalen-Künstler, der seiner Herrin alle Ehre macht. Er heißt Kersting und hat große Tableaux in die Ausstellung gesendet, die vortrefflich sind in der Ausführung und Lieblichkeit.

Die Frau ist mit Adolph in Aschaffenburg, und ich hoffe, es ist ihr wohl da, so wohl, wie es ihr sein kann, denn die Erde ist auch ihr nicht mehr recht.

Karl wird Weihnachten zu ihr reisen und sich bei dem Großherzog auch zeigen; da werde ich hören, wie er sich ausgenommen. Ich sehne mich zuweilen recht, und bald wird auch die Sehnsucht nach Ernst angehen, denn er will gern fort, und seinen Fähigkeiten nach kann er auch gehen; aber dann bin ich recht einsam. Die Mädchen sind recht gut, zumal Karolinchen ist mir schon eine Gesellschaft; aber da die Söhne mehr vom Vater haben, sind sie mir noch rührender.

Meine arme chère mère verliert wahrscheinlich ihren Bruder; der Schlag hat ihn gerührt. Sie hat ihm das Leben zurecht legen müssen; aber leider gelang es ihr nicht immer, er konnte nicht viel glücklich um sich machen.

Ihre ewig treue

Loloa.

Weimar, den 12. December 1811.

Gnädigste Fürstin!

Heute habe ich Briefe bekommen, daß mein alter Onkel gestorben ist. Gott gebe ihm Ruhe! Meine gute chère mère, die weich und fromm ist, fühlt sich nunmehr allein, denn ihre näheren Umgebungen der Jugend sind dahin.

Ich wollte Ihnen, gnädigste, geliebte Fürstin, ein Buch empfehlen, das mich sehr beschäftigt hat; es ist nicht neu, doch erfreulich und geistreich, und dies ist für alle Zeiten. Auch Sie gehören nicht zu denen, die nur das Neue kennen und lieben wollen. Dieses Buch heißt: Forsters Ansichten vom Niederrhein. Die Rheingegenden, die Niederlande, Holland, die Existenz der Menschen, die Kunstwerke — Alles begreift dieses Buch in sich und ist mit einer Reife des Geistes geschrieben, mit einem Verstand und individueller Ansicht, die einem unbeschreiblich erfreulich ist.

Da ich an den D. Gemahl denke, fällt mir ein, daß er in Köln war, und daß er wohl den Dom besehen hat. Den beschreibt Forster so schön. Kennen Sie die Umrisse vom Dom in Köln? Sie waren nicht mehr hier, wie die Zeichnungen, die Herr Boisserée hat machen lassen, gezeigt wurden. Jetzt wird das Werk vielleicht in England erscheinen, wofür es eigentlich berechnet ist.

Unsere Emilie G. wird sich auch freuen in Florenz.

Daß der arme alte Osborn [1] nur noch die Morgenröthe der besseren Zeit erblickt hat, wissen Sie wohl? Er ist in Rudolstadt gestorben, wo er mit aller Treue und Sorgfalt ist gepflegt worden.

[1] Ein in W. ansäßiger Engländer.

Der Wangenheim hat er 3000 Pfund Sterling vermacht, der Emilie 1000.

Unsere hiesigen lieben Schätze sind gar zu artig und gut. Sie haben sich gestern über die Oncles[1] sehr gefreut; doch waren sie erstaunt und fremder als gewöhnlich, weil sich beide einbildeten, die Oncles wären so, daß sie mit ihnen spielen könnten und würden, und nun sehen sie diese Hoffnung vernichtet, weil die Oncles mächtig groß sind.

Die Frau empfiehlt sich Ihnen immer. Sie wünscht Sie zu uns. Sie ist jetzt oft und viel bei einer lieben Freundin, der sie es gern wohl machen möchte.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust, den 24. December 1811.
Dienstag früh.

Werners Büste steht, von ihm mir aus Rom verehrt, von den Douaniers wüthend zerschlagen, als wahrer Märtyrer behandelt, aber von kunstreichen Händen wieder gut geflickt, zum Lachen ähnlich auf meinem Tisch. Sein Anblick hat mir wieder Lust nach einem Brief von ihm an Seine Excellenz den Phöbus in Weimar gegeben. Hat dieser, nämlich der Meister, nicht wieder einen Brief von ihm erhalten? Diese hat mir sein liebes Leben[2] geschickt.

Karoline.

L. an Pr. Weimar, den 5. Jänner 1812.

Gnädigste Fürstin!

Die kurze Ehe geht als Direktor der Schule nach Hanau! Gestern hat sie mich aber meine beste Freundin genannt und mir auf der Straße die Hand bieder geschüttelt. Mein Arzt[3] geht

[1] Die Großfürsten Nikolaus und Michael.
[2] Frau v. Schardt?
[3] Hufeland.

nach Berlin mit 1500 Rthlr. Gehalt, und ich weiß noch nicht, wem ich meine Eingeweide anvertrauen soll künftig. Der Leber-Philosoph [1] könnte vielleicht am ersten meine leidenden Theile pflegen, aber er ist doch kein Arzt, dem ich meine Haut vertrauen möchte.

Aber das Alles kümmert mich wenig, denn ein Zufall hat mich ungeheuer reich gemacht. Ich habe einen Vetter zum neuen Jahr erworben; denken Sie, gnädigste, geliebteste Prinzeß, daß neben mir ein Brief liegt, worin mir Herr Abeken meldet, daß er die Christel heirathet, daß er meiner Familie angehört. Ich habe so viel mit allen diesen Angelegenheiten zu denken und zu sorgen, daß ich gar nicht weiß, wie es in der Welt aussieht. Ich weiß nur, daß ich mich auf Ihren Herrn Bruder freue, noch jemanden zu sehen, der Sie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat; das ist tröstlich, erfreulich. Und ich hoffe doch auch noch auf ein Briefchen, oder doch gewiß von unsrer geliebten Henriette, wenn Sie selbst nicht mehr so viel schreiben dürfen. Dann weiß ich, daß Emilie in Ihre Zimmer zieht, weil das Jägerhaus anders angewendet wird; [2] da will ich zuerst wieder die Stufen betreten, und nur unter der Bedingung kann ich diese Wände wieder sehen, da ich Niemand Ungleichartiges darin weiß, und Jemand, wo ich Sie recht lieben kann in dessen Nähe, weil Sie selbst so geliebt werden. Ich gewinne die Emilie alle Tage lieber und möchte es ihr immer sagen. Aber auch sie geht!

Die bleibenden Güter, unter die ich den Meister zähle, gönnt mir, hoffe ich, das Geschick noch; auch Meyer, der mir auch recht nahe am Herzen ist. Diese Woche habe ich ihn beinahe alle Tage gesehen. Ich war bei ihm, sahe neue, wunderbare Friedrichs. — Zum Déjeuner à la fourchette war ich bei Frau von Stein mit den Schweizer Damen und Meyer; gestern mit Emilie bei ihm, und heute hat er mit Mlle. Mazelet bei mir Chocolade getrunken;

[1] Oken.

[2] Der neue französische Gesandte St. Aignan zog hinein, Henr. an Knebel Nro. 565. Ueber die Lokalität s. Schöll, Weim. Merkw. S. 276.

dreimal habe ich Tänzerinnen gesehen diese Woche, die Familie Kobler;[1] einmal zum neuen Jahr am Hof, wo mir das liebe Prinzeß-Nichtchen versicherte, ich sehe aus wie die Jungfrau von Orleans, das hat mir sehr geschmeichelt, denn das ist ihre Heldin; dann Besuche gegeben, gehabt, und heute gehe ich zum guten alten Wieland. Da weiß ich gar nicht, wie die Zeit vergeht, und ich will immer so viel thun. — Im Plato habe ich zu lesen, die Geschichte von Schwaben,[2] den Pausanias, zu zeichnen habe ich, die Kinder zu ziehen, mit Karolinchen allgemeine Geschichte zu lesen mit Ernst zu conversieren, an Karl zu schreiben, und doch bin ich zuweilen, als wenn ich nichts vornähme.

Fischenich ist Präsident des Civilgerichts in Aachen, das mich auch der Alterthümer wegen sehr anzieht. Er ladet mich ein, meiner Gesundheit wegen hinzukommen. Wenn ich in ein Bad muß, und Doberan mir nicht Hülfe schaffen könnte, so reise ich an den Rhein hin, wenn ich Geld habe, wenn Ernst geht, wie er Lust hat (er wird jetzt so mächtig und gewaltthätig und heftig, dabei lustig und artig; aber er kommt in die Jahre, wo die Natur aufbrauset; wenn er einmal fort will, so muß er es auch.) — Wenn ich so mit den Töchtern bin, kann ich einige kleine Reisen und Abwesenheiten leichter machen, weil sie nicht so viel versäumen und bei mir lernen können. Ich sähe alsdann, wie Ernst sich in Heidelberg macht in einigen Monaten, und könnte dann weitere Verfügungen machen; sähe meinen Karl einige Wochen; das wäre freilich gut, schön, wenn es sich thun läßt. —

Der Meister, von dem Sie wissen müssen, bearbeitet Romeo und Julie fürs Theater zu Ihrer Frau Mutter Geburtstag.[3] Neulich hat er bei ihr gelesen, da war er so erstaunend lieb und

[1] Goethe XXVII. S. 290.

[2] Von Pfister, an Knebel S. 80.

[3] S. Goethe an Frau v. Wolzogen lit. Nachl. I. S. 437, an Zelter II. 1. Boas Nachtr. zu G. W. Lewes II. S. 325 ff.

artig. Bei Fr. v. St. war er auch zum Geburtstag. Ich sagte ihm, wie mir seine Arbeit vorkäme, und hob Einiges heraus; da kamen ihm die Thränen in die Augen. Er will uns nur nicht zu Hause sehen, glaube ich, denn er ist selten sonst so freundlich, mild und liebenswürdig gewesen. Le bon menage führt er auf wie auf Thespis Karren, die erste dramatische Vorstellung der Sage nach. Er fährt mit der dicken Hälfte, und der Sohn fährt, auf dem Schlitten nämlich. Den Sohn habe ich sehr lieb; er lebt aber ganz still und ernsthaft. Uebrigens wird mancher Menschen gar nicht mehr gedacht bei ihm, z. B. der Bettina. Bei Meyer war er neulich Morgens auch, und auch sehr freundlich. Ich denke mir, er hat sein Haus schließen wollen für die sogenannte gute Gesellschaft, denn Tänzer und Gaukler sieht er, wie in seinem Epigramm steht.[1] Die Sonntagsgesellschaft wurde auch voriges Jahr gar zu bunt und vielleicht zu prosaisch.

Die Loloa sitzt heute zu Ihren Füßen und plaudert, als säße sie im Malkabinet; sie könnte immer noch reden, aber der Brief möchte zu groß werden. Erstlich küsse ich die geliebten Hände und sehe im Geist den Irrwisch[2] auf dem Tisch stehen, der die Excellenz Phöbus verehrt. Ein eigener Brief ist erschienen von Werner vorigen Sommer schon, der Aufschlüsse über seine Religionsänderung geben soll; und er sagt, eine Stelle in den Wahlverwandtschaften habe ihn bestimmt.

Ihre unterthänige

Loloa.

Herr Falk ist in das Reitzenstein'sche Haus gezogen, und ist Stück für Stück con amore ausgezogen, so daß sogar die Niemands-Mütze[3] einen eigenen Träger hatte. Ich schaute früh zum Fenster hinaus, da erblickte ich diese Mütze und lachte laut.

[1] Gaukler und Dichter sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gerne. I. S. 285.

[2] Werners Büste.

[3] Johannes Falk stellte auf einer Redoute Niemand vor.

Pr. an L. Ludwigslust den 29. Jänner 1812.
Mittwoch früh.

Geliebte Lolo! Ich weiß zwar nicht, wann ich diesen Brief an Sie schließe und wann er in Ihre schönen, weichen Hände gelangen wird, denn mit und vor ihm sollen noch ein paar andere entstehen; indessen ergreife ich eiligst die Feder, um Ihnen aus einem Brief vom Stiftsprediger Horn die Ihnen schon erwähnte Stelle über Ihren Ernst abzuschreiben (welches ich sonst zu thun vergessen möchte), da sie mir eben wieder vor Augen kommt, indem ich beschäftigt bin, jenen Brief zu beantworten.

„Der junge Herr von Schiller ist nunmehr confirmiert; beinahe ein halbes Jahr ist er zu mir gekommen, und ich habe da „Gelegenheit gehabt, seinen Geist und sein Gemüth kennen zu lernen. „Er verdient Aufmerksamkeit. Neben der Fähigkeit, rein aufzufassen, „das Gedachte fest zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze „auszudrücken neigt sich sein Sinn zu dem Ernstlichen und Großen. „Phantasie und Vernunft sind in ihm vorherrschend, und da er sich „mit dem Wissenschaftlichen eifrig beschäftigt, so kann er vorzüglich „werden. Seinen Verwandten, den Herrn von Wolzogen, habe ich „vor, ich glaube, zwei Jahren zur Confirmation vorbereitet. Dieser „war nichts als ein sinnlicher Mensch; jener ist von feiner geistiger „Art. Ich wünsche von Herzen, daß seine leibliche Natur sich „stärken möge, dann wird seine gute Mutter hoffentlich viel Freude „an ihm erleben."

Ich kann mir nicht anders denken, liebe Loloa, als daß Ihnen dies Gesagte viele Freude machen muß, zumal da es so einfach aus einem so wahrhaften Mund kommt, der seine Worte gewiß zu wägen weiß und nichts unbedacht sagt. Die Bemerkung, daß Phantasie und Vernunft vorherrschend in ihm wären, ist mir besonders auffallend gewesen, weil, wie Sie Sich erinnern werden, Goethe auf dem bunten Kreis, wo er nach Maaß die Dispositionen der Menschen stellte, Schillers Charakter durch Vernunft und Phantasie bezeichnete.

Werden Sie nur niemals müde, mir zu schreiben; niemals werde ich satt werden, in Ihren Forsten zu lustwandeln. Arme, verlassene Loloa! Auch keine kurze Ehe soll für Sie mehr sein. Die muß aber wohl glücklich sein, unter des Großherzogs Obhut zu kommen. Grüßen Sie sie bestens von mir. Und daß Hufeland weg kommt, ist mir wirklich eine Art von Jammer; ich habe ihn so gern und habe Weimar doch auch gern und mag nicht, daß es so viel verliert, obgleich mich der Magnetismus jetzt so sehr interessiert, daß mirs auch lieb ist, wenn zu seiner Beförderung immer noch Schritte gethan werden. Jetzt habe ich eigentlich erst die Sympathie gelesen, und, liebe Loloa, sie machte mir große Freude! Nimmt der Meister nicht vielen Theil daran, und spricht er nicht davon? Bestens und angelegentlichst möchte ich übrigens dem empfohlen sein.

L. an Pr. Weimar, den 5. Febr. 1812. Abends 10 Uhr.

Gnädigste Fürstin!

Die theure liebe Hoheit, der man wohl sagen kann, wie man zu dem Prinzen in Romeo und Julie sagt: „dächten Alle wie Ihre Hoheit, so könnte man zu Allen mit Recht Ihre Hoheit sagen," hat mir gestern von selbst versprochen, ich solle es zuerst erfahren, wenn eine frohe Nachricht von der Ostsee anlangt. Sie sollten nur jetzt das liebe verklärte Gesicht sehen. Es ist als wenn die kleine liebe Tochter, die so wunderschön ist, auch der Mutter noch neue Klarheit und Milde gegeben hätte. Ich kann jetzt mich ihr so nahen und fühle, daß sie meine Liebe versteht. Sie hat immer ein Zeichen des Antheils und Gefühls zu geben.

Ich habe wunderbare Geschichten, aber nur immer Geschichten, die aber ganz eigen sind und meinen Glauben an die Gewalt der Geister über einander erhöhen. Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meister und liebte ihn, wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsre Freundin St.(ein) gerieth

auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unsrer Freundin; und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlöße sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel,[1] daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen, da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mittheilung, sagt, daß es ihm wohl sei, mit Jemanden zu sein, der seine Sprache verstehe wie ich, die ihn so lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern sein könnten, und sagte noch: wissen Sie noch, „wie lange wir schon von einander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus?" (In diesem Augenblick hätte er gewiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde so weich, daß die Thränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber diese sonderbare Stimmung gerade da, wo ich so recht in ihm lebte, seine Verhältnisse zu Fr. v. St. fühlte, das ist mir lieb und tröstlich, denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verstummt, wenn sie rein einst klang. Seit der Zeit sah ich ihn in dieser Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemüthlich. Ich bin aber auch treu, und wie den Tag nach unserer Zusammenkunft die Bettina wieder kam, die er gar nicht sehen will und wirklich ungerecht erscheint, so ließ ich es ihr nicht so merken, tröstete, gab Hoffnung und sagte, sie solle nur mild sein und reden, damit es sie nicht

[1] III. S. 84 ff.

schmerze, wenn sie ihn einst ganz verlöre, und sie sich keine Vorwürfe zu machen brauche. Meyer sagte neulich recht klug und wahr, es könnte gleich wieder anders werden mit ihr, wenn sie sich an die Frau wendete, aber das dürfe man ihr und ihm nicht sagen, weil sie unzuverlässig wären. Bei solchen launenhaften Menschen ist das ganz wahr.

Wie interessant war der Meister ehemals, wie weich, wie hat er geliebt, und wie konnte sich das ändern! Es ist mir ein Räthsel, diese Natur; wie hat die arme Charlotte [1] leiden müssen! Ich habe das Schicksal dieser Menschen in diesen Tagen aufs neue gelebt und mit gelitten, und doch gäbe ich diese Ansicht nicht wieder zurück, und will lieber Leiden tragen helfen, als diese Blätter nicht kennen.

Nun zu Romeo und Julie. Ich soll Ihnen davon sagen. Es liegt die Uebersetzung von Schlegel zum Grunde, aber Manches ist so goethisch, daß man es bald fühlt; und wunderbar und groß geht der Geist Shakespeare's über die Scene. Es ist eigentlich nur die Liebe geblieben, die rein durch das Stück hindurch geht, und alle andere Sachen sind nur angedeutet. Die äußeren Bedingungen sind alle erfüllt; die Schauspieler haben vortrefflich gespielt. Die Charaktere des Vaters, der Mutter sind nur angedeutet. Romeo, Julie, die Amme und Lorenzo sind eigentlich nur ausgeführt, und diese Personen haben ein vortreffliches Ganze ausgemacht. Graff als Lorenzo war so gehalten, so würdig, so liebevoll theilnehmend, daß er mir recht wohl that. Sagen Sie unserer Henriette, daß der Herr Malcolmi als Capulet seine wenigen Worte gut vorgetragen und sehr applaudiert worden sei. Das Ende ist, fühle ich, ganz vom Meister; denn wie die Entwickelung sich aufgelöst, wie die Todten alle ruhen, schließt der Pater das Gewölb und sagte: so ruhe auf ewig der Haß wie die Liebe in Frieden in dieser Gruft. Er sagts in schönen Worten, und die Loloa will nur den Sinn sagen. Man fühlt es recht, daß da nur Ruhe ist, und das

[1] Stein.

trauernde Gemüth erhält die süße Befriedigung.[1] Die Dekorationen sind vortrefflich und des Meisters würdig. Die Scenen der Zusammenkunft sind vortrefflich, und der Balkon so, daß man ihn zeichnen möchte. Ach der Abschied von Beiden ist mit dem von Max und Thekla zu vergleichen! — Wie ich mich über die Urtheile geärgert habe, wie in poetische Wuth gerathen, will ich Ihnen nicht sagen. Aber man verkennt ganz das Stück, den Werth der Bearbeitung, und Alles will nun richten. Wenn ich diese Menschen achten könnte, so würde ich recht böse; so ist es nur ein vorübergehender Zorn.

Ihre Frau Mutter und die Hoheit haben es rein gefühlt, das weiß ich. Ich habe es nun zweimal gesehen; am Montag war es wieder,[2] und immer reicher und größer wird das Gemälde.

Etwas Köstliches muß ich Ihnen erzählen, das Sie nicht wieder verrathen werden von Hrn. v. E.[3] Die Hoheit hat ein superbes Fest gegeben am Geburtstag;[4] und die Blumen, die sprechen, und die in dem Korb lagen, sollen wunderschön gewesen sein. G. hat ein klein Gedicht gemacht. Zuerst besprach sich die Hoheit mit Hrn. v. E. über die Idee. Ein paar Tage nachher kommt er ganz außer sich zu ihr und sagt: er habe nachgedacht, wie die Blumen zu ordnen seien und die Tafel; nur eins könne er nicht, so gern er wollte, die Verse machen; er habe es auch versucht, aber es gehe nicht, und mit der größten Anstrengung habe er zwei Zeilen gemacht. Ist das nicht prächtig? Er hat sich alsdann an G. gewendet, der die vier Zeilen dichtete, die man Ihnen senden wird, denke ich.[5] Aber daß er Alles machen wollte, und wie er die Backen aufgeblasen haben wird, das hätte ich sehen mögen. Unsre Henriette wird recht lachen.

[1] Lottens und Lewes Urtheile (II. 331) begegnen sich.

[2] Zuerst am 30. Januar, dann am 1. Febr. (Knebel an Henr. Nro. 567) und dann [illegible].

[3] Dem Hofmarschall von Ende.

[4] Der Herzogin, 30. Jan.

[5] Werke II. S. 49 unter falscher Ueberschrift.

Knebel war hier, am Sonnabend und Sonntag,[1] und recht artig und liebenswürdig, nur zu getheilt, um alle Freunde und Freundinnen zu besuchen. In seinem stillen Zimmer ist er mehr für eine Freundin gegenwärtig, als wenn er hier ist, das weiß unsre Henriette schon. Er sieht aber wohl aus, und wenn die Füße nicht ein wenig schwer würden, so sähe man die Jahre nicht am Geist und Kopf. Denken Sie, geliebte Prinzeß, daß der Philosoph zu Ihnen einen Ruf hat, daß er sich freuen würde, Ihnen seine Leber-Theorien vorzutragen. Er hat mich versichert, daß ich immer hübscher würde, das klingt nicht philosophisch; aber er ahnet, daß ich meine Leber pflegen muß, glaube ich. Ich werde auch recht modisch jetzt, habe ein Corset aus Glacé, einen modischen Schnitt der Kleider, der Kragen, daß sogar Emilie, die viel verlangt, mit mir zufrieden war und mich gelobt hat. So müssen Sie sich also die Loloa ganz glänzend denken, dabei aber das Herz immer größer und die Sehnsucht ewig. Ich kann nicht sagen, wie Sie mir fehlen, wie Henriette, und zuweilen dachte ich, ich müsse an die Reihen gehen, Sie suchen, und es war mir, als streifte ich meine Hand an der lieben Gestalt, um die Ihrige zu fassen. Sie sind mir immer gegenwärtig, und Ihr Wohl und Weh ist in mein Herz und Leben verwebt. Meine Henriette fehlt mir auch. Und ich muß leider so doch artig mit der Welt sein, wenn ich keine freundliche Zusprache des Herzens habe.

Das liebe Prinzeß-Nichtchen hat mich wieder Mademoiselle Schiller genannt; es ist aber freundlich mit mir und läßt mich ihre Hand küssen. So ein Kind, dem der Sinn für Schicklichkeit und Anstand angeboren ist, gibt es selten. Sie waren auch so, meine geliebte Prinzeß.

Ich küsse die lieben Hände. Wie lebendig sehe ich Ihr liebes Bild, seit Ihr Herr Bruder mir erzählt hat! Es hat ihm auch so wohl gethan, sich von Ihnen so geliebt zu wissen.

Ihre unterthänige

Loloa.

[1] An Henr. Nro. 567.

Weimar, den 12. Febr. 1812.

Gnädigste Fürstin!

Den vorigen Sonntag war die feierliche Einführung des Herrn Gesandten,[1] der sehr einfach und ernsthaft aussieht und sehr verbindlich ist. Um sechs Uhr wurde er von dem Kammerherrn Ziegesar und Herrn von Steuben in drei Wagen mit Fackeln abgeholt; der Zug soll sehr ernsthaft ausgesehen haben; ich sah ihn nicht, weil ich noch mit meinem Anzug beschäftigt war. Bei Ihrem Herrn Vater, Frau Mutter, in den erbprinzlichen Zimmern, hatte er bei jedem Audienz, und um sieben Uhr waren wir Alle im Saal,[2] wo wir in einem Cirkel standen, der recht klein aussah unter den großen Säulen, weil wir wenig Menschen waren. In dem Marmorzimmer und Spiegelzimmer standen in Allem zwölf Spieltische, und wir Andern sprachen; es war Souper statt des Hofdiner, und der Meister so wie die Höheren blieben. Der Meister war gesprächig und hat mir und Tinette[3] vom Tempel der Diana von Ephesus erzählt, der dasselbe Verhältniß wie der Saal hatte, die Säulen nämlich in der Breite; ihre Höhe war aber statt zwanzig, sechzig Fuß. So viel weiß ich von den Begebenheiten, meine theure geliebte Prinzeß, und Sie werden wohl nun das Ihrige dazu denken, um die Bilder auszumalen.

Der Meister ist sehr erweckt und freut sich, daß M. de S. A. so gebildet ist und sehr schöne Sachen über die fr. Litteratur sprechen soll. Gehört hab ich es noch nicht selbst. Die schöne Marschallin,[4] die einst bei ihm logierte, hat ihm ein prächtig Tintenfaß von Bronze gesendet durch diese Gelegenheit. Ein Deutscher, der in Regensburg, Frankfurt u. s. w. war, ist die zweite Person. Der Gesandte spricht nicht Deutsch; er sieht sehr

[1] M. de St. Aignan.

[2] Schöll, W. Merkw., S. 322.

[3] v. Reitzenstein, Falks Freundin.

[4] Lannes, vgl. Knebel an Henr. Nro. 568. Goethe XXXI. S. 221. Er bedauerte im Juli, sie in Karlsbad nicht zu sprechen; an Fr. v. Stein III. S. 431.

kränklich aus und soll an der Brust leiden, und hat eine stille sanfte Sprache.

Von der Fastnachts-Redoute, auch eines der Feste, weiß ich aber gar nichts, da dispensieren Sie mich wohl auch? Ich war neulich Karolinchen zu Ehren dort, die noch keine Redoute gesehen hier. Aber zu meiner Freude gefällt ihr diese Mummerei nicht sehr. Morgen ist Klubball, den liebt sie mehr und hat neulich mit aller Liebe und Antheil von denen, die ich liebe, ihren ersten Eintritt gemacht, und hat sich vernünftig und bescheiden betragen.

Ernst ist auch ein rüstiger Tänzer geworden. Was der gute Horn sagt, hat mich innig gerührt und erfreut. Sie sind ein lieber Engel, daß Sie mir es sagen wollten. Ich denke täglich an Sie, stündlich, augenblicklich. Gott wird Sie segnen. Bei diesen menschlichen Begebenheiten, bei des Menschen Geburt, fühlt man sich recht mit dem Geist und der Hoffnung, zugleich auch mit dem Himmel verbunden; denn der Schutz und die Kraft Gottes sind uns in solchen Momenten sichtlich nahe, wo die Kräfte der Erde zu schwach scheinen. Man erhält auch innere Kraft, wenn wir sie brauchen. Mein Segen, mein Gebet ist mit Ihnen! Ach, daß Sie fern von uns sein müssen! Wenn ich ein Kind von Ihnen auf dem Arm tragen könnte, jeden Fortschritt mit bemerken, das erste Lächeln. Ich soll immer noch wieder Freude auf der Erde suchen, wenn mein Sinn sich gleich gern von der Erde wendet.

Donnerstag.

Von der kurzen Ehe kann ich keine Rechenschaft geben, denn sie ist in üblen Umständen und will Trost bei mir suchen. Kommt Ihnen dies nicht seltsam und sehr apart vor? Seit vier Wochen wartet sie auf die völlige Entscheidung ihres Schicksals, wenn sie gehen soll, und schreit, ehe der Tag graut, den Briefträger an, und es kommt immer keine Nachricht! Nun hat sie mir sagen lassen, ich solle sie trösten und ihr rathen.

Der Leber-Philosoph wird wohl noch zu halten sein. Sonst will Alles fort.

Ueber den Magnetismus hat der Meister eine große Freude und zeichnet Hufeland seitdem sehr aus, weil er in der Sympathie viele Ideen gefunden, die er auch hatte.

Ich küsse die geliebten Hände.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 22. Februar 1812.

Gnädigste Fürstin!

Damit die geliebte Mutter sich gleich in ihrer neuen Würde und Glück an die wildverwachsenen Stege der treuen Loloa gewöhne, muß ich doch ein paar Worte sagen, wie ich Ihr Glück fühle, wie ich Gott danke und Sie und das geliebte Kind [1] segne.

Rantzau [2] hat so viel Gutes und Schönes von Ihrer Existenz erzählt; wie Sie Alles um sich herum glücklich machen; wie Sie Kraft, Muth, Vertrauen bestärken; wie Sie geliebt werden. Das geht alles warm ins Herz Ihrer Loloa und erquickt und tröstet mich.

Die ersten Veilchen aus Jena, das duftige Pfand der neu verjüngten Erde, lege ich in diesen Brief, mein geliebter Engel. Sie sollen Ihnen noch duften und Gutes sagen, daß sich Alles freut über das liebe Kind.

Ihre

treue unterthänige

Loloa.

Den 24. März 1812.

Gnädigste Fürstin!

Mein großes Kind ist glücklich angelangt und wird immer hübscher, ich darf es Ihnen wohl sagen? Er ist so brav, treu,

[1] Prinz Albrecht, geb. 11. Febr.

[2] Der die Nachricht von der Entbindung gebracht hatte.

einfach und klug im Leben, daß ich hoffe, das Schicksal wird nicht zu viel Storchschnäbel in dieser Existenz sich kreuzen lassen, dabei fleißig, und alle Lehrer lieben ihn. Der alte treue Paulus hat mir so hübsch über ihn geschrieben (er ist jetzt in Heidelberg als Kirchenrath), daß er sich jedesmal freue, wenn er ihn sähe, weil er so rein und unverdorben in die Welt guckte. Wenn mir mein Ernst nun auch geht, wird mein Herz recht zerrissen, und doch macht das Schicksal einen Abschnitt mit ihm; denn da die kurze Ehe nun fort ist, müßte er neue Lehrer hier suchen, und doch auf kurz nur. Also muß ich mich wohl überwinden. Er ist aber gar zu liebenswürdig, und wird mir noch mehr fehlen wie Karl, weil er meine einzige Unterhaltung jetzt war, denn die Meer-Fräulein sind nur zum Bilden da und geben noch nichts wieder. Also beginne ich eine ganz neue Bahn mit wenig Kraft und wenig Gesundheit und nicht viel Muth von außen her zu erlangen durch die Erscheinungen des Lebens.

Die kurze Ehe lobt und regrettiert jetzt Alles; ich bin unserem Verhältnisse treu von ihm geschieden, und sie hat meine Hand aufs Herz drückend mit Thränen sich gelöset diese Ehe. Die Liebe, die er Ernst erzeigt hat, könnte ich auch nicht vergessen, ohne undankbar zu scheinen und zu sein.

Den 29sten.

Da ich diesen Brief nicht gern so lange möchte liegen lassen und nicht weiß, wie viel ich heute noch sagen kann, so bitte ich im Voraus um Ihre gnädige Nachsicht, theure, geliebte Prinzessin!

Diese Woche ist mein Herz recht wund geworden, und ob ich es gleich längst wußte und mir sagen mußte, es sei so besser, so war mir doch der Gedanke, daß der gute Griesbach nicht mehr unter uns ist,[1] aufs neue schmerzlich, als hätte ich den Gedanken zuerst fassen müssen. Die Frau soll gefaßt sein. Er hat so viel gelitten, daß man wohl selbst, wenn man ihm so nahe war und

[1] Er war am 24. gestorben.

das Leiden sehen mußte, Ruhe wünschen mußte. Ich kann mir das Haus, die Frau nicht ohne diese Sorge um den Mann denken und weiß nicht, welchen Bezug fürs Leben sie nun findet, ob sie gleich ein liebendes Herz hat. Wieland sprach gestern gar liebenswürdig von ihr und sagte, sie sei eine der wahren pythagorischen Frauen.

Der Meister korrespondierte diese Woche mit mir. Er hat jetzt den Herrn R.[1] verloren, der an Sch.[2] Stelle gekommen; er war neulich bei mir. Ich betrübe mich, daß der Meister nun kein kluges Wort sprechen wird; denn der Sohn ist gut und brav fürs Leben, aber zu real und hat keinen Sinn für Wissenschaft. Ich sagte es R., daß er dem Meister fehlen würde; er sprach mit Anhänglichkeit von ihm; doch von dem August sagte er, daß er dem Vater nichts sein könne in der Poesie, weil er gar zu klug für das ökonomische Leben sei und dabei immer auf den Nutzen sehe. Er lebt so still, August, daß man ihm wenig begegnet, und ist sehr ernsthaft.[3] Außer, daß er Madame Wolff[4] und Frau von Spiegel[5] auf dem Schlitten zusammen gefahren hat, weiß ich keine Näherung an die Welt von ihm. Es gibt seltsame Combinationen, und in dieser Gesellschaft hätte ich sie nicht gesucht. Ich glaube, der Sohn will für die lustige Natur der Mutter ein Gleichgewicht geben und ist doppelt ernsthaft dafür. Bei dieser bleibt es beim Alten.

Ihre unterthänige

Loloa.

W. den 16. April 1812.

Gnädigste Fürstin!

Den 4., als Ihr geliebter Brief um 11 Uhr ankam, waren den Morgen um vier Uhr meine beiden Söhne abgereist. Das

[1] Riemer.

[2] Schulze, Knebel an Henr. S. 594, wo die Note zu berichtigen ist. Schulze war nach Hanau gegangen.

[3] Er war Assessor bei der Kammer.

[4] Die Schauspielerin.

[5] Die Hofmarschallin.

fühle ich recht gut und wohl, daß es sein muß in der Welt, daß sie nicht für mich allein da sind und dem Ganzen ihre Kräfte weihen sollen, um ihren Platz als Menschen auszufüllen in der Laufbahn, die der Himmel vorzeichnete. Aber der erste Moment des Gefühls, daß ich nun ganz allein bin, war schrecklich. Ach ich gedachte der Stunde, die mir ewig schmerzlich sein wird, da es über mir so still und leer wurde,[1] da das geliebte Leben entflohen war, das meinem Leben Kraft und Anmuth gab; die eine Trennung kommt mir bei allen schmerzlichen Begebenheiten meines Lebens wieder ins Gedächtniß!

Gestern war der gute Meyer bei mir, die Mazelet und Martin; der alte gute Wieland sollte auch kommen, er war aber nicht wohl genug und hat mir gar ein artig Billet geschrieben und sich mein alter Wieland genannt.

Haben Sie, meine gnädigste geliebte Prinzeß, in Wielands Werken die Aufsätze über die pythagorischen Frauen gelesen? und über die Worte: Was ist Wahrheit? Es sind Beides sehr interessante Materien. Ich habe es gelesen, weil Wieland sagte, die Griesbach wäre eine der pythagorischen Frauen. Der Aufsatz über Wahrheit steht in demselben Theil und ist so schön und scharfsinnig und klar, daß man sich recht daran ergötzt. — An demselben Tag, wo der Meister so schön sprach, sprach auch Wieland mit mir so geistreich. Da war ich recht vergnügt über meinen Abend.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. — Ludwigslust, den 2. Mai 1812.
Sonnabend Abend 9 Uhr.

Die Gespenstergeschichte,[2] die Sie schreiben, ist mir ganz über die Maßen gräulich, und ich kann sie gar nicht verbauen. Sie hat etwas furchtbar Wahres (die arme Göchhausen möge mir es verzeihen), was mir einen fast unüberwindlichen Schauer gibt. Des

[1] Schiller wohnte ein Stockwerk über Charlotten.

[2] Die Göchhausen sollte in Tiefurt gespukt und fremden Menschen vordeklamiert haben. Knebel an Henr. Nro. 578, 580 u. 581.

Morgens kam Ihr Brief an die Henriette an, ich las ihn noch ehe ich ihn ihr schickte, und als ich auf die unglückliche Geschichte fiel, konnte ich sie kaum überwinden.

Karoline.

L. an Pr. 16. Mai 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich habe Schillers Bild bekommen, ein Miniaturbild von Emma Körner.[1] Es ist viel Aehnliches in den festen Zügen, weil die Büste und das Graff'sche Bild zum Grund liegen. Der Blick der Augen ist fremd und ist mehr schwärmerisch und weich als klar und geistreich. Aber unendlich lieb ist mir das Bild, denn nun kann ich es mit mir nehmen, wenn ich Reisen mache. Ueber die Reisen fällt mir unsre Emilie ein, die wohl in acht Tagen verreisen wird. Sie ist so beschäftigt, daß selbst die Staff klagt, daß man sie nicht sehen, noch ihr etwas jetzt sein könnte. Ich fürchte auch, sie zu oft zu sehen, denn es ist vielleicht auf eine lange Zeit, daß wir sie verlieren, aber nicht auf ewig. Wenn man eigentlich so allein in der Welt ist, so gewöhnt man sich auch Alles allein zu thun, und die besten Freunde können nichts theilen; das schmerzt einen immer bei ihr, daß sie nur glauben muß, daß man sie liebt, weil man es ihr nicht zeigen kann.

Ich habe mir jetzt das Herz genommen mit meinem alten Wieland zu philosophieren, da ist er gar liebenswürdig. Die Schrift von Jacobi über die göttlichen Dinge und Schellings Antwort haben uns dazu veranlaßt, und Wieland hat eine große Freude, daß ich ihm etwas von Schelling zu lesen gab: „die Welt-Seele."

Ich lese jetzt von neuem Ciceros Briefe, die er mir geschenkt, und ich will sie ganz im Zusammenhang studieren. Wenn der Kopf nur immer hell bliebe, um eine kleine Welt in der Welt zu bilden, denn in der kleinen inneren kann man Ruhe halten.

[1] Es ist später an die Tochter Karoline zurück gekommen.

Wenn Sie gerne Romane kennen lernen, geliebter Engel, so lassen Sie sich durch Ihre Commissionärs in Paris la Princesse de Nevers ou Memoires du sieur de la Jouvaille kommen. Sie ist recht interessant; es sind zwei kleine Theile. Die Geschichte ist unter Heinrich IV., und Alles, was aus dieser Zeit erklingt, spricht schon des Helden wegen an; die Pr. de N. hat einen sieur de la Jouvaille geliebt, den Heinrich sehr beschützte und sein Glück machte. — Er ist modern, aber doch im alten Ton, und die ritterlichen Tugenden sind sehr schön geschildert und angepriesen; kurz es wäre gut, wenn's solche Ritter viele gäbe, und ein junger Mann kann sich nach diesem Vorbild schon bilden. Für unser Prinzchen ist es noch zu früh, dem dürfen Sie nichts davon erzählen. Auch wird es schon die Liebe der Ehre und die Treue in seinen Pflichten von den geliebten Eltern lernen, und die Damen wird er am besten ehren lernen, wenn er seine geliebte Frau Mutter liebt.

Unser Meister ist in den böhmischen Wäldern[1] und hat geschrieben. Eine wunderliche Sehnsucht wandelt mich an nach den böhmischen Wäldern. Möge es ihm wohl sein; wir wollen ihm alles Gute wünschen. — Ich will einmal meine beste Stimmung benutzen, um Ihnen über die Briefe[2] zu sprechen, mein geliebter Engel! Sie haben mir einen großen Aufschluß gegeben, und sie sind sehr merkwürdig. Die Stelle aus Popens Brief der Heloisa fällt einem ein.

„And wished an angel when I loved a man.“

Bei ihm ist das Menschliche recht sichtbar, und eben weil die Gefühle zu menschlich waren, so haben sie enden können. Es ist eine große Naturgewalt, der er selbst nicht zu entgehen vermag,

[1] Er war am 30. April von Jena nach Karlsbad abgereist. Knebel an Henr. Nro. 580.

[2] Die Prinzessin hatte gefragt: „Wie ist's möglich, daß eine so innige Liebe endigen kann? Ist's möglich, so ist es recht traurig; oder die wahrhaftig innige Liebe ist eben recht selten möglich.“

die sein Wesen treibt und trieb, das fühlt man. Ein uns für diese Erde entflohener Geist war auch menschlich; aber so lieben hätte er nie können. Er hätte immer sich durch die Tiefe seines Gemüths an das Gute fest gehalten. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben," sagt er so schön in der Glocke, und eigentlich blos aus Leidenschaft konnte er nicht lieben. Dies trennt die Charaktere beider Freunde und unterscheidet sie so schön.

Ich will zum Schluß noch das Gedicht in Ihre lieben Hände legen und Ihnen vertrauen, welches unsre Henriette wünscht, von Schiller, als er zehn Jahr alt war;[1] man sieht schon das zarte Gemüth und die Liebe, deren er fähig war.

Ihre unterthänige

Lolo a.

Weimar, den 28. Juni 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich habe eine Ungeduld Ihnen zu schreiben, daß ich ordentlich fürchte, die Thüre möchte sich öffnen und ich gestört werden an diesem lieben Geschäft.

In Rudolstadt hätte ich es so gern gethan; aber da ich mit der guten chère mère in einem Zimmer wohnte, wo so viele Menschen immer zu ihr kommen, so ging es mir ordentlich wie dem Landjunker im Pfeffel, der seinem Bedienten sagte:

Befehlt doch draußen still zu bleiben,
Ich muß jetzt meinen Namen schreiben.

Denn ich hatte Geschäftsbriefe zu schreiben, die unaufschiebbar waren; da mußte ich mich in das innerste Cabinet flüchten, um nur dieses zu Stande zu bringen. Und die meisten Besuchenden befremdet es doch, wenn man sich im Schreiben nicht unterbrechen

[1] Das von Hoffmeister, Nachlese I. 5, veröffentlichte, unterschrieben: Johann Christoph Friedrich Schiller, im zehnten Jahr seines Alters Anno 1769, dessen Originalität Boas, Sch. Jugendjahre I. S. 69 f. mit Unrecht bestreitet.

läßt. — Noch den vorletzten Tag, ehe ich ging, war ich auf dem Blankenburger Schlosse und sende Ihnen Epheu von dorther. Es ist so schön dort und überhaupt in der Gegend; das erste Grün habe ich so lange nicht dort gesehen, und es ist ein Reichthum in der Vegetation, der mir ordentlich das Herz stärkte.

Daß der Meister ein günstiges Urtheil über den Julian[1] gesagt, freut mich sehr unsers Vandalen wegen, dessen Muse mir immer keine unerfreuliche Erscheinung ist, weil sie seine Thätigkeit bezeuget, und jede Produktivität ist doch etwas. — Den Julian sah ich noch nicht; ich werde ihn suchen zu bekommen! Die kurze Ehe schreibt mir, — denken Sie nur, daß ich mit ihr in Briefwechsel gekommen! — sie würde den Julian für die Heidelberger Jahrbücher anzeigen; ich hoffe, es fällt günstig aus.

Uebrigens muß ich Ihnen noch sagen, daß ich recht harmlos und ruhig in R. lebte, und daß es mir ist, als wäre ich den edlen, lieben Schwestern immer näher, und es ist mir immer, als trennte ich mich von meinen eigenen Verwandten, wenn ich Abschied nehme. Die Fürstin ist liebenswürdig und thätig, und die Prinzeß Karl so gut, verständig, brav, daß ich mich ordentlich nach ihr sehne. Ich habe bei ihr Tapisseriearbeit machen lernen; da habe ich mehrere Stunden bei ihr verlebt.

Ich habe wenig gelesen in R., aber le génie du christianisme von Chateaubriand habe ich angefangen, worin sehr schöne Ideen sind und eine prächtige Sprache; dann ergötzten mich Johann Müllers Briefe (wir haben sie Abends gelesen), der dreizehnte Band seiner sämmtlichen Werke. Es sind die letzten und gehen bis in April oder Mai 1809. Auch über Herders Tod, über so manches Andere kommt viel Schönes. Man sieht recht, welche große Naturkräfte Müller hatte. — Kennen Sie die zwei Theile früherer Briefe?

[1] Der Jul. Apostata, eine Tragödie von Kettenburg, vgl. lit. Nachl. II. S. 305. Die Prinzeß hatte geschrieben: „Der Meister in Karlsbad ist öfters mit meinem Sposo und ist mild und liebenswürdig; Kett. glücklich über seine huldvollen Aeußerungen über seinen Julian, die er gegen den Erbprinzen gemacht."

Sie sagten nie etwas darüber. Es ist der vierte und fünfte Band. Seine Familienverhältnisse sind so rührend.

Heute sollte Abekens Hochzeit sein, aber nun kommt eben der Besuch des Gesandten, der die Höfe bereiset; da hat die Fürstin die Christel gebeten, ihre Hochzeit zwei Tage zu verschieben, weil sie als Hofdame doch müßte die Honneurs machen. Die Sophie Holleben, Schwester der Reinwald, wird Hofdame.

Gestern war ich in Belvedere; es hat mir dort sehr gefallen, und die Prinzessinnen sind glücklich wie die Engel und leben mit der Natur, den Vögeln, den Blumen, und Prinzeß Marie hat ein Schäfchen, das wie ein Hund nachläuft.

Sie glauben nicht, wie lieblich das Kind ist, so verständig, klug und zartfühlend. Die Prinzeß Auguste hat einen heftigen Willen und ist so stark und fest; sie läßt nicht los, was sie anfaßt. Gestern hatte sie einen Amor, der in dem Zimmer steht, wo die Schweizer Tapete ist, und wollte ihn nicht loslassen und wurde so heftig, als er unbelebt blieb, daß man sie weg nehmen mußte.

Daß die Frau da ist, sagte ich unsrer Henriette; sie ist thätig und produktiv, aber sie sieht angegriffen aus.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

W. den 11. Julius 1812.

Gnädigste Fürstin!

An einem Tag der mir so lieb ist, an meines Ernst Geburtstag, fange ich diesen Brief an, den der Durchlauchtige Gemahl in seine Obhut nehmen wird, und worauf ich mich freue, daß ich à coeur ouvert sprechen kann und darf, und nicht alle die garstigen großen Finger mir zu denken brauche, die meine Briefe vielleicht öffnen möchten und mit unheiligen Augen durchlaufen. Obgleich ich mir immer schmeichle, daß es bis dahin zwischen uns nicht geschehen könne, so kann man doch für nichts schwören, und da die Welt im Argen liegt, so muß man zuweilen auch an die Möglichkeit

denken, leider! — weil der Friede und das Vertrauen Götter sind, die zum Himmel entflohen sind und nur noch in der Tiefe einzelner Gemüther ihren Einfluß zeigen. Ach die Aussichten der Welt schmerzen mich unaussprechlich und die liebe geliebte Großfürstin, der die Sehnsucht das Herz zerreißt! Wenn dieser Zustand lange dauern kann und sie von ihrer Familie so abgeschnitten ist, so fürchte ich recht für sie. Wenn nur ihr Geist Kraft behält. Doch müssen wir uns alle durch das Leben schlagen lernen, und jetzt scheint es mir wie eine Naturnothwendigkeit, diese Krisis zu überstehen, die Resultate mögen sein wie sie wollen. Vertrauen auf Gott ist das Einzige was wir fest halten sollen, und Versuche machen über die Erde hinweg das Bessere zu suchen, was uns trösten soll und wird.

Dienstag gegen 4 Uhr.

Es ist großer Thee heute Abend, ich bin aber nicht an der Reihe, daß ich den Gemahl sehen könnte; Jemand, der Sie ehrt, der in den bängsten Momenten Ihres Lebens bei Ihnen war, wäre mir schon lieb zu sehen, und nun gar den Herrn des Hauses, das Haupt dieser geliebten Familie. — Ich hoffe vielleicht morgen noch so glücklich zu sein. — Ich habe der Frau recht aufgetragen, es dem Durchlauchtigen Gemahl zu sagen.

Mittwoch früh gegen acht.

Ich bin seit sechs Uhr aufgestanden, sitze wohl geputzt am Schreibtisch und erwarte um acht Uhr den Durchlauchtigen Gemahl, dessen Artigkeit ich hoch preise, daß er zu mir kommt.

Ich war gestern in Belvedere, und der Abend war so heimlich. Es ist ein Zelt aufgerichtet auf dem Platz, wo die großen Linden sind. Da ist ein Teppich, ein Sopha, und man sitzt so orientalisch da und sieht das schöne Grün der dichten Linden und Blumen; da trank ich Thee bei der guten Martin, die ich so lieb habe.

Die Kinder, Karoline und Emilie, waren glücklich, weil

Prinzeß Marie so freundlich war. Prinzeß Auguste ist wunderschön und so freundlich. Sie werden davon hören, besser, als ichs sagen kann.

Die gute Batsch ist auch so glücklich in Belvedere und so artig und mittheilend; es ist so ein comfortable and pleasing household, daß ich mich innig freue, wenn unsre geliebte Hoheit dort eine Ruhe findet, die sie eigentlich recht bedarf.

Den 18. Julius will ich in Naumburg und auf der Straße feiern, denn den 19. reist Karoline, die Frau nämlich, und ich hin, um Humboldt ein Rendezvous zu geben. Die Frau versäumte ihn, als er von Wien nach seinen Gütern ging; jetzt wollte sie ihn noch sehen; da es hübsch ist in jenen Gegenden, so will ich mitgehen und mich umsehen. — Ich habe mit Humboldt vier Tage in Rudolstadt verlebt; er ist immer derselbe, mittheilend, gesprächig, theilnehmend, aber nicht so tief fühlend.

Daß die Stael in Wien ist und weiter gehen will, vielleicht gar über das Meer, hat er erzählt; sie, August Schlegel, Tochter und zweiter Sohn. Ach es ist eine unbeglückende Last, die das Schiff tragen wird! Denn die Ruhe und der Friede des Gemüths flieht diese Gesellschaft. Und wo es keinen Esprit gibt, wo Schlegel nicht recensieren kann, mag es ihnen abscheulich zu Muthe sein. Es ist eine Art Flucht.

Der Julian von Kettenburg hat sehr schöne Aperçus, sehr schöne Sprache, und der Charakter des Julians ist sehr würdig gehalten. Es hat mich sehr interessiert. Sagen Sie ihm dieses, sein Sie so gnädig.

Ihre ewig treue, unterthänige

Lolo a.

W., den 19. Juli 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich ging gestern früh mit der Frau und Humboldt an der Saale bei Naumburg spazieren, an schönen Ufern und Weinbergen.

Auf dem einen stand ein sonderbares Lusthaus von Steinen mit großen Hallen und oben zur Wohnung gebildet; eine Fahne fehlte nicht, um die sonderbare Form zu manifestieren; ein reiner blauer Himmel umfloß die Berge, und mild und freundlich schien die Sonne; die Saale an den niedrigen Ufern floß trüb und still, und die Weiden senkten ihre Zweige in die Welle; hohes Gras beengte die Fußwege, und die Obstbäume beugten ihre Zweige über uns. Es war, als wenn wir in südlicheren Gegenden wären, und unser Begleiter sprach von den Ländern, die er gesehen, und rühmte doch diesen Anblick; und während die Tiber ihm lebendig wurde, so wurde doch die stille, ernste, treue Saale nicht vergessen.

In dieser Umgebung feierte ich Ihren mir so lieben Tag, mein geliebter Engel. Die Kornblumen, die einzigen, die ihre Farbe behalten auf der Reise, pflückte ich in Ihrem Andenken mit meiner gewohnten Liebe. Die Vergißmeinnicht fand ich in einem Blumenglas, unter Ihrem Bilde, als ich ankam, und meine zurückgebliebene Familie hatte die Blumentöpfe geschmückt; den ganzen Tag waren diese Blumen, die ich Ihnen widmen will, zur Feier des Tages da. Sie sollen sie nur sehen, um ein sichtliches Bild zu haben — obgleich Ihnen diese Zeilen Alles besser und doch auch nicht sagen, denke ich eben; denn wie ich Sie liebe und ehre, ist nichts Auszusprechendes.

Wir haben die Spuren des hochverehrten Gemahls verfolgt, und im Geist habe ich gedacht, wie er Sie gefunden haben mag, und wie er sich mag gefreut haben diesem Hort wieder zuzueilen, der alle Horte der Niebelungen aufwiegt. Danken Sie ihm noch recht, daß er mir die Freude gemacht, ihm von Ihnen zu sprechen und von Ihnen zu hören. Es hat mich gerührt und gefreut; aber ich konnte mich nicht so aussprechen, als ich es gewollt hätte, weil ich für Sie nicht alle Sprache habe, die das Herz nur in seiner Gewalt hat. Aber recht behaglich und vertraulich war unser Gespräch.

Ueber die Gedichte unseres Meisters [1] werden Sie auch Manches

[1] Werke VI. S. 277 ff.

hören. Meinen Gefühlen nach sind sie recht schön und für diesen Zweck würdig und edel. Ich begreife nicht, wo er so viel finden kann, ohne das zu viel nicht gefunden zu haben. Die Stanzen sind sehr schön und das historisch Darstellende daran. Kurz ich, selbst Fr. v. St.[1] war nicht unzufrieden.

Ueber unsern Meister gehen so verschiedene Ansichten und Diskurse herum, merke ich an der Welt, und ich fühle, wir werden zu Schutz und Trutz wieder erneuern müssen, was wir uns gelobten. Selbst die, die ihn sonst liebten, sind lau; noch an dem Freund, den ich gestern sah, merke ichs wieder. Will man aber nur ewig sehen, wie der Meister sein sollte, und nicht, wie er ist! Es gibt wenig Menschen, ich möchte sagen Niemand, über den so Alles urtheilen will; und Alles will seinen Charakter und nicht den Genius schätzen, als wenn das doch getrennt sein könnte. Ein Mensch, der das Edle ausspricht, ist es auch; wo fände er sonst den Geist in sich? Am Ende werden wir ihn noch ganz allein rein lieben, und das wollen wir auch.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Dobberan, den 15. August 1812.

Durch den Erbprinzen habe ich vom Meister auch einen sehr freundlichen Brief erhalten und ein paar hübsche Zeichnungen seiner Hand. Aus einem Brief von Rantzau aus Töplitz habe ich ersehen, daß der Meister dort Komödie spielt, und das in einem von der Kaiserin verfertigten Stück. Ich bitte Sie, ist das wahr? und ist's wahr, um Alles in der Welt das Stück her, wenigstens genaue Nachricht davon.

Weimar, den 30. August 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich will Ihnen gleich Bericht erstatten von dem Stück, das der Meister durch sein Spiel verherrlichen sollte; es ist wohl wahr; und

[1] Goethe an Fr. v. Stein III. S. 432.

nach der Aussage der Frau Geh., die es meiner Schwester anvertraut hat, hat ein Gespräch die Veranlassung gegeben über die Materie, welches der beiden Geschlechter das Recht hätte, zuerst die Liebe zu gestehen. Man ist so weit gekommen es auszumalen, und der Meister hat eine Geschichte darüber erzählt. Die K. hat gemeint, man könnte sie dramatisch behandeln und hat sich eine ganze Nacht hingesetzt und das Stück verfertigt, worin der Meister die Rolle eines alten Onkels machen sollte. Er hatte schon eine große Allongen-Perruque bestellt, als er krank wurde, und es unterblieb. So weit geht meine Kunde; erfahre ich mehr und anders, so sollen Sie es wissen, meine hochverehrte Herrin! Nach des Meisters eigenem Bericht werde ich den besseren machen. Er hat an seine Frau geschrieben, wenn er Alles sagen wollte, was ihm Schmeichelhaftes und Erfreuliches geschehen wäre, so würde man es für Anmaßung halten können, und es wäre beinahe unglaublich. Es freut mich, daß er Ehre erfährt, und ich möchte ihm auch gern alle Kronen aufs Haupt setzen: die Dichter-, Bürger- und Heldenkrone. Auch mir und der Frau hat er sehr freundlich und gut geschrieben. Sobald ich sein Gedicht an die Kaiserin[1] erhalten kann, sende ich es.

Ich habe jetzt das Bild gesehen, welches Ihr Herr Vater hat von ihr; es ist erstaunlich interessant, so kluge, feine, schöne Augen. Wir glauben, Ihr H. V.[2] habe ein sehr zärtliches Interesse für sie; denn man gibt ihm Schuld, er säße oft lange still und sähe das Bild an. Morgen kommt Ihr Herr Bruder wieder; ich bin begierig, was er sagt.

Die geliebte Hoheit erscheint einem eben immer wie ein Engel; sie hat einen Ausdruck von Milde, Lieblichkeit und will es Andern wohl machen, wenn sie auch selbst leidet. Am Donnerstag Abend hat sie uns schöne Kupfer sehen lassen; da habe ich mich recht wohl

[1] Von Oesterreich, Louise Beatrix, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, vermählt 1808.

[2] Der in Töplitz mit den Herrschaften gewesen war.

befunden; unter andern hat mich ein Kupfer nach einer Handzeichnung von Raphael so bewegt: die sterbende Maria. Es sind nur vier weibliche Gestalten; sie liegt so edel da, und die schönen Formen sind leblos; die fernen Gegenstände sind im Nebel, und man sieht nur, daß, wenn der Nebel sich theilte, sie das Kreuz sehen würde, an dem ihr Sohn starb; es ist etwas Ahnungsvolles, Schreckliches und Schmerzliches in diesem Moment. Das Bild hat mich innig bewegt.

Das schöne Pariser Instrument von Erard hat uns die Hoheit auch schon hören lassen; sie spielt so rührend schön; es gehört recht zum Ausdruck ihres Wesens, und ich behaupte, man lernt ihre Seele erst kennen, wenn man sie spielen hört.

Ich lege hier unsrer Henriette das Gedicht bei von Frau von Stein,[1] welches sie wünschte. Das Meergras hebe ich heilig auf. Ich bin ordentlich durch Ihre Beschreibungen so aufs Meer gerathen, daß es mir ist, als hätte ichs auch gesehen. Es muß ein eigenes tiefes Leben sein, und da muß man lernen die Hoffnung festhalten und Muth bekommen. Ich möchte wohl die Erfahrung gehabt haben, die einem eine große Seereise gibt; und ich wäre recht gern um die Welt gereist, wenn ich wieder zu Hause wäre. Die See muß ich auch noch sehen, ehe ich sterbe, und wo möglich unter Ihrem Scepter, meine Fürstin. Wenn meine Töchter erst nicht mehr festen Boden bedürfen zu ihrer Ausbildung, so kann ich auch leichter so etwas mit ihnen ausführen. Ich lasse mir von Karolinchen die Odyssee lesen, da wird sie ganz warm dabei.

Lasen Sie schon alle Briefe von Johannes Müller? Sie sind prächtig. Ueberdies habe ich Fenelons Leben gelesen und Auszüge seiner Reden, Meinungen u. s. w. Ich bin auf die übrigen Dinge begierig. So ein einfacher, reiner Mensch ist wohl nicht leicht wieder unter diesen Bedingungen des Landes und der Verhältnisse erschienen. Ueber das Studium der alten Tragiker hat er Urtheile gefällt, die ich gar nicht ahnete. Auch die Art, wie er den Télémaque behandelt, ist vortrefflich. Ich lerne

[1] Der Schäferin Klagelied. Es liegt nicht vor.

ordentlich indem ich lehre, denn Karolinchen muß auch mir Télémaque vorlesen; da sehe ich ordentlich ein, daß dieser allein hätte den Homer übersetzen können, weil seine eigene Einfachheit an die der Griechen gränzt. Auch Humes Geschichte lese ich mit großem Interesse.

Heute Abend gehe ich zur Fr. v. St. Da nur jetzt Thee's in den Zimmern sind, so werden wir nicht stets gebeten; wir haben auch robe courte an, sagt der Hoffourier, wenn er uns ohne Schleppen bestellt.

Die Frau ist recht kommunikabel gestimmt und nicht so unruhig wie voriges Jahr, und es läßt sich recht angenehm mit ihr schwatzen, lesen und leben. Ich glaube auch, ich nähere mich ihr mehr in diesen Tagen, weil ich auch leicht bewegt bin und unruhiger als sonst.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ich gehe bald auf ein paar Tage nach Rudolstadt mit der Frau. — Meine Söhne werde ich diesen Herbst leider nicht sehen. Sie wollen auf dem Rhein reisen und nach Aachen; das freut mich, wenn sie meinen alten Freund Fischenich sehen.

Wieland ist noch in Jena,[1] und es geht ihm sehr wohl.

Pr. an L. | Ludwigslust, 15. Sept. 1812.
Dienstag Abend.

Die eingesammelten Nachrichten von der östreichischen Kaiserin waren mir sehr interessant, und solch ein guter Anfang läßt mich auch noch umständlichere hoffen, aus des Meisters eigenem Munde gesammelt. Zugleich erhielt ich auch einen Brief von meinem Vater. Aus dergleichen zusammentreffenden Nachrichten hatte ich mir endlich ein Bild von jener Dame zusammengesetzt; aber leider von neuem ist mirs nun wieder zerstört, indem der Sänger Rantzau vor ein paar Tagen zurückkehrte, der auch in Töplitz gewesen war, aber mir Dinge erzählte, die gerade nicht zu meiner Vorstellung paßten

[1] Knebel an Henr. Nr. 394.

wollen; unter anderm, daß sie entsetzlich laut lacht, auch über Kindereien, von unendlicher Lebendigkeit ist, mit Begierde Alles verschlingt, was ihrem lebendigen, geistreichen Wesen vorkommt. Das Stück soll gar nicht spielbar gewesen sein und der Meister sich krank gestellt haben. Ich habe noch auf dem Herzen Ihnen zu sagen, daß ich nicht ganz so mit seinem Gedicht auf die eine Dame zufrieden bin, als Sie es mir scheinen. Mir deucht, daß er Vieles bequemer hätte ungesagt können sein lassen, ob es gleich sehr schön und vortrefflich gesagt ist. Die Oestreicher sollen gar nicht damit zufrieden sein. — Der Vandale (Kettenburg) war auch in Töplitz, ist aber noch für jetzt in Berlin. Anfänglich soll der Meister sehr gnädig gewesen sein, was ihm sehr geschmeichelt hat.

L. an Pr. Weimar den 5. Oktober 1812, früh.

Gnädigste Fürstin!

Ueber Alles, was um mich herum geschieht, vergesse ich auch meiner eigenen Sorgen nicht; und jetzt, da meine Kinder anfangen, selbständig zu werden, möchte ich recht, daß das Beste geschähe, daß sie wählen, was ihre innere Existenz befestigt und erhöht. Sie sind nicht am Rhein gereis't, wie ich dachte. Ernst ist nach Stuttgart zu Cotta, und Karl ist hier seit einigen Tagen. Er geht entweder noch nach Jena oder nach der Ruhl. Seine Lehrer meinen, er müsse jetzt das Forstwesen praktisch treiben und könne theoretisch nichts mehr leisten ohne das Praktische. Es freut mich von seinem Gemüth, daß er in der freien Natur und in einer stillen Beschäftigung sich selbst zu leben vermag; denn da kann man doch allein noch Frieden finden, und er scheut die wüschten Bergles selbst nicht im Winter. Er ist groß, breit, gesund und recht empfehlend im Aeußern, weil er sanft und heiter ist. Adolph ist auch hier und hat eine hübsche Bildung für die Gesellschaft, und ist aufmerksam und hat viel mehr Geschmeidigkeit bekommen; aber eigentlich ist er ernst und sieht nicht so fröhlich aus; man sieht, daß er schon zu viel gesehen hat, ohne es im Innern

aufnehmen zu können; denn die rechte stille Freude an der Welt fehlt ihm. Er ist groß und nicht mager, aber sein Gesicht sieht blaß aus; die Thätigkeit seines Vaters wird er nicht erlangen im Leben, und doch die hypochondrischen Ansichten des Lebens, fürchte ich. Beide Jünglinge werden morgen eine Parforcejagd mitmachen. Ich fühle wohl, daß sie die Erfahrung gern machen möchten, und doch ist es mir keine reizende; doch müssen sie Muth zeigen, haben und nähren, deßwegen kann man sie nicht abhalten.

Zwei Tage war die Herzogin von Gotha hier; sie ist so gut und freundlich, und der Ausdruck ihrer Seele liegt immer klarer in ihren Zügen.

Für unsre geliebte Herrin hier ist mir recht bange. Sie glauben nicht, wie wir Alle für sie beben, und wie ich, da ich ihr sagen darf, was ich für sie fühle, und sie jeden Ausdruck des Wohlwollens so liebend anhört, mich so recht hingezogen fühle. Neulich Abends war die Frau, die Seebach und ich bei ihr, da war es so angenehm; die M. war nur da; sie saß und zeichnete, und wir sahen Zeichnungen und sprachen. Ich habe auch einen schönen Kopf aus der Disputa von Raphael bekommen, den sie gezeichnet. Das Bestreben, sich mit seinen Talenten über den Augenblick zu erheben, ist recht rührend und ehrwürdig. Immer kann es doch auch nicht so bleiben, und die Welt muß auch wieder heiter werden, denke ich.

Die Frau ist auch recht mittheilend und liebenswürdig, wenn sie heiter und beruhigend sein will, so kann sie recht gut wirken; aber im kleinen Kreise von uns ist sie oft durch ihre lebendige Phantasie recht angreifend, und ich muß recht oft mich zusammen halten, um ruhig zu bleiben.

Gestern habe ich mich mit August (v. Goethe) lange unterhalten über die neuen Produkte der Welt, und wir kamen überein, daß wir beide eigentlich nicht leicht mehr etwas loben können von der neuen Welt; wir können es nur angenehm, gefällig finden, denn er wie ich haben in Schiller und seinem Vater einen Maßstab,

dem Wenige nur nahe kommen. Es freute mich, daß er es fühlte. Das Leben, das poetische Leben mit diesen beiden Naturen hat ganz andere Grenzen und Ansichten, als die Welt.

Der gute, alte Wieland ist recht angenehm gestimmt, und das Leben in Jena hat recht gut auf seine Kräfte gewirkt. Man merkt doch nicht, daß er achtzig Jahr alt ist, an seinem Geist.

Knebels Gedicht[1] ist recht lieblich.

In Rudolstadt war ich wieder vierzehn Tage mit der Frau, und es war recht schön; die Gegend so lieblich; die Prinzessinnen so gut; die chère mère vergnügt. Der Herr Vetter Abeken ist seelenglücklich. Die Frau kocht und plättet und will recht thätig sein.

Ihre liebe Hand küsse ich im Geist und bin ewig

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Pr. an L. — Ludwigslust den 7. November 1812, Mittwoch früh.

Heute, liebe Loloa, am heiligen Mittwoch, endige ich diese Zeilen, und soll dieß redende Zeichen meines Andenkens an Sie abreisen. Das Wetter ist heute mild, der Himmel heiter und still, hat einige bunte Wölkchen, und ich sehe im Geiste, wenn ich jetzt in der Vaterstadt wäre, noch auf dem Fürstenhause thronend, Frau von Stein über die Brücke durchwatend, Schack hintendrein mit ein paar Schuhen, zu mir zur Kaffeestunde herüberkommend, meine Loloa etwas später folgend zur Chocolade, mit der stillen Hoffnung, dem Meister zu begegnen.

Ich habe neulich mehrere Skizzen von Hackert, mit der Feder, Sepia und Tusch gekauft, welche in Berlin um wenig Geld zu haben sind und für den Liebhaber von Werth. So hat sich meine Kunstsammlung auch durch die Kupfer von Grotta Ferrata vermehrt, welche die Frau auch besitzt, und die ich mir von Rom habe kommen lassen. Es soll noch mehr folgen. Mein Schwager

[1] Auf Wieland, in Kn. lit. Nachl. I. S. 49 f.

hat mir bei der Gelegenheit auch Kupfer nach Landschaften in Fresko von Caspar Poussin, geschenkt. Alle diese Dinge haben mehr oder weniger keinen Werth als Kupferstich, die Zeichnung ist selbst oft nicht gut dabei, aber die Empfindungen, die Composition, die großen Ideen des Künstlers, die sich in ihnen aussprechen, machen Freude. Eine Art von Pflicht mache ich mir daher daraus, so viel als möglich solche Erinnerungen an die größten Kunstwerke der Menschen mir zu verschaffen, um die Erhebung des Gemüthes dadurch zu befördern.

L. an Pr   Den 19. Nov. 1812.

Gnädigste Fürstin!

Es gehört recht viel dazu, das Kindliche, Sorglose, Unbefangene in einer Welt sich zu erhalten, wo man durch so viel leidenschaftliche Begebenheiten, Ansichten verwundet wird. Und doch sind es die einzigen Dinge, wonach wir streben sollten, uns den Glauben lebendig zu erhalten, daß wir doch Kinder eines Vaters sind; auch wenn es zuweilen Brüder gibt, die wir nicht gern zu unserer Familie rechnen, doch uns ergeben, und uns bestreben, menschlich zu sehen und zu fühlen auch gegen diese. Die Vandalen sehe ich alle als meine Brüder an; aber wo anders hin, da sieht es nun mit der Verwandtschaft nicht immer so warm aus, und zumal nach den entgegengesetzten Polen der Weltaxe. Doch weine ich über alles Unglück herzlich mit; so weit habe ich es in meiner eigenen Erziehung gebracht.

Geduldiger bin ich aber doch geworden, seit Sie mich nicht mit Augen sahen, oder vielmehr ermüdeter von dem Geschäft des Lebens, das mir oft recht schwer dünkt und die Sehnsucht nach dem Lande:

„Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
„Die Scenen dieser Welt als Kinderträume schwinden,
„Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt,“

wird zuweilen recht groß. Diese Stelle ist aus dem Oberon und ist mir sehr lieb, und ist aus besseren Zeiten, wo ich die Welt noch nicht kannte, in meiner Seele geblieben.

Ich lese jetzt wieder von Kant (ganz unter uns gesprochen); „die Kritik der reinen Vernunft," die Schiller so liebte, habe ich schon einige Morgenstunden studiert; gestern Abend wollte ich es thun, und da fiel mir auf einmal alles Poetische ein, was mir lieb war; ich saß, hatte die Kritik neben mir liegen und deklamierte laut aus der Jungfrau, und mußte über mich lachen, daß die Poesie doch eigentlich das Glück meines Lebens ist, und nur wenn ich nicht empfänglich dafür bin, bin ich unglücklich.

Die Frau kommt in ein paar Tagen zurück und will die nächsten Wintermonate hier bleiben; wenn sie nur ruhig ist! Ihre Frau Schwägerin hat ihren Umgang gern und freut sich, daß sie kommt. Auch hat Ihr Herr Bruder Vertrauen zu ihr, und sie thut, was sie kann, ihn und Alles um ihn zu beruhigen. Ueber die andere ältere Freundin[1] könnte ich Ihnen Manches sagen; sie sieht mit dem besten, edelsten Willen nicht klar über Manches und will Gesinnungen fordern, die in diesen Verhältnissen nicht möglich sind.

Am Dienstag war ich recht glücklich, da war ich mit Fr. v. Stein, Henriette S.(eebach) und Waldner, der Wedel, Ami und dem andern männlichen Hofstaat bei Ihrer Frau Schwägerin. Sie hat wie ein Engel gespielt, so daß ich es ordentlich gar nicht vergessen kann.

Ich hoffe, Sie haben nun das Leben des Meisters. Der zweite Theil haucht mich ordentlich südlich an, und ich bin zu Hause in Straßburg, sehe den Münster, und alle Gegenstände, die ich auch sah, werden wieder lebendig. Ich will auch den Landpriester von Wakefield wieder lesen.

Im Morgenblatt fand ich, daß der Salzmann, von dem der Meister erzählt, neunzig Jahr alt geworden und jetzt erst gestorben

[1] Frau v. Stein.

ist. Was er über Herder sagt, ist so schön; die Schilderung seiner Schwester ist auch vortrefflich. Ich habe aufs Neue Schutz und Trutz in mir erneuert und reiche meine Rechte nach der Ostsee hin zu der Ihrigen. Im ersten Theil habe ich die theologischen Ansichten so gern (ich las sie gestern erst wieder), die Geschichten der Patriarchen, wie er sagt, wie sie mit Glauben ausgezogen und als Kinder Gottes gehandelt haben. Wir machen uns diese beseligenden Ideen nicht bekannt genug; denn den Glauben, den die Erzväter hatten, sollen wir auch festhalten. Ich darf Ihnen wohl so sprechen?

Bei Knebel, der doch ein bischen ein Heide ist, aber weniger, als er es selbst meint, käme ich in Verdacht des Katholicismus, denn er hat neulich geschrieben, ich sollte mich davor hüten.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust den 5. Dezbr. 1812, Sonnabend Morgen.

Knebel schrieb auch neulich, daß er (Goethe) in Jena gewesen,[1] und in einer milderen und mittheilenderen Stimmung als je, selbst für Knebel bei einigen Gelegenheiten äußerst wohlthätig. Die Herzensgüte und Billigkeit, die man in seinem Leben bei ihm findet, habe ich ihm immer zugetraut, wenn er zuweilen den Menschen nicht so erschien. Was er sagt, daß man die Menschen gewöhnlich alle für gesund hielte, und was er davon ableitet, ist so wahr, wie überhaupt ein unermeßlicher Reichthum von treffenden und aus der Wahrheit ergriffenen Bemerkungen in diesem Buche[2] enthalten sind.

Freitag früh den 18. Dezember 1812.

Eigentlich hätte ich meinen Brief mit einigen Exklamationen anfangen mögen. Erinnern Sie Sich noch eines Sommerabends,

[1] An Henr. Nro. 598.

[2] Dem zweiten Bande von Wahrheit und Dichtung.

wo Sie mit der chère mère in der Geisblattlaube bei uns waren? Gestern dachte ich wieder recht lebhaft daran und freute mich sehr. Wie froh wird es der Person, die wir lieb haben, wohl ums Herz sein! Wie froh und dankbar wollen wir nicht sein, wenn sich bestätigt, was zu kommen scheint, ein neuer Tag. Beste Loloa, ich möchte Sie da haben und drücken, um auch handgreiflich meine freudigen Hoffnungen an Ihnen äußern zu können.

L. an Pr. Den 31. Dezember 1812.

Gnädigste Fürstin!

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sonderbar ich in dieser Zeit bewegt war; so viel Gefühle des Wohlwollens, der Liebe, die ich fühle, die ich empfing; so viel Hoffnungen, die ich nähre — Alles setzt mich in einen erhöhten Zustand. Zudem die Nähe meines braven Karl; die guten Nachrichten von Schulze über Ernst, der die Weihnachtsferien bei ihm zubrachte; so viel Anderes, was mein Herz bewegte. Dabei Ifflands Spiel, das mich innig ergriffen; seine Treue, seine Anhänglichkeit an Schiller, an mich; die Sorge um seine Gesundheit; Alles bewegte mich. Sie können nicht glauben, wie er gut ist. Ich bat ihn gestern, um in Angelegenheiten zu rathen, die meine Finanzen in B. betreffen. Da wurde ordentlich sein Gesicht wie erleuchtet, daß er glaubte, mir etwas nützen zu können. Gott erhalte ihn! Er war so krank, daß man öfter für sein Leben fürchtete. Er ist älter geworden, und man sieht sein Leiden in den Zügen. In Darmstadt wurde er krank an der Fußzehe und mußte vier Wochen liegen. Jetzt ist es besser, aber doch leidet er noch, und ich fürchte mehr als er sagt.

Ich habe den leeren Platz von Ihnen und der geliebten Henriette in der Loge immer mit Schmerz angesehen; aber jetzt doppelt, denn ich würde gern mit Ihnen den Genuß getheilt haben, so etwas Großes, wahrhaft Genialisches zu sehen; denn dieß Talent ist einzig; so recht in alle Lagen, die er will, versetzt er die Zuschauer, und der große Verstand, mit dem Alles kalkuliert ist, ist

ungeheuer, unaussprechlich, unendlich; ich muß die Worte meiner kurzen Ehe leihen, um Alles auszusprechen. Er hat in Clementine den Vater gespielt, der seine Tochter aufgegeben, weil sie eine Leidenschaft zu einem Mann hatte, der sie verführte und entführte. Das Stück beginnt, da der Vater acht Jahre vertrauert hat und nur noch in der Kunst eine Art Leben findet. Ein Maler mit seiner Frau kommt ins Haus, und diese Frau ist Clementine. Alle Nüancen des Herzens spricht er aus, die Liebe und Haß erzeugen, und die Verlassenheit des Zustandes, die Heftigkeit des Charakters, den er bekämpft. Es ist unaussprechlich, was er hineinlegt.

„Selbstbeherrschung" kennen Sie. Da war er Constant; ich liebe ihn eigentlich doch in würdigern Rollen, oder in ganz komischen.

„Künstlers Erdenwallen" ist ganz possierlich. Es ist von Julius Voß. Die ganze Existenz eines Poeten der niederen Klasse eines Schriftstellers ist darin gemalt meisterhaft; wie der Magister Lämmermeier (dieß war Iffland) einen Buchhändler für sich zu haben glaubt und sagt: „Was wollen Sie, daß ich schreibe? Wollen Sie für oder wider die Juden? Wollen Sie allemannische, altdeutsche Lieder? Wollen Sie über Sophokles? Ich schreibe Alles, wenn ich Geld habe;" das hat er vortrefflich gesagt. Falk, Werner sind die Besseren, die doch auch dahin neigen. Aber die Andern, die er alle spielte, und wozu man die Originale gesehn zu haben glaubt, sind unzählig. Eine ganze Wirthschaft der Art hat er ausgedrückt, hatte einen Schlafrock an mit großen Lappen aufgeflickt. Zuletzt versetzt er einen jungen Menschen selbst und kommt in seinen Kleidern und sagt so gutmüthig dreist und breit: „Ich habe den ganzen Kerl versetzt!" Das ist gar zu komisch. Lesen Sie das Stück; es ist auch die musikalische Existenz der Künstler niederer Art ausgesprochen. Der Jude nach Cumberland ist eine klassische, plastische Rolle für Iffland, die er so vortrefflich gab, daß man nichts mehr darüber sagen kann. Don Ranudo de Colibrados hat er eigenthümlich, aber nicht so liebenswürdig gegeben, als sein Charakter

sich in guten Rollen ausspricht. In der Lästerschule war er der Baron, da war er allerliebst, im Kaufmann von Venedig als Shylok unübertrefflich. Es that mir so wohl, den Shakespeare wieder zu vernehmen, nach den Kotzebueiaden, die immer nur ein Talent wie Iffland ausschmücken kann. Gestern gab er den gutherzigen Polterer, nach Goldonis Bourru bienfaisant, auch prächtig. Wenn man hier nicht wie an vielen Orten lieber Lustspiele sähe, so hätte ich ihm mögen wünschen, daß er den Tell, den er so liebt, oder den Wallenstein gegeben hätte.

Nun zu einer andern Zeit sage ich Ihnen mehr darüber. — Knebel ist auch recht glücklich gewesen,[1] und der Meister ist erfreut und hat J. sogleich empfangen, das freut mich.

Ich hatte Besuche von Rudolstadt im Hause, die Röder und meine Henriette drei Tage. Die übrigen Tage hatte ich so viel Visiten, daß mir die Stelle aus der berühmten Frau einfiel, es sah aus, als wäre ich auch berühmt. Kaum ist der Morgen grau, so krachen schon die Treppen ꝛc. Denn ich schlief gewöhnlich etwas lang, dann kamen Visiten; dann hatte ich mit Bescheeren zu thun, dann mußte ich nach vier Uhr schon daran denken, ins Theater zu gehen, um nur Platz zu bekommen. Es waren am dritten Feiertage 945 Menschen darin, und geschlagen, gepreßt haben die Weimaraner als ächte kraftvolle Menschen.

Am ersten Feiertag ist die Orgel eingeweiht worden, wo prächtige Musik war, von Haydn das Kyrie eleison, von Müller eine sehr hübsche Cantate und das Te Deum von Hasse; es war sehr schön.

Ihre treue

Lolоa.

Den 17. Jänner 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich soll Ihnen nach dem Wunsche unseres guten Wieland schreiben, daß er Ihnen vielleicht so bald nicht schreiben würde,

[1] An Lenr. Nro. 600.

denn er ist krank, ich fürchte bedeutendet als seine Kräfte es vielleicht aushalten. Wenn man achtzig Jahr alt ist, so ist jeder Tag freilich ein Geschenk, und wir müssen Alles erwarten. Ihn selbst gesehen habe ich nicht, aber ich war bei seinen Töchtern, und er ließ sich eben vorspielen von seiner Enkelin. — Vor acht Tagen war er wohl und heiter. Auch vor vierzehn Tagen, wo ich mit meiner Schwester bei ihm war, da war er so heiter, so graziös und ordentlich verjüngt. Es scheint, es war ein Schlag, der ihn vor acht Tagen befiel. Ich habe keine Ruhe in mir und habe auch keinen Glauben an seine Genesung. Wie er uns Allen fehlen wird, die ihn lieben, zumal auch einer uns geliebten Person! Man war so an sein Leben gewöhnt, an sein Dasein unter uns! Und doch hat er das schönste, längste Alter erreicht, und wir müssen nur uns beklagen, wenn er leicht und sanft einer Welt entrückt wird, die im Grunde so wenig Freude hat!

Die chère mère ist seit zehn Tagen hier und küßt Ihre lieben Hände. Bei mir ist der Sammelplatz; wir essen mit der Frau zusammen hier, trinken Thee, lesen und besorgen vielerlei, denn Karl reist nach der Ruhl[1] wieder ab, und Karolinchen mit der chère mère auf einige Monate nach Rudolstadt, da bin ich und das Pathchen allein, und es geht mir eigentlich wie dem Harfner in Wilhelm Meister. Mir dünkt, ich könne nur im Grabe recht allein sein; und ich bin gern allein, obgleich ich meine Familie so herzlich liebe. Aber ich lebe so viel allein im höhern Sinn des Worts; genieße Manches nur allein, die Erinnerungen, wie die Gegenwart; und es verstehen so Wenige meine inneren Gedanken und Gefühle, daß ich nur unter den Bildern meiner Lieben und in dem kleinen Raum meines Kabinets recht mich fühlen kann.

Ich bin auch um den Meister in Sorgen gewesen, aber nur kurze Zeit. Er bekam eine Art Kolik. Gestern war er in der Zauberflöte, die recht gut ging, und dadurch, daß das Theater mehr Tiefe hat, haben auch die Dekorationen an Größe gewonnen.

[1] Zum Oberförster König.

Der Ami Einsiedel war auch krank. Nur wir Damen sind frisch und treiben unser Schiffchen auf dem Meer des Lebens, nicht ohne Sturm, doch mit unthätigem Sinn.

Ich will jetzt, wenn ich allein bin, wieder recht in Fenelon lesen; Sie besitzen wohl seine Schriften alle? Es sind wunderschöne Dinge darin.

Sur l'éducation des filles. Conseil à un jeune roi u. s. w.

Ihre unterthänige

Loloa.

W. den 21. Jänner 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich muß Ihnen heute ein Wort sagen, mein Herz treibt mich, ob ich gleich lieber schwiege, denn ich möchte Sie nicht gern betrüben; doch kann ich nicht schweigen, und Sie werden fühlen, daß ich auch das Traurige Ihnen ungern sage. — Diese Nacht um 12 Uhr ist unser Wieland in eine bessere Welt eingegangen. Die Schwäche war zu groß; seine Natur konnte den Schlag nicht überstehen. Am Dienstag Nachmittag war ich dort; sah ihn nicht selbst, sondern nur die Töchter. Es war der kritische Tag, der aber ungewöhnlich leicht vorüber gegangen, und er hatte selbst Appetit wieder und bestellte sich Essen. Ich hatte Glauben an seine Natur, die sich ungewöhnlich immer zeigte, und hoffte auch diesmal noch, aber vergebens! Gestern wurde er immer schwächer, und doch sprach er mehr als gewöhnlich und trank selbst eine Tasse Kaffee allein mit Kräften. Aber es war das letzte Auflodern der Natur! Wie viel verlieren wir Alle! Bei seinem Alter diese Grazie, diese Liebenswürdigkeit! Und je länger er lebte, je mehr empfand man die Hoffnung, er könne immer leben!

Die liebe Hoheit verliert auch so viel. Sie hatte ihn in den letzten Jahren so viel um sich, und sein immer heiterer Geist sah die Verhältnisse des Lebens so klar. Indem sie selbst leidet, denkt sie noch so großmüthig fremde Leiden zu lindern. Ihnen darf ich

es vertrauen. Hier sage ich es Niemanden. Sie hat mir eben dreihundert Thaler gesendet, die ich der Louise geben soll.

Ach was mich der Prinz Georg[1] schmerzt, kann ich Ihnen nicht sagen! Sie wissen meine Liebe für diesen Prinzen, für den Vater!

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ Diese Verbindung war so glücklich und so recht aus Liebe geschehen; und nun ist Alles abgerissen, abgebrochen! Es schmerzt mich lang keine Begebenheit so sehr. Es fällt mir tausendmal die Stelle über Max ein:

„— — — — und abgeleitet ist
Auf das geliebte, reine Haupt der Blitz.“

Die armen kleinen Prinzen sind nun der einzige Trost der armen Mutter!

Ach so jung, einer so bangen, trostlosen Existenz entgegen zu sehen mit der ewigen Sehnsucht! Das Leben ist recht schreckhaft oft. — Wohl denen, die hinweg sind.

Den 26. Jänner 1813.

Gnädigste Fürstin!

Der Tod des Vandalen[2] hat mich sehr betäubt, auch betrübt, denn es ist schade, wenn Talent, Geist und Fähigkeiten aus der Welt verschwinden und ohne Spur bleiben. In Ihrem Kreis muß er sehr fehlen; denn das Mittheilen ist viel werth, und immer Jemand zu wissen, dem man Gedanken mittheilen kann, ist auch eine Gabe des Himmels, denn viele Menschen denken eigentlich gar nicht und schwatzen zum wenigsten, als ob sie nichts denken könnten. Menschlich ist er glücklich, daß er ohne beweint zu werden weg geschwunden ist; denn das Leben ist eigentlich nur durch Liebe etwas werth. Ich konnte mir ihn auch in menschlichen Verhältnissen

[1] Von Oldenburg, Schwager der Großfürstin; an Knebel S. 92.
[2] Kettenburg.

nicht denken; mutterlos, bruderlos, kinderlos schien er mir. Und doch war das Letzte wohl nicht?

Gestern ist unser Wieland nach Osmannstädt gebracht worden. So einen Ruheplatz finde ich tröstlich und hoffe diese Ruhe noch vom Glück, daß ich ein Plätzchen besitzen soll, wo ich die heiligen Reste Schillers pflegen kann, mich auch dazu denken kann und in der großen Natur, wo die Sterne nur leuchten und die Sonne, ruhen werde. Einsame Vögel werden im Winter in den Zweigen der Bäume sich wiegen, und still gehe der Wanderer vorüber und weinende Liebe. Ich finde das Sterben recht süß, und Sehnsucht überfällt mich nach dem besseren Lande. Aber so geräuschvoll und mit so viel liebeleeren Menschen umgeben möchte ich nicht zur Ruhe gebracht werden. Man hat ordentlich Komödie gespielt; und Bertuch wird es recht prangend beschreiben. Unser Meister soll eine Trauerrede für die Loge arbeiten, die gewiß schön wird. Er ist vor mehreren Wochen bei dem alten Freund gewesen, und Beiden war wohl zusammen. Auch war Wieland über den zweiten Theil entzückt;[1] das freut mich und gibt noch eine freundliche Erinnerung und Nachklang des Lebens.

Für den Meister zittre ich eigentlich und möchte es nicht erleben, und doch ist es wahrscheinlich. Meyer sagt, er sei wohl, und es gehe ihm gut. Seit dem schönen Gesang bei ihm sah ich ihn nur von weitem.

Gestern früh hatte ich eine schöne Stunde bei unserer lieben Freundin. So, hat sie befohlen, soll ich sie nennen. Sie will von mir Details wissen über die W. Familienverhältnisse. Da haben wir viel gesprochen über Vieles. Man kann recht von Herzen jetzt reden, denn man darf ihr sagen, wie man sie liebt. Ich erfülle so gern ihre Aufträge, Wünsche, und mit dem strengsten Gefühl der Pflicht und Feinheit, und möchte, daß diese nie, nie gegen sie verletzt werden könnte. Ich bin recht ermattet von inneren Gedanken und Hoffnungen und Täuschungen und wirklichem Schmerz; denn die vielen Trauerbilder trüben mein Gemüth.

[1] Worin er selbst gewürdigt wurde.

Ich bitte Sie, geliebter Engel! lesen Sie doch die Uebersetzung der Aeneide von De Lisle; ich habe gestern mich ordentlich daran erhoben.[1]

Ihre treue, unterthänige

Lolca.

Weimar, den 11. Februar 1813.

Gnädigste Fürstin!

Die Oper zu Ihrer Frau Mutter Geburtstag ist eine der schönsten als Musik, die existiert, Agnese, von Paer.

Den Sonntag, damit ich nicht zu weitläufig werde, war ein schönes Concert, wo allerlei Schönes zum Vorschein kam. Die idyllische Cantate des Meisters kennen Sie wohl? Man wollte sie nicht durchgängig verstehen; doch habe ich das Wort geredet. — Boyneburg hat meisterhaft eine Fantasie von Beethoven gespielt, die auch erzählt werden muß. Zuerst beginnt das Klavier allein, und die Violinen antworten auf das Thema; so kommen immer mehr Instrumente dazu; es wird ein Chor, und zuletzt vereinigen sich sogar die Stimmen, und ein fröhlicher Chor schließt das Ganze. — Aus Iphigenia sang Stromeyer und Molke ein schönes Duett. — Jagdchöre aus den Jahreszeiten und allerlei Schönes wurde gehört, und von mir dankbar gehört; denn die Musik ist mir eine große Freude.

Montag war das Stück zu Ihres Herrn Bruders Geburtstag: drei Stücke, So waren sie, So sind sie gewesen, und So sind sie. Die Ritterzeiten machen den Anfang; diese sind aber nicht geistreich behandelt. Alsdann kommen zweihundert Jahr nachher. Es sind drei Stücke; jedes in einem Akt. Da kommen nun die Hoffitten, die Reifröcke, worüber ich recht gelacht habe. Die neuere Zeit im dritten Stück ist recht unartig, gottlos und verrückt. Man sieht ein Bischen die Familie der Bettina. Es geht auch ein Gespräch, der Verfasser hätte die Bettina bei dem naiven Mädchen, die Alles

[1] An Knebel S. 99.

Du nennt und Guitarre spielt und sich ganz kindisch anzieht, im Sinne gehabt.

An Ihres Herrn Bruders Geburtstag war wieder eine schöne Musik, wo eine Serenade, ihm zu Ehren zugestutzt, vortrefflich gesungen, und überhaupt auch schöne Duetts, und vom Kapellmeister Müller schön gespielt wurde. — Zum Souper blieb ich, weil ich auch gern den Grafen Hochberg gesehen, der ein Freund von Karl ist.[1]

Der 3. Februar, welcher der Geburtstag unsrer lieben Prinzeß Marie ist, wurde mit einem Kinderballet gefeiert.

Am vorigen Dienstag, vorgestern nämlich, war ich recht glücklich bei der Hoheit; da waren nur die Waldner, meine Schwester, Meyer, die Mazelet, Ihr Herr Bruder. Wir sahen Kupferstiche an: das Musée Napoléon, wo sehr schöne Kupfer sind, und man die Idee der Compositionen erhält. Meyer erklärte der Hoheit andere Sachen von d'Agincourt. Ein kleines heiteres Souper beschloß den Abend und Alles war gemüthlich, heiter; keine Dame des Hofes noch Herr war dabei, und die liebe Hoheit im weißen Gewand, ganz häuslich, saß unter uns und war lieb und mild. Sie ist doch gewiß das liebenswürdigste Wesen und so gut; man muß sie innig lieben und ehren und ihr mit dem herzlichsten Antheil ergeben sein.

Die Dienstags-Musik ist der Trauer wegen noch verschoben. Schreiben Sie doch bald einige Worte!

Wir haben auch wieder einen gefunden, der ein Manuscript in der Tasche trägt, da der Vandale geschieden. Gestern früh hat Gersdorf uns vorgelesen, der Frau und mir, was er übersetzte aus dem Sophokles. Der Oedipus Tyrannos wird der Hoheit Geburtstag zu Ehren Montag gegeben. Gersdorf hatte nur einige Scenen daraus übersetzt, und sehr klar und gut. Er ist recht klug und voller Geist und Geisteskraft; nicht immer graziös, aber klug.

Der Meister ist nicht krank; doch flieht er die große Welt und hält sich zu Hause, ist unsichtbar bei den Festen, weil er ohne

[1] Von Heidelberg her.

Stiefel nicht gehen darf. Er schafft aber am 16. auch etwas. Ich werde ihn bald wieder besuchen, denke ich. Der Sohn, der gar klug ist und artig, sagte mir neulich, daß, da er nun 63 Jahr alt sei (das will mir gar nicht glaublich scheinen), so müßte er sich schonen, und in Gesellschaft verdürbe er sich so leicht, weil er sich vergäße. Das ist nun wohl gut für ihn, aber nicht für uns!

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

W., den 25. Febr. 1813.

Gnädigste Fürstin!

Selbst das Theater hat seinen Tribut abgetragen und vor acht Tagen den Oedipus uns gegeben, der mich recht erschüttert hat; obgleich der Herr Klingemann so viel wie möglich den griechischen Geist verweht hat und dadurch, daß er nicht genug meditieret (?) hat, so ist ein Anstrich von Schrecken mehr in das Ganze gekommen, ohne das Hohe der Griechen zu ahnen. Ich wollte, der Meister, dessen Ansichten ich übrigens sehr ehre, hätte lieber die Uebersetzung von Stolberg geben lassen; mit sehr wenigen Opfern hätte er sie verkürzen können, und man hätte das Bild der alten Tragödie rein in sich aufgenommen. Da unsre geliebte Freundin ohnehin nicht diesen Genre liebt, so hat es mich ordentlich gepeinigt. Von der Trauerloge wird Ihnen Ihr Herr Bruder berichtet haben. Die Frau und ich haben unsre Wünsche ausgesprochen, aber vergebens! Es durften nur Frauen von Maçons, noch dazu nur von hiesigen dabei sein. Ich als die beste Freundin Wielands, die ihn in den letzten Jahren am meisten sah und mich seiner Freundschaft rühmen konnte, hätte wohl tiefer gefühlt, was da vorging, als manche Dame, die entweder nur da war, um da zu sein, oder nur in leeren Acclamationen auszubrechen. Selbst die Frauen der Todten haben es vielleicht als ein Opfer angesehen, da sein zu müssen. Dieß waren meine Gedanken, und hätte ich der dicken Hälfte [1] für

[1] Frau v. Goethe.

eine Schaale Punsch für diesen Abend ihr Recht abkaufen können, wie Esau um ein Linsengericht seine Erstgeburt, so glaube ich, wären wir Beide an unserm Platz gewesen.

Doch zu den Begebenheiten des Tages.

Gestern wurde wieder der 24. Februar gegeben; den kann ich nicht mehr sehen. So ein geschlachtetes Huhn bedarf's jetzt nicht, um die Schrecken im Gemüth zu erwecken und zu vermehren; denn ruhig bin ich gar nicht, doch gefaßt im Gemüth und ergeben. Aber die Frau, die gleich für alle Vorstellungen, die sie schrecken, als Heilmittel die rollenden Räder ergreift, steht immer auf dem Sprung und quält sich mit Vorstellungen und Erwartungen. Ich sehe nicht auf die Erde, sondern gen Himmel. Es sind viele Wolken aufgethürmt, doch hoffe ich, ist der majestätische Ettersberg nicht hoch genug, daß die Wolken sich da anstemmen und brechen und über uns sich ausgießen; da könnten wir in unserm Ilmthale wieder an Ueberschwemmungen leiden. Wir wollen sehen, was die milde Luft thut, und vielleicht haben wir Frühling, ehe wir's denken, und die schwarzen Dünste vergehen, die uns noch Kälte prophezeihen.

Die Verse an Wieland sende ich Ihnen; die Präsidentin Fritsch hat sie mir gegeben; sie sind vom guten Horn und sehr fein gefühlt und ausgesprochen.

Ich sende Ihnen nächstens auch das Gebet, welches er am Dankfest gehalten, und wo er so schön über die Hoheit spricht. Es wird eben abgeschrieben.

Ich habe jetzt eine Lektüre, die Sie vielleicht schon längst kennen; es ist Mathilde von Mme. Cottin.[1] Es hat mich lange nichts so gerührt.

Unsre Freunde hier sind ziemlich wohl. Frau von Stein hat gestern bei mir Kaffee getrunken. Die kleine Schwägerin hat wieder ein zerrissenes Herz, denn sie fühlt die neue Trennung,[2] die

[1] An Knebel S. 108.

[2] Von dem Gesandten?

sie erduldet. Das arme Herz hängt an gar zu viel Vergänglichkeiten noch und strebt doch nach dem Himmel.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Den 27. März 1813.

Den 12. kamen die ersten Kosaken hier an: ein russischer Officier mit ein paar Mann Eskorte, der eine Art von Auftrag hieher hatte. Leicht werden Sie denken, wie interessant es für Alle war, wie eigen, ein Müsterchen derjenigen mit Augen zu sehen, die jetzt, wie es scheint, der Welt eine andere Gestalt geben wollen. Den 12. Sonntag kam Oberst Tettenborn an der Spitze mehrerer Kavalleristen hier in loco angesprengt. Der Einzug seiner ihm folgenden Kavallerie, meistens aus Kosaken bestehend, war unter Musik und Gesang. Das Ganze war äußerst abenteuerlich durch Anblick, Umstände, Zeit und Stimmung, und unvergeßlich. Der Stab blieb die Nacht hier, die Truppen gingen Abends schon weiter. Wie es bei unsern Nachbarn, den Hansestädtern, aussieht, werden Sie wohl wissen und die frohen Aeußerungen einer sich bewußten Freiheit kennen. Alle diese Seestädte glauben von Neuem zu leben. In der unsrigen, muß ich Ihnen doch sagen, wurde von den Schiffern, als sie die Stadt durchzogen, Schillers Reiterlied gesungen. Heute Morgen rückte hier die Garde aus mit Jubel nach Hamburg; Viele sollen nachfolgen, die sich freiwillig stellen werden, und dieß mit Lust und Freude. Gestern waren wieder fremde Truppen über die Elbe gekommen, aber vom Volke zurückgewiesen worden; man erwartete sie auch in hiesiger Gegend, 500 Bauern waren bereit, sie in Empfang zu nehmen.

L. an Pr. Den 10. April 1813.

Gnädigste Fürstin!

Die Trennung von unsrer geliebten Freundin [1] ist mir sehr schmerzlich, und mein Herz ist davon ergriffen.

[1] Die Großfürstin war am 7. nach Böhmen abgegangen.

So löset sich Alles, und wenn ich bedenke, wie viel ich an dieser Stelle schon verlor und doch immer noch lebe und leben soll für meine Kinder, so komme ich mir wie ein abgeschiedener Geist vor, der nur noch eine Zeit der Prüfung überstehen soll. Es ist eine eigene unharmonische Stimmung in meinen alten Verhältnissen, und ich fühle immer, daß Treue und Liebe, Dankbarkeit und Glauben in meinem Herzen wohnen und von außen selten Anklang finden; denn wer so leicht irre werden kann, liebt nicht — wie ich. Ich gehe am Ende in die wüschten Bergles zu meinem Karl, um Frieden zu suchen.

Die Rede vom Meister ist meisterhaft; so klar, schön, billig, verständig und mit so viel Geist.

Denken Sie, daß ich neulich in dem Tannengang an seinem Garten ganz einsam ging; da begegnete ich ihm; er war so freundlich, lieb und gut. Wir sprachen über seine Rede, die ich eben gelesen hatte, und er nahm mich mit in sein Haus, welches eben ganz ausgereinigt war. Ich sah den prächtigen Jupiterskopf, den er jetzt besitzt, und es sind recht die ambrosischen Locken, die der Vater der Götter schüttelt in der Ilias, ausgedrückt.

Etwas Nürnbergisches habe ich gesehen, welches unsre Henriette gefreut hätte, die Apostel; einer davon, Petrus zumal, die am Grabmal des heiligen Sebalds in Bronze waren. Es ist ein Geist der Einfachheit darin, der wundervoll ergreift. Der Künstler, der sich selbst mit seinem Schurzfell und Hammer abgebildet, ist so naiv, so lebendig. Entsinnt sich unsre Henriette des berühmten Entenmannes[1] am Brunnen? Da hat unser Meyer einen sehr hübschen Brief erfunden, den der Entenmann geschrieben haben soll an den Meister, der eigen einmal eine Reise nach N. gerichtet, um den Entenmann wieder zu sehen und ihn nicht fand! Er hat nämlich das Eigene, daß er erscheint und verschwindet. Manche Reisende sehen ihn, manche nicht nach der Fiktion. Der Brief ist so launig, so graziös; Sie sollen ihn, hoffe ich, sehen.

Ihre ewig treue, unterthänige

Loloa.

[1] Das Gänse-Männchen.

W., den 8. Juni 1813.

Gnädigste Fürstin!

Die leeren Räume des Schlosses, die leeren Räume des Landschaftshauses kontrastieren recht mit der Blüthenwelt, die im Gärtchen sich über die Gänge legt. Wie ein rother Teppich liegen die Jelängerjelieberblüthen über der Wand. Ach ich werde, so lange ich athme, mich nicht in die Trennung von Ihnen finden! Beruhigen kann mich der Gedanke an Ihre Zufriedenheit; aber deßwegen ist doch die treue Loloa allein, wo sie Sie nicht erfassen kann!

Ein langer Brief liegt seit zehn Wochen beinahe versiegelt für Sie da, denn die Post wollte ihn nicht annehmen. Er soll noch einst erscheinen.

Der erste Federzug Ihrer geliebten Hand soll mir wohl thun. Ich küsse die liebe Hand, lege sie an mein Herz.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ich habe recht viel Unruhe in meinem Hause dann und wann, aber ich kann nicht nachgeben und bin recht trotzig. Ich mußte beinahe drei ganze Compagnien unterhalten! Beutel und Kräfte und Freude leiden; und ich kann oft keinen ruhigen Gedanken festhalten, nicht meine gewohnten Beschäftigungen treiben.

Daß der Meister nicht hier,[1] ist mir sehr lieb. Er ist auch zu angegriffen, um zu viel zu hören. Mein Segen folgt ihm.

Den 10. Juni 1813.

Es geht in der Welt wie in „Tausend und eine Nacht" zu, und man kann das Natürliche kaum begreifen, und geschweige das Wunderbare. Doch waltet oben ein heiliger Wille, und dieser wird die Welt lenken. Ich kann nicht sagen, wie mich jetzt zuweilen die Worte des Glaubens ergreifen.

Ach, der 9. Mai ist traurig, ohne Liebeszeichen meines guten Schutzgeistes hingegangen! Ich habe die Braut von Messina gelesen

[1] Er war am 17. April nach Töplitz abgereist.

an diesem Tag; die fühlt man jetzt recht tief, und die Chöre deuten uns das Leben, das eigene Leben.

Aus den wüschten Bergles werde ich Ihnen auch sagen, wie und wie oft ich Ihrer gedenke, gnädigste Prinzeß. In 14 Tagen vielleicht bin ich dort.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Ruhla, den 6. Julius 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich muß meinem Herzen Luft machen, muß Ihnen ein Wort hinwerfen auf dieß Papier; ob ich gleich nicht weiß, wie bald diese Worte zu Ihnen kommen. Sie ahnen, was ich fühle, was ich verlor durch unsre ewig geliebte Henriette.[1] So schmerzlich süß war es mir, Ihre geliebte Handschrift zu sehen, und doch so trauervoll der Inhalt nach so langer Entbehrung! Ich ahnete es und fühlte mich schon einsam im Geist, und es war mir, als fühlte ich ihre schöne Seele aus andern Regionen mir nahe. Ach, ich liebe Sie zu sehr, um nicht auch ohne Worte die Schmerzen zu ahnen, die Ihr liebes Herz treffen können. Wir sind uns nicht fern, geliebter Engel! auch selbst wenn das Leben mich von Ihnen reißen wird. Wie uns unsre guten Schutzgeister nicht verlassen, die nun vereinigt sind, könnten wir auch vereinigt über sie weinen! Ach, die Welt ist so trübe, daß jede Aussicht, jeder Wunsch im Herzen erstickt, indem er aufkeimt. Wir sehen nicht mehr in dem Heute das Morgen, sondern sollen nur das Gestern sehen, was gewesen.

Ich bin seit 14 Tagen hier in den schönen Buchenwäldern, wo ich mit Karl bin, wo ich auf die Berge gehe und in die blaue Ferne blicke. Der Himmel ist nur unfreundlich oft, und die Kälte in den Bergen dieses Jahr fühlbarer.

[1] Die Prinzessin hatte L. den in der Nacht vom 13.—14. Juni erfolgten Tod Henriettens am 19. Jnni angezeigt.

Nach Wilhelmsthal konnte ich noch nicht; ich gehe aber nächstens hin und will dort unter Ihren Fenstern Ihrer und unsrer geliebten Henriette gedenken. Ach, daß ich sie mir aus dem Schattenlande herüber rufen muß! So sanft, wie sie selbst war, ist auch der Schmerz um sie, und ewig tief und bleibend, wie man sie lieben muß. Man könnte nicht laut klagen und weinen; es ist, als wenn ihr Geist uns noch besänftigen wollte, wie er es im Leben that mit so viel Anmuth.

Die Frau ist auch hier mit Adolph; sie ist länger schon hier als ich; sie theilt unsre Gefühle und liebt Sie innig. Sie sind oft mit uns in den Wäldern, und manche leise Sehnsucht und mancher Wunsch und Hoffnung steigt für Sie in unsern Herzen auf, theure, geliebte Prinzessin!

Meine Nerven waren gar zu sehr angespannt, und die Stille mir nöthig; denn ich hatte in meinem Hause gar zu viel zu thun, und die Stadt war durch die vielen Gäste so laut, so unheimlich, daß ich schon mich leichter fühlte, als ich nur die Trommel nicht mehr hörte. Auch bade ich in der eisenhaltigen Quelle, und ich finde, daß sie recht stärkend ist. Die ländliche Stille, und daß Niemand von Gesellschaft spricht, thut auch wohl, und die grünen Berge mit den schönen Buchen auch.

Gestern Abend, als ich über das Thal weggegangen war und nach Hause kam, fand ich Ihren geliebten Brief. Sie konnten mir nicht zu viel sagen, und ich küsse Ihre liebe Hand dafür. Es ist wohlthätig im Andenken auch der Schmerzen zu leben. — Bitten Sie Boschen, mich nun auf der Welt auch um Henriettens willen zu lieben, bis wir Alle dahin kommen, wo die Liebe nicht weint! Wenn Boschen Kraft und Muth hat, so soll sie mir noch einmal die Freundschaft erzeigen und vom Anfang der Krankheit sprechen und von der geliebten Kranken Worten. Ich habe mich öfter im Geist an ihr Bette gedacht, und Boschen hat auch aus meiner Seele ihr erzeigt, was ich so gern gethan hätte. Der Bruder wird es recht schmerzlich fühlen; er war eben den 13ten

bei uns in W. und war so herzlich und gut; ich konnte ihm nicht sagen, was wir vielleicht fürchten könnten. Er hat ein eigenes Schicksal, daß er noch in solchem Alter Vater sein soll. Seine Frau sollte zu Ende Juni niederkommen, in dem Alter; und da sie so lang Pause gemacht hat, ist es immer ängstlicher; das Kind oder die Mutter werden leiden. Ach, wenn so viel Schönes im Leben untergeht, wird man am Ende gleichgültig gegen einzelne Existenzen. Aber ihm würde es doch sehr weh thun, wenn der Ausgang unglücklich wäre! [1]

Den 11ten.

Daß ich meine Prinzeß Marie und Auguste nicht sehe, schmerzt mich auch. Die Letztere hat eine große Neigung auch zu mir; und es ist ein seltenes Kind, so ein Ausdruck von Gutmüthigkeit im ganzen Wesen von Bravheit existiert selten.

Ihre unterthänige

Loloa.

Ruhla, den 21. Juli 1813.

Gnädigste Fürstin!

Wenn Sie mir nur sagen könnten, ob Sie gestern den 20sten nicht eigene Empfindungen, Ahnungen hatten? Ich habe so lebendig Ihre Nähe, meine Liebe zu Ihnen gefühlt, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn ich Sie wirklich unter der Buche gesehen hätte, wo Sie vor acht Jahren Sich mir in Wilhelmsthal zeigten. Ich habe die Wallfahrt gestern nach dem geliebten Ort gemacht. Wie schön es dort ist, wie Alles fortkommt, gedeiht, ist unbeschreiblich. Die Fichten an Ihren Fenstern, die Wiesen waren rührend schön. Das Erste, was ich von der Höhe herunter erblickte, war Ihr Haus, Ihre Fenster, die Fenster der geliebten Henriette. Wie ein Denkmal hob sich der Bau aus der Erde heraus, und der Fichtenkranz, der es umschließt, wurde mir noch wehmüthiger. Ich weinte stille Thränen bei diesem Anblick. Aber auch Segen der

[1] Knebels zweiter Sohn Bernhard wurde am 25. Juli geboren.

Liebe, der herzlichen Liebe für die Lebenden war in meinem Herzen. Ich habe den Teich befahren, die Schweizerhütte besucht, den Brunnen, der wunderschön ist, und die Sonne, die eben ihre Strahlen auf die Nymphe warf, die auf dem Brunnen ist, war tröstlich. Auch im Fichtenwald war ich, wohin ein Weg führt, den eine große, schöne Sonnenuhr schmückt, und die kleinen herrlichen Laubgänge, die großen Buchen, dann und wann unterbrochen mit Sitzen. Es ruht ein Friede über dieser Landschaft, der so recht im Gemüth Segen gibt. Die Sonne spiegelte sich so schön in dem Teich, und die Schwäne folgten uns, die langen Furchen auf der Fläche ziehend, nach und waren wie gute Geister mit ihren geistigen Schwingen. Die Störche sind aber fort, die auch sonst so wunderbar auf den Wiesen herumzogen. Das Wirthshaus, das auch eine hübsche Gruppe über dem Teich bildet, hat nun zwei Flügel, und Alles ist wohl erhalten. Die Herzoginnen von Gotha und Meiningen geben sich dort dann und wann Rendezvous, und Sonntags sind große Tanzpartien dort; überhaupt gehen selten Tage hin, wo nicht Eisenacher da sind. Gestern war ich aber allein mit Karl, der mich fuhr, und Emilie.

Die Frau ist fort seit dem 19ten. Ich werde so schwach, fühle ich, oder sie immer unruhiger; aber ich kann zu meinem eigenen Trost nicht mehr Ruhe bei ihr finden, und sie schmerzt mich tief; denn die Unruhe, das Schmerzliche nimmt in ihrem Wesen nur immer zu. Selbst einer ruhig heiteren Unterhaltung, wie sonst, ist sie selten fähig. Und die Freude, die wir haben könnten an unsern Kindern, trübt sie sich, trübt ihr das Schicksal durch Manches — was anders ist als sie hoffte, aber was wir wohl voraus sehen konnten. Sie hat ihre Existenz zu viel auf Täuschungen des Lebens gegründet, und nun kommen die schmerzlichen Züge schneller und greller hervor, die das Gemälde um den schönen frischen Farbenton bringen. Dabei ist bei dieser Unruhe eine schmerzliche Sehnsucht nach Ruhe, die sie nicht ertragen könnte.

Die Berge thun mir wohl; es ist, als kämen die ersten Jugend-

Eindrücke wieder, und die Hoffnung, daß es außer den Bergen auch etwas Gutes gäbe, wie ich sonst wähnte; doch ist es nur Glauben; aber ich fühle mich kindlich hoffend auf das Bessere, wo nicht hier, doch in der höhern Welt.

Rudolstadt, den 14. August 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ich bleibe nur einige Wochen hier. Die Frau hat unsre Freundin gesehen; sie ist noch in Böhmen, Adolphs wegen. [1]

Karolinchen ist seit dem Jänner hier und hat recht gewonnen. Ihre Gesundheit wie ihre Geisteskräfte haben eine festere Richtung genommen, und die Umgebungen bilden sie günstig aus; die gute chère mère setzt ihre Freude darein, ihr nützlich zu sein. Karoline wird auch diesen Winter noch hier bleiben.

Der Meister wird erwartet. Er war viel mit der geliebten Freundin. [2]

Meyer ist nach seinem Vaterlande zum Besuch. Fr. v. Stein war allein unter den Orangen in dieser Zeit. Sie ist abwechselnd wohl und nicht wohl.

Ihre unterthänige

Loloa.

Weimar, den 18. November 1813.

Gnädigste Fürstin!

Ach die schönen Hoffnungen, die glücklichen Erfolge erheben mein Gemüth; ich fühle nur die Opfer, die ich brachte, weil es mich schmerzt, daß ich jetzt nicht Alles thun kann, was ich möchte, um meine Preußen, meine übrigen Verbündeten so zu empfangen und zu pflegen, wie ich wünschte. Wir haben viel gelitten, vom April bis Oktober, und mußten die Menschen nähren, die unter unser Dach kamen, mit dem was wir so gern den Deutschen

[1] Der in österreichische Kriegsdienste trat.

[2] Der Großfürstin Marie in Töplitz.

gegeben hätten. Dazu kam die Unordnung, die Rohheit der hiesigen Behörden, die mir große Klagen erweckten. Das Ende dieser Scenen waren die kriegerischen Auftritte in unserm armen Land;[1] über mir, meinem stillen Hause zischten die Kugeln, und ich sah die Blätter von den Bäumen und die Vögel aus der Luft fallen. Jetzt ist der Erfolg unsrer Leiden so beglückt, und unsre Kinder werden besseren Tagen entgegen gehen.

Ernst und Karl sind mir nahe. Ernst kam von Heidelberg an den 23. September und blieb nun hier in der Nähe, in Jena, wo er diesen nächsten Curs sein wird. Karl ist in die wüschten Bergles zurück gegangen, weil er noch gern den Unterricht des Oberförsters[2] benutzen will. Was die nächsten Zeiten über sie Beide beschließen, steht bei Gott; würdig fühlen sie, was sie möchten, und werden ihres Vaters Namen Ehre bringen, wo sie sind.

Die arme Frau hat ihres Sohnes Wünschen nachgegeben und täuscht sich immer, daß er das Edle wolle, und sie wird das Opfer ihrer Täuschung, und es trifft immer ein auffallendes Motiv nach dem andern ein, daß er seine Bestimmung verfehlt und die Mutter alle Ruhe ihres Lebens aufopfert. Es ist ein eigener Unstern, daß bei allem Willen und Mitteln immer etwas dazwischen kommt, was ihn von dem abbringt, was er sollte. So ist er durch Zufälle von einem Corps zum andern gekommen,[3] hat keinen Sieg getheilt und alle Lasten getragen. Geschieht ihm ein Unglück, so verliert die Mutter ihre Sinne; so ist ein Extrem nach dem andern möglich.

Daß wir unsre geliebte Hoheit beinahe vierzehn Tage besaßen, daß sie mir wie ein guter Engel erschien, das fühlen Sie mit. Ich hoffe, sie kehrt in einigen Wochen vom Main zurück und führt dann ein behagliches Leben. Ich freue mich, wenn Sie einmal die Großfürstin Katharina sehen; sie ist gar zu interessant. Ich war vorgestern mit der Frau eine Stunde beinahe allein bei ihr; sie saß

[1] 21. Oktober. Schöll, Karl August-Büchlein S. 131.
[2] König.
[3] Wolzogen, Gesch. des Wolz. Geschlechtes II. S. 175.

zwischen uns, als wären wir Jahre zusammen gewesen, sprach so schön, so innig über ihren Bruder, ihren Gemahl, über die großen Begebenheiten, über Schiller, daß sie das ganze Herz anzog und erweckte.[1]

Ich hatte eine heimliche Angst, wieder herzukommen; Sie wissen, daß ich mein Haus als Schillers heiliges Andenken liebe. Ich habe es doch vor Gewaltthätigkeiten bewahrt und unter Schillers Bild wie an einen Altar mich geflüchtet. Alle Nationen sind zu mir gekommen, um das Haus zu sehen; aus dem innern Rußland kamen Officiere und wollten Bücher haben, die er geliebt und gebraucht hätte. Ich konnte sie nicht sprechen, weil sie nur Latein sprachen, aber es hat mich innig gerührt. Preußen, Liefländer, Oesterreicher kamen zu mir und weinten mit mir; und die Erzählung von Schillers letzten Tagen beweinten sie mit mir.

Ihre

Lolo a.

Den 25sten.

Dieser Brief ist recht alt geworden, aber, geliebte Fürstin! ich hatte viel Kummer in dieser Zeit. Meine Emilie, Ihr Pathchen, war sehr krank; es ist ein Nervenfieber. Jetzt ist nur noch die Schwäche, die sehr groß ist, übrig, und Gott wird helfen, daß es vorüber geht.

Knebel ist ziemlich wohl, hat große Freude über sein Bernhardchen und soll es ordentlich pflegen. Auch die Frau soll gütig und eine Verbindung inniger Art zwischen Beiden sein. Gesehen habe ich ihn lange nicht.

Unser alter Meyer ist noch in Zürich, und ich bin froh, daß er unsre Unfälle nicht getheilt hat und seine Gesundheit in der kräftigen Schweizerluft stärkt. Der Meister ist wohl und freundlich mit den Freunden.

[1] Beide Schwestern kamen am 8. Novbr. zurück und reisten am 18. nach Frankfurt.

Pr. an L. Ludwigslust, den 21. Decbr. 1813.

Der Aufenthalt in Rostock (ich schrieb es Ihnen wohl noch von dort?) war mir in ganzer Hinsicht ganz angenehm. Die Luft ist dort obwohl rauh, doch frei und seemäßig; die alte Seestadt sieht noch aus wie im Mittelalter selbst, nämlich nicht veraltet und räucherig, sondern die Giebelhäuser mit gothisch gewölbten Fenstern und Thüren und durchbrochenen Zierrathen sind wohlerhalten, blank und rein und sehen wie eben erbaut aus. Von den hohen Wällen rings um die Stadt sieht man auf bebaute Ebenen, auch auf eine Art von Thal, wo die Warna sich durchschlängelt, die gegen Mitternacht der Stadt vorbeifließt und Schiffe mit sich fortnimmt, die sie nach Abend zu der Ostsee zuträgt. Thürme, Thore, Mauern und Brücken der Stadt sehen besonders altstattlich aus, und vom Wall aus wechselsweise auf Stadt und Land blickend fiel mir immer die Stelle aus Fausts Osterfest ein, wo er das Volk aus den Stadtthoren heraus ins Freie strömen sieht. Hier hätte Faust auch solche Betrachtungen machen können. Mehr Verkehr, mehr Zusammenfluß und mehr Abwechslung des gemeinen Lebens waren auch dort, wozu die Zeitumstände auch das Ihrige beitrugen; denn manche Fremde waren dort versammelt.

Die Umstände wurden indessen günstig, und während ich abreiste, rückten die Alliierten hier aus der Gegend vorwärts nach Holstein. Eine für uns eben erst erlösten Continentalen interessante Erscheinung waren engl. Regimenter, welche in Rostock eine Zeit lang lagen. Ihr eigenthümliches Wesen, ihre äußerst zweckmäßige pünktliche Einrichtung, ihre freimüthige, selbstständige Haltung, so daß jeder Einzelne wie ein Mensch für sich und nicht blos wie ein Glied vom Ganzen aussieht, ihre reinliche, wohlhabende Kleidung machte ihren Anblick ganz wohlgefällig und interessant. Das eine Regiment hatte sonst Lord Wellington gehört; früher hatte er in ihm gedient; zwanzig Jahre beinahe war es in Ostindien gewesen, und hatte an dem Tage mitgefochten, wo Tippo Sahib fiel. Der Obrist des Regiments hieß Gore und war kein übler Mann.

Seit gestern haben wir einen Verwundeten im Hause, den wir pflegen, und das ist mein Schwager Gustav. Am 10. war eine Affaire im Holsteinischen in der Gegend der Eider. Graf Wallmoden wollte ein Corps Dänen von ihrem Rückzug auf Rendsburg abschneiden. Da es von den Schweden nicht verfolgt wurde, fiel es stärker auf das Wallmodische Corps, als zu vermuthen stand; dessen Theil Cavallerie, welche dabei war, rettete durch seine Tapferkeit den schon verloren gehenden Sieg, wobei sich besonders die Mecklenburger reitenden Jäger auszeichneten, namentlich Gustav. Er bekam einen Schuß in die linke Hand und verlor die beiden mittleren Finger. Uebrigens ist er wohl und hofft auf baldige Besserung, die ich ihm von Herzen wünsche. Mich jammert diese Verwundung, die ihm sonst allen Ruhm bringt. Seine Lieblingsbeschäftigung, die Musik, ist für immer für ihn verloren.

L. an Pr. Weimar, den 2. Jänner 1814.

Gnädigste Fürstin!

Die Angst um meine Kinder, deren Schicksal ich immer weniger in der Gewalt habe, je älter sie werden, liegt mir in manchen Momenten recht auf dem Herzen. Es würde mich aber auch schmerzen, wenn sie nicht kriegslustig wären; und doch traure ich, daß ein hartes Loos sie treffen kann, denn ich habe gar zu viele trübe Eindrücke bekommen in dem vorigen Jahr und alle Noth dieses Geschickes empfunden.

Ernst ist auch so kriegslustig, und ich habe Manches zu bedenken, denn seine Constitution, wie seine Talente, möchte ich für andere Zwecke aufbewahren, und ich hoffe auch, es sind nur vorübergehende poetische Gedanken, aber wenn sie aufsteigen, sind sie mir doch wie schwere Gewitterwolken.

Gestern war es recht glänzend am Hofe. Daß einem die liebe Muttersprache entgegen kommt, daß man brave Deutsche sieht, thut recht wohl! Ihr Herr Vater sieht ganz verjüngt aus und heiter. Ihr Herr Bruder hat sich die Uniform der Freiwilligen

machen lassen und sieht sehr gut aus; ich habe gesagt, er soll sich für Sie so malen lassen. — Die pequeschenartigen Röcke geben etwas Altdeutsches, und dabei ist die Gestalt sehr gut ausgezeichnet. Werther, der Adjutant ist bei Ihrem Herrn Vater (habe ich verstanden), sieht auch wie ein alter Ritter aus, aber einer, der den Pokal eben so gern schwingt, wie den Säbel. — Ich habe ordentlich ein anderes Leben, und wenn ich erst über die Söhne sorgenfreier bin, und meine Kraft hergestellt ist, dann würde es mir noch angenehmer sein.

Die geliebten Nichtchen sind Engel, ich möchte sie mit Prinz Albrecht sehen. — Prinzeß Marie wird vortrefflich behandelt von der Martin, die ein rechter Segen ist. Prinzeß Auguste ist wie ein Kind auf einem englischen Kupferstich, so frisch, kindlich und gutmüthig. Sie ruft mich so herzlich Iller.

Ihre Reiserelation, der liebe Umriß Ihres Lebens ist wunderschön; ich sehe Alles mit; die weißen, gut erhaltenen, gothischen Fenster in Rostock und die Insel Rügen, Stubbenkammer wollte ich malen.

Ich werde den armen Körners, deren Sohn leider geblieben ist, und die mich unendlich schmerzen, wissen lassen, daß sein Grab Ihnen nahe ist, daß Sie wie ein schützender Genius dort walten. Es muß die Eltern beruhigen; sie sind in der Verzweiflung. Jetzt hat er viel zu thun bekommen, er ist einer der vier Gouvernementsräthe, und der Kaiser Alexander hat ihm den Annenorden gesendet. Er wird thätig sein, wird wirken; aber nur überheilen wird diese Wunde!

Ihre unterthänige, treue

Loloa.

Der Meister ist theilnehmend und freundlich, doch nicht ohne Sorgen![1]

Der dritte Theil ist nur in Aushängebogen erst sichtbar. Er hat mir zwei Bücher davon mitgetheilt, die wunderbar schön,

[1] Er hielt seinen Sohn vom Eintritt ins Militär ab.

lebendig und anziehend sind. Man wird ordentlich mit jung und aufgelebt.

L. an Pr. Weimar, den 13. Jänner 1814.

Gnädigste Fürstin!

Vorgestern ist Karl abgereist, als Junker bei den sächsischen Uhlanen. Daß er hier als Jagd= und Hofjunker schon in Uniform herum gegangen, müssen Sie Sich auch vorstellen. Seit dem Oktober hat ihm Ihr Herr Vater diesen Titel gegeben. — Ob ich gleich alle Pflichten fühle und in meinem Herzen nicht unwerth an diejenigen mich anschließen darf, die Opfer mit Fassung bringen, so ist es doch ein Riß in meine Existenz, den mir nicht leicht eine Begebenheit wieder heilen kann, denn ich lebe nur in den geliebten Kindern und habe zu viel schmerzliche Scenen erlebt, zu klar gesehen, welchem Schicksal er entgegen gehet, um nicht meine Ruhe aufzugeben.

Karl hatte sich als Freiwilliger bei Ihrem Herrn Vater gemeldet. Als Wolzogen kam, gab er mir den Rath, daß Karl lieber bei einem regulären Corps solle Anstellung suchen, da es einige nicht unbedeutende Vortheile hat, und er doch den Dienst auch lernt ergreifen und einsehen. Ihr Herr Vater, der sich mit viel Gnade und Theilnahme gezeigt hat, hat Wolzogen versichert, Karl solle dahin, wo er es für gut und nützlich für ihn hielte, und wo er am besten wäre. Auch die Hoheit, seine geliebte Beschützerin, hat eingewilligt und sich mit Liebe und Antheil wie immer gegen mich gezeigt.

Wolzogen kann ihn vielleicht in der Folge auch näher um sich haben, das wäre mir lieb. Er hat sich so theilnehmend brav gezeigt und kann als Chef dieses Corps immer wissen, wo Karl ist, und sein Schicksal in seiner Hand halten.

Unsre Stadt ist plötzlich ein Lager geworden. Freiwillige zu Pferd und zu Fuß üben sich, und Alles will sich rüsten. — Werther ist Rittmeister bei den Jägern, nicht Adjutant. — Herd und Hof

wird verlassen, um ins Feld zu ziehen. Die Künstler werfen ihre Paletten hin, die Studenten ihre Bücher. Knebels Sohn ist auch Junker beim hiesigen Bataillon und ist schon fort. Ernst hatte große Lust auch zu gehen, doch ist er mit sich einig, hoffe ich. Er ist noch nicht in dem Alter und seine Gesundheit doch noch nicht so fest, als er es selbst denkt. Ich hoffe, er bleibt bei seinen Rechten, denn jetzt wird es erst wieder gut, Rechte anzuerkennen und zu üben, da es für Deutschland und Deutsche gilt, der Code N. vernichtet wird, hoffe ich, und ein neues Leben beginnt.

Ich muß Ihnen, geliebte Fürstin, erst die liebe Hand küssen für den Antheil an dem Pathchen, ehe ich noch andere Dinge berühre. Sie hat nun ihre Stunden wieder angefangen und strickt nebenbei Socken für die kranken Preußen; sie war aber so schwach, daß ich Alles fürchten konnte.

Ich sollte Ihnen längst auch etwas von der guten Geheimeräthin Voigt sagen, die Sie verehrt und liebt und mich oft nach Ihnen fragt. Die guten alten Leute sind wie wahre Heilige und tragen ihren Schmerz [1] mit Ergebung, und dabei haben sie so milde Theilnahme für andern Schmerz. Ich gehe oft hin und zeige ihnen Liebe und Antheil, wo ich kann. Die Schwiegertochter ist gut und gesetzt.

Luise Wieland ist Braut mit Doktor Emminghaus in Jena, und da der Vater noch um diese Bewerbung wußte, so ist es ihr doppelt tröstlich. Es ist ein guter und kluger Mensch. Die holde Erscheinung des freundlichen Greises fehlt mir immer, und eigentlich können seine Werke ihn mir nicht ersetzen, denn er war einer von denen, die immer neu und reich sich in der Unterhaltung gestalten, und der Hauch des Geistes war so anmuthig, mit dem er die Begebenheiten wie die Dinge um sich belebte.

Der Meister ist thätig und ziemlich wohl; so recht geistig aufgelegt scheint er nicht. Mit dem Magnetismus gibt er sich auch ab und hat etwas darüber geschrieben; er wird es einmal bei

[1] Um den Verlust ihres einzigen Sohnes.

Ihrer Frau Mutter lesen. Wenn er mit seinem hellen Geistesblick diese merkwürdige Erscheinung wie die Farbenlehre beleuchtet, so freue ich mich.

Frau von Stein ist oft leidend und von den Sorgen des Lebens befangen, und ich habe lange kein recht erhebendes Gespräch gehabt; die Noth über ihre Bedienung raubt ihr viel Kraft des Geistes.

Die Frau ist auch angegriffen und leidend, doch aufgelegt zu ernsten Dingen. Ich hoffe und wünsche, daß Adolph ihr Freude bereite. Er war hier; er wird dem Schutz seines Onkels manches Gute verdanken. Ihre

unterthänige, treue

Loloa.

Den 24. Februar 1814.

Gnädigste Fürstin!

Ich bin beinahe ungeduldig, die Entscheidung der Weltbegebenheiten zu sehen, denn es thürmt sich immer fürchterlicher zusammen, und alle Macht beinahe ist concentriert auf einem Punkt. Mein Haß ist begeistert, wenn ich mir denke, daß der dauernde Friede von Frankreich noch an einem Leben hängt; denn so ein böser Wille ist nur einmal erschaffen, und ist dieser für diese Welt vernichtet, so erhält das Gute wieder die Oberhand, und das wünsche ich für Frankreich wie für uns.

Sie können doch der Staël ihr Werk bekommen? oder Sie haben es früher als wir von Berlin? Es sind im ersten Theil, woraus ich Manches kenne, sehr schöne Sachen, schöne Aperçus; aber doch ist die Kluft zwischen deutschen und französischen Ansichten, was Poesie und Geschmack betrifft, unausfüllbar und unvereinbar. Was sie über Goethe, Schiller sagt, ist recht schön, doch, fühlt man, hat sie diese genialischen Geister nicht ganz fassen können. Geistreich und elegant spricht sie immer, aber die Seele, die liebt, hätte andere Worte, andere Bilder — und das eigentliche Gemüth des Geistes vermisse ich.

Des Meisters dritter Theil ist erstaunend schön, klar und gemüthlich; einige Bücher kenne ich noch nicht; ich hoffe, er wird ihn Ihnen früher senden, als er im Publikum erscheint.

Ich denke mir meine geliebte Herrin wieder außer Bett,[1] die erstarrte Erde nicht achtend und sich des blauen Himmels wie der Sonne erfreuend.

Mein Uhlane war in seinem letzten Brief in großer Hoffnung auszurücken und sollte über Eisenach nach Coblenz; doch glaube ich noch nicht so bestimmt daran. Er exerciert einstweilen und lernt sein Pferd behandeln. Er sieht sehr hübsch aus; freundlich und wohlgemuth trabt er auf seinem Thier und denkt wie der Holkische Jäger in Wallensteins Lager, sieht mild und ernsthaft aus, doch wie wenn er auch auf das Gesindel unter sich herabblickte.

Ernst ist viel ruhiger und besonnener in Jena. Er ist fleißig, studiert Latein und den Justinian; Geschichte hört er bei Luden und ist nie müßig. Er hat einen feinen Weltsinn, den ich nicht in ihm erwartete, sehr viel Verstand, Urtheil und Scharfsinn. Der poetische Sinn entwickelt sich nicht so, als ich ehemals glaubte, doch sagt er, daß Alles seine Zeit habe, daß er jetzt sammeln müsse, um einst hervorzubringen; und je reicher er in sich würde, je mehr könne er wieder aussprechen; und darin hat er wohl Recht. Er reitet und ficht und ist recht gewandt.

Ihre unterthänige

Lolo a.

Weimar, den 10. März 1814.

Gnädigste Fürstin!

Ich habe viele Gründe, Ihnen heute eben zu schreiben; erstlich will das liebe Nichtchen mir ein Briefchen senden; zweitens möchte ich Ihnen, geliebte Fürstin, beschreiben können, wie lieblich und hold die geliebte Schwester sich mit den zwei Brüdern gestern Abend ausnahm. Die beiden Großfürsten sind gar hübsch. Der

[1] Nach der Geburt der Herzogin von Orleans.

ältere gleicht seinem Bild noch sehr und hat die schönen Augen und eine ganz griechische Nase. Das Unterkinn geht nach dem Kunstverhältniß des übrigen Gesichts zu weit und zu stark vor; doch ist der Mund fein und anmuthig. Wenn er das reifere männliche Alter haben wird, wird er einer der schönsten Männer; aber doch ist Kaiser A. schöner gewesen. Mir ist jetzt das Jugendliche, Kindliche noch so lieb. Der zweite hat mehr Aehnliches von der Familie der Kaiserin Mutter und hat Züge von unsrer Hoheit; doch ist er stärker und sieht so heiter in die Welt und so klug. Beide haben etwas sehr Angenehmes. Ueber die Hoheit selbst habe ich mich aber immer am meisten gefreut, denn sie sah so heiter aus, so liebend, und sorglich doch wie eine ältere Schwester und doch so jugendlich dabei, daß man beinah nicht glauben kann, daß sie viel älter ist. Gestern früh um sieben Uhr kam der Großfürst Nikolaus mit der Courier-Chaise oder Schlitten und überraschte die geliebte Schwester. Der andere kam etwas später. Es war Theater und nach dem Theater Cour und Souper, wobei ich auch erschien. Im rothen Zimmer, bei den Hackerts, versammelten wir uns, und in der Gallerie war ein stattliches, schönes Mahl für 58 Couverts. Vorher erhielten wir noch frohe Nachrichten, und haben wir Nachbarn unter uns Blüchers Gesundheit getrunken am Tisch.

Karl zieht dem Rhein zu und ist wohl jetzt in Wetzlar. Hätte er den Werther so studiert wie ich, so wallfahrtete er nach Wahlheim, dafür hat er sich an der Geschichte der Niederlande erfreut und wird nicht fremd erscheinen dort als Sohn seines geliebten Vaters.

Ich habe momentan recht viel Sorge und traurige Eindrücke in meinem Hause, weil die Folgen des Kriegs sich zerstörend zeigen. Es stirbt meine alte treue Schaffnerin,[1] die die guten Luftkuchen machen konnte, die Sie auch Ihres Beifalles würdigten. Sie hat zwanzig Jahre, so lang wie Karl lebt, die

[1] Christine.

Kinder gepflegt, mit mir viel erfahren. So eine alte gewohnte Gestalt, ob sie gleich nicht erfreulich war, vermißt man immer. Die vielen Schreckensscenen und rauhen Aeußerungen der französischen Gäste haben ihr Gemüth geängstigt, sonst hätte sie wohl den Magenkrampf noch länger ertragen können.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Der Meister, den uns Gott erhalten wolle, ist wohl und fährt auf dem Schlitten. Auch Meyer ist wunderbar wohl.

Den 15. März 1814.

Gnädigste Fürstin!

Ich schreibe Ihnen aus dem Hause der Frau, wo ich seit ein paar Tagen hause, um die trüben Eindrücke zu zerstreuen oder sie nicht physisch zu fühlen, denn es war ein unausweichbarer, schmerzlicher Eindruck; die arme, alte Christine hat so viel gelitten, sie ist aber nun frei durch den Befreier aller Schmerzen.

Der Minister Plessen, der mir gar sehr interessant ist, ist vor einer Stunde von uns gegangen, und wir haben lange wie alte Bekannte gesprochen. Er ist Ihnen recht zugethan und hat Ihr liebes Wesen so schön, fein und zart aufgefaßt, und weiß, was Sie Allen sind. Ich sage nur immer, wenn mir Jemand über Sie etwas sagt, das habe ich alles von meiner Prinzessin schon gewußt. Und wer mir etwas Böses sagen könnte, der könnte mir nur etwas Neues sagen. Das Gute kenne ich von Ewigkeit in Ihnen.

Ich habe dem Herrn v. P. auch aus meinem Herzen für die Liebe gedankt, die er unsrer Henriette und Boschen zeigte. Er hat mir recht gefallen; er hat etwas so Kluges, Feinfühlendes, Leiseverstehendes, und überhaupt ist er sehr verständig und spricht sehr gut. Ich habe allen Respekt vor meiner Fürstin Diener. So ein Mann ist viel werth. Wir werden hier immer ärmer, denn der alte Voigt wird recht abgespannt. Der arme Ami Einsiedel

verliert auch seine Regsamkeit und Empfänglichkeit. Die Uebrigen kennen Sie, die die Staël klassificiert. Mein Präsident Gersdorf steht ganz allein unter den Geschäftsmännern, der die Geschicklichkeit mit dem Geist verbindet und mit dem Wissen. Aber er ist kränklich, heftig empfindend, reizbar und dadurch nicht ganz glücklich.

Der Kanzler[1] hat neulich mit der Frau bei der Schardt über die Platonische Liebe, auch über Werners Charitas ein Gespräch geführt; was denken Sie davon, meine Fürstin? Haben Sie Werners Weihe der Unkraft gesehen, worin er sein früheres System widerruft? Die Verse sind in dem Sylbenmaß der Nibelungen-Lieder, aber, mir däucht, platt, und die kleine süße Freundin hat sogar einige Strophen überhüpft im Lesen, weil sie sich davor schämte. Sie hat das Gedicht dem Kanzler und der Frau vorgelesen; ich war eben im Theater. Aber das mag ihr Ueberwindung gekostet haben, etwas nicht so gut finden zu können.

Sie werden sich recht erzählen lassen, denn der Minister kommt an einen bedeutenden Schauplatz. Ach, wenn nur erst die Alliierten wirklich in Paris wären! Wenn nur Napoleon todt wäre! Sonst bleibt doch keine Ruhe in der Welt. Ich gehe gewiß wo möglich nach England mit meinen Kindern, oder nach Rußland, wenn er über den Rhein je wieder kommen könnte. Nach Persien wollen wir alsdann gehen, nicht wahr? Es muß recht schön sein, das alte Kolchis und Iberien.

Der Meister, dem ich heute früh ein Billet schrieb und vortrug, er solle Ihnen ein Exemplar des dritten Theils seines lieben Lebens senden, hat mir zärtlichst geantwortet, daß es ihm unmöglich sei, denn er habe nicht einmal die Aushängebogen zu Hause. Er schreibt mir, daß er durch eine so gute Gelegenheit der Fürstin die neue Ausgabe von Hermann und Dorothea sendete. Der Schluß seines Billets ist recht traurig: „Ich hoffe auf Frühlings Anfang. Aeußere und innere Leiden vermischen sich so, daß man kaum weiß, woran man ist. Der Ihrige G."

[1] v. Müller.

Wenn ich nur wüßte, was ihm eigentlich abgeht. Ueber seinen Sohn habe ich manche Kämpfe. Ich finde es natürlich, daß der Vater in seinem Alter Alles thut, um ihn nicht Militair werden zu lassen; es ist doch eigentlich die einzige Freude, die er von seinem häuslich ehelichen Leben hat. Und dann hat auch der Sohn nicht den eigenen Trieb. Da es den Vater glücklich macht und den Sohn nicht unglücklich, so gönne ich es ihnen. Und doch gibt es hier und da Menschen, die die Achseln zucken darüber. Karl hätte ich um keinen Preis, auch wenn ich darüber gestorben wäre, abgehalten, denn seine ganze Existenz, sein ganzes Wesen wäre zerknickt gewesen, er hätte melancholisch werden können. Aber da August selbst nicht den Trieb hatte, so bin ich des Vaters wegen froh, daß seine Neigungen mit dem Glück des Vaters übereinstimmen.

Daß Sie so thätig sind, für die Kranken sorgen, die Krieger ausrüsten, das freut mich sehr; ich habe es aber schon geglaubt, ohne es zu wissen. Ich stricke auch Socken für die Soldaten; meine Lieblinge sind aber doch einmal die Preußen, und an diese richte ich im Geist auch alle meine kleinen Mühen und Arbeiten. Welche Kraft, welcher Muth lebt in dieser Nation auf! Wenn Schill noch lebte! der brave Kettenburg!

Neues Bedeutendes kenne ich in diesem Moment nicht. Die Staël [1] haben Sie näher aus Berlin. Was sie über Schiller sagt, ist doch sehr schön und wahr. Wir wissen wohl noch etwas anders zu sagen, aber es ist doch als aus ihrer Natur gesprochen, ein hübsches Aperçu. Mit des Meisters Charakteristik bin ich nicht so zufrieden. Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Hierhin gehört vielleicht das nachstehende abgerissene Blatt, dessen Anfang sich auf Goethes Sohn zu beziehen scheint; denn G. Frau lebte noch.

die die Familie sehr beunruhigt. Ich hätte es in seiner Lage ihm nicht übel genommen, da er doch im Grund isoliert ist. Nur die

[1] De l'Allemagne.

Wahl war zu fürchten. Es ist eigen, daß Goethe die weibliche Natur so wahr schildert, daß er die kleinsten Züge schön aufgefaßt hat. Aber weder eine Leonore, noch Natalie sind ihm selbst im Leben begegnet, und was ihn umgab im Leben und in der Wirklichkeit, kann ihm den Glauben an seine Schöpfungen nicht erhöhen. Er soll oft sehr ernst und düster gestimmt sein. Seine Freundinnen können nur Wünsche für ihn thun. Er sieht wenig Menschen und immer nur Einzelne. Er beschäftigt sich des Abends mit Diktieren. Seine einzelnen Aufsätze über die Naturstudien sind mir immer lieb. Er selbst hat es auch gesagt, daß das Studium der Natur und die Erfindungen der Phantasie im Nachahmen das Bleibende in Allem sei. Wie würde ihm jetzt Schiller ein Trost sein, der wie ein guter Genius über ihm stand in früher Zeit! Wie viel ist im lebendigen Umgange dieser beiden Menschen zur Sprache gekommen!

Weimar, den 24. März 1814.

Gnädigste Fürstin!

Es ist mir recht erfreulich, daß der Meister öfter allein unsre geliebte Freundin besucht, denn da lernen sie sich am besten kennen; doch sagt ihr eigentlich W(ieland)s Geist mehr zu, ich kann mir es erklären, denn den Meister ganz zu verstehen wie er ist, dazu gehört eine Poesie des Gefühls, die bei dem größten Verstand nicht so ausgearbeitet ist. Er will auch oft errathen sein und spricht sich nicht klar selbst aus; man muß mehr mit der Liebe als mit dem Verstand dieser Natur entgegen kommen. Diese ganz rein sittliche Natur, und selbst die Einfachheit und Strenge der moralischen Ansichten im Umgang mit Wieland erwecken Ehrfurcht und kindliche Liebe zugleich, und das kindliche Hingeben und Ehren ist dem Herzen der geliebten Freundin so eigen.

Ich habe hier noch eine Angelegenheit vorzutragen, die ich sonst versäumen möchte, und ich eile damit. Ich lege eine Ankündigung von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bei, wenn Sie es

noch nicht kennen; Sie denken so thätig für das Wohl Ihrer Vandalen, meine Fürstin, daß ich wohl glaube, Sie halten das Buch für ein nützliches Geschenk. Jetzt kann ich auch sagen, Ihnen sagen, wie mich das Schicksal des armen Becker geschmerzt hat. Manche schlaflose Nacht hat es mich gekostet, wenn ich mir ihn hülflos, krank im Kerker dachte. Als ich in die Ruhl reiste, bin ich zu ihm gegangen und fand ihn besser aussehend als sonst, und mit einer philosophischen Ruhe über seine Gefangenschaft sprechend, die rührend ist. Er sagte so herzlich, daß Unglück immer auch heilbringende Folgen habe, denn auf seine Söhne habe sein Loos einen sehr segnenden Eindruck gemacht. Sie wären so thätig und brav gewesen und kräftig, und die Liebe und Eintracht seiner Familie habe ihnen auch den Schmerz erleichtert um ihn. Es war mir, als müßte ich eine Wallfahrt thun, da ich in das Haus trat; man wird es noch erfahren, was der arme Becker gelitten, und wie seine Verfolger schändlich und klein sind. Fänden Sie unter Ihrem Güter besitzenden Hofstaat vielleicht auch Menschen, die sich für Becker interessieren, so weiß ich, Sie verbreiten diese Ankündigung gern.

An Boschen schreibe ich auch bald. Aus Belgien sind gute Nachrichten gekommen. Alles ist wohl und die Belgier gut und zuvorkommend. Lebensmittel gibt es, und die Truppen leiden an nichts Mangel. Mein Karl ist nun auch dem Lande näher als mir! Sein letzter Brief war aus der Nähe von Koblenz. Er konnte nicht erwarten, den alten Rhein zu sehen. Gott segne Sie.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Die arme Amelie schreibt recht lamentable Briefe. Sie hat ihr Vermögen in Deutschland verzehrt, und der Gemahl, was er in Schweden deponiert hatte, nach seiner Versicherung. Er soll in Berlin sein; ich fürchte noch rechte Verlegenheiten für sie. Sie schreibt ihrer Tante aus Heidelberg in der größten Unruhe; mit dem Mann scheint sie sehr gespannt.

Weimar, den 7. April 1814.

Gnädigste Fürstin!

Heute wollte ich Ihnen, nachdem ich die liebe Hand an mein Herz gedrückt, sagen, daß Karl mir vom 25. März geschrieben, aus einem Hofe oder Dörfchen bei Lüttich. Er kam den Tag in Aachen an, als der Durchlauchtige Gemahl vor Jülich zog, und hatte unterweges die Freude, Rantzau zu begegnen, als rüstigem Jäger-Offizier; wenn der Sänger nur seine liebliche Stimme nicht verliert! Ich weiß wohl, daß ihm sein jetziger Lebensplan der ist, welcher seinem Herzen angemessen ist, aber seine Stimme liebe ich doch sehr und kann mich doch nicht entbrechen, gute Wünsche zu ihrer Erhaltung zu thun. Karl ist bei Fischenich gewesen, der ihn mit großer Liebe aufgenommen, und Karl schreibt: es ist ein prächtiger Mensch und flößte mir gleich bei der ersten Zusammenkunft Liebe und Vertrauen ein. Es hat mich so gerührt dieses Zusammentreffen, und wie wird Schillers theures Andenken das Herz des Freundes bewegt haben! Ich weiß nun Karl durch dieses Zusammentreffen um einen freundschaftlichen Rath und Trost reicher, wenn ihm etwas begegnen könnte, wo er Hülfe brauchte, und dieses Gefühl ist ein Geschenk des Himmels, das ich erkenne. Karl beklagt, daß er nicht einen Tag früher nach Aachen kam, um seine Aufwartung dem D. Erbprinzen zu machen; ich weiß auch, daß er ihn gnädig aufgenommen hätte und ihn aus Liebe für meine geliebte Fürstin auch seines Schutzes versichert haben würde. Er zieht übrigens mit seinem Fuchs, der groß und stark ist, um den Reiter, der größer wie Ziegesar ist, tragen zu können, in der Welt zufrieden herum, freut sich wahrhaft aller schönen Gegenden und sucht gern meine und die Freunde des geliebten Vaters auf. Ich hoffe, wenn er zum Onkel Louis[1] kommt, wird ihn dieser auch brauchen können; er schreibt auch gern und kann dadurch dem Onkel nützen, der so mannichfache Geschäfte hat. Dieser hat eine so zarte Anhänglichkeit an meine Schwester und meine Familie

[1] Dem General Ludwig v. Wolzogen.

und wird menschlich thun, was möglich ist, um Unheil zu verhüten. Daß ich diese Umgebungen für Karl weiß, ist mir recht tröstlich.

Knebel hat auch gute Briefe von seinem Sohn, die Frau von Adolph. So ist mit den übrigen guten Nachrichten unserm Leben doch ein Chor von stillen Freuden mitleidig beigesellt.

Neulich ging ich zum erstenmal seit dem Oktober auf die Chaussee nach Erfurt zu; da kommen alle Bilder der Kriegsscenen wieder ins Gedächtniß, denn alle Gärten sehen zerstört aus, alle Häuser entweder vernichtet oder leer, alle Pflanzungen zertreten. Die Natur wird heilen, was die Menschen nicht schnell wieder herstellen können, und in den Teppich der Flur wird Demeter wieder ihre Gaben streuen; aber eben jetzt, wo der Schnee weggegangen, erscheint der ganze Zustand wieder, wie er war. Im Park ist alles unversehrt, auch nach Belvedere hin. Ihren Lieblingsgang kann man noch nicht besuchen; da steht noch viel Wasser. Noch denke ich der Morgenstunden, wo ich Ihnen und der geliebten Henriette begegnete!

Ihr Herr Bruder wird Ihnen heute, hoffe ich, auch schreiben, denn Graf Edling ist angekommen zu Aller Freude, er hat die Weimar'schen Colonien in Belgien alle gesehen, denke ich. Ihre Frau Mutter hatte ihn sehnlich erwartet. Ueberhaupt gehen die Posten langsam dorthin, und sehr schreibselig ist diese kriegerische Welt überhaupt nicht.

In Rudolstadt, wovon Sie so gern hören, ist es auch kriegslustig gewesen. Der Fürst ist bei seinem ältesten Onkel jetzt, um dem Gang des Kriegs zu folgen. Prinz Albert geht in dieser Zeit zu seinem Onkel Ludwig. Und übrigens sorgt die Fürstin wie Alles, was Sie umgibt, für die Leidenden und übt ihr fürstliches Recht auf die edelste Weise. Auch unsre Hoheit ist thätig und sorgt edel der Noth abzuhelfen. Das Frauen-Institut gedeiht; ich stricke Socken, auch Emilie, für die Soldaten, und Jedes thut, was es vermag. Die Prinzeß Marie hat mit ihren kleinen Händchen

schon manche Leibbinde genäht. Schöner wird Prinzeß Auguste werden, glaube ich. Sie gleicht der Hoheit am meisten, und ihre Gestalt entwickelt sich recht schön. Sie liebt Emilie sehr und hat ihr gestern immer das kleine niedliche Händchen gereicht und liebe Emilie gerufen. Prinzeß Marie ist eigentlich viel sanfter als die Schwester und läßt sich viel von ihr gefallen.

Die gute Frau von Wedel ist immer leidend. Ich kann mir den Hof eigentlich nicht ohne sie denken. Und doch fehlt sie jetzt sehr oft die Sonntage!

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Weimar, den 17. April 1814.

Gnädigste Fürstin!

Wie anders erscheint die Welt nun, da wir den edlen Kaiser Alexander in Paris wissen, da von ihm aus auch ein höheres Geschenk, der Friede, ausgehen wird. Ich habe die ganze Woche in Poesien gedacht und hätte sie gern immer auch ausgesprochen. Den Sonnabend [1] früh kam Jagemann an, und die Hoheit, die eben den stillen Sonnabend in ihrer Kirche feierte, ließ auch ein Te Deum sogleich singen, und mit einer großen Volksmenge wurde sie in den Schloßhof begleitet. Man hat sie beinahe getragen; Damen, Schauspieler, alle Stände waren untereinander, und der laute Jubel erschallte. Sie ward ganz gerührt, die geliebte Fürstin, und sank beinahe athemlos auf einen Sessel in ihrem Zimmer. Dies weiß ich vom Hörensagen. Auf dem Markt wurde ein Danklied geblasen, und das ganze Volk sang mit; die Frau auch; sie war mit Herrn Bertuch eben dort. Ich kam später aus meiner Zelle, aber noch zu rechter Zeit, um Ihre Frau Mutter zu begrüßen, die einstweilen, als der laute Jubel erscholl, im Park spazieren war. Man brachte ihr auch ein Vivat, aber sie konnte sich nicht zeigen. Die Freude des Volks äußerte sich im Schießen; alle Feuerschlünde

[1] 11. April.

krachten, sogar kleine Kanonen brachte man neben das Schloß. Ich habe mich innig erfreut; denn sogar das Schießen hat mich nicht erschreckt, obgleich den Abend mein Kopf es wohl fühlte. Bei Prinzeß Marie sah ich und die Frau unsre geliebte Großfürstin, und wir haben sie recht herzlich umarmt. Gott hat es wunderbar schön gefügt, daß nach solchem Kummer solch eine Freude kam; denn als Moskau eingenommen war, weinten wir mit ihr aus Schmerz, jetzt aus Freude.

Ich muß Ihnen, gnädigste liebste Fürstin, doch einen seltenen, tröstlichen Traum erzählen, der mir sehr merkwürdig war. Als ich die Einnahme von Smolensk in den Zeitungen las, war ich in Rudolstadt und legte mich recht im Herzen verwundet nieder, weil ich nun fürchtete, es sei auch möglich, nach Moskau zu kommen. Früh morgens träume ich: ich sei in einer Stadt, wo Militär von allen Farben und Uniformen zuströmte, aber ohne Waffen. Ich sehe dem allem zu; auf einmal höre ich diese Menge rufen: wir gehen nach Moskau! Als ich mich darüber betrübe und ausrufe: ach Gott! steht Schiller neben mir, ganz in seinem gewöhnlichen Morgenanzug, mit einem heiteren Gesicht, und sagt: Ach, sie gehen nur zur Parade (zum Schein) nach Moskau. — Ich erwachte; es war heller Tag, und es war mir, als sei Schiller eben von mir gegangen. Ist das nicht wunderbar? So tröstend klar war Alles; ach wäre es auch die Erscheinung gewesen! Als den Winter nachher die große Flucht begann, und ein todter Marschall nach dem andern durch unsre Thore gebracht wurde, die fliehenden halb erfrorenen Menschen ankamen, da fiel mir schon das Fruchtlose dieses Unternehmens auf, und jetzt ist es eine schöne Gewißheit, daß dieses Reich des Scheins zerstört ist. Ich kann nur historisch erwähnen, was alles geschehen ist in den Tagen unserer Freude. Sonntag war eine schöne Messe von Haydn in der Stadtkirche, alsdann Predigt, und hernach wurde das Te Deum gesungen. Die Kirche war sehr voll, und die Bürger fehlten nicht mit ihren Fahnen. Seitdem sie meine geliebte Fürstin aus unsern Mauern begleiteten,

liebe ich diese Fahnen nicht mehr; denn daß ich Sie vermisse, bleibt dem treuen Herzen Ihrer Loloa doch Schmerz. Wären Sie oder ich im Elysium, so würde diese Sehnsucht doch erst schweigen, wenn ich Ihnen nahe wäre. Abends war großer Ressourcenball, wo die Pauken und Trompeten tönten, ein Lied gesungen wurde. Montag im Theater war auch feierliche Begrüßung, und das Lied von der Ressource (welches Ihr Herr Bruder wohl senden wird), von Papageno gesungen, weil die Zauberflöte gegeben. Das ganze Schauspielhaus sang den Chor mit. Dienstag war Klubball, vermischter, denn die Hoffocietät kann nicht tanzen ohne große Hülfe, weil zu wenig Menschen sind. Mittwoch hatte ich eine Gesellschaft bei mir, Hufeland von Berlin, Gersdorf, Schardt und Frau. Es ward immer nur im Gespräche der Zeit gelebt. Mittwoch früh [1] kam Adolph von Ihrem Herrn Vater gesendet, um die Entsagung des Throns zu verkündigen. Die Freude der guten Mutter können Sie verstehen! Adolph ist wohl behalten, und der Umgang des Onkels thut ihm wohl. Gott wird seinen Segen geben, zum Guten geben. Auch Ihr Herr Vater hat ihn gelobt. Mein Karl ist in der Nähe Thielemanns, der die Uhlanen unter sich hat. Den jungen Helden allen wird dieser schnelle Wechsel nicht so gefallen, wie uns; denn Karl ist sehr kampflustig; — doch haben sie ihre Ehre gerettet, ihren Willen gezeigt und werden nicht Opfer des Kampfes, denke ich. Wenn man so viel Schreckenbilder sah, wie ich, und alle Möglichkeiten des Unglücks, das im Kriege treffen kann, so ists wohl zu denken, daß ich oft, wie von Furien ergriffen, die Furcht fühlte, daß auch Karl unter dem ehernen Gesetz der Nothwendigkeit steht. Ich habe fürchten, aber auch auf Gott vertrauen lernen, noch inniger, tiefer, seit ich seine helfende, schützende Macht erkannte im Herzen; deßwegen hatte ich auch Muth und klagte nicht.

Jetzt wird Ihr Herr Vater in Paris sein, denke ich mir. Ich

[1] Er war am 9. aus der Gegend von Brüssel abgereist, ohne Zweifel über Frankfurt; die beiden ersten Tage scheint er geritten zu sein. Wolzogen, Memoiren, S. 267. Schillers Gattin an Knebel, S. 164.

wünsche sehr, daß wir ihn bald wieder sehen mögen. Ich fürchtete sehr für ihn, weil er keine Gefahr scheut. Bei Maubeuge soll ein Kugelregen auf ihn gefallen sein, und er war ganz, ganz nahe. — Adolph ist sehr gnädig von dem D. Gemahl aufgenommen worden, und er hat's auch nicht vergessen, das Compliment mir auszurichten, welches er ihm auftrug. Auch der Landgraf Christian hat mich grüßen lassen; das hat mich sehr erfreut. Ich fange wieder an mich zu beruhigen, aber ich bin ordentlich matt und angegriffen vor Freude. — Donnerstag hat mich auch Karolinchen mit Ernst von Rudolstadt besucht, aber Freitag früh sind sie wieder fort. Im Mai wird Karolinchen erst herkommen zu mir mit der guten chère mère. In Rudolstadt ist das Schloß illuminiert worden; das muß recht schön gewesen sein. Ganz Deutschland schießt, und ich glaube, Jedes denkt, es hätte mögen das Gewehr nach N.'s Brust zielen. Ich möchte, wie die Armgart im Tell, herum ziehen. Jetzt erst fühlt man doppelt alle Leiden dieser Tyrannei, weil man sie aussprechen kann. Ich habe oft nur in meinem Herzen allein aussprechen können durch Seufzer, wie mich Deutschland, wie ich mir selbst weh machte. Eine schönere, glückliche Epoche wird kommen, oder ist schon da; wir müssen sie nur auch mit Würde aufnehmen und nutzen.

Von der hiesigen Welt weiß ich nichts Besonderes zu sagen, weil einer Freude Hochgefühl unsre Herzen entflammt, und das wirkliche Leben nur so neben her getrieben wird. Der Meister geht nicht aus, weil er sich nicht ganz wohl fühlt. Es sind rheumatische Zufälle. Er ist nebenbei mit seinem Leben beschäftigt; ich werde ihn besuchen, um den Dank meiner Fürstin zu überliefern. Meyer wird bald wieder kommen; ich hoffe mit jedem Tag auf ihn.

Der arme Faucon,[1] der das Unglück hatte, vier Kinder in einem Jahr zu verlieren, dauert mich jetzt recht, und ich bin christlich theilnehmend. Dieses Schicksal ist um den Verstand zu verlieren. Er ist in einer sonderbaren Stimmung, die man nicht

[1] Falk.

versteht, denn er erkennt unser Glück nicht und behauptet immer, es sei nicht so, wenn man ihm etwas erzählt. Sein Unglück macht, daß ich ihm verzeihe; aber es ist mir doch nicht behaglich mit solchen Gesinnungen. Neulich hat er uns gebeten, eine Musik von Pergolese zu hören. Aber er spielte die erste Violine und wollte Alles übertönen, wie er auch sprechend thut. Die arme Baumbach sang mit lauter Stimme falsche Töne. Und das Ganze ward unerquicklich wie der Winterwind, der durch die dürren Blätter säuselt.

Ihre unterthänige

Loloa.

Pr. an L. Ludwigslust, den 11. Mai 1814.

Ich hatte fest darauf gerechnet, den Meister in Töplitz zu treffen, und mit Schrecken habe ich durch meinen Bruder vernommen, daß er nach Berke [1] will. Ich bitte Sie, liebste Schlüsseldame, ihm meinen Fußfall zu thun und zu bewirken, daß er nicht dem Neuen nachhänge, sondern dem Alten treu bleibe, was ihm zuträglich sein wird.

Die Prinzessin kam am 10. Juni nach W. und blieb dort bis zum 23., wo sie nach Töplitz reiste.

Töplitz, den 30. Juni 1814.

Liebe beste Loloa! Nachdem ich gestern Abend hier angelangt bin, muß ich Ihnen auch noch ein paar Worte sagen.

Dresden hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht, und als ein besonders liebliches Bild wird mirs immer im Andenken bleiben. Die schöne freie Lage, die reizenden Gegenden, die schöne Stadt, die schönen Gebäude, großen Plätze, die prächtige Brücke, das Große, Wohlgeordnete, Wohlunterhaltene, zugleich Liebliche und Gefällige des Ganzen machten mir gleich beim ersten Eintritt den wohlthuendsten Eindruck. Die Kunstschätze selbst, der Sinn und Respekt für das Schöne und Gute, welcher sich in dem ganzen Sammel- und Erhaltungsgeist ausspricht, das Leben und Weben des dortigen

[1] Goethe ging im Mai nach Berke.

Künstlertreibens vermehrte mein Behagen. Auf der Gallerie war ich dreimal, und drei Tage war ich in Dresden. Der Christus mit dem Buch war leider in die russische Kapelle für den Augenblick gewandert. Die Madonna ist herrlich, wie ich mir sie auch dachte. Unter Allen machten mir aber den schönsten Totaleindruck die Mengsischen Abgüsse. Wie wohl wird es einem unter denen. Die Antiken müßte ich genauer kennen lernen, um mich durch die Restaurationen nicht stören zu lassen. Ueberall führte mich das Eigenthümchen (Böttiger?) herum, von früh bis am Abend, und das doch ganz interessante Hartmännchen habe ich auch besucht. Nach meinem Geschmack ist sein bestes Bild das aus der Offenbarung, „und es kam ein Mann auf einem falben Pferd, das war der Tod, und ihm folgte die ganze Hölle.“ Das malte er in der Bosheit, während des Waffenstillstands, als die Franzosen sie recht marterten, und Hartmann selbst erzählt ganz komisch, wie die Franzosen immer zu ihm kamen und das Bild bewunderten. Den Erlkönig hat er auch hübsch mit Kron und Schweif in einer hübschen Nachtgegend gemalt. Alle die Künstler dort sind recht fleißig, aber das Rechte fehlt ihnen eben doch allen mehr oder weniger. Das ist aber nur so meine dumme Meinung und ganz unter uns; denn was nun eigentlich das Rechte ist, weiß ich auch nicht. Friedrich sah ich auch und ein paar gute recht Friedrichsche Bilder, wie aus Staub, Nebel, Schnee, Luft, Sturm und Regen zusammengesetzt. Von Kersting ein paar ganz allerliebste. Ich glaube, unter uns, das ist jetzt noch das Beste von Allem. Graf Geßler war nicht mehr da. Körner kam öfter zu mir, und ich trank Thee bei ihnen und freute mich recht dieser Familie. Das Andenken Schillers heiligte sie mir doch besonders. Da Alles in der Welt nicht vollkommen sein darf, so drückte mich beim Anblick Sachsens sein künftiges Schicksal, und es erschütterte mich die gräuliche Pulverexplosion, von der Sie gehört haben werden.

Das Land hierher trägt durchgängig die traurigsten Spuren des Kriegs. Die Einwohner, wenn sie nicht am Nervenfieber

gestorben sind, sitzen a[illegible] Trümmern ihrer Wohnungen. Die Natur übrigens ist her[illegible] einzig, und vor Allem ist es der Anblick auf der Höhe des Ge[illegible]rgs, wo sich ganz Böhmen vor einem hinter einem Meer von Gebirgen aufschließt, bis in die Ebene von Prag. Ich sah immer die Libussa vor mir und hätte sie sein mögen.

Hier ist [illegible] Gegend ungemein schön, die blauen hohen Gebirge umge[illegible] mannichfaltigen Gestalten das freundlich bebaute, weite Thal[illegible] Luft ist südlich milde. Gesellschaft gibt es Gott Lob und [illegible] gar keine. Meine liebste ist mein Goethe. Sagen Sie ihm, da[illegible] ich mich ausschließlich mit ihm beschäftigte, da er nicht her kommen und sich mit mir beschäftigen wollte, und ich entschädige mich auf diese Art ganz gut.

Lahme und Krüppel gibt es genug hier; den ganzen Tag sehe ich nichts als Verwundete, und eben jetzt in nächtlicher Stille höre ich noch Krücken einsam über die Straße schleppen. — Gute Nacht, beste Loloa, gute Nacht!

K.

L. an Pr. Weimar, den 2. Juli 1814.

Gnädigste Fürstin!

Seit Sie von uns sind, bin ich ganz traurig durch die bekannten Gänge zum Vorzimmer geschlichen, weil ich da durch ging am Montag, wo großes Souper und Musik bei der geliebten Hoheit war; ich fand noch Ihre Blumen stehen und nahm mir eine Geraniumblüthe. Auch die Fenster sehe ich vom Stern aus oft wehmüthig an.

Es sind noch viele Nordländer bei uns gewesen; der Fürst Wittgenstein mit seiner sehr hübschen Frau hat mich interessiert, weil ich seine Proklamationen voriges Jahr immer mit Sehnsucht gelesen habe; er ist eigentlich glücklich zu nennen; er hat seine Frau wieder gesehen, ist mit Ehre und Ehrenzeichen und Gütern gesegnet worden, und hat in sich das Gefühl der Tapferkeit und des Ruhms. Ob ich gleich mich vor zu viel Glück fürchte, so will ich es doch glauben.

Die jüngere Tochter der Herzogin von Kurland, Gräfin Talleyrand-Perigord, war auch Montag hier und hat uns mit allen französischen Tournuren und Mienen bekannt gemacht. So wenig Deutsches ist an ihr geblieben, daß man sie zu keiner Nation rechnen kann. Schöne Augen, schöne Züge, doch unglaublich gealtert für die kurze Zeit. Ihre Gestalt ist schön durch die Form. Es ist aber in der Haltung etwas von Madame Stephanie, und diese Lebhaftigkeit und Petulance. Unsre Hoheit mit ihrem schönen Ausdruck, mit der Unbefangenheit und Würde und Liebenswürdigkeit, saß wie eine höhere Natur mit aller Grazie neben dieser Dame, und ob ich gleich sie nicht vergleichen will, so fiel mir es doch recht ein, was Schiller sagt:

Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Dies ist mit den besten, schönsten Worten mein Gefühl gewesen, als ich die geliebte Freundin so ansah.

Nachmittags.

Gestern waren wir beim Meister, der hier ist; Zelter ist bei ihm; wir wollten eigentlich etwas aus seiner Composition der Chöre vernehmen, aus dem Stück für Berlin,[1] die er komponiert; aber wir hörten nichts! — Ich finde doch, es ist noch etwas nicht wie sonst in des Meisters Zügen und Stimme, und eine Art Abspannung, und so, wie wenn er sich in dem Element der Welt nicht heimisch fände; so sprach er in lauter Sätzen, die einen Widerspruch auch in sich hatten, daß man Alles deuten konnte, wie man es wollte. Ich werde immer mehr an den Sachen Antheil zu nehmen getrieben, und für das Große der Menschheit bin ich noch angeregt. Aber der Meister, fühlt man mit einer Art

[1] Epimenides Erwachen.

Schmerz, denkt von der Welt: ich hab mein Sach auf nichts gestellt. Wenn man in der Welt den Glauben ans Gute und Große verliert, so ist es auch für uns nicht da; und wenn wir auch wohl finden, daß es nicht ist und wird, wie wir denken und möchten, so geht doch das einzelne Gute und der Glauben nicht verloren, und wir sind edler für uns selbst, wenn wir in uns diese Tendenz zum Höheren zu erhalten suchen.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Weimar, den 18. Julius (1814).

Gnädigste Fürstin!

Indem wir hier unsre Stadt schmücken wollen, um Ihrem Herrn Vater unsre Freude zu zeigen über seine Rückkehr, geht der Meister durch die Straßen, mißt und rechnet,[1] wie die Fische in Wielands Wintermährchen, die ich so gerne habe, und statt daß jene Fische von einer schönen Fee oder Mohren in die brennende Gluth geworfen werden, so versengt die Sonne und die Hand der Zeit die Kränze und Blumen; der längst erwartete Herrscher zögert immer zu kommen. Auch der Faucon sitzt mit gelähmten Flügeln an seinen erträumten Lauben und hatte hundert Mädchen der Stadt geworben, die alle Kränze gewunden, und hatte Nischen ersonnen, Altäre von Moos, auf denen wohl geopfert werden wird, und die Mädchen sollten singen, was er gedichtet. Und Alles wird nun verzögert! Während dem sitzt er an seinem Hause, und erzählt den Vorübergehenden, die er fest zu halten weiß, seine Ideen. Unser Meyer und P. Hand haben gestern ausgemacht, daß, wer ungestört und unaufgehalten (welches in diesen feuchten Tagen nicht rathsam ist), gehen will, nur bis an mein Haus sicher in der Esplanade wandeln kann. Während dem hat doch ein andrer Theil der Stadt dem geliebten Kaiser Alexander Kränze winden können; die meinigen hat er nicht gesehen, und ich verspare es bis zur

[1] Werke XXVII. S. 302. Der Herzog kam erst am 1. September.

Ankunft Ihres Herrn Vaters. Aber beleuchtet habe ich mein Haus den 16ten sehr hell, als eine gute Deutsche, die gern den Friedenstifter und Befreier von unwürdigen Ketten sich unter diesem Bilde denkt. Er war sehr liebenswürdig, gütig, sagt man, und hat den edelsten Willen geäußert für uns geliebte bekannte Freunde; und ich sah Alles recht heiter aussehend. Daß die Hoheit die Freude hatte, den geliebten Bruder einen ganzen Tag zu besitzen, und in der Stille, denn es war nur Familiencirkel,[1] hab' ich recht im Geist mit genossen. Es ist das erstemal, daß er im Sommer hier war, und er hat den Park besehen und auf den Bänken beim römischen Haus gesessen, ganz allein mit der geliebten Schwester. Das hat mir selbst wohl gemacht, denn sie kann kein Glück empfinden, welches ich nicht mit treuem Herzen ihr gönne und wünsche. Ich weiß wohl, daß, wenn der Geist recht lebendig ist, man augenblicklich den Körper vergißt und sich nicht angestrengt fühlt; aber später fühlt man doch noch Erschöpfung, die sich vermehrt, wenn man sie übergehen will. Ich weiß es aus Erfahrung, mein geliebter Engel! Ich darf wohl dann und wann mehr Kraft anwenden, wenn auch eine längere Ermattung folgte, weil mein Tagewerk jetzt leichter mechanisch abgethan ist; denn meine eigentlichen Beschäftigungen fordern nur mäßige Geisteskräfte; denn denen, die um mich leben, wäre es jetzt noch nicht gut, wenn sie zu hoch gestellt würden. Ob ich gleich dies Andern nicht sage, so wissen Sie doch, wie ichs meine; denn Sie wissen zu gut, wie viel schöne Jahre meines Lebens ich dazu anwendete, um dem geliebten Geiste zu folgen und ihm immer entgegen kommen zu können in jedem Gefühl; jetzt kann ich nur für mich allein die Schwingen zu heben versuchen, die mich sonst empor trugen, denn Niemand versteht dies. Es ist mir viel geblieben, und wenn ich denke, welche Resultate in seinen Werken liegen, so ist dies ein Reichthum, der für ein ganzes Leben ausreichte. Aber ich habe doch noch mehr gekannt. Ich habe gelebt und geliebet; für **ihn** gelebt, und deßwegen kann ich wohl sagen,

[1] Goethe war an Tafel am 15.; Schöll, Br. an Fr. v. St. III. S. 445.

daß selbst die geliebten Umgebungen meiner Kinder mir nie ersetzen können, was ich hatte, daß also mein Geist, wie meine Hoffnungen den Moment überfliegen.

Den 19ten. Nach 3 Uhr.

Daß die geliebte Hoheit heute die Freude hat, ihre schönen Brüder zu sehen, theile ich auch in der Ferne mit; ich zweifle, ob wir sie sehen diesmal. Und es ist noch keine Kunde von der Welt zu mir gekommen heute, außer zwei Militärbesuche, wo ich aber auch von Ihnen gesprochen. Der Herr Adjutant Ihres Herrn Vaters, Baron von Vitzthum, wird Ihnen auch vielleicht in Böhmen zu Gesicht kommen; er war der eine, der andere ein Liefländer. Daß ein Preuße in der Zeit unsrer Angst mir versprach, einen Brief an Sie zu bestellen, und ihn selbst abholen wollte, rühme ich auch noch; glücklicher Weise konnte ich alsdann durch die Post schreiben; aber es freute mich doch, daß er Antheil zeigte an meiner Sehnsucht nach Ihnen, und deßwegen erzähle ich es.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Weimar, den 4. August 1814.

Gnädigste Fürstin!

Gott gebe, daß es Ihnen wohl ist, daß die schöne Luft Ihnen wohl thut, so will ich die böhmischen Berge recht segnen. Die böhmischen Wälder sind mir schon längst lieb durch die Räuber von Schiller, der, als er sie machte, sie wohl so weit entfernt hielt, als Homer das Land der Hyperboräer. Wer wie ich so viel in der Phantasie gelebt hat, dem ist es oft recht wunderbar, wie durch den Sinn und früheren Bezug Manches einem später nahe kommt, was nur flüchtig früher durch die Seele ging.

Wir sind jetzt ganz verwaist, denn auch unsre geliebte Hoheit ist nun in Eger[1] und hat ihren Namenstag unterweges in den böhmischen Wäldern begangen, während wir hier an sie dachten.

[1] Zur Cour in Franzensbad mit ihrem Gemahl.

Mein Herr Ukert war mit seiner Frau hier und hübschen Kindern. Ueber ihn habe ich mich sehr gefreut, denn er ist an Patriotismus seinen Zöglingen gleich und fühlt recht wie ein Deutscher.

Der Monat ist da, wo man Sie mit vieler Sehnsucht in Rudolstadt erwartet.[1] Wenn ich hätte auch nach Töplitz dieses Jahr kommen können, dies hätte mich recht glücklich gemacht; denn bei Ihnen ist das beste Leben meines Herzens immer, mein geliebter Engel! Es ist mir wohl als ein Kampf der Pflicht mit der Neigung anzurechnen, daß ich hier blieb.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Weimar, den 11. September 1814.

Gnädigste Fürstin!

Mit einer eigenen Empfindung nehme ich die Feder wieder, um Ihnen zu zeigen, daß meine Gedanken Sie fest umschlungen halten, ob ich es gleich nicht mehr aussprechen kann, daß Sie den Ton meiner Stimme vernehmen können.

Ich hoffe sehnlich auf eine Nachricht Ihrer Reise. Das böse Wetter hat mir allen Trost benommen; jeder Regentropfen fiel schwer auf mein Herz; jeder Sonnenstrahl war mir erquicklich. — War es Ihnen auf der Reise auch so, so haben Sie gerade am Tag Ihres Eintritts in Ludw. Sonnenblicke gehabt. Gott gebe, daß Ihnen die Reise nichts schadete, damit auch Ihre liebe Erscheinung, Ihr gestärkteres Aussehen erfreue, wie es mich erfreute, als ich Sie von Töplitz wiederkehren sah. Jetzt denke ich mir Sie bald wieder an der Ostsee, meine geliebte Fürstin, und ich möchte alle Mächte des Himmels wie der Erde beschwören können, Alles zu Ihrem Heil beizutragen. Die ganze Welt, das Universum wird mir alsdann noch lieber werden. Der Himmel wird noch freundlich werden für die Herbstmonate, damit auch des Schwures nicht vergessen werde, wenn es nöthig wäre.

[1] Sie kam nicht.

Unsre geliebte Hoheit ist auch heute früh fort mit meinem warmen Segen. Mittwoch Abend war ich einige Stunden bei ihr; da kam sie mir noch recht angegriffen vor, und so gereizt waren ihre Nerven. Sie fühlt tief, daß Sie wieder von ihr sind.

Die gute Marie Ziegesar [1] ist bis gestern geblieben; ich sah sie auch mehreremale, weil sie ganz allein in ihrem Hause wohnt. Ich liebe sie sehr; sie ist so treu, so theilnehmend. Der Ausdruck ihres Wesens ist recht liebenswürdig; sie fühlt sich selbst glücklich, wohlwollend und versteht doch jedes Gefühl in Anderen. Ich habe Louise auch recht gern und glaube gewiß, daß sie gut ist und wohlwollend und treu; aber sie hat mir nicht das Beruhigende, nicht das Gefühl, daß ich ihr so Zutrauen zeigen möchte, als Marie. Ihre große Aengstlichkeit macht sie auch weniger tröstlich, denn alles Unglück des Lebens sieht sie schon wie Cassandra vorher, ohne doch die Kraft zu haben, sich dagegen zu stärken. Wenn sie heitere Begebenheiten erfährt, ist sie sehr angenehm. Ich würde aber doch mehr mit Marie leben, wenn beide hier wären.

Gersdorf ist sehr erfreut, daß er etwas ausrichten kann, und wird Alles pünktlich befolgen, was Sie befehlen. Auch um ihn habe ich mich geängstigt, weil er Donnerstag gegen Abend fort ist, wo es wieder so stürmte. Ich wollte recht, Sie hätten ihn näher kennen lernen. Seine Art, über Alles zu philosophieren, und sein Scharfblick machen seine Gespräche so unterhaltend. Ich denke mir immer noch, wie Schiller sich gefreut haben würde, so einen Menschen hier zu finden, der fähig ist, alles Aeußere zu vergessen, um in der Ideenwelt zu leben. Wenn er über etwas dieser Art spricht, so denkt man, er lebe nur dafür; und gleichwohl weiß er theoretisch seine Ansichten auch in die Gespräche über das äußere Leben überzutragen, und sein Verstand kommt Allem bei. Ich wünsche nur, daß er körperliche Kräfte behält, um es für kein Opfer zu halten, nach außen auch wirksam zu sein; denn er selbst

[1] Geborene v. Berg (eine Liefländerin), war vor ihrer Heirath mit dem Oberforstmeister v. Ziegesar in Hummelshain Hofdame bei der Frau Großfürstin.

wäre glücklicher, wenn er nur den Wissenschaften leben könnte, glaube ich, weil er zu empfindbar ist (empfindlich hat einen Nebenbegriff, den man bei ihm nicht anwenden soll).

Gestern im Theater hat man auch noch seine Freude über die Rückkehr des Gebieters gezeigt, und ein Prolog von Riemer ist von der Jagemann gesprochen worden, sehr gut, aber nicht tief zu Herzen gehend; denn der Herr Riemer hat nur Worte, die er schön und wohlklingend zu gebrauchen weiß; weil er aber, dünkt mir, selbst nicht Vieles tief fühlt, so hat es auch nicht den tief ergreifenden Eindruck erlangt.

Nach dem Prolog wurde die Schuld gegeben, zu einem Feststück, dünkt mir, sehr unpassend; denn so eine Reihe Verbrechen und Strafen gerächet zu sehen, ist nicht wohlthätig. Das Stück beruht nur auf einer Erzählung der Vergangenheit und hat gar keine dramatische Entwickelung. Zu einer Ballade hätte es sich besser geeignet. Ich weiß nicht, ob Ihnen vielleicht der Herr Müllner aus Weißenfels genannt worden ist, dies ist der Verfasser. Er hat eine sehr schöne Sprache, schöne Bilder, aber es fehlt doch etwas, und man vermißt den lebendigen Ausdruck. Werner ist viel originaler, und doch möchte man diesem auch schon mehr klare Kraft wünschen. Die Schauspieler haben vortrefflich gespielt. Aber es hat mich krank gemacht, nicht etwa aus Antheil, aber aus Angst, denn das Grasse ist recht gehäuft in den Situationen, ohne sich wieder aufzulösen im Gemüth.

In dieser Woche, meine theuerste, geliebteste Fürstin, gehe ich noch auf ein Paar Wochen nach Rudolstadt, um die gute chère mère zu sehen und die lieben Fürstinnen; auch will ich in den Bergen herum streichen und mir noch Kraft für den Winter holen. Wird das Wetter beständig, so bleibe ich wohl vier Wochen dort, und vielleicht sechs. Es wird auf mein Befinden auch ankommen, ob ich der Abendluft, den Stürmen mich entgegen stellen darf. Ich will dort Ihrer gedenken und schreiben und von Ihnen sprechen. Die Frau wird auch einige Tage hinkommen, wenn die Beulwitz

verreisen; alsdann will sie noch nach Franken, und ich bilde mir immer ein, sie könnte auch an den Rhein gehen, wenn Adolph in Koblenz bliebe, wohin er wohl geht vor der Hand. Sie wissen wohl, daß man selten weiß, wie lange sie bleibt oder geht. Jetzt ist sie beinahe ein Jahr nicht von der Stelle gekommen; das ist mir eigentlich zu verwundern.

Ihre treue unterthänige

Loloa.

Rudolstadt, den 25. September 1814.

Gnädigste Fürstin!

Damit ich mich auch an dem Element erfreue, welches Ihnen heilsam sein soll, Gott möge es geben, so habe ich mich in die nächsten Bergles an der Saale geflüchtet und genieße die Walddüfte, die reine Luft und Sonnenschein, begrüße den Vaterlandshimmel und die Vaterlandserde. Dabei freue ich mich der Freundschaft. Uebrigens aber bin ich im Geist oft bei Ihnen, und mein Herz hebt sich sehnlich nach der Ostsee. Ach möchte ich bald von Ihnen selbst hören! Durch einen Brief des treuen Boschens an Knebel weiß ich Ihre Ankunft den 8. September, weiß, daß mein Prinz Albrecht mit Ihnen nach Dobberan geht und Boschen; dies alles thut mir wohl.

Hier lebt Alles in Erwartung der zukünftigen Veränderungen, und es wird eine neue Familie gegründet, doch ist der Fürst noch in Homburg, wo auch seine Braut ist. Wie bald er kommt, wissen wir noch nicht. Prinz Philipp war einige Tage auf seiner Reise nach Wien hier, und ich kannte ihn noch nicht. Es ist ein liebenswürdiger, geistreicher Mensch, sehr unterrichtet und gewandt. Ich möchte wohl ihm Gelegenheit zu finden wissen, seine Herrschertalente zu entwickeln; denn er hat recht die Gaben und weiß auch zumal die Menschen zu beurtheilen, zu behandeln, und hat ein vielseitiges Interesse. Heute bis Mittwoch ist der Hof in großer Bewegung, körperlich nämlich, denn die Herzogin von Meiningen ist mit ihrer

Familie gestern Abend hier angekommen. Ich wohne am Fuße des Schloßberges, und ob ich wohl die Gesellschaft des Hofes vermehren soll, so bin ich doch nur dabei, so weit es meine Kräfte erlauben, und möchte vom Schloß herunter mich schnell in einer Maschine senken können, wie die Geistererscheinungen auf der Bühne.

Bei jeder Veränderung des Zustandes fühlt man erst, wie tief die Begebenheiten der letzteren Zeiten auf die Constitution eingewirkt haben, und wie viel Lebenskraft durch die Unruhen und Hoffnungen schneller ist verbraucht worden, als in einem ruhigen, leidenschaftlosen Zustande. Da Alles auf dem Spiel stand, was dem Menschen wichtig und heilig ist, so konnte man nicht ohne Leidenschaft Antheil nehmen. Bei Allem, was ich empfinde, danke ich immer Gott herzlich, daß wir der Sclaverei einer fremden Nation entronnen sind; — daß alle schönen Hoffnungen einzelner Guten in Erfüllung gehen, müssen wir in einer unvollkommenen Welt nicht erwarten; aber indem wir selbst das Gute zu wollen uns bestreben, wird es doch vermehrt. Hätten wir von allen Opfern keinen Gewinn als diesen, nicht mehr gegen unsre Neigungen handeln zu müssen, und nicht den Fluch unwahrer Verhältnisse ertragen zu müssen, so hätten wir schon Ursache, uns glücklich zu preisen. Dieser Zustand wird uns als Nation gewiß bleiben.

Von Wien hörte ich noch nichts. Unsre geliebte Hoheit war noch recht angegriffen, doch da sie das Reisen gewohnt ist, hat ihr vielleicht selbst diese Bewegung gut gethan. — Ihr Herr Bruder kommt vielleicht auf seiner Rückreise hier durch. Unbeschreiblich schön ist die Gegend hier, und gestern Abend habe ich lange das Bild des Mondes auf der Saale verfolgt. Sie sehen ihn vielleicht auf der Ostsee! „Länder und Meere zwischen den Liebenden! Aber die Seelen verlassen den staubigen Kerker und finden sich wieder im Paradiese der Liebe.“ Diese Stelle fällt mir oft ein, wenn ich an Sie, geliebte Fürstin, denke. Auch Schillers Andenken lebt immer so schön in mir in den Gegenden, wo wir uns eigentlich kennen lernten. Sein Geist ist mir nahe. Ich meine oft seine

Worte zu hören, wenn ich die Plätze wiedersehe. Hätte nicht in den ersten Jahren unsrer Verbindung die Disharmonie in der Frau ihren Verhältnissen uns geschmerzt, wenn wir hier waren, so hätte ich auch von unserm Zusammenleben noch freundlichere Bilder. — Aber weil es ihr in ihrem Hause nicht wohl war, so strebte sie immer hinweg, und die Sorgen der guten chère mère, die immer das Band wieder knüpfen wollte, der isolierte Zustand Karolinens, Alles machte uns den Aufenthalt weniger lieb. Alsdann die Sorgen um Schillers Gesundheit, hier wurde er so krank. — Ach die lebhaften Bilder der Vergangenheit, die wir uns aufzubewahren fähig sind, sind süß und schmerzlich zugleich; sie sind aber ein Beweis, und ein sehr gültiger, dünkt mir, wie wir in einer andern Ordnung der Dinge an der Vergangenheit Antheil nehmen werden, und die Gefühle, die uns hier glücklich machten, die rein geistiger Art sind, folgen uns auch in eine bessere Welt.

Ich habe mir des Meisters dritten Theil mit hieher genommen und finde von neuem einen Schatz darin; je mehr man darin liest, je reicher und schöner kommt einem der Geist darin entgegen.

Die gute Emilie hat mir vom letzten August geschrieben. Während wir den Sommer vermißten, hat sie von der Hitze gelitten. Nach Ihnen, theure Fürstin, fragt sie sehnlich und möchte von Ihnen wissen. Sie ist doch eigentlich noch mehr isoliert in Florenz, als sie bei uns war, fühle ich. Wie würde sie sich freuen, wenn Sie nach Nizza kämen! Sie sollte Ihnen aus unserm Geist alle Liebe zeigen, die wir Ihnen bewahren.

Die gute chère mère küßt Ihre liebe Hand. Sie ist rüstig und sieht wohl aus; doch hat sie viele Hofgeschäfte und treibt die Kunst, die Herr Görres als Harmonie der sinnlichen Welt behandelt, denn sie erfindet schöne Decorationen, schöne Geléen, damit die hohen Gäste auch schöne materielle Anschauungen haben.

Ueber die wunderbaren Philosophen fällt mir ein, daß Oken diese Woche Hochzeit gehalten mit Starke's Tochter. Sie liebte ihn lange; da sie das konnte, wird sie, hoffe ich, auch glücklich

sein und dem armen Philosophen das Leben erfreulich machen, den von außen manches Mißgeschick betroffen hat. Welche Resultate seine Ehe auf die Ansichten seines Geistes haben wird, steht zu erwarten, und ob er die Frauen künftig auf eine höhere Stufe stellt. Ich hoffe, er erhebt nun unser Geschlecht vom Urthier zum Urengel.

In Weimar ist es recht still, und ich denke mir Alles den Sonnenschein im Park genießend, des Abends das Theater.

Die Frau wird wohl auch nicht lange ruhig bleiben, da Adolph wieder zu seinem Regiment geht. Zuerst wird sie wohl auf ihre Güter wandern. Ich wollte, sie könnte hier sein, wenn Beulwitzens verreisen wollten. Die Humboldt wird auch einige Tage herkommen. Sie war so krank in der Schweiz, wo sie diesen Sommer war, um sich von einer Krankheit zu erholen, die sie in Wien hatte.

Dem Durchlauchtigen Gemahl meine Verehrung.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Rudolstadt, den 15. Oktober 1814.

Gnädigste Fürstin!

Gestern und vorgestern Nachmittag hatte ich die Freude, Ihren Herrn Bruder hier zu sehen, der auf seiner Rückreise hier durch kam. Sein Husten hat ihn verlassen, und er sieht ruhig aus und hat recht schöne Gegenden besehen, denn er ist über den Bodensee gereist und hat den Rheinfall gesehen. Er hat sehr hübsch über die Kunstwerke, die er sah, gesprochen, vorgestern Abend beim Theetisch. Gestern war er in Schwarzburg, wohin ich auch mitgefahren, und Abends habe ich ihn tanzend verlassen, weil ich mich vor dem Souper noch weg begab, denn es war zu viel für mich in einem Tag, da wir zumal einen hohen Berg gestiegen sind, um ins Schwarzburger Schloß zu kommen.

Mein Aufenthalt hier, der immer beinahe durch schönes Wetter

erheitert wird, hat sehr viel Zerstreuung durch Besuche enthalten. Nach der Herzogin von Meiningen kam der Fürst Günther aus seinem Feldzug zurück, den Tag nach seiner Ankunft die Erbprinzessin von Dessau. Die Prinzessinnen sind recht lieb, und die ganze Familie hat durch den Verlust, den sie erlitten, einen ernsten, milden Ausdruck, und dabei so rechtlich und richtig fühlend. Die zukünftige Fürstin hat mir etwas sehr Interessantes; sie hat den Ausdruck einer sorgsamen Familienmutter und ein hübsches Gleichmaß in ihrem Streben und Ansichten; dabei recht gebildet und die Beschäftigungen liebend. Ich hoffe auch, die neue Familie wird brav und tüchtig das Gute befördern wollen. Der Fürst hat an Selbstvertrauen und Mittheilung in seinem Kriegsleben gewonnen, so wie jeder Deutsche das Bewußtsein gern fühlt, zur allgemeinen guten Sache gewirkt zu haben.

Ich wollte, Sie wären den 18ten hier und sähen auf den wüschten Bergles die glühende Hochwacht. Ich finde den Gedanken sehr gut, die Höhen zu beleuchten. Gottlob, daß es nicht mehr der Glanz der feindlichen Wachfeuer ist, daß die Deutschen sich ihres errungenen Sieges einmal freuen können.

Von Wien haben wir noch nichts gehört, doch hofft man, die geliebte Hoheit ist wohl. In Prag war sie nicht ganz wohl und ist auch von da mit etwas Fieber abgereist. Ich sehne mich recht von ihr zu hören; denn es gehört mit zu meiner Beruhigung, wenn ich fühle, daß mein Segen erfüllt wird, daß ich sie ruhig und glücklich weiß. — Wäre sie nicht ganz wohl, so wäre es mir leid, daß alle die Anstrengung ihr noch mehr schaden könnte. Die geliebten Nichtchen sind wohl und sind noch in Belvedere; dies schreibt mir die Batsch.

Unser Meister ist in Heidelberg gewesen, in Frankfurt; dort hat man ihm zu Ehren ein Stück von ihm gegeben, und seine Loge war mit Lorbeerkränzen geschmückt. Er ist geehrt und gefeiert worden, das freut mich. Ich möchte mir vorkommen, wie Eleonore im Tasso; und wenn ihn die Menge jubelnd begrüßt, möchte ich

ihm meinen Segen im Stillen wirksam geben können. Er ist mir recht neu und lebendig nahe gekommen, da ich jetzt wieder seinen dritten Theil las. Es ist ein Zauber, ein Reichthum, ein Geist darin, der einem immer frischer entgegen tritt, je mehr man damit bekannt wird.

Doch wieder zu den Erzählungen meines Lebens. Die Frau war acht Tage hier und die Humboldt mit vier Kindern. Die zwei jüngeren Töchter, von 14 und 12 Jahren, sind allerliebst. Die Humboldt selbst war in der Schweiz sehr krank, klagte, nach einem Fieber vom Frühjahr, über Schmerz in der Seite; sie machte sich auf, und, während sie auch selbst Bergreisen zu machen versuchte, mußte sie vom Oberland zurück, und in Bern ging ein Geschwür auf, welches ihr allen Athem und Kraft raubte. Jetzt ist sie so kräftig wie immer, und ich hoffe, sie erholt sich immer mehr. Die kräftige schweizerische Bergluft hat wohl die Eröffnung des Geschwürs befördert, aber auch heilend gewirkt. Sie erzählt sehr hübsch. Sie war drei Wochen in Coppet, wo die Staël auf dem Lande zu leben wähnt, und nicht einmal wußte, daß der Mond auf ihren Balkon schien! Spazieren gehen konnte sie gar nicht. Früh um 11 Uhr versammelten sich alle ihre Gäste um sie zum Frühstück. Alsdann wird bis zum Diner, welches gegen 5 ist, die Welt ihrem eigenen Schicksal überlassen. Nach dem Mittagessen wird Kaffee, kurz darauf der Thee getrunken, und alsdann geplaudert bis zum Nachtessen, Musik mitunter gemacht. So lebt sie ein und alle Tage; nur die Besuche wechseln ab. — Sismondi kommt öfter. In einer solchen Existenz genießt man die Natur gar nicht, und ich würde krank von allem Sprechen. Jetzt ist sie in Paris. Sie will leider nur zu gerecht sein und beklagt, wo wir Andern uns freuen. Ich hätte es nicht geglaubt.

Ihre

unterthänige

Loloa.

Weimar, den 5. November 1814.
Sonnabends gegen 12 Uhr.

Gnädigste, geliebteste Fürstin!

Seit dem 28. Oktober bin ich wieder in den Mauern meiner zweiten Vaterstadt, denn ich schwebe wie mit zwei Geistern zwischen den beiden Städten.

Noch möchte ich Ihnen empfehlen, die Symbolik des Traums zu lesen von Schubert. Es ist leicht und kurz gesagt und unendlich schön. Ich habe eben heute mit Freuden erblickt, daß ihm die Leber auch so heilig ist; und da ich sie lange heimlich geehrt habe, so bin ich nicht wenig überzeugt von Allem, was er sagt.

Unser Meister ist auch gesund zurückgekehrt und ist in seiner Vaterstadt geehrt und gepriesen worden. Er hat Besuche gegeben bei mir und sieht recht hell aus. Auch hat er vorigen Dienstag bei Ihrer Frau Mutter uns aus seinem Reisejournal gelesen, wo er in seiner Schilderung der Rhein- und Maingegenden recht meine Sehnsucht erweckt hat. Ich möchte wohl, er öffnete sein Herz der Gesellschaft, und man sähe ihn öfter.

Heute ist ein bedeutender Tag in Rudolstadt; es ist der 21ste Geburtstag des Fürsten; er tritt die Regierung an, die man ungern aus den Händen der lieben Fürstin gibt. Es wird ihm heute gehuldigt, und die Rudolstädter Welt wird lange davon sprechen, denn die spricht viel tout comme chez nous. Mich beunruhigen die Folgen dieser Begebenheiten, weil der Kreis zerstört wird, der die gute chère mère umgab. Die Fürstin von Sondershausen zieht in die Stadt und hat ihre eigene Wirthschaft. Prinzeß Karl mit ihrer Familie wird wohl auch ihren eigenen Herd haben. Die Schwestern selbst lieben sich so und sind sich so nöthig. Ich hoffe sehr, daß der Neffe die Tante und Onkel bittet, zu bleiben, da er so treu die Sorgen des Landes für ihn die Zeit über getragen.

Gleichens ziehen diese kommende Woche vom Hof in die Stadt. Die gute chère mère liebt sie wie ihre Kinder, ist jetzt reicher wie je und ist nicht gewohnt, viel allein zu sein, so daß ich für

ihre Stimmung besorgt bin. Wenn ich Kräfte genug hätte, so wäre ich noch geblieben, um diese Periode zu theilen; aber die Kinder versäumten zu viel. Auch muß Karolinchen nun zur Confirmation sich anschicken. Horn wird sie vorbereiten. Sie wissen, wie er mir lieb wurde bei Karl und Ernst.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Weimar, den 3. December 1814.

Gnädigste Fürstin!

Träumend und wachend sind Sie, geliebte Fürstin, in meiner Seele. Heute Nacht saßen Sie im Hintergrund einer Loge mit Ihrer Frau Mutter allein. Im Vorgrund sprach Wolf einen schönen Monolog von Goethe, und so schön, daß man ihn von dem Balkon herunter lobte und unterbrach; auch des Meisters Lob hörte ich deutlich. Prinz Albrecht mit langen blonden Locken sprang während der Vorstellung freundlich herum, während die langen Ringel seinen Nacken umflogen. — So poetisiert die Loloa wenigstens im Traum; denn in der Wahrheit ist neulich eine Scene im Schauspielhause vorgefallen, die antipoetisch ist, ich war eben nicht dort. Aber man erzählt, daß Herr von Mauderode, ein Offizier (den die Stael in die Klasse der Chambellans setzen würde), soll so gelacht und gepfiffen haben, daß die Madame Lorzing, die eben die Marianne in Goethe's Geschwistern spielte, von der Scene herab hat sprechen müssen und sich Stille erbitten. Was der Meister darüber schelten wird, habe ich nicht erfahren, aber gescholten hat er gewiß. Es war doppelt unverzeihlich; erstlich soll man aus Ehrfurcht vor dem Direktor und um den guten Geschmack nicht zu beleidigen, schweigen; denn es ist eines der lieblichsten Stücke. Auch gegen den Hof ists unziemlich; kurz es hat mich sehr verdrossen.

Wir sehen jetzt den Meister öfter in dem Zimmer der Frau Mutter, wo er über seine italienische Reise erzählt, Details ausmalt, und es ist unaussprechlich, wie sein Verstand immer klar

und weit umfassend um sich blickt in allen Perioden des Lebens; er hat auf Dinge geachtet im Laufe seines Lebens, die wir gar nicht wähnen konnten. Während man ihn als eine leidenschaftlich bewegte Natur nur in seiner Phantasie lebend sich denken konnte, beachtete er das Große und Kleine mit Scharfsinn; er hat Bemerkungen über die National-Eigenschaften der Italiener, Züge beobachtet, die nur ein Mensch auffinden kann, der in der Welt weiter nichts vernähme.

Kennen Sie, geliebte Fürstin, die Schrift von Windischmann, letztes Gericht über Europa? — Er sagt viel Schönes, unter andern aber erwähnt er eines Evangeliums Johannes, welches nicht in die Bibel irgend einer Sprache aufgenommen, aber für sich doch bestand, und aus arabischen Manuscripten vielleicht ins Lateinische übersetzt ist. Daraus übersetzt uns Professor Hand und hat uns neulich recht schöne Geschichten gelesen; sie kommen auch in Herders Legenden vor, der gerettete Jüngling zum Beispiel, und auch die Erweckung der schönen Drusilla. Hand hat so hübsch den einfachen Ton eines Evangeliums beibehalten und die Poesie der Geschichte so rein erhalten, daß es uns recht erfreulich war.

Eigentlich Neues, das heißt ganz Neues, in der Litteratur kenne ich in dem Moment nicht. Ich lese immer wieder in Gibbon, wo die Geschichte der ersten Christenverfolgungen so schön dargestellt wird.

Der Meister las uns neulich auch ein Bruchstück aus der Kunstgeschichte Meyers, wie durch die Entstehung der christlichen Kirchen die Kunstwerke der Griechen zerstreut und zerstört wurden, wie oft die Griechen ihre Götter geflüchtet haben, und wie immer und immer der Geschmack der ersten Zeiten sich in die Gemälde vermischte. Die ersten Zeiten der Madonnenbilder sind alle nach griechischen Vorbildern, auch ohne Schatten meist. Späterhin entstanden schon die idealen mit den wirklichen verschmolzen. Doch Sie wissen es wohl besser als ich, da Ihnen Meyer über die Kunstgeschichte Vorlesungen hielt. Nehmen Sie es nicht ungnädig, wenn ich Ihnen meine Weisheit, die ich gesammelt, vortrage.

Meine Familie ist Ihrem Segen empfohlen, meine Gebieterin. Die Söhne sind fleißig. Ernst studiert eifrig und mit Geist die Rechte, und Karl die Natur als Forstmann und zeichnet und mißt, doch nicht à la Bertuch, sondern wie es seine geometrische Wissenschaft fordert. Karolinchen geht nun auch zum guten Stiftsprediger und wird künftiges Jahr eine große Person. Dieser Unterricht ist mir in ihrer Seele wohlthuend. Emilie treibt indessen noch die Weltkünste und lernt tanzen, um auf Prinzeß Marie ihrem Geburtstag auch eine Rolle zu spielen. Ich freue mich, daß meine Familie auch wieder nicht den Blick, sondern das Herz nur nach den Palästen richtet; denn wie von lange her, suche ich das Liebste in jenen Cirkeln, und mein Herz fand Ruhe, Trost, Mittheilung da, wo so Viele nur den Glanz und Schein suchen. Wie schön ruhte sichs in dem glänzenden Gemache, wenn man Sie dort zu finden wußte, und ein herzliches Wort die ganze andre Wortmasse aussöhnte. Ihre treue Loloa findet sich recht einsam, wenn sie dies erwägt.

Ich küsse die lieben Hände.

Ihre treue, unterthänige

Loloa.

Der Fürst Günther in Rudolstadt soll recht gut regieren und immer die Wege der Billigkeit und des Rechten einschlagen. Das freut mich sehr für die Mutter und meine lieben wüschten Bergles.

Die Briefe Lottens aus dem Jahr 1815 sind verloren gegangen, von der Prinzessin werden die folgenden im Auszuge willkommen sein:

Ludwigslust, den 12. Januar 1815.

Unsere Frau von Stein halten Sie nur immer recht warm und haben Sie sie auch lieb in den unpoetischen Momenten, ihren hübschen poetischen und philosophischen zu Liebe. Vom Meister unterlassen Sie auch ja nicht, im Schutz- und Trutzbund etwas wissen zu lassen. Wenns nur möglich wäre, Sie, liebe Loloa, und den Meister auch zuweilen, in meiner stillen Kammer Abends bei

der Lampe Schein (die etwas Neues bei mir ist und mich recht an Frau von Stein erinnert und an manche schöne Abende) ganz allein bei mir zu haben.

Neulich wurde aus Regensburg ein Lied geschickt, das Goethe in Heidelberg oder Frankfurt am letzten 19. Oktober gemacht haben soll. Kennen Sie es?

Was macht denn Knebel? Es thut mir so Leid, so lange keinen Brief von seiner Handschrift erhalten zu haben, und es ist mir ordentlich eine Entbehrung, da er für mich so eine werthe Gegenwart und Erinnerung vereinigt. Hören Sie öfters von ihm? — Von hier, denke ich, wird Boschen besser zu schreiben wissen, als ich, die ich das tägliche Leben so nicht recht zu malen weiß. Das junge Volk, an dessen Spitze meine Herren Schwäger stehen, kurzweilt sich sehr. Das habe ich recht gerne, und ich liebe es, die Leute nach ihrer Weise gut unterhalten und vergnügt zu sehen.

Ludwigslust, den 14. März 1815.

Inzwischen durchlese ich denn so allerhand, was mir vorkommt; so neulich in Müllers Weltgeschichte das schöne Kapitel der Religionsgeschichte, das, wenigstens für mich, so eine schöne klare allgemeine Ansicht dieses merkwürdigen Gegenstandes zurückläßt. Jetzt lese ich eine Geschichte Karls des Großen, die ich nur gewählt habe, weil ich jetzt gerne etwas in der Zeit studiere, der unsere spätere Verfassung entkeimt ist. Erinnern Sie Sich nicht, daß wir anno 9 oder 10 durch Goethe eine kurze Geschichte Karls des Großen zu lesen bekamen, und war die nicht von Aventin?[1] Meine ist von Dippold. So große Naturen in ihrem Treiben und Wesen einigermaßen betrachten zu können, ist eine gar erbauliche Beschäftigung. Mit ungemeinem Vergnügen, ja mit ganz neuem Genuß las ich neulich wieder die Klage der Ceres dem Boschen vor und hatte dabei eine große Herzerhebung, indem mir Ihres verewigten Freundes Natur und Wesen wieder recht gegenwärtig und bewußt wurde.

[1] Sie meint wohl Einhard.

Ein rechtes Dankfest hielt ich ihm in meinem Herzen und durch meinen Mund zu Boschen, die es verstand. Ich dachte Ihrer so viel dabei und nicht ohne die wehmüthigste Rührung, wenn ich mir Ihr jetziges Dasein und das sonstige dachte. Die Proserpina hatte uns zur Mutter geführt; ich hatte jene gleich vorgesucht, die mir fast unbekannt war, als ich in Ihrem Briefe von ihr reden hörte, und in ihr habe ich unseres Meisters Natur mit großem Ergötzen auch wieder geschmeckt. Was Sie nun von ihm und der Hälfte sagen, finde ich recht wahr, man wird für seine Weichheit fürchten müssen, die durch die rauhen Seiten des Lebens besonders leiden muß, wozu so ein Todesfall gehören würde. Einmal überstanden und wo möglich ausgerissen könnte der Verlust doch wohl unmöglich so bedeutend sein! wenigstens wenn das Gewohnheitsgefühl überwunden wäre.

Nach Tisch. Da war ich, als die Nachricht von Napoleons Entweichung eintraf. Was soll denn das geben? ich bin seiner und Alles, was zu ihm gehört, so satt, daß mir für den Augenblick die ganze Geschichte nur eklich ist. Indessen denke ich, daß vielleicht der Himmel, der ihn schon oft mit solchem Succeß als Strafruthe gebraucht hat, ihn gleich einem Sturmwind nur so für den Moment losläßt, um die sich jetzt Berathenden und Verwirrenden in einen heilsamen Schreck zu setzen, daß sie sich besinnen, die Zeit sei edel, und seine fünf Sinne zusammen zu halten, thäte uns Noth. Diese Guten bedürften wohl der stärkendsten Kräuter zu einem Kopfbade. Die müßten indessen von ganz absonderlichen Kräften sein, unter besonders günstigen Gestirnen ausgestreut und von den Engeln selbst gepflückt. À propos von Wien: Mein Minister, den ich doch wegen Werner befragen mußte, hat ihn predigen hören und schreibt, daß seine Predigten interessant zu hören wären, aber sublime Dinge mit trivialen im Kapuzinerton vermengt und Alles wie eine Stimme der Offenbarung vorgetragen. –

Frau von Stein sagen Sie doch das Schönste und Freundlichste

von mir. Durch meinen Bruder hörte ich, daß es mit ihren Augen wieder nicht gut ginge, was mir gar zu leid thut. Kann und darf sie denn noch lesen, und liest man ihr fleißig vor? Aus der Bibel möchte ich das ihr auch recht gerne thun, denn das ist eine Lieblingslektüre von mir, und wenn ich es eine Zeitlang nicht that, so kehre ich immer sehnsüchtig dahin zurück, und gelabt komme ich davon her. Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich meinen Kindern daraus vorlesen könnte.

Lust, den 4. April 1815.

Noch neulich, als ich am grünen Donnerstag zum Abendmahl ging, las ich hinterher die Rede, welche zu meiner Confirmation gehört, zu Herders und jener Zeit Andenken und war wohl mehr davon durchdrungen als jemals.

So eben kam ein Brief vom 29sten aus Wien, da ist von einem des Napoleon an seine Kaiserin die Rede, den er gleich bei der Landung durch einen Parlamentär an Gf. Bubna an sie befördern wollte.

Er spricht darin que les peuples l'avaient appelé, und endigt damit: ma chère et bonne Louise, tachez de me joindre au plus tôt. Ich möchte gar zu gern, daß Nap. ewig der Franzosen Kaiser bliebe, wenn er nur nicht über die Grenze kann. Meine Kinder lehre ich[1] doch ganz gewiß in der Naturgeschichte, daß die Franzosen Franzosen, d. h. eine den Menschen untergeordnete Klasse von Geschöpfen sind. Dies wird ihnen weit richtigere Ansichten über Vieles geben.

Des Meisters Festspiel wird ja schon in Berlin gegeben. Ich habe mir es dorther bestellt. Einen neuen Lebenstheil dürfen wir wohl auch erwarten?

Die armen Körners dauern mich ganz außerordentlich. Wissen Sie nichts von ihnen? Ich höre, die Tochter soll auch hier beim Bruder begraben werden.

[1] Die Mutter der Herzogin von Orleans!

20. April 1815.

Daß der Meister krank war, habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in seinen Garten, und in einem vertraulichen Stündchen sagen Sie ihm auch von mir, daß ich ihn recht lieb hätte. Sagen Sie das nur so crument, ich scheue mich nicht davor.

Nach der am 2. Mai erfolgten Geburt des dritten Kindes, Prinz Magnus, schrieb die Prinzessin am 5. Juli, wünschte zu Karls Anstellung als Kammer-Assessor Glück; am 2. September aus Dobberan über ihr dortiges Leben und die lange Kur, der sie sich unterwerfen mußte; am 15. September, um sich nach einem zum Instructor empfohlenen Hrn. Becker, einem Mecklenburger, zu erkundigen, der gerade in Hofwyl war. Sie endigt mit den Worten: „In Eile schließe ich, bin aber doch die Alte."

Am 5. November schreibt Frau v. Schiller an Knebel von den traurigen Nachrichten aus Mecklenburg (S. 233). Sie wurden immer trauriger; am 1. Januar 1816 reiste Tinette Reitzenstein, die Jugendfreundin, hin; — am 20sten hatte die Prinzessin ausgelitten. —



Christian Gottfried Körner.
1756 1831



Ludwig Ferdinand Huber.